Abhandlungen

über

verschiedene Gegenstände.

Von

Sr. Eminenz

Cardinal Wiseman.

Aus dem Englischen.

Dritter Band.

(Abhandlungen über Geschichte, Kunstgeschichte, kirchliche Alterthümer u. Landeskunde.)

Mit einer Inschrifttafel, der Abbildung von St. Petri Stuhl in Rom und einem Plane des Forum romanum.

Regensburg.

Verlag von Georg Joseph Manz.

1854.

Vierter Theil.

Aufsätze

über

Geschichte, Antiquitäten und Kunst.

Handbuch

über

Geschichte, Alterthümer und Kunst.

Spanien.

Art. IV. — 1. *Revelations of Spain in* 1845. By an English Resident. 2 vols. 8vo. London: 1845. Colburn. — Enthüllungen über Spanien im Jahre 1845. Von einem englischen Resident.

2. *Journal of a Clergyman, during a Visit to the Peninsula, in the Summer and Autumn of* 1841. By the Rev. W. Robertson, Minister of New Greyfriars, Edinburgh, Blackwood: 1845. — Tagebuch eines Geistlichen während eines Besuches der Halbinsel im Sommer und Herbst 1841.

3. *Diary of Travels in France and Spain, chiefly in the year* 1844. By the Rev. Francis Trench. 2 vols. 8vo. London: 1845. Bentley. — Tagebuch einer Reise in Frankreich und Spanien, hauptsächlich im Jahre 1844.

Diese und andere Werke, welche, seitdem wir unser Verzeichniß eröffnet haben, erschienen, sind Beweise des Interesses, das man an dem Zustand der Halbinsel zu empfinden anfängt. Ein Land, welches seit mehr als zwanzig Jahren nichts als der Schauplatz fortwährender Revolutionen gewesen zu sein scheint, welches, während jede andere große europäische Nation des vollkommensten Friedens genoß und ihre Hülfsquellen vermehrte, in eine Reihe von bürgerlichen und fast provinziellen Kämpfen verwickelt worden war; ein Land, in welchem alle Elemente der Gesellschaft in ein politisches Chaos, von dem eine neue Schöpfung entstehen sollte, gestürzt worden war, ist jetzt wenigstens ruhig geworden und taucht aus einem Abgrund der Unordnung auf; nach einigen Zuckungen, die immer schwächer und schwächer wurden, scheint es seine aufrechte Haltung gewonnen zu haben; Ordnung und eine starke Regierung haben seine Rechte festgestellt, und der

Strom ruhiger Gesetzgebung, der so lange versperrt oder abgeleitet war, hat seinen Lauf in seinen gehörigen Kanal begonnen. Ein Land in einer solchen Lage muß das Interesse erwecken. In dieser Richtung ist es bereits vom Staatsmann und vom Utilitarier besucht worden; und seine Hülfsquellen, die inmitten des gereiften und welkenden Glücks anderer Staaten noch jugendlich sind, wurden genau abgemessen und berechnet. Leute, die eine Eisenbahn projektiren, nach mineralischen Schätzen suchen, Brückenbauten unternehmen, sind bereits an Ort und Stelle geeilt; und die Spanier sollen zu dem unbegreiflichen Luxus gebracht werden, statt zwanzig Meilen auf dem Esel eines Arriero's oder in einer verzweifelten Diligence, die von zwanzig Maulthieren gezogen wird, zu machen, noch einmal so viel Meilen auf den Schwingen des Dampfes in einer Stunde zu durchfliegen. Sie werden den Zwischenzustand kostspieliger Straßen, die jetzt mit Gras überwachsen sind, und der „Nimrode" und „Wunder", welche vermittelst „Blutkraft" [1]) zwölf Meilen in einer Stunde durcheilen, nicht durchzumachen haben.

Während indessen Viele von Spanien als dem neueröffneten Markte für neue Spekulationen interessirt werden, wenden sich unsere Augen natürlich auf dasselbe, um die „alten Pfade" zu suchen, und spähen begierig nach jedem Anzeichen seines moralischen und religiösen Zustandes. Und nicht bloß als Katholiken, sondern namentlich als englische Katholiken finden wir uns hiebei zu dem ungewöhnlichen Schauspiel, das Spanien bietet, hingezogen. Hier haben wir ein Land, von welchem vor allen anderen angenommen wird, daß Alles, was je von dem Munde des Verläumders als ein Vorwurf auf unsere heilige Religion ausgegossen wurde, in ihm zu seiner Reife gelangt sei. Wer hat nicht seit Jahren von der religiösen Unwissenheit Spaniens gehört? von seinem Aberglauben? von seiner Priesterherrschaft? Wer hat nicht von diesem edlen Lande sprechen hören, als sei es mehr, als irgend ein anderes, ein Beispiel des Zustandes der Verworfenheit und Herabgekommenheit, zu der ein Volk dadurch gebracht werden könne, daß es die Bibel nicht liest, sondern sich blindlings von hinterlistigen Priestern führen läßt? Wiederholt ist ausgesagt worden, seine Religion bestehe bloß aus äußerlichem Gepränge, der Arme werde durch großartige Ceremonien in glänzenden Kirchen an Altären, die von dem

1) Ein spanischer Ausdruck für „animalische Kraft".

Reichthum Indiens strahlen, geblendet; ihre Sinne seien geknechtet, während ihre Vernunft unüberzeugt und ihr Herz unlauter sei; Haufen enorm reicher und listiger Priester, Haufen träger Mönche und Brüder seien mit einer despotischen Regierung verbunden und werden von einer grausamen Inquisition unterstützt, um das Volk in beständiger Täuschung, Sklaverei und Irrthum zu erhalten. Spanien wurde in dem Munde der Protestanten sprichwörtlich, als der Typus der zu ihren Konsequenzen durchgeführten katholischen Religion, das aber als solches ein trauriges Gemälde geistiger Verlassenheit und Verworfenheit darbiete.

Was sollte man nun natürlicherweise von einem Lande, das sich in solchen Umständen befindet, sagen? Was anders, als man nehme die äußeren Stützen weg und das Gebäude wird einstürzen. Man entferne, was bisher das Volk anscheinend religiös gemacht hat, und die Hohlheit des Systems wird sich zeigen, und es wird bloß eine Masse von Treulosigkeit und Immoralität überbleiben, die ihre äußerliche Anständigkeit und züchtige Bedeckung abgelegt hat. Gut, Alles geschah, was geschehen konnte, um diese schmerzliche Probe, dieses Brennen mit glühendem Eisen an dem Körper der spanischen Kirche vorzunehmen. Für's Erste wurde sie aller weltlichen Güter beraubt und so arm und bedürftig gelassen, als nur immer der glühendste Bewunderer apostolischer Armuth sie zu sehen wünschen konnte. Alle Kirchenländereien wurden vom Staate eingezogen, alle Zehenten aufgehoben, alle denkbaren Einkommensquellen verschlossen, und an die Stelle alles dieses eine Pension gesetzt — und höchst gewissenhaft nie ausbezahlt. Zweitens folgten die Gewaltthätigkeiten der plündernden Feinde und liberale Raubsucht (wie schlecht passen die zwei Worte zusammen) der Mendizabals und Esparteros auf einander, indem sie die Kirchenschätze zuerst ernteten und dann sammelten, und zwar in solcher Ausdehnung, daß dem Gottesdienst fast durchaus sein Glanz genommen, und Altar und Heiligenschrein ihres Schmuckes und ihrer Zierden beraubt wurden. Sie haben jeden Fond, die Kosten des Gottesdienstes zu bestreiten, ausgesogen und die Priester durch Hungertod vom Altare vertrieben. Alles, was die Ceremonien und die Liturgie der katholischen Kirche so armselig und elend als möglich machen konnte, wurde mit dem größten Eifer vollführt. Drittens, das Band zwischen Kirche und Staat wurde nicht bloß offen, sondern prahlerisch zerrissen durch die Verbannung von Bischöfen, Würdenträgern und Pfarrern aus ihren Diöcesen oder aus dem Lande, und

durch Maßregeln, die kaltblütig darauf berechnet waren, die kirchliche Ordnung in Mißachtung zu bringen. Jede religiöse Körperschaft wurde aufgelöst, die Mönche auf die Straßen gejagt und ihr ganzer Einfluß vernichtet. Wo zehn Geistliche gewesen, die nach Regel oder Herkommen gut versorgt waren, wurde kaum ein armer Pfarrer zurückgelassen.

Hier ist wahrhaftig genug, um die Reinheit des Glaubens in Spanien bis auf's Fleisch zu prüfen, und die Behauptung zu bewähren, daß Aeußerlichkeiten die Religion seiner Bevölkerung ausmachten und seinen Gottesdienst bezeichneten. Wer je das Gemälde für richtig hält, welches wir oben von dem Zustand entworfen haben, in welchem wie man geglaubt hat, Spanien ist, würde er nicht vorausgesagt haben, daß in dieser Zeit dessen Volk gottlos, der Klerus ohnmächtig und sein Gottesdienst verödet gefunden werden würde? Wer würde, falls er eine solche Meinung hegte, nicht erwartet haben, daß die Wenigen, welche noch an die entheiligten Altäre ihrer Väter gefesselt blieben, an den Thoren der zerstörten Kirchen gesucht werden müßten, wo sie, wie Jeremias, beklagen, daß die Wege Sions verödet sind, und daß Niemand zu seinen Festen kömmt?

Aber Gott sei Dank, es ist nicht so. Und wir glauben in der That, es wird für viele katholische Herzen ein Trost sein, dies zu hören. Aber obgleich wir uns nicht anmaßen zu denken, Jemand, der diesen Namen trägt, würde derartige Ausdrücke gebraucht haben, wie wir einem Protestanten in den Mund legten; so müssen wir doch, auf Grund von so Vielem, was wir oft gehört haben, fürchten, es habe sich unter uns selbst das Vorurtheil eingeschlichen, und unser Urtheil über dieses große und edle Land befangen, ein Land, das uns in unseren Tagen der Trübsal Schutz gewährte und uns die Mittel verlieh, seit Jahrhunderten den Klerus zu erziehen, der trotz Folter, Galgen und Viertheilen die wahre Religion in England aufrecht erhielt. Nicht wenige Katholiken werden in dieser Sprache so weit gegangen sein, welche, wie wir uns einbildeten, oder wie wir wenigstens gefürchtet haben mögen, einige Wahrheit enthalten konnte.

Wir für unseren Theil haben indessen vom Beginn der großen religiösen Kämpfe in Spanien an eine solche Idee mit Verachtung zurückgewiesen. Es mögen vielleicht frühe und unbestimmte Eindrücke gewesen sein, die sich mit den Erinnerungen der Kindheit, welche nichts zu verwischen im Stande ist, vermischten, die uns zu der Ueberzeugung gebracht haben, es seien dort Glaube und tiefe religiöse und moralische Gefühle fest

eingewurzelt gewesen; und dieses Bewußtsein mag aus unserem Geiste die Einflüsterungen und Beschuldigungen, welche wir so oft gegen die Religion Spaniens gehört haben, verdrängt haben. Oder es kann auch sein, daß solche Beweise, welche der Zufall uns in den Weg führte, sämmtlich die Erzählungen der Reisenden und Apostaten in Bezug auf den Klerus und das Volk Lügen straften. Wir haben gesehen, daß die verbannten Religiosen Spaniens, als das Aufhebungsdekret erlassen wurde, sich an die Gemeinschaften anderer Länder anschlossen und überall durch die Strenge ihrer Disziplin und die Heiligkeit ihres Lebens erbauten. Wir haben gesehen, wie Spaniens verbannter Klerus in den Städten Frankreichs, wenn auch ohne Geld und dem Hunger ausgesetzt, doch in kleinen Gemeinschaften lebte, wie er andächtig das Offizium im Chore sang und ein ruhiges, für Niemand anstößiges Leben führte, bereit zu jedem guten Werke und exemplarisch in der Ausübung jeder Pflicht. Wir haben gesehen, wie die kühnen Jünglinge Kataloniens die Verdecke der mittelländischen Dampfboote erfüllten, als sie freudig von Rom zurückkehrten, wohin sie sich ohne Reisetasche und Beutel begeben hatten, um die Ordination zu erhalten, welche sie wegen der Verbannung ihrer Bischöfe oder der zweifelhaften Jurisdiktion der Administratoren, die sich auf die vakanten Sitze eingedrängt hatten, oder wegen Verhinderung durch eine ungläubige Regierung zu Hause nicht hatten erhalten können. Wir haben gesehen, daß sich die Bischöfe, welche durch die Geißel der Revolution vertrieben worden waren, durch ihre Gelehrsamkeit, ihre Tugenden und ihren unbeugsamen Muth die höchste Achtung erwarben. Wir haben endlich gesehen, wie viele Laien Spaniens, darunter Jünglinge von Geburt und Erziehung, fest an ihrer Religion hingen und eifrig den Verpflichtungen derselben nachkamen, indeß sie von der Heimath ferne waren. Mit solchen Beweisen, die uns der Zufall an die Hand gab, so gut als durch fast regelmäßige Beachtung der religiösen Zeitschriften dieses verläumdeten Landes, haben wir seine religiöse Krisis mit einem Auge voll Hoffnung beachtet; wir haben mit unwandelbarer Beständigkeit den Berichten der „eigenen Korrespondenten" (eine Zunft, welche mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen jede Regierung des Kontinents mit gutem Gewissen verbannen dürfte) aller Zeitungsblätter keinen Glauben geschenkt, und haben Trost und Vertrauen aus der Erinnerung an den Ausgang jedes großen Streites zwischen katholischen Prinzipien und der Tyrannei der Staaten geschöpft.

Es sind unsere Ansichten über das Ergebniß dieses Kampfes und der diesen begleitenden Stürme und Schrecken, was wir unseren Lesern vorlegen wollen; und zwar nicht bloß unsere Ansichten, sondern auch die Gründe, auf die wir sie gebaut haben. Man darf natürlich von uns erwarten, daß wir zunächst etwas über die Werke sagen, die wir in Beziehung auf unseren Gegenstand oben angeführt haben. Zwei derselben sind von Geistlichen, welche die zwei Pole des Protestantismus — den Anglikanismus und den schottischen Presbyterianismus — repräsentiren. Jeder gibt seine Eigenschaft als „Ehrwürden" auf dem Titel an und Jeder gibt klar vor, sein Werk sei die Darlegung des evangelischen Gesichtspunkts und eines heiligen Abscheues vor dem Papismus in Verbindung mit Spanien. Sie drücken den Triumph selbstzufriedenen Privaturtheils über eine Kirche und eine Religion aus, welche sie weder verstehen, noch auch verstehen können.

Unser anglikanischer Tourist täuscht uns durch das Titelblatt — „Tagebuch einer Reise in Frankreich und Spanien, hauptsächlich im Jahre 1844" — auffällig. Denn in Wirklichkeit besteht „die Reise in Spanien" aus einer Exkursion über die Pyrenäen bis nach Pampelona, mithin von nur wenigen Tagen. In der Vorrede zu dem Werke werden wir sorgfältig belehrt, daß der Charakter des Verfassers als Geistlicher sich auf jeder Seite ausprägen werde. Er reiste, um sich mit dem Zustande der Religion — des römischen Glaubens — in Frankreich bekannt zu machen, und offenbar wird sein „Gefühl der Verantwortlichkeit für Zeit, Aufmerksamkeit und Interesse, welche an Jemand geknüpft ist, der die Stellung eines Geistlichen einnimmt," es sein, das ihm jeden anderen Zweck auf der einen Seite der Pyrenäen untersagte, und auf der anderen Seite keine Aenderung seines Grundsatzes zugelassen hat. Wir wollen nun die Behauptung wagen, daß er auf seiner Rückkehr von beiden Ländern beträchtlich weniger von dem wußte, was er erfahren wollte, als zu der Zeit, zu der er abreiste. Denn Unwissenheit ist in Wirklichkeit mit der wahren Kenntniß viel näher verwandt, als falsche — positiv falsche Begriffe. Einer, der von Muselmännern nichts weiß, weiß mehr, als Einer, der sie für Christen hält. Auch Mr. Trench würde in Bezug auf seine Bekanntschaft mit Katholiken besser daran sein, wenn er in glückseliger Unwissenheit zu Freehills geblieben wäre, als er es jetzt ist, nachdem er so viel Unsinn und so viel Unwahrheit auf seinen Reisen in den zwei Ländern so sorgfältig gesammelt hat. Es ist nicht unsere Absicht, seinem Charakter

zu nahe zu treten; denn er scheint wirklich ein sehr liebenswürdiger, gutmeinender Gentleman zu sein. Er widmet sein Werk seiner Frau; und scheint immer ganz vergnügt und zufriedengestellt zu sein, natürlich das ausgenommen, worin es sich um die Religion handelt; auch scheint er immer bereit zu sein, die gute Seite von Menschen und Dingen zu sehen, nur nicht beim Papismus. Sollte aber irgend Jemand in der Erwartung dies Buch durchblättern, auch nur den geringsten denkbaren Beitrag zur Belehrung hinsichtlich des religiösen Zustandes Spaniens oder seines Volkes darin zu finden, so ist er unvermeidlich verurtheilt, in seiner Erwartung getäuscht zu werden. Mr. Trench glaubt ohne Zweifel, er entledige sich „der Verantwortlichkeit für Zeit, Aufmerksamkeit und Interesse, die an eine Persönlichkeit, welche die Stellung eines Geistlichen einnimmt, geknüpft ist," dadurch, daß er spanische Testamente und Traktätchen austheile, während er durch einen geringen Theil des Landes reist. Wenn er „solche Testamente und einige Traktätchen" vertheilt hat, denkt er, er sei jetzt sicher, daß es „ein Leichtes ist, hier das Wort Gottes zu zerstreuen" (sic)! (Bd. II. S. 72.) Wir dürfen aber sicherlich nicht erwarten, über den Zustand der Religion in diesem großen und fast geheimnißvollen Lande aus dem Tagebuche eines Klerikers viel zu lernen, der ein apostolisches Werk zu thun glaubt, dadurch daß er eine Partie junger Damen in einem von Ponny's gezogenen Phaeton in dasselbe fährt, selbst wenn die Ponny's grau und der Phaeton von Mr. Cole von Fareham gebaut war! [1])

Man darf natürlich erwarten, daß der presbyterianische Geistliche mit noch weniger günstigen Augen auf das katholische Spanien blickt. Er hegt wirklich „die Hoffnung, er habe für die Gunst eines gewissen Theils des Publikums eine Empfehlung vor der voraus, welche die Touristen im Allgemeinen besitzen, die nämlich, daß er versucht habe, Alles mit dem Auge eines Dieners des Evangeliums Christi zu betrachten." Was dies für ein „Auge" ist, können wir nicht entdecken, wenn wir nicht aus Stellen in seinem Buche darauf schließen wollen, die wir jedoch nur ungerne anführen. Eine derartige findet sich S. 31 und 32; sie beginnt mit einer feierlichen Anrufung

---

1) Wir wollten dieses Werk bloß deßwegen angeführt haben, weil es keine schlechte Probe eines oberflächlichen Reisens ist, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen. Was seinen Protestantismus betrifft, so ist er von der niedersten Sorte.

Gottes wegen des religiösen Zustandes von Spanien, mit diesen Worten: —

„O Herr, wie lange, wie lange willst du es noch dulden, daß Tyrannei und Pfaffentrug das Evangelium und die Diener des Evangeliums (!) von diesem sündhaften Lande ausschließen? Erhebe dich, Sonne der Gerechtigkeit, mit Heil auf deinen Schwingen!"

und fährt dann wenige Linien später in einem Tone weltlichen Leichtsinns fort, der jedem spanischen Geistlichen, hätte er so geschrieben, Suspension oder harten Tadel von seinem Bischofe zugezogen hätte. Das „Auge" des „Dieners des Evangeliums" scheint sich auf Alles gerichtet zu haben, nur nicht auf geistige Gegenstände. Die ganze Stelle ist für uns unaussprechlich wiederlich.

Dieser Herr hat auf seinen Reisen durch das südliche Spanien natürlich seine eigenen Ansichten über den Zustand der Religion daselbst und über die Mittel, ihn zu verbessern.

„Spanien," schreibt er, „scheint sich in einem Uebergangszustand zu befinden. Es hat in einer gewissen Ausdehnung das Joch des Papismus abgeschüttelt, ohne etwas Besseres an seine Stelle zu setzen. Wie mächtig könnte in einem solchen Lande der Einfluß eines gläubigen und energischen christlichen Geistlichen zu Gibraltar sein, der bereit wäre, die Offensive sowohl, als die Defensive zu ergreifen, — ein Missionär sowohl als ein Seelsorger zu sein!" — S. 180.

Ferner: —

„Ich habe gesagt, Spanien befinde sich in einem Uebergangszustande. Aus den Gesprächen, die ich mit Personen, welche mit dem Zustande des Landes bekannt sind, gehabt habe, geht klar hervor, daß eine wichtige Veränderung in den religiösen Ansichten und dem religiösen Charakter des Volkes vor sich geht. Diese Veränderung begann sich schon vor der Aufhebung klösterlicher Institute und vor der neuerlichen Einziehung eines Theils der Kirchengüter zu zeigen. Diese Neuerungen haben indessen viel dazu beigetragen, den bereits wankenden Bau des Aberglaubens zu erschüttern und den bereits schwindenden Einfluß der römischen Priesterschaft zu vernichten. Niemand kann Spanien betreten, ohne zu staunen über den Widerstreit zwischen seinen vorgefaßten Begriffen von der abergläubischen Verehrung der niederen Stände Spaniens für die Mummerei des Papismus und zwischen dem wirklichen thatsächlichen Zustand. Ich kenne keinen Theil Europas, in dem der Papismus anerkannt wird, wo von dem gemeinen Volke bei seinen religiösen Ceremonien weniger Ehrerbietung und Andacht beobachtet wird, und es ist notorisch, daß viele abergläubische Gebräuche jetzt ganz verschwunden sind. Bin ich dadurch befriedigt? Ich gestehe, daß ich es bin. Nicht als wollte ich damit sagen, überhaupt gar keine Religion zu haben, sei an sich besser, als der Papismus, sondern weil die allgemeine Einführung der Bibel in Spanien fast hoffnungslos war, so lange der Einfluß der Priesterschaft auf das Volk unge-

schwächt blieb. Eine neue Aera in der religiösen Geschichte der Halbinsel hat begonnen. Geistiger Despotismus — der gefährlichste Feind, den die Wahrheit zu bekämpfen hat, — herrscht nicht mehr, und weltlicher Despotismus ist ganz unfähig, die Bibel gänzlich von einem Lande auszuschließen. Jetzt, da die Anathemas der Priesterschaft nicht beachtet werden, ist das Volk begierig, das Wort Gottes zu empfangen, und die Erfahrung beweist überall, daß, wo ein Volk begierig ist, das Licht zu begrüßen, selbst die nachdrücklichsten Maßregeln des bigottesten und tyrannischsten Despotismus dasselbe nicht in der Finsterniß erhalten können." — S. 185.

Sein Heilmittel ist so schön, wie seine Prämissen: —

„Wenn demnach das Auge des christlichen Taktikers die bisher unbezwingbaren Wälle des Mannes der Sünde in Spanien sorgfältig übersieht, so wird es unfehlbar wahrnehmen, daß bereits eine weite und zugängliche Bresche gemacht ist. Auf denn, ihr Soldaten des Kreuzes! Ewiger Ruhm dem Manne, sei er ein Anhänger der bischöflichen Kirche oder Presbyterianer oder Wesleyaner oder Independent, der die Bresche zuerst mit dem Schwerte des Geistes in der Hand erglimmt! Ewiger Ruhm dem Manne Gottes, der zuerst die Wahrheit Jesu in Madrid predigt!" — S. 188.

Der Art ist die Belehrung, welche eine Person, die den religiösen Zustand Spaniens kennen zu lernen wünscht, von Reisenden erhalten kann, welche vorgeben, denselben ausdrücklich zu ihrem Studium gemacht zu haben. Ihre eigenen fanatischen Ansichten sind das Medium, durch welches sie sehen, und es wird nicht einmal ein Anlauf genommen, eine vernünftige Forschung anzustellen. Mr. Robertson's Begriffe und Hoffnungen über den Gegenstand werden vollständig durch Thatsachen widerlegt, die er selbst anführt und auf welche zuzurückzukommen wir später Gelegenheit haben werden. Wir werden uns gewiß nicht weiter bei ihm nach Belehrung umsehen.

Die „Enthüllungen über Spanien" haben einen viel wesentlicheren Anspruch auf Berücksichtigung. Sie sind das tüchtige Werk eines Mannes, der mit der Geschichte der letzten Zeit, den socialen Eigenthümlichkeiten und den nationalen Kennzeichen Spaniens genau bekannt ist. Es ist mehr Kraft und mehr Wahrheit im ganzen Werke. Aber obgleich es in vielen Hinsichten für uns von Nutzen sein wird, so würde es doch bei unserer gegenwärtigen Untersuchung nur ein schwacher Führer sein; denn die religiösen Zustände und Aussichten Spaniens werden bloß beiläufig und indirekt erwähnt. Der Verfasser ist zu sehr Protestant, und obgleich er offenbar für Spanien und seine Bewohner eingenommen ist, so kann man doch nicht von ihm oder einem seinesgleichen erwarten, daß er die vielen Quellen der Beleh-

rung benützt habe, welche bloß ein Katholik erreichen, verstehen und anwenden kann. Die religiösen Zustände einer Nation müssen aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Ein solcher z. B. ist die Anhänglichkeit des Volkes an die Lehren und Gebräuche seines Glaubens, und die Liebe, welche es dafür fühlt. Wer anders, als ein Katholik, kann nun den relativen Werth, denn sie haben, und die Stufe der Wichtigkeit, auf der sie stehen, wahrhaft würdigen? Ist es Jemanden anders, als einem Katholiken möglich, den Bischöfen und dem höheren Klerus das Vertrauen einzuflößen, wodurch sie bewogen werden, ihm ihre Kenntniß ihres Volkes, ihre eigenen Kämpfe, ihre Leiden, ihre Ansichten, ihre Hoffnungen zu eröffnen, und folglich ihn in den Stand zu setzen, ihre Gelehrsamkeit, ihren Eifer, ihre Beständigkeit, ihre Geduld und ihre andern Eigenschaften zu würdigen, in was immer für einem Grade sie dieselben besitzen mögen? Wer ferner, als ein Katholik, kann den wirklichen Werth des Kampfes um Prinzipien beurtheilen, die, wie die unseres heiligen Thomas, ein Protestant kaum verstehen kann? Ja wer wird im Stande sein, die religiösen Aussichten einer Nation ohne eine genaue Kenntniß der Vorzüge und Mängel ihrer Hierarchie zu ermessen? Wer anders, als ein Katholik, kann zu dem Herzen eines Katholiken dringen, wenn es den Kummer erduldet, der ihm von Ketzerei und Ungläubigkeit verursacht wird, wenn es durch den Argwohn gefährlicher Zeiten den Nachforschungen Aller, außer seiner Busenfreunde, verschlossen ist? Wer anders, als Einer, der als Bruder anerkannt wird, wird in die geheimeren Asyle der Tugend und des Schmerzes dringen, und mit den geheimen Hoffnungen bekannt werden, welche in dem glühenden Gebet und der schweigenden Geduld der klösterlichen Bräute des Lammes aufgehäuft sind? Ja, wie selten kann ein Protestant die Gefühle derjenigen über den Gegenstand kennen lernen, welche in der Gesellschaft über Politik oder Tagesfragen frei mit ihm verkehren, die aber fühlen, daß in Sachen von mehr das Gewissen berührenden Interesse keine Gemeinschaft zwischen ihnen bestehe?

Es mag anmaßend von uns sein, zu hoffen, wir haben dieses schwierige Unternehmen mit Glück durchgeführt; aber wenigstens haben wir den Versuch gemacht, es zu lösen. Wir haben Gelegenheit gehabt, mit den Prälaten dieses Landes theils in der Verbannung, theils auf ihren Stühlen, und mit den Administratoren mehr als einer vakanten Kirche zu verkehren; wir haben die Bekanntschaft mit seinen Geistlichen zu machen gesucht, und diese Bekanntschaft ist bei Einigen, die

sich durch Gelehrsamkeit, Tugend und Scharfsinn auszeichneten, zu Gefühlen zärtlicherer Natur gereift; wir haben Seminarien, Collegien und Schulen besucht; wir betrachteten jedes Institut der christlichen Liebe, als verdiene es eine genaue Einsicht und ganz als ein erhabenes Denkmal des Ruhmes einer Stadt nicht minder als die Alhambra oder Alcazar, und haben das eine oder das andere mit dem größten Interesse erforscht; wir haben deßhalb unsere Zeit in Spitälern, Freistätten, Waisenhäusern und Arbeitshäusern (wenn der Name den Zufluchtsörtern der Armuth und des Alters in Spanien ohne Entweihung gegeben werden kann) und andern solchen Anstalten zugebracht, und überall begegneten uns bloß Höflichkeit und Bereitwilligkeit, Alles offen mitzutheilen. Wir sind in die heilige Zurückgezogenheit manches Klosters gedrungen und haben Erbauung und Hoffnung aus den Tugenden geschöpft, die wir dort antrafen. Endlich haben wir gegenwärtige Untersuchung über den Zustand der Religion in Spanien angestellt, was unser hauptsächlichster Zweck war, als wir das Land unter besonders günstigen Umständen besuchten, die uns in Stand setzten, mit Leuten jeder Partei, verschiedenen Gewerbes und Ranges zu verkehren, und die uns mit Vielen, die gerne bereit waren, uns jede Belehrung, die wir wünschten, zu geben oder zu verschaffen, auf den Fuß der Freundschaft und des vertrauten Umgangs stellten.

Die Resultate dieser auf solche Art angestellten Forschung wollen wir jetzt sofort unseren katholischen Lesern in der Hoffnung vorlegen, daß sie dieselben interessiren werden, wie uns selbst. Unsere persönlichen Forschungen sind zwar auf den Süden Spaniens beschränkt, aber unsere durch Urkunden geführten Beweise werden sich über ganz Spanien verbreiten, und wir werden dafür Sorge tragen, daß ohne eine solche Autorität keine einzige Behauptung aufgestellt wird, außer sie sei das Resultat persönlicher Beobachtung. Indem wir dieses Material unseren Lesern zur Erwägung vorlegen, sind wir weit entfernt, eine weitläufige Erörterung unseres Gegenstandes schreiben oder eine methodische und bündige Abhandlung geben zu wollen. Wir glauben, wir werden unsere Ansichten viel besser in einer mannigfaltigeren und abwechselnderen Form geben, die uns zu Abschweifungen führt, welche vielleicht zu unserem Zwecke nicht ganz unnütz sind.

I. Wir haben bereits bemerkt, es würde unnütz sein, ein Urtheil über den religiösen Zustand oder die religiösen Aussichten eines katholischen Landes zu fällen, ohne einige Data zu haben, um darnach über

den wirklichen Zustand seiner Hierarchie zu urtheilen. Aber dieses eine Element löst sich offenbar von selbst in mehrere getrennte Betrachtungen auf. So ist es von Wichtigkeit, zu wissen, auf welche Charaktere wir zu sehen haben, in Hinsicht auf die Wiederherstellung der kirchlichen Verfassung, der Wiedereinrichtung der Seminarien, wo sie unterdrückt worden, der Reform von Mißbräuchen, welche sich seit einer langen Periode der Anarchie eingeschlichen hatten, der Wiederanfachung des Eifers, der an vielen Orten erkalten mußte, der Zurückführung der durch weltliche Einmischung in Unordnung gekommenen Jurisdiktion in die kanonische Ordnung, und was nicht das Geringste von Allem ist, in Hinsicht der Ausfüllung der ungeheueren Lücken, welche die Unterdrückung religiöser Orden in der Maschinerie zur Belehrung, Leitung und Einwirkung auf die Massen des Volkes erzeugt hat, durch Aufbieten neuer Hülfsmittel. Das muß offenbar ein geschickter Arzt sein, welcher den Körper, von dem jedes Glied und Gelenk durch die Folter, auf die er grausam ausgespannt wurde, zerrissen ist, wieder zusammenfügen, die vielen Wunden und Geschwüre heilen und den Schmerz des Hauptes und die Ohnmacht des Herzens lindern soll. Aber außerdem ist es auch von Wichtigkeit, zu wissen, in welchem Grade das Volk nach einer solchen Behandlung begehrt oder die Kunst des Arztes zu würdigen weiß. Denn wenn dasselbe kein Gefühl für die Sache hat, so ist klar, daß dessen Anstrengungen schwer und vergleichsweise fruchtlos sein werden. Ueberdies ist die Regierung der Kirche ein so wesentlicher Theil ihres Bestehens, daß wir, wenn das Bewußtsein des Werthes derselben verloren gegangen wäre, fürchten müssen, es möchte damit noch viel anderes, was von praktischer Wichtigkeit ist, verschwunden sein. So wird da die richtige Würdigung des Sakraments der Firmung zu Grunde gehen, wo der Episkopat herabgewürdigt wird; umgekehrt wird das Verlangen nach diesem heiligen Ritus da, wo er abgeschafft worden war, eine Probe der Achtung sein, deren die bischöfliche Ordnung selbst genießt. Ein Katholik allein kann diese Sätze vollständig begreifen.

Wir müssen gestehen, daß die in unserem Bereiche liegenden Hülfsmittel, um über die Körperschaft der Bischöfe Spaniens zur Zeit der letzten Revolutionen und folglich auch über das Wenige und Viele, was bis jetzt nun davon überlebend geblieben ist, zu urtheilen, uns eine sehr hohe Achtung seines Werthes beigebracht haben. Eine einfache Thatsache wird den Gegenstand einleiten und mehr als Bände sprechen. Beim Beginne des letzten Jahres (1844) waren von den 62 Bischöfen, welche die Hierarchie Spa-

niens ausmachen, bloß 12 auf ihren Stühlen. Viele waren ohne Zweifel durch natürliche Ursachen und Alter, nicht Wenige durch das Ungemach, dem sie ausgesetzt worden waren, umgekommen; aber eine höchst ehrenwerthe, bedeutende Anzahl war im Exil, entweder in anderen Provinzen oder außer den Gränzen des Königreiches. Die Regierung, die gewöhnlich liberal genannt wurde, hatte sich durch willkührliche Maßregeln der edlen Vertheidiger der Kirche entledigt. Wir wollen in limine unsere feste Ueberzeugung aussprechen, daß von revolutionären Regierungen keine ärger despotisch sind, als diejenigen, welche sich selbst liberal nennen, und wenn das gute Volk in England wähnt, mit dem Fall Esparteros sei auch die Freiheit gefallen, so ist es wahrlich im Irrthum. Die Londoner Bürger, welche ihn und (unwissentlich) den Weibermörder Nogueras, quem secum attulit umbram, festivirten, und dadurch dem nämlichen Geist, der England seine Konstitution gab, ihre Verehrung zu zollen wähnten, würden ganz verschieden denken, wenn sie an sich selber etwas von der Polizeiverwaltung desselben verkostet und einige Zeit unter der Oberleitung eines Mendizabal und der zarten Gnade eines Zurbano gelebt hätten. [1]) Doch so sind eben die Götzenbilder unserer Liberalen!

Die Behandlung der Bischöfe ist ein hinlänglicher Beweis von den Prinzipien dieser Menschen über persönliche Freiheit. Ein Bischof war am Ende auch ein Bürger und ein Spanier, und nach unseren altmodischen Vorurtheilen können wir eine Regierung oder einen Minister nicht begreifen, der ohne Umstände, ohne alle Untersuchung eine Person, die auf konstitutionellen Schutz Anspruch machen kann, in die Ver-

---

1) Es war in der That beklagenswerth, sehen zu müssen, wie die englische Presse für den letzten verzweifelten Versuch dieses elenden Menschen, die Ruhe Spaniens zu stören, Partei ergriff. Er wurde als die Hoffnung und das Heil Spaniens gepriesen. In Spanien kannte man seinen Charakter besser. Wir glauben die Erzählungen von Kirchenraub, die über ihn ausgebreitet sind, nicht gerne; seine blutigen Thaten können, wie wir fürchten, nicht bestritten werden. Eine Anekdote, die wir aus bester Quelle haben, wollen wir anführen. Als Espartero den Diego Leon, Quiroga, Montes de Oca und Andere tödten ließ, wurde dem jetzt als Staatsmann wohlbekannten Galiano von dem Mörder Zurbano nachgestellt. Die Mutter des Schlachtopfers trat ihm entgegen, um dessen Mitleid zu erregen. Die Antwort des Meuchlers war: „Wenn ich deinen Sohn erreichen kann, so wird mich nichts reuen, als das Pulver und Blei, welches nöthig ist, um ihn zu erschießen."

bannung von der Heimath oder aus dem Lande schickt. Und dies war die Behandlung so ehrwürdiger Männer. Durch das, was eine „providencia gubernativa“ genannt wird, — d. h. durch einen willkührlichen Befehl der Regierung — wurde ein Bischof angewiesen, an den zu seiner Verbannung bestimmten Platz sich zu begeben und dort bis zu weiterem Belieben zu bleiben. Und da alle Einkünfte der Bisthümer eingezogen und die an ihre Stelle gesetzten Pensionen nie ausbezahlt wurden, so waren die verbannten Bischöfe, die von den Sympathien ihrer Heerden getrennt waren, der christlichen Barmherzigkeit von Fremden überlassen, die wahrscheinlich mit deren Tugenden und Bedürfnissen nicht bekannt waren. Die Vorwände, unter welchen eine solche Behandlung verhängt wurde, waren verschiedener Art. Einige wurden verbannt, weil sie sich weigerten, die Jurisdiktion einer kirchlichen Junta oder Kommission anzuerkennen, die durch eine Regierungsverordnung vom 22. April 1834 eingesetzt und mit Autorität in geistlichen Sachen bekleidet worden; Einige, weil sie gegen die Unterdrückung der religiösen Orden petitionirten; Andere wieder, weil sie das Eigenthum des Klerus vertheidigten, und Alle endlich, weil sie ihre Zustimmung zu der schismatischen Trennung vom apostolischen Stuhle, die von den weltlichen Leitern beabsichtigt wurde, mit Abscheu versagten. [1]) Der Art waren

---

1) **Pensamiento de la Nacion, vol. I. p. 25.** Da wir diesem ausgezeichneten Journal für seine schätzbare Belehrung oft verpflichtet sein werden, so mag es uns gestattet werden, einige Worte über dasselbe zu sagen. Seine erste Nummer erschien am 7. Februar 1844, und von da an bis auf gegenwärtige Zeit wöchentlich eine Nummer. Es besteht aus 16 Seiten in Oktav, die politischen (die durchaus nach großen katholischen Prinzipien behandelt werden), religiösen und kirchlichen Mittheilungen und literarischen Artikeln gewidmet sind. Sein Ton ist ruhig, gemäßigt und ernst, sein Styl rein und elegant, seine Gesinnungen edel und durch und durch religiös. Es scheint uns das Muster eines kirchlichen Journals zu sein. Es steht unter der Leitung des Don Jaime Balmes, eines jungen Geistlichen, dessen große Fähigkeiten, außerordentliche Gelehrsamkeit sowohl in der Theologie als den profanen Wissenschaften, und dessen der Sache Gottes und seiner Kirche geweihter Eifer die Bewunderung Aller erregen, die die Ordnung und die Wahrheit in Spanien lieben. Von Einigen seiner andern Werke hoffen wir in einem künftigen Artikel weitläufiger zu sprechen; wir müssen aber hier noch ein anderes periodisches Blatt erwähnen, das von ihm geleitet wird und vor obigem und mit demselben erschien, auf das wir gleichfalls uns zu berufen Gelegenheit finden werden. Es ist **La Sociedad, in 8vo.**, von dem die erste Nummer am 1. März 1843 zu Barcelona erschien und das mit dem zweiten

die Verbrechen des spanischen Episkopats, — die Verbrechen unserer heiligen Anselm, Thomas und Edmund, — die Verbrechen, welche vor ihnen einen Gregor VII. und einen Pius VII. in die Verbannung gebracht hatten.

Hätte die englische Kirche in der unglücklichen Periode der Regierung Heinrichs VIII. einen Episkopat besessen, der ebenso bereit zu dulden und folglich ebenso entschlossen zum Widerstand gewesen wäre, wie sich der spanische bewährt hat, so zweifeln wir, ob der Glaube auf eine so verderbliche Weise unserem Lande verloren gegangen wäre.

Wir können die Zahl der von ihren Stühlen vertriebenen Bischöfe nicht genau angeben; denn es steht uns darüber kein Gewährsmann zur Seite, wie Viele in der Verbannung gestorben sein mögen. Aber die Anzahl derer, die sie überlebten und mit Ehren wieder in ihre Bisthümer eingesetzt wurden, ist nicht unbeträchtlich. Am 19. Januar 1844 richtete die Regierung auf das ernstliche Verlangen des Klerus und Volkes von Sevilla eine Note an den heiligen und ehrwürdigen Kardinal Cienfuegos, den Erzbischof dieser edlen Stadt, der seit Februar 1836 in Alikante in Verbannung lebte, worin sie das Verbannungsdekret sehr ehrenvoll widerrief und ihn einlud, zu seiner liebenden Heerde zurückzukehren. Es muß bemerkt werden, daß der Verbannungsbefehl ihn keines Fehlers anklagte, und es würde auch schwer gewesen sein, einen auf sein heiliges Haupt zu wälzen; denn er ist ein Prälat, der wegen seiner Tugenden und seines liebenswürdigen Charakters keine Feinde hatte und keine haben konnte. Aber die Regierung jener Zeit ging damit um, die religiösen Orden zu unterdrücken, und sie wußte, daß er, so mild und edel er war, ihren ungerechten Plänen nie seine Zustimmung ertheilen, sondern daß er sich ihnen widersetzen würde, wie es einem guten Hirten geziemt. Er mußte deßhalb entfernt werden, und dies geschah durch einen der Ministerial- oder diktatorischen Akte, auf die wir angespielt haben. Wir werden auf diesen ausgezeichneten Hirten zurückkommen. Am nämlichen Tage wurde ein ähnliches Zurückrufungsdekret an den Erzbischof von Santiago gerichtet. Diesen Maßregeln der Gerechtigkeit folgten bald andere ähnlichen Charakters. Im Februar und den folgenden

Bande im September 1844 schloß. [Es braucht nicht beigefügt zu werden, daß ein frühzeitiger Tod bald nachher die hoffnungsvolle Laufbahn dieses ausgezeichneten Priesters schloß. In England ist er jetzt durch sein Werk über Protestantismus und Katholizismus, das ins Englische übersetzt wurde, besser bekannt.]

Monaten gingen an den Erzbischof von Tarragona, an die Bischöfe der kanarischen Inseln, von Palencia, Calahorra, Placencia und Pampelona (der seine Verbannung in Pau zugebracht hatte), und entweder damals oder bald nachher an den Bischof von Ceuta ehrenvolle Einladungen ab, auf ihre Stühle zurückzukehren. Der Bischof von Minorca, D. Fr. Juan Antonio Diaz Merino starb am 16. April des nämlichen Jahres in der Verbannung zu Marseille. Wenige Tage vor seinem Tod schrieb er an einen Freund in Madrid und bat ihn um eine kleine Summe Geld, um seine Leichenkosten zu bestreiten, und bald nachdem er sie erhalten hatte, starb er in heiligem Frieden. Ganz Marseille bezeugte die Tugenden, welche Ehre und Verehrung über seine Verbannung verbreiteten. Von seinem Leben und seinem Charakter werden wir bald mehr mittheilen. Wir dürfen ferner die grausame Schmach nicht übersehen, mit welcher der hochbejahrte und ausgezeichnete Bischof von Alcalá behandelt wurde. Obgleich mehr als achtzig Jahre alt, wurde er verbannt, oder vielmehr im Jahre 1837 nach einem afrikanischen presidio oder einer zum Gefängnisse für Galeerensklaven dienenden Festung geschleppt, wohin sogar das Wasser, welches man trank, aus Spanien gebracht werden mußte, wo ein verpestetes Klima herrscht und wo er keine der Bequemlichkeiten gehabt haben konnte, die seinem vorgerückten Alter so nothwendig waren. Aber die öffentliche Stimme, die eine solche Behandlung verdammte, nöthigte die Regierung, ihn, wir glauben nach zwei Jahren, zurückzurufen.

Wir haben hier drei Erzbischöfe und acht Bischöfe, in Allem elf Prälaten, welche edelmüthig die Verbannung ertragen haben, und zwar Viele von ihnen in einem vorgerückten Alter und eine Verbannung, die durch Mangel an Allem erschwert war, Prälaten, die lieber eine solche Verbannung ertrugen, als daß sie die ihrer Sorge anvertrauten Schafe dem Wolfe überlassen oder ein Atom der heiligen Niederlage von Wahrheit, Disziplin oder religiöser Gebräuche, die ihrer Bewachung anvertraut war, aufgegeben hätten. Aber obgleich wir im Augenblick bloß diese Wenigen zu nennen im Stande sind, so ist doch die Zahl gewiß viel größer; denn Einige sind in der Verbannung gestorben, ehe eine glücklichere Aera über die spanische Kirche aufging. Wenn einige Wahrheit in den Gefühlen der alten Kirche ist, wenn sie sich solcher Bischöfe rühmte, die, wie der heilige Athanasius, Hilarius, Chrysostomus oder (um das Land zu nehmen, über welches wir schreiben)

der heilige Fructuosus von Taragona, oder der heilige Eugenius von Toledo, bereit waren, lieber in die Verbannung zu gehen, als den Feinden der Kirche handbreit nachzugeben; und wenn sie sich am stärksten hielt und fühlte, während sie anscheinend am gedrücktesten war (denn virtus in infirmitate perficitur); ja wenn die Hoffnungen einer Kirche nach dem Maße berechnet werden müssen, in welchem wir die Kennzeichen des guten Hirten, wie sie unser Herr angibt, bei ihren obersten Lenkern ausgeprägt finden: so hat die Kirche von Spanien viel Recht dazu, sich eines Episkopats, der in einer solchen Krisis seine schwere Pflicht so großmüthig erfüllt hat, zu rühmen und große Hoffnungen auf ihn zu setzen, und wir dürfen sicherlich Gutes von ihren künftigen Aussichten ahnen, nachdem es so würdige Kleriker erzeugt, herangebildet und zu Würden erhoben hat. Auch kann nicht wohl ein Gegenstück von der andern Seite aufgeführt werden. Es ist sehr möglich, daß sich unter einer so großen Anzahl einige schwache Männer fanden, die sich unter dem Sturme beugten. Der Einzige, der, so viel wir wissen, öffentlich den revolutionären Prinzipien, die seine Mitbrüder in die Verbannung gesendet hatten, huldigte, ist der Bischof von Astorga. Wir haben seinen Hirtenbrief bei Handen, in welchem die Autorität des Staates der der Kirche gleich- und sogar noch über sie gestellt wird, [1]) worin er sehr ängstlich bemüht ist, seiner Heerde beizubringen, daß sie zwischen dem Haupte der Kirche und dem Könige von Rom [2]) (ein Ausdruck, den sogar Pistoja nicht zu gebrauchen wagte) unterscheiden lerne, indem er Letzterem die Verdammung eines Werkes seines Onkels, Felix Amat's, des verstorbenen Bischofs von Palmyra, [3]) zuschreibt, — eine Verdammung, die er deßhalb für ungültig erklärt. Wir bedauern es aufrichtig, daß wir diese Ausnahme von der ehrenvollen Haltung des spanischen Episkopats erwähnen mußten, aber gerade die Ausnahme dient dazu, ihn in ein höheres

---

1) Pastoral del Obispo de Astorga (6. Aug. 1842), Madrid, S. 12.

2) Daf. S. 19.

3) Observaciones pacificas sobre la Potestad Ecclesiastica, 3 vols. 4to. Dieses Werk führte zu einer langen Korrespondenz zwischen seinem Verfasser und dem apostolischen Nuntius, dem nachherigen Kardinal Giustiniani, und endlich zu seiner Verdammung durch die Kongregation des Index. Das oben erwähnte Pastorale wurde ebenfalls verdammt. Der Bischof von Astorga vertheidigte Beide in seiner Apologia Católica de las Observaciones pacificas, etc. Madrid, 1843.

Licht zu stellen. Der Bischof von Astorga wurde Mitglied des Senats.

Nachdem wir so im Allgemeinen von der Handlungsweise der spanischen Bischöfe in den Tagen der Versuchung, welche sie durchzumachen hatten, gesprochen haben, so mag es uns gestattet sein, ohne daß wir ein heiliges Gefühl verletzen, über Einige von ihnen insbesondere einige Worte zu sagen. Unser Zweck hiebei wird nicht bloß der sein, mit ihrem eigenen Charakter bekannt zu machen, sondern auch die Gefühle des Volks in Bezug auf sie kund zu thun. Der Bischof von Placencia hatte sich Cadiz zu seinem Verbannungsorte gewählt. Da er durch Krankheit und Leiden viel ans Bett gefesselt war, sahen wir ihn mit seinen Händen und von seinen Kaplänen unterstützt, für die Armen arbeiten, indem er Rosenkränze zur Vertheilung unter sie verfertigte. Er versicherte uns, daß ihm während der sechs oder sieben Jahre seiner Verbannung die Mildthätigkeit der Gläubigen, auf die er angewiesen war, nie gefehlt habe, und er sprach in Ausdrücken warmer Dankbarkeit von dem religiösen Sinne der Einwohner von Cadiz, welche ihn, obgleich er ein Fremder war, immer mit der größten Freundlichkeit und Achtung behandelten. Der Bischof der kanarischen Inseln war zum Glück für die Stadt nach Sevilla verbannt worden, — wir sagen zum Glück; denn als der ehrwürdige Erzbischof selbst in Verbannung war, ersetzte dieser gelehrte und exemplarische Prälat wenigstens einigermaßen dessen Abwesenheit, indem er gemäß seiner Delegation die Firmung und die Weihen daselbst ertheilte. Jeder, der ihm nahe kam, mußte mit Ehrfurcht und Liebe von ihm sprechen, Gefühle, welche uns der kurze persönliche Verkehr, der uns durch die Umstände gegönnt ward, auszudrücken berechtigt. Während seiner Verbannung veröffentlichte er einige Werke, welche allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Da aber in Bezug auf die Methode, die in den kirchlichen Angelegenheiten Spaniens zu befolgen ist, eine wichtige Kontroverse durch dieselben hervorgerufen wurde, oder vielmehr, da man sie als den Exponenten der Ansichten eines großen Theils des spanischen Klerus, als die beste Grundlage für die künftige Regelung der kirchlichen Angelegenheiten ansehen kann, wenn sie auch von vielen Anderen, die nicht minder talentvoll und eifrig waren, warm bekämpft wurden, so wollen wir sie für einen anderen Theil unseres gegenwärtigen Unternehmens zu weiterer Beachtung aufbewahren. Der Bischof der kanarischen Inseln wurde im Laufe vergangenen Winters

nach Madrid berufen und daselbst von der Regierung mit der größten Auszeichnung behandelt und kehrte auf dem Wege in seine Diözese nach Sevilla zurück, voll der Hoffnungen, die seitdem in Erfüllung gegangen sind. [1])

Wir haben Gelegenheit gehabt, des Bischofs von Minorca zu erwähnen, und wir schmeicheln uns, daß einige Einzelheiten über seinen Charakter und sein Leben nicht ohne Interesse sein werden; denn sie werden dazu dienen, unsere Behauptung, daß die Hoffnungen für Spanien aus dem Charakter seiner Bischöfe geschöpft werden können, zu erläutern. Er wurde zu Inista in Neukastilien geboren; in einem Alter von zwölf Jahren schrieb er in Prosa und in Versen mit großer Gewandtheit und Eleganz lateinisch; widmete sich alsdann zu Alcalá mit außerordentlichem Erfolge seinen philosophischen Studien, und nachdem er zu Toledo in den Dominikanerorden eingetreten war, wurde er wieder auf die nämliche Universität gesandt, um seine theologischen Studien zu vollenden. So sehr zeichnete er sich hier aus, daß er von der Universität von Avila bald zum Professor dieser Wissenschaft ernannt wurde. Während der französischen Occupation Spaniens zog er sich nach Havanna zurück, wo er bei einer öffentlichen Bewerbung einen theologischen Lehrstuhl erhielt. Als er nach Hause zurückgekehrt war, bekleidete er in seinem Orden hohe Stellen, namentlich die eines Priors des berühmten Klosters von unserer Frau von Atocha zu Madrid. Er wurde General seines Ordens und in verwickelten Angelegenheiten von vielen Bischöfen um Rath gefragt. Er gab zwei große und wichtige Sammlungen heraus, die Coleccion eclesiastica, und die Biblioteca de la Religion. Kein Wunder, daß er zur bischöflichen Würde auf den Stuhl von Minorca erhoben wurde. Hier war er das Muster für Klerus und Laien. Sein Hauswesen war exemplarisch, und er stand täglich bei den Gebeten an der Spitze. Jeden Tag brachte er, ehe er Messe las, zwei oder drei Stunden in Betrachtungen und Vorbereitung zu, indem er strenge Prüfung seines Gewissens anstellte. Sobald er zur bischöflichen Würde erhoben worden war, theilte er Alles, was er hatte, unter die Armen und allezeit gab er das weg, selbst das, was ihm aus Privatquellen zufloß. Außer

---

1) [Er wurde seitdem zum Erzbischof von Sevilla ernannt, und es macht dem Verfasser Freude, zu erwähnen, daß sie mit einander in das heilige Kollegium aufgenommen wurden.]

seinen bischöflichen Gewändern war sein Anzug der schlichteste und gröbste, sein Tisch stets der frugalste und seine Einrichtung die einfachste; während der Mahlzeit wurde von Einem aus seiner Umgebung ein religiöses Buch gelesen. Zur Zeit der Cholera und der Hungersnoth gab er Alles weg und erklärte seinen Entschluß, lieber das ganze Mobiliar seines Palastes zu verkaufen, als daß der Arme Mangel leide. Als er einmal in Begleitung eines Freundes in einem Hause einen Besuch machte, und bemerkte, daß dieser nach einem auf dem Tische liegenden Geldhaufen hinblickte, sagte er strenge zu ihm: „Auf was blicken Sie hin? das ist Schmutz, nichts als Schmutz!" Er war sehr leutselig und für Jedermann zugänglich, sehr eifrig für die Schönheit des Hauses Gottes, aber fest in Verhinderung oder Züchtigung des Bösen. Als er es deßhalb im Jahre 1837 für seine Pflicht hielt, seine Zustimmung zu den irreligiösen Maßregeln der Regierung zu verweigern, war er gefaßt, jede daraus entspringende Folge zu dulden. „Ich widersetze mich diesen Maßregeln," sagte er zu Einem seiner Kanoniker, der das Gespräch aufbewahrt hat, „nicht aus politischen Rücksichten, noch aus Opposition gegen die Regierung. Wenn andere Bischöfe zu anderen Ueberzeugungen gelangen, so mögen sie denselben nachgehen. Ich habe als Bischof die meinige der Regierung vorgelegt, und bin gefaßt, was immer der Erfolg sein mag. Sie mögen meine Temporalien einziehen, sie mögen mich verbannen, sie mögen mich über Meer führen, — ich werde mich freudig unterwerfen und mich nicht anders vertheidigen, als durch Geduld." Als der Befehl kam, das Königreich und seine geliebte Heerde zu verlassen, stieß er keinen Laut der Klage aus, sondern ging nach Frankreich. Hier gerieth er bald in gänzlichen Mangel; das Klima, welches für ihn zu rauh war, setzte seiner Gesundheit sehr zu; der Staar ihn nahezu des Augenlichtes beraubte, und sein Gehör wurde sehr schwach. Aber in allen seinen Leiden bewahrte er die nämliche Liebenswürdigkeit der Sitten, die nämliche Heiterkeit des Geistes, duldend und ergeben um seines Herrn willen. Nur der Gedanke an seine bedrängte Kirche, die seinem Herzen immer nahe stand, schien ihm Schmerz zu verursachen. Zuletzt befiel ihn eine ernstliche Krankheit, er wünschte sehnlichst, es möchten die letzten heiligen Gebräuche der Kirche bei ihm vorgenommen werden; er empfing sie voll Glauben und Liebe. Aber zuerst erklärte er feierlichst, er hinterlasse keinen Feind, er verzeihe Jedermann, und bat selbst seine Heerde um Verzeihung, mit dem Wunsche,

man solle seiner Diözese in diesem Sinne schreiben. Nachdem er so gestärkt und getröstet war, näherten sich ihm die Anwesenden, um ihm Glück zu wünschen und er empfing ihre Glückwünsche mit sichtbarer Freude. „Wie fühlen Sie sich jetzt?" fragte Einer seiner gläubigen Nachfolger. „Ah!" antwortete er, „ich blicke sehnsüchtig dem glücklichen Augenblick entgegen!" Wenige Stunden vor seinem Tode fragte er nach dem Gemälde der seligsten Jungfrau, welches über seinem armseligen Bette hing, und als er es an seine Lippen drückte, ergoß sich aus seinen Augen ein Strom von Thränen. Endlich nahm er mit den Worten: „Ich gehe — ich gehe zum Himmel!" von seinem Beichtvater Abschied und gab in seinem zweiundsiebenzigsten Jahre ruhig seine Seele in die Hände seines Schöpfers auf. Er starb, wie wir bereits gesagt haben, zu Marseille, am 16. April vergangenen Jahres. Seinem Leichenbegängniß wohnte eine Masse von Geistlichen und Laien an, bemüht, Zeugniß abzulegen von seinem heiligen Leben und Sterben. Das Nämliche fand bei dem feierlichen Trauergottesdienst Statt, der für ihn zu Toulon, Madrid und Cadiz abgehalten wurde. Als aber sein Leichnam auf Minorca anlangte, kannte der Schmerz und die Verehrung des Volkes keine Gränzen mehr — Alle fühlten, daß sie einen Freund und einen Bruder verloren hatten. Die feierlichen Exequien fanden am 14. Juli in Ciudadela, seiner bischöflichen Residenz, Statt. [1])

Dies war der ehrwürdige Prälat John Diaz Merino, Einer von denen, welche die liberale Regierung Spaniens aus dem Königreiche verbannte und als ihren Feind ansah. Und solche Bischöfe, setzen wir bei, gibt es noch bis auf den heutigen Tag in der katholischen Kirche, die in Gelehrsamkeit, Heiligkeit und Eifer nicht hinter den Zierden und Lichtern der alten Zeit zurückstehen. Und mit solchen Leitern und Führern braucht gewiß keine Kirche zu verzweifeln.

Wir können keinen besseren Beweis dafür anführen, auf welche Art das Volk von Spanien den Werth seiner Oberhirten zu schätzen weiß, als durch das Betragen von Sevilla gegen seinen ehrwürdigen Kardinalerzbischof. Nicht so bald war das Verbannungsurtheil aufgehoben, als die Munizipalität der Stadt eine Deputation nach Alicante sandte, um ihn zu bitten, zu seiner liebenden Heerde zurückzukehren,

1) Wir haben diese Einzelheiten aus der von Dr. D. José Marqués y Gener bei dieser Gelegenheit gehaltenen Leichenrede (Sermon Funebre, etc. Madrid, 1844).

die sich sehne, noch einmal seinen väterlichen Segen zu empfangen. Der ehrwürdige Prälat dagegen drückte sein eigenes sehr besorgtes und inniges Verlangen aus, wieder unter seinen Kindern zu sein, bedauerte dagegen, daß seine geschwächte Gesundheit es ihm unmöglich mache, eine so weite Reise zu unternehmen. Es wurde ihm ein Dampfboot zur Verfügung gestellt, um ihn zur See zu befördern, und als sich dies nicht für thunlich fand, wurde der Vorschlag gemacht, ihn in einer von Männern auf den Schultern getragenen Sänfte einige hundert Meilen weit zu tragen! Konnte sich Anhänglichkeit an einen Oberhirten und Treue gegen die kirchliche Regierung deutlicher und zärtlicher kund thun? Aber leider war es zu spät! An allen Gliedern gelähmt, ist er unfähig, mehr zu thun, als seinen Namen zu unterzeichnen, und dies auf kaum lesbare Weise (mehr als eine Urkunde, in den Ausdrücken der wärmsten Freundschaft abgefaßt, und von uns überaus hochgeschätzt, zeigt uns selbst dies nur zu schmerzlich), aber mit gesundem und klarem Kopfe fährt er fort, aus dieser Entfernung jede wichtige Angelegenheit seiner Diözese zu leiten, und diktirt lange Briefe, die durch ihre kräftige Gesinnung und ihre hellen Gedanken sowohl, als durch ihre Frömmigkeit und ihren Eifer merkwürdig sind. Als er durch eine Klage gegen die Schatzkammer das Seminar seiner Diözese zu Sanlucar, welches mit anderen Kirchengütern eingezogen worden war, wieder erhalten hatte, übersandte er dem Administrator der Diözese den vollständigen Plan und die Statuten für dessen Wiederherstellung. Wohl dürfen seine geistigen Kinder, wie die des heiligen Martin, beten, es möge der sichere Lohn ihres Meisters noch aufgeschoben werden, damit sie den Trost haben, sein Beispiel und seine Leitung zu besitzen!

Bisher haben wir bloß von verbannten Prälaten gesprochen. Wir dürfen aber diejenigen nicht übergehen, welche die Vorsehung zum Troste ihrer Heerden vor dieser Prüfung bewahrt hat. Wir wollen uns auf Ein Beispiel beschränken. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Reisende, während das Packetboot, das ihn in das südliche Spanien geführt hat, mitten zwischen der Bay von Cadiz und zwischen dem Kai dieser schönsten der Seestädte vor Anker liegt, von ihrem Bischofe sprechen hört. Uns ist es so gegangen; der Bootsmann, der uns ans Land ruderte, erwähnte seinen Namen mit Ehrfurcht. Und es wird nicht anders sein, gerade wenn der Fremde, von der bezaubernden Schönheit der Scene, welcher er sich nähert, hingerissen, na-

türlich auf einem ihrer auffallendsten Züge verweilt. Eine prachtvolle Bay, bedeckt von einem tief glänzenden Himmel, der sich in unterbrochenen Stücken in den immer schwellenden Fluthen widerspiegelt, bis nach San Fernando sich erstreckend, die so weit das Auge reicht, mehr einer Schöpfung Claude's, als irgend etwas Anderem ähnlicht, was man in einem nördlichen Klima sehen kann, wird auf der einen Seite von niederen Hügeln eingeschlossen, die mit einer Reihe von Dörfern von schimmernder Weiße bedeckt sind, wie Rota, Port Santa Maria und Puerto Real, und ist auf der anderen Seite von der schönen Stadt begrenzt, die sich mit ihren kühnen Zinnen und schattigen Spaziergängen, mit ihren palastähnlichen Häusern und mit ihren Myriaden von Thürmen, die alle rein und frisch sind, als wären sie eben erst gebaut worden, wie Venedig aus dem Wasser erhebt. — Dies ist der erste Anblick, den ein Reisender von Spanien hat, wenn er es von Süden besucht. Aber über alle Thürme und Kuppeln von Kirchen wird er eine durch Größe und Majestät ihrer Proportionen hervorragen sehen; und wenn er fragt, was es für eine ist, wird man ihm sagen, daß es die neue Kathedrale ist, und daß die Stadt dieselbe dem gegenwärtigen guten und heiligen Bischofe verdankt. Ja, es mag noch so auffallend klingen, — während Spanien von Revolutionen zerrüttet wurde, während alle Kirchengüter eingezogen und veräußert wurden, während der Klerus dem Hunger preisgegeben und das Volk durch die außerordentlichen Anstrengungen zur Führung des Krieges zu Grunde gerichtet wurde, während der Handel in Cadiz aufhörte, [1]) und jede Art von Unglück zunahm, hat dieser wahrhaft milde, edle und höchst liebenswürdige Prälat eine große und erhabene Kathedrale vollendet und geschmückt, und dies, wie er uns selbst versicherte, ohne sich an eine einzelne Person um Hülfe zu wenden, sondern hauptsächlich vermittelst eigentlicher Liebesgaben.

Die alte Kathedrale von Cadiz ist ein armes und unansehnliches

---

1) Früher wurden in Cadiz achtzig Privatfuhrwerke gehalten, jetzt nur noch zwei. Dies muß man indessen nicht für einen Beweis der Noth ansehen, da es mehr von der Einfachheit der spanischen Sitten abhängt. Aber der Handel mit Indien hat Cadiz verlassen und die goldtragenden Galeonen ankern nicht mehr in seiner Bai. Bis jetzt zeigt sich noch kein Verfall in der Stadt, auch wird man nicht leicht unbewohnte Häuser antreffen. Wir freuen uns zu sehen, daß sich hier einige Zeichen wiederauflebender Thätigkeit kundgegeben haben.

Gebäude; der Form nach gleicht sie den römischen Basiliken. Als die Stadt in der größten Blüthe des Wohlstandes sich befand, war es natürlich, daß der Wunsch ausgedrückt wurde, sie durch eine größere und prächtigere ersetzt zu sehen. Demgemäß machte 1716 ein Domherr dem Kapitel den Vorschlag, die Erbauung eines solchen Gebäudes zu unternehmen, und dieser Vorschlag wurde sogleich angenommen. Die Einleitungen nahmen mehrere Jahre weg, und erst am Feste des hl. Namens Jesu, am 10. Januar 1722 konnte der Grundstein feierlich gelegt werden. Die Domherrn gaben zu dem Baue ihre außerordentlichen Einnahmen und Zehnten, sowie einen bestimmten Theil ihres Einkommens her; Viele machten reichliche Schenkungen, wie natürlich auch die Bischöfe; auch die Stadt trug freigebig bei, und die Gläubigen brachten ihr Scherflein. Aber Kriege, Streitigkeiten unter den Bauführern und Schwierigkeiten bei der Eintreibung der wegen des Baues aufgelegten Steuern verzögerten und unterbrachen ihn, bis er im Jahre 1796 ganz ausgesetzt wurde. Der Anblick, den das Gebäude von da an bis 1832 gewährte, war wahrhaft traurig. Einige Theile waren mit Gras überwachsen, das Schiff war zum größten Theil unbedeckt, die Kuppel nicht ausgebaut, die Vorderseite bloß halb aufgerichtet und das ganze Gebäude unbeschützt und unbewahrt. Da die Bildhauereien und der Marmor von Anfang in die Mauern eingebaut waren, so hatten die Einflüsse der Witterung und namentlich der Seeschaum des nahe liegenden Meeres, ferner die Angriffe unbedachtsamer und boshafter Personen allmählig das Gebäude so entstellt und mißgestaltet, daß es mehr den Ruinen einer alten, als dem Anfange einer neuen Kirche glich. Dann kam der Krieg — es wurde als Proviantmagazin benützt, und somit der Gnade einer rücksichtslosen Soldateska überlassen. Endlich wurde aus einem Theil ein Holzmagazin gemacht, während das Schiff zur Seilerbahn diente.

In diesem Zustande befand sich das edle Gebäude, auf welches wenigstens 24,829,796 Realen [1]) verwendet worden waren, als D. Fr. Domingo de Silos Moreno zum Bischof von Cadiz ernannt wurde, indem sein Vorgänger den Stuhl von Sevilla erhielt, den er jetzt so würdig einnimmt. Und zur Ehre des Letzteren sei erwähnt, daß er im Jahre 1819 keine Anstrengung scheute, um seine Heerde für den Ausbau der Kirche zu gewinnen. Zu dieser Zeit war „wenn die

1) 258,643 Pfund, 14 Schilling oder 3,103,720 Gulden.

Kathedrale fertig sein wird" ein sprichwörtlicher Ausdruck in Cadiz, und gleichbedeutend mit den „griechischen Kalenden." Unser ausgezeichneter Bischof war ein Benediktinermönch, der sich durch seine Frömmigkeit auszeichnete, und zu Madrid und an anderen Orten Stellen bekleidete, die große Anstrengung erforderten und eine hohe Verantwortlichkeit aufluden. Er war zum Bischofe in den Kolonien ernannt, als die amerikanische Revolution ausbrach, und ihn zum Glücke für Cadiz verhinderte, dahin abzugehen. Die Folge war, daß er nach einiger Zeit zum Bischofe seiner jetzigen Diözese ernannt wurde. Als er von seinem Stuhle förmlich Besitz nahm und zum ersten Male die alte Kathedrale betrat, brach ihm das Herz. „Ich hatte," so drückte er sich gegen uns aus, „die prächtigen Münster jedes andern Theils von Spanien gesehen, und sagte in meinem Inneren: „Mein Gott! soll dies meine Braut sein — dies ist dein vornehmster Tempel hier!" Er beschloß, er solle es nicht sein, und als er nach Hause zurückgekehrt seine Gefühle Einigen seines Kapitels mittheilte, war er einigermaßen getröstet, als er hörte, es sei noch eine andere, halb vollendete Kathedrale da, obgleich sie keine Hoffnung aussprachen, sie werde je vollendet werden. Er verschob seinen Besuch nicht länger, als bis auf den nächsten Tag, und als er sie betreten hatte, faßte er den Entschluß, sie solle vollendet werden. Dies war im Jahre 1825; aber erst im Jahre 1832 war er im Stande, das Werk anzugreifen. Am 6. Januar dieses Jahres brach in dem Bauholze, das in einer Kapelle der unvollendeten Kathedrale aufbewahrt wurde, Feuer aus, welches sie bald fast ganz zerstörte, und all ihren Marmor und ihre Zierrathen vernichtete. Der dem Gebäude zugefügte Schaden war so groß, daß man Maßregeln für die Sicherheit dessen, was übrig blieb, für nöthig fand. Es schien, als habe dieses Ereigniß den Enthusiasmus des Volkes wieder angeflammt und den ehrwürdigen Bischof mit Muth begeistert, seine lange gehegten Wünsche kund werden zu lassen. Er ernannte für den Bau einen Oberaufseher und eine Kommission, um ihm bei der Ausführung behülflich zu sein, und nachdem er im Kapitel wieder den bischöflichen Stuhl eingenommen, schlug er diesem eifrigen und gelehrten Kollegium die Fortsetzung des Baues vor. Er erbot sich, Alles, was er von seinem Einkommen erübrigen könne, demselben zu widmen und sich auf die einfachste Haushaltung zu beschränken, und er hat gewiß sein Wort gehalten. Die Domherrn dagegen versprachen, aus ihren eigenen Hülfs-

quellen beizutragen, und die Munizipalität und die Handelskammer kamen nicht weniger edelmüthig mit Versprechungen ihres Beistandes entgegen.

Es war am 23. Oktober desselben Jahres, am Feste der heiligen Servandus und Germanus, der Patronen der Stadt, als der gute Oberhirte seine frommen Absichten seiner Heerde mittheilte. Sein bei dieser Gelegenheit erlassener Hirtenbrief ist, wie seine Reden, charakteristisch einfach, folgerichtig und väterlich. Wahrlich, seine eigene Beschreibung seiner Anreden ist ganz richtig. „Ich predige nicht, ich spreche bloß mit meinem Volke — sie sind meine Kinder und ich spreche zu ihnen als Vater." Wir können nicht umhin, eine Uebersetzung des Anfangs seines Hirtenbriefes zu geben. Es ist darin kein Wortgepränge, kein weitschweifiger Versuch, den Eifer anzuregen; er nimmt den Erfolg als ausgemacht, seine vorgeschlagenen Mittel als sicher an. Der gute Bischof stürzt sich sogleich in medias res: —

„Mit der lebhaftesten Freude und Wohlgefallen unseres Herzens kündigen wir euch eine große Freude an — eine Freude, die es für alle Menschen sein muß, aber namentlich für euch, die ihr in dieser Stadt geboren seid oder die Ehre habt, ihr anzugehören. Die neue Kathedrale, dieser seltene und in seiner Art einzige Bau wegen seiner wunderbaren Zusammensetzung nach architektonischen Regeln und wegen der Schätze von Jaspis, Marmor und anderen kostbaren Steinen, die ihn schmücken, — dieser Bau, der mit Erdbeben und den Stürmen seines Nachbars, des Oceans, gekämpft hat, und doch feststeht, indem er die Hiebe seiner schrecklichen Feinde mit keiner andern Vertheidigung parirt, als mit seiner Festigkeit, — dieser Bau ist, nachdem 110 Jahre, seit er angefangen wurde, und 38, seit der letzte Stein eingefügt worden, verschwunden sind, im Begriffe vorbereitet zu werden, daß der göttliche Dienst gefeiert und dem Gott unserer Väter die Verehrung darin dargebracht werde, welche sie ihm um den Preis so vieler Ausgaben und so großer Opfer darin zu widmen wünschten. Dies ist die freudige Neuigkeit, welche unsere Herzen rühren und sie mit süßer und heiliger Freude erfüllen muß: vollendet zu sehen, was unsere Ahnen so sehnlichst wünschten und nicht sehen konnten. . . . . Wir wollen indeß offen sprechen; wenn in den Tagen des Glanzes und des Reichthums dieser Stadt, wenn in den Tagen, als Ströme Goldes und Silbers durch die Straßen von Kadix flossen, dieses Werk, auf welches 30,000,000 Realen verwendet wurden, nicht zur Vollendung gebracht werden konnte, wie kann es klug sein, daran zu denken, es zu einer Zeit zu beendigen, in welcher auf den Wohlstand Verfall, auf Reichthum Armuth in dieser eines besseren Schicksals würdigen Stadt gefolgt ist?

„Hierin nun, meine theuren Kinder, sehet den Finger Gottes, sehet den geheimen Einfluß seiner unergründlichen Fügungen."

Es erklärt sofort, wie ihm bei Gelegenheit seines ersten Besuches

der alten Kirche dieser Gedanke eingegeben worden sei, und legt die einleitenden Schritte ihnen vor. Dann wendet er sich in folgenden Worten an die Mildthätigkeit seines Volkes: —

„Ihr werdet aber sagen, mit welchen Mitteln unternimmst du ein so großes Werk, da ein so großer und verwickelter Bau einer Kirche, wie unsere Kathedrale, so viele Zeit und viele Hände erfordert? Wo werden wir hinreichende Kapitalien finden, um einen Bau zu endigen, welcher schon so viele Millionen (Realen) verschlungen hat, auf daß er nicht ungeziemend für die Wohnung desjenigen sei, der das All erfüllt? Wo? In eurer glühenden Frömmigkeit, geliebte Kinder, in euren edlen Herzen, in einem erleuchteten Eifer für die bessere Verehrung des Schöpfers eures Daseins, des Herrn eurer Herzen und des Heilands eurer Seelen! Dort versprechen wir uns eine unerschöpfliche Quelle zu finden, die uns mit Allem versehen wird, was nothwendig ist, das höchste Glück, welches wir wünschen, zu genießen, nämlich das Tabernakel des Herrn vollendet zu sehen." [1])

Der gute Bischof fährt dann fort, die Gründe für ihre Pflicht, das Werk edelmüthig zu unterstützen, anzuführen, und ermuthigt sie etwas ausführlich durch Beispiele aus der heiligen Schrift. Er ordnet an, man solle in der Kathedrale und den drei ihr untergeordneten Pfarreien Opferstöcke aufstellen, um das Almosen aufzunehmen; und dies war, wir müssen es bemerken, der einzige Weg, auf welchem das Geld gesammelt wurde.

Am Sonntag den 11. November bewegte sich eine stattliche Prozession des Kapitels und des Klerus, den Bischof an der Spitze und unter Beiwohnung der weltlichen Behörden aus der alten Kirche in die neue, wo der Bischof dem Werke seinen feierlichen Segen ertheilte. Die Menschenmenge war unabsehbar, und der Bischof, von der Gelegenheit begeistert, wandte sich an sie in seiner einfachen, aber gefühlvollen Weise, die mehr, als die studirteste Rede, hinzureißen berechnet war. „Es würde thöricht sein," sagt ein Augenzeuge, dessen Erzählung wir unser historisches Detail verdanken, „eine Vermuthung aufzustellen, welches die Gedanken derjenigen waren, aus welchen die große Versammlung bestand, oder was ihre Gesinnungen in Bezug auf den beabsichtigten Erfolg waren; wir dürfen sicher glauben, daß das vorwiegende Gefühl Aller war, dessen Erfüllung liege außerhalb

---

1) **El Obispo de Cadiz a todos los naturales, vecinos y habitantes de la misma. Cadiz, 1832, S. 3 und 10.**

der Hoffnung; denn so viele gewichtige, Allen geläufige Gründe sprachen dafür." [1])

Aber trotz der Ungläubigkeit nahm der Bau seinen Anfang. Der Bischof war der alleinige Schatzmeister, die Kommission und endlich auch die Seele des ganzen Unternehmens. Obgleich er manchmal bis auf den letzten Dollar gekommen war, so stockte doch das Werk nie, und die Vorsehung half immer. Seine eigenen Mittel wurden sämmtlich darauf verwendet; seine persönlichen Beiträge beliefen sich auf 3,960 Pfund, eine große Summe, die ihm kaum genug übriggelassen haben kann, um davon zu leben. Und die ganze zwischen November 1832 (incl.) und September 1843 gesammelte Summe belief sich auf nicht weniger, als auf 22,444 Pfund. Und doch ward nie eine Subscriptionsliste veröffentlicht, noch auch ein organisirtes Sammelsystem befolgt. [2]) Wir fragen, ob solche Thatsachen nicht wie Bücher für den Glauben, die Frömmigkeit und die Edelmüthigkeit der Katholiken Spaniens sprechen, selbst wenn man uns glauben machen würde, diese Tugenden seien kalt geworden und beinahe verschwunden? Und stellen sie nicht die wichtigen Sätze fest, daß daselbst eine innige und vertraute Sympathie zwischen den Hirten und ihren Heerden besteht, daß die Stimme des Hirten von seiner Heerde noch mit Gelehrigkeit vernommen wird, und daß ein Episkopat, der solche Männer unter sich zählt, eine Bürgschaft für die Hoffnungen der Kirche sind?

Am 28. November 1843 weihte der Bischof die Kirche ein. Der Zusammenlauf des Volkes war ungeheuer, und er konnte dem Drange, es anzureden, nicht widerstehen. Seine Rede liegt vor uns, und sie ist wahr-

---

1) **Descripcion Historico-Artistica de la Catedral de Cadiz, por D. Javier de Urrutia. Cadiz, 1843, p. 137.** Der Verfasser des interessanten kleinen Werkes ist eine Magistratsperson der Stadt und ein ausgezeichneter Kunstliebhaber. Er befaßt sich mit einem Panorama von Cadiz vom Thurme der Kathedrale aus, das zu ihren Gunsten ausgegeben werden soll. Den Nutzen übermacht er dem Bischof, gegen den er tiefe Verehrung und Liebe hegt, wie Jeder, der das Vergnügen hat, ihn zu kennen.

2) Man hat uns erzählt, er habe, als er den Thurm anfing, nicht mehr, als einen Schilling in Handen gehabt. Einige Tage vor unserem letzten Zusammentreffen mit diesem ehrwürdigen Prälaten hatte ihm Jemand 250 Dollars gebracht, die Hälfte einer in der Lotterie gewonnenen Summe.

haft beredt, weil jedes Wort ungekünstelt aus dem Herzen kommt.[1]) Aber auch seit derselben hat er sein Werk fortgesetzt. Dieses Jahr wurde eine prächtige Sakristei vollendet, und einer der luftigen Thürme hat beinahe seine Vollendung erreicht. Wenn ihr in Cadiz wegen der Kathedrale fragt, wird man euch sagen, daß man sie ganz dem Bischof zu verdanken hat und daß sie ohne ihn nie vollendet worden wäre, noch hätte vollendet werden können. Alle werden euch dies sagen, nur Ein Mann nicht, und dieser ist der Bischof selbst; wenn ihr wegen dessen, was er gethan hat, ein Wort zu ihm sagt, so wird er es mit einem lächelnden „Nada! Nada!" abwenden, „Ist Alles nichts! Alles nichts! Ich habe von Allem nichts gethan. Es ist gänzlich Gottes Werk, und alle Ehre gebührt ihm." Wir müssen der einhelligen Stimme der katholischen Bevölkerung der Stadt das unparteiische Urtheil eines protestantischen Engländers beifügen: —

„Die Kathedrale von Cadiz," sagt der Verfasser der Enthüllungen über Spanien, „ist innen vollendet und außen der Vollendung nahe. Es ist ein sehr edles Gebäude und in dem reinsten griechischen Baustile. Das ganze Innere ist Jaspis und der reichste Marmor. Den glänzenden Anblick, den sie jetzt gewährt, hat man fast gänzlich dem Bischof der Diözese zu verdanken, der viele Jahre hindurch all' sein Geld, außer was zu einer mäßigen Subsistenz nothwendig war, dem edlen Zwecke, diesen prächtigen Tempel zu vollenden, gewidmet hat. Mit einem Eifer, der eben so groß war, als der, welcher die Mutterkathedralen Europas erstehen ließ, hat er Funken des nämlichen Feuers in tausend andern Herzen angefacht und ist auf dem Punkt, ein Resultat zu erreichen, welches selbst die Sanguinischsten nicht ahnten, — die endliche Vollendung des Gebäudes. Ich bin kein Vertheidiger des Instituts des Cölibats; aber wenn wir so fromme Denkmale sehen und wissen, durch welche Mittel sie erbaut wurden, so können wir nicht umhin, eine gewisse Weisheit bei einem unverheiratheten Klerus zu entdecken. . . . Dieser ausgezeichnete Prälat hat den Tempel eingeweiht und den Gottesdienst eröffnet, und die Academia Gaditana de Bellas Artes hat ihm bei der Auswahl der inneren Verschönerungen hülfreiche Hand geleistet." — S. 191, 192.

Indem wir unseren Bericht über diesen höchst würdigen Prälaten schließen, sind wir wirklich besorgt wegen eines Zweifels, der in Betreff seiner im Geiste eines Lesers entstehen könnte. Wenn er sich durch seinen Eifer und seine Tugenden so sehr auszeichnete, wie kam es, daß er jener Proscription entging, welche ihre Opfer gerade wegen

---

1) Oracion que el Exmo e Ilmo Senor D. Fr. de Silos Moreno, dijó celebrando de pontifical, etc. Cadiz, 1838.

dieser Eigenschaften aus dem Episkopat gewählt zu haben schien? Unsere Antwort wird Alles, was wir gesagt haben, rechtfertigen. Der Befehl zu seiner Verbannung war ausgefertigt; aber ein Abgeordneter der Stadt ging, als er davon hörte, zu dem Minister, der jenen Befehl in Händen hatte, und sagte ihm kurz, „der Preis der Vollziehung desselben werde eine Revolution in Cadiz sein, die Bevölkerung werde sich ohne Unterschied der Partei wie Ein Mann erheben, um die Entfernung ihres geliebten Bischofs zu verhindern."

Wenn wir bei diesem Theile unseres Gegenstandes zu weitschweifig waren, so erinnere man sich, daß wir wenige Gelegenheiten haben, über den Zustand der Religion in Spanien viel zu erfahren, und daß Thatsachen, die sich auf die letzte und wirkliche Lage seines Episkopats beziehen, viel Licht auf den Gegenstand werfen müssen. Wir haben indessen gewünscht (und wir sind weit entfernt, unserem Wunsche Genüge geleistet zu haben) die grausame Verfolgung, welche in einem uns so nahe liegenden Lande von einer Partei ausging, welche wir als die der Freunde der Freiheit ansehen sollen, etwas bekannter zu machen, eine Verfolgung, die kaum weniger ungerecht, gewaltthätig und gefühllos ist, als die des Czars in Rußland oder des Minh-Menh in Cochin-China, die bis jetzt unsere Sympathien noch nicht für sich gewonnen haben. Und wir haben überdies zeigen wollen, daß überall, wo die Kirche Christi zu Leiden bestimmt wurde, vorher von der allgütigen Allmacht Bekenner und Märtyrer herangebildet wurden, die den Prüfungen gewachsen waren. Die Kirche von Spanien ist weder hinter ihrer Pflicht zurückgeblieben, noch hat sie den Erfordernissen ihrer Lage nicht Genüge geleistet.

Eine andere Plackerei indessen hing mit dem Mangel von Bischöfen auf ihren Stühlen zusammen, indem dies die Gewissen des Klerus und des Volkes in eine ernste Versuchung brachte und darauf berechnet war, die gesunden Grundsätze und die standhafte Anhänglichkeit Beider an den Glauben sowohl, als die schlechten Absichten der letzten Regierung in Spanien zu offenbaren. Wir meinen die Eindrängung von Administratoren auf vakante Bischofsstühle, was eine Verletzung des kanonischen Rechts war, und die Aufrechterhaltung der usurpirten Autorität derselben durch wirkliche Gewalt.

Die katholische Kirche hat ganz genau für die Bedürfnisse eines vakanten Stuhles Vorsorge getroffen, indem sie dem Dekan und dem Kapitel die Gewalt und die Pflicht auferlegte, einen Kapitelsvikar zu

ernennen, der sede vacante Jurisdiktion über die Diöcese hat. Es sind an diese Gewalt viele Bedingungen geknüpft, welche, wenn sie nicht erfüllt werden, die Ernennung und folglich die Ausübung der Jurisdiktion nichtig oder zweifelhaft machen und die nämliche Unvollkommenheit allen Handlungen und niederen Anstellungen, welche aus ihr hervorgegangen sind, mittheilen. Niemand, als ein Katholik kann die Verlegenheit begreifen, in welchem die Gewissen durch einen solchen Zustand der Dinge versetzt werden, in welchem die Giltigkeit der wichtigsten Sakramente, wie Buße und Ehe, grausam beängstigenden Zweifeln unterworfen werden können. Dies war nun auch in einigen Fällen während der letzten Veränderungen in Spanien der Fall, wo die Regierung Personen, die ihrem Charakter nach völlig unfähig waren, vakanten Stühlen aufgedrängt und entweder die Zustimmung des Kapitels, um die Wahl zweifelhaft zu machen, erpreßt, oder ihnen eine Wahl aufgedrungen hatte, die nach dem kanonischen Recht ipso facto ungiltig war. Wir haben bei einigen Fällen die Geschichte dieser schmerzlichen Verletzungen des Rechts und der Gewissen an Ort und Stelle gesammelt und von dem gedrückten und gekränkten Klerus selbst den vollständigen Bericht seiner Leiden vernommen. Aber wir unterlassen es aus genügenden Gründen von dieser Belehrung einen Gebrauch zu machen, außer wo wir auf gedruckte und Anderen auch zugängliche Urkunden ohne Verletzung der Wahrheit uns beziehen können. Wir wollen uns deßhalb mit einem oder zwei Fällen begnügen.

Die unglückliche Kirche von Malaga scheint vorzüglich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, weil ihre Leiden von dem Vater der Gläubigen der Beachtung und der Sympathie der gesammten Kirche für werth gefunden wurden, indem Seine Heiligkeit sie zum Gegenstand einer Allokution an das Konsistorium, welches am 1. März 1841 gehalten wurde, machte. Wir wollen in Bezug auf den ersten Fall, in dem von der Regierung nach dem Tode des letzten Bischofs ein Kapitelsvikar unrechtmäßig eingesetzt wurde, nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, sondern bloß bemerken, daß er ein Kanoniker an der Kathedrale, „de corpore capituli“ war, wie es das kanonische Recht erfordert, und daß er wenigstens diese Eigenschaft vor seinem Nachfolger, von dem wir namentlich sprechen wollen, voraus hatte, daß dagegen, wie wir zu zeigen Gelegenheit haben werden, seine Rechtgläubigkeit verdächtig und seine Grundsätze lax waren. Sein Name war Manuel Ventura Gomez. Er war auf der aufgehobenen Universität

von Baeza erzogen worden, auf welcher die Werke des Febronius und die Lehren von Pistoja zu verderblich eingedrungen waren, von woher er offenbar seinen Antheil an denselben herleitete. Er wurde nachher wegen seiner revolutionären Lehren gezwungen, das Königreich zu verlassen, und kam nach England, wo sein Name, wenn wir nicht irren, in den Berichten der Bibelgesellschaft, von der er ein thätiges Mitglied wurde, gefunden wird. Dies war der Mann, welcher von der liberalen Regierung des katholischen Spaniens zur Würde und zur Herrschaft auserwählt wurde. Er ist aber nicht der einzige Flüchtling in England, welcher die vakanten Bischofsstühle dieses Landes einnimmt. Wir werden jetzt gleich sehen, welcher Art Theologe er war; es genüge zu sagen, daß er im Anfange des Jahres 1837 sein Amt niederlegte und es für die Stelle eines Abgeordneten zu den Cortes für Jaen austauschte, und als er nachmals von der Regierung zum Bischof dieser Stadt ernannt wurde, starb er plötzlich. Nach seiner Verzichtleistung wählte das Kapitel seinen Dekan zum Kapitelsvikar. Wie dieser von dem Schauplatz verschwand und seinem Nachfolger Platz machte, geht aus keinem der vielen Dokumente, die wir vor uns haben und die sich auf die Ereignisse in der Kirche beziehen, hervor; wir glauben indessen, nicht mit Unrecht behaupten zu dürfen, daß seine den Gesetzen der Kirche gemäße Handlungsweise in Bezug auf die Ordination eines jungen Geistlichen, der dem Franziskanerorden angehörte und jetzt ein eifriger Priester in Gibraltar ist, Schuld daran war, daß er über das Meer verbannt wurde und nach Lissabon kam, wo er zwei Jahre blieb, indem natürlich sein Beneficium eingezogen wurde, obgleich dies in letzter Zeit bloß dem Namen nach eine Strafe war.

Auf ihn folgte die Person, welche die Regierung für geeignet hielt, als „erwählten" Bischof von Malaga zu benennen, Dr. Valentine Ortigosa, Archi-Diakon von Carmona und als solcher Würdenträger an der Kathedrale von Sevilla, — ein Name, der in der Kirche von Malaga lange ein schmerzliches Andenken hinterlassen wird. Es scheint, daß in seiner Jugend seine Orthodoxie geprüft und mangelhaft befunden wurde. Denn in einer Rede, die am 4. Februar 1839 von dem verstorbenen wohlbekannten Arguelles (den man in England über die Maßen zu preisen gewohnt war, [1]) und den die Zeitungen

1) Siehe z. B. Scenes and Adventures in Spain, from 1835 to 1840. By Poco Mas. London, 1845, vol. I. p. 233.

bei seinem Tode in Bezug auf Tugend und Rechtschaffenheit als das Muster eines Staatsmannes empfahlen, der dagegen in Spanien als der Vater der encyklopädistischen oder französischen Unglaubenspartei bekannt ist), zu seiner Vertheidigung gehalten wurde, spricht dieser Staatsmann von Ortigosa als von einem Manne, mit dem er Freundschaft geschlossen habe, als Beide vor der Inquisition in Untersuchung waren. Von seiner ferneren Geschichte wissen wir nichts weiter, als daß er zu Madrid ein eifriger Anhänger der revolutionären Partei war, und unter ihr öffentliche Aemter bekleidet, als er von dem Ministerium, dem er gedient hatte, zum erwählten Bischof von Malaga ernannt wurde. Diese Regierung nahm keine Rücksicht auf das kanonische Recht, welches einem erwählten (oder präsentirten) Bischof nicht gestattet, Kapitelsvikar zu sein, und welches bestimmt, daß es Einer aus dem Kapitel sein muß, sondern es befolgte den Plan, den Kapiteln (sede vacante) gerade die Personen, welche sie zu den künftigen Bischöfen ernannt hatte, zur Wahl zu Vikaren zu empfehlen. Dies war auch der Fall bei Ortigosa. Durch einen königlichen Befehl vom 7. Oktober 1836 wurde dem Kapitel anempfohlen, ihn zu seinem Vikar zu ernennen.

Die Wahl, wenn man den Akt so nennen kann, fand am 17. desselben Monats Statt, und bietet den schwachen Punkt in der Geschichte der ganzen Verhandlung, die in jeder andern Hinsicht so sehr zu Gunsten des Klerus von Malaga spricht. Das Kapitel willfahrte unglücklicherweise dem Gewaltsbefehl und ernannte den, der zu seiner Geisel bestimmt war. „Ich wage es nicht," schreibt Einer, der jetzt eine der trefflichsten Zierden desselben ist, damals aber demselben nicht angehörte, „das Kapitel von Malaga zu vertheidigen, noch es für unschuldig zu erklären oder von aller Verantwortlichkeit frei zu sprechen. Dieses ehrwürdige Kollegium wird sich selbst zu vertheidigen und die Gründe anzugeben wissen, welche es zu einem solchen Schritte bewogen; Malaga und die ganze Diöcese indeß bedauern ihn. Weltbekannt und öffentlich sind die schrecklichen Umstände, in die es am 17. Oktober 1836, an dem die Erwählung stattfand, versetzt worden war. Politische Zerrüttungen hatten es in einen Schreckenszustand versetzt; wenige Tage vorher waren die Mitglieder der Junta directiva jenes Jahres von ihren Stiftsstellen entfernt, und in einer Nacht zwanzig oder noch mehr aus der Stadt vertrieben worden, ohne eine weitere Untersuchung oder

Anklage, als eine einfache Note mit den Worten: „Wir haben es für geeignet befunden.“ Die Zahl der Mitglieder des Kapitels, die Stimmrecht hatten, war auf sechs reducirt, statt daß es neunzehn sein sollten, und die Hälfte davon war erst kürzlich an die Kirche gekommen, und es war die erste Wahl, der sie anwohnten. Sie sahen sich ferner von Ihrer Majestät, der Königin-Regentin eingeladen, Sie (Ortigosa) zu erwählen, und hatten Beweise vor sich, wie die Regierung, um ihre Zwecke zu erreichen, in andern Kirchen Jeden verbannte, der hinlänglich Muth bewies, ähnliche Einladungen zu mißachten, weil sie ihm unrecht dünkten. Kann ein Kapitel, das aus solchen Elementen zusammengesetzt und in solche Umstände versetzt war, als das Kapitel der Kirche von Malaga angesehen werden? Aus diesen und aus anderen Gründen ist ohne Zweifel das ganze Volk von Malaga überzeugt, daß der Akt nichtig war, und daß Alles nichtig ist, was durch denselben verliehen wurde, und Alles, was aus demselben hervorging und entstand.“ [1]) Hier haben wir wirklich ein treffliches Muster der Freiheit, welche von den angeblichen Vertheidigern dieser Sache der Kirche zur Ausübung ihrer wichtigsten Funktionen gelassen wurde.

An diesen Thatsachen ist es übergenug, um den ganzen Vorgang als einen zu bezeichnen, der unter Zwang und ungebührlichem Einfluß stattfand. Somit war Don Valentin Ortigosa offenbar in unrechtmäßigem Besitze. Er kam erst am Anfang des Jahres 1838 nach Malaga, und war kaum einige Stunden im Besitze seiner usurpirten Stelle, als er seinen wahren Charakter zu enthüllen anfing. Nachdem er geschworen hatte, „zu halten und zu vollziehen, und in Acht zu haben, die Satzungen und löblichen Gewohnheiten dieser heiligen Kirche und die Privilegien und Rechte des Kapitels und die Ehre der einzelnen Mitglieder desselben,“ war sein erster Akt, daß er am 11. Januar einen Laien, der einem weltlichen Gerichtshofe angehörte, zu seinem offiziellen und Privatsekretär ernannte, und dadurch den gemäß unvordenklichen Herkommens vom Kapitel aus seiner eigenen Mitte Ernannten hintansetzte; schon hiedurch verletzte er seine beschworenen Pflichten, alle derartigen Gewohnheiten zu beobachten und die Ehre der einzelnen Glieder des Kapitels zu bewahren. Dieses Kollegium protestirte höchst

---

1) Respuesta a la Exposicion del Sr. D. Valentin Ortigosa. Por un Católico Romano (D. Narciso Manuel Garcia). El Reparador, Ep. I. tom. III. Cuad. IV. p. 61.

ehrfurchtsvoll und zugleich mit großer Festigkeit gegen diese Verletzung seiner Rechte sowohl, als gegen die Ernennung eines Laien zu einer Stelle, welche die geheimsten und delikatesten kirchlichen und geistlichen Geschäfte zu besorgen hatte. Diese Vorstellung rief eine lange Antwort des erwählten Bischofs hervor, und ist das erste Stück einer Reihe von Dokumenten, welche uns die zwei hervorragendsten Züge seines Charakters, wie sie sich in seinen Schriften ausprägen, zeigen — die außerordentlichste Anmaßung und den abschreckendsten Jansenismus. Päpstliche Verordnungen sind ihm werthloses Papier, und er spricht die Lehre aus, welche alle seine anderen Schriften durchdringt, die Bischöfe erhalten ihre Autorität in ihrer ganzen Fülle von der Kirche durch bloße Erwählung oder Präsentation ohne Bestätigung von Seiten des heiligen Stuhls. Somit ist die Präsentation von einem Laiensouverän hinreichend, die Fülle apostolischer Gewalt und kirchlicher Jurisdiktion mitzutheilen! Der erwählte Bischof berief sich unmittelbar auf weltliche Autoritäten, das Kapitel ward somit genöthigt, sich unter den Schutz der Krone zu stellen. Wir glauben, es wurde dadurch nichts gewonnen, außer daß man, wie gewöhnlich, über das Recht triumphirte. [1])

Nicht lange nachher entstand eine viel ernstlichere Ursache zu Aufruhr und gerechtem Unwillen aus der Handlungsweise dieses unglückseligen Mannes. Während des Vikariats des Ventura Gomez wandte sich ein gewisser Franzisco de Paula Fernandez, der früher dem Franziscanerorden angehörte und demgemäß durch das Gelübde ewiger Keuschheit gebunden war, an ihn, um seiner Gelübde enthoben zu werden und die Erlaubniß zum Heirathen zu erhalten. Er behauptete ihre Nichtigkeit aus dem Grunde, weil er, als er sie ablegte, noch nicht das Alter gehabt habe, welches vom Konzil von Trient zur gültigen Ablegung erfordert wird, und weil der bei seinem Profeß vorgebrachte Taufschein nicht sein eigener gewesen sei, sondern der eines Bruders, welcher starb, als er ein Jahr alt war; und weil er ferner nicht aus freiem Willen gehandelt habe, sondern aus Furcht und Nöthigung durch seinen bereits dem Orden angehörigen Bruder. Nach Aufstellung dieser Gründe führt er sofort aus (oder läßt ausführen), Dis-

---

1) Historia Documentada de las Desaveniencias entre el Imo Cabildo de la S. Iglesia Catedral de Malaga, y sus Vicarios capitulares. (Auszug aus der Voz de la Religion.) Madrid, 1839, pp. 63 — 79.

pensation von Gelübden gehöre wesentlich zur bischöflichen Jurisdiktion, weil sie ursprünglich den Aposteln zugestanden habe, und jeder Bischof die Fülle der Autorität derselben ererbt habe, und es sei bloß durch die falschen Dekretalen Isidors Mercator und die finstere Unwissenheit des Mittelalters dahin gekommen, daß diese Gewalt dem apostolischen Stuhle reservirt worden. Und da die Kirche keine Petition um Nichtigkeitserklärung religiöser Gelübde zuläßt, wenn sie nicht innerhalb fünf Jahren nach ihrer Ablegung eingereicht wird, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß während dieser Zeit kein Gebrauch davon gemacht werden konnte, in welchem Falle die Rechte des Quinquennium wiederhergestellt werden, so wandte er sich wegen einer solchen Wiedereinsetzung und wegen der Nichtigkeitserklärung an den Vikar. Der fiskalische oder rechtmäßige Beamte, dessen Pflicht es war, sich aus Rechtsgründen der Petition zu widersetzen, stattete einen Bericht zu ihren Gunsten ab, worin die außerordentlichsten theologischen Lehren mit einer ebenso großen Verkehrung der Thatsachen zusammentreffen. Das Resultat war, daß der Kapitelsvikar zu Gunsten des Bittstellers entschied und seine religiösen Gelübde für nichtig erklärte. Dies geschah am 11. März 1837.

Auf ihn folgte, wie wir schon oben berichtet haben, der vom Kapitel zum Vikar erwählte Dekan. An ihn wandte sich Fernandez um Dispensation von der Veröffentlichung des Bannes, und dieser, der wegen der früheren Entscheidung, auf welche dieses neue Gesuch gegründet war, (und welche, wie jeder vernünftige Katholik weiß, ungültig war, weil sie nicht in der Gewalt eines Bischofs, viel weniger in der eines Vikars lag) nicht zufrieden gestellt war, berieth sich klugerweise mit seinem Kapitel über den Gegenstand. Dieses Kollegium ernannte aus seiner Mitte eine Kommission, um die ganze Sache in Erwägung zu ziehen und Bericht darüber zu erstatten. Ihr Bericht ist in jeder Beziehung eine höchst bewundernswerthe Urkunde, ruhig, ernst, bündig und voll gesunden kirchlichen Wissens. Er beginnt damit, den vom Dekan eingeschlagenen Weg, das Kapitel zu berathen, zu rechtfertigen; dieser Schritt war nämlich von Einigen getadelt worden. Er untersucht dann Schritt für Schritt die Sache des Fernandez, zergliedert sorgfältig die Beschlüsse der Kirche über derartige Fälle, zeigt, daß sie noch in voller Gültigkeit und hier anwendbar sind, und wie sie in diesem Falle in jeder Einzelheit verletzt wurden, und fällt endlich den Ausspruch, daß das gefällte Urtheil nichts werth sei. Er

prüft sofort die Thatfrage, ob der Beweis von der ursprünglichen Ungültigkeit der Gelübde wirklich geführt worden sei. Er hebt das Unzureichende des Beweises in einigen Punkten und seine Zweifelhaftigkeit in anderen hervor, ferner die Unterdrückung von Urkunden und Zeugnissen, die zur Sicherstellung der Wahrheit von der größten Wichtigkeit waren, und die gänzliche Unwahrheit vieler Aussagen. Er geht auf eine vollständige Untersuchung der falschen und häretischen Grundsätze ein, auf welche das Urtheil gegründet ist, und widerlegt sie gründlich; und schließt mit der Darlegung der feierlichen Ueberzeugung der Kommission, Fernandez sei immer noch durch sein Gelübde gebunden und könne deßhalb keine Ehe eingehen.

Der Bittsteller beruhigte sich dabei und beschloß sich an den heiligen Stuhl um Hülfe zu wenden: und zu diesem Zweck wurde eine Denkschrift vorbereitet, um nach Rom gesendet zu werden. In diesem Zeitpunkt kam Ortigosa nach Malaga, und der übelberathene Religiose erneuerte bei ihm sein Gesuch. Das Resultat war eine lange motivirte Entscheidung des Vikars vom 22. Januar 1838, die aus sechszehn Kapiteln bestand, bei der man kaum weiß, worüber man mehr erstaunen soll, über sein beschimpfendes Mitfüßentreten des Kollegiums, welches er zu ehren geschworen hatte, und über sein Streben, dasselbe der öffentlichen Schande preiszugeben, oder über den frechen und rückhaltlosen Ton des Trotzes, mit welchem er dem obersten Priester seine anerkannten Rechte schmälert und noch herodischer ist, als Herodes, indem er sogar die schlimmsten Schüler der treulosen Schule des Jansenismus übertrifft. Die Bulle Auctorem Fidei, deren Rügen er sich in jedem Paragraphen aussetzt, scheint er mit völliger Verachtung zu behandeln, und indem er jede Schranke, welche allgemeine Konzile, Päpste und die Konstitutionen der Kirche Christi gegen die schismatische Unabhängigkeit einzelner Bischöfe aufgestellt haben, überspringt und auf dem offenbar falschen Grundsatze fortfährt, daß ein erwählter Bischof alle Gewalt der Apostel selbst habe, erklärt er die Gelübde für nichtig, bewilligt die nachgesuchte Dispensation und befiehlt dem Pfarrer von Casarabonela, den Apostaten zur Trauung einzusegnen. Und damit nicht zufrieden, befiehlt er, man solle diese schmähliche und häretische Urkunde beim Offertorium der öffentlichen Messe an jenem Orte verlesen. [1])

1) Die ganze Reihe von Dokumenten findet sich in dem nämlichen Werke, S. 4 — 61.

Die Vollziehung dieses kecken Aktes der Usurpation und Ungerechtigkeit erfüllte Alle mit Unwillen und Eckel. Es war nicht bloß der Klerus, welcher diese Gefühle hatte, sondern die Bevölkerung der Stadt und Diözese schrie auf dagegen und ihre Stimme fand in ganz Spanien ein Echo. Eine andere Gelegenheit indessen, die anscheinend viel unbedeutender war, machte das Gift der schlimmen Grundsätze Ortigosa's viel offenbarer. Er wandte sich in Betreff der Ehrenbezeigungen an das Kapitel, indem er zu wissen wünschte, welche Auszeichnungen und Vorzüge ihm im Kapitelhause und im Chore der Kathedrale erwiesen würden. In der Kirche sind solche Gegenstände genau bestimmt und den Ausnahmen oder Gewohnheiten der besonderen Kirchen unterworfen, und in denen Spaniens ist jedes Ding genau und klar durch langwierige Gewohnheit festgesetzt. Das Kapitel ernannte wieder eine Kommission, und auf deren Bericht antwortete es dem Vikar, und theilte ihm mit, wie es in Bezug auf Personen in seiner Stellung eingehalten worden sei, und was in allen Kirchen Spaniens und besonders in Malaga Gewohnheitsrecht sei. Auf diese ehrfurchtsvolle Antwort erfolgte von seiner Seite eine höchst beleidigende Replik, die voll von Anmaßung und Ketzerei ist, wie es eine derartige Urkunde nur immer sein kann. Nachdem er seine Unwürdigkeit zu dem Posten, den er einnahm, in Ausdrücken kund gegeben hat, die Niemand täuschen können, fährt er fort: —

„Aber zu gleicher Zeit (möge die Freundlichkeit meiner Brüder dies mit Nachsicht aufnehmen), muß ich frei die Schwäche bekennen, in die mich meine natürliche Konstitution und mein Charakter sehr leicht versetzen können. Letzterer ist von Natur thätig, energisch, entschlossen, beständig, und wo ich nach Ueberlegung den Ruf der Pflicht fühle, bin ich heftig und vielleicht oft unklug, so weit es meine eigenen Interessen betrifft. Abgesehen von diesen Eigenschaften, welche mich oft in Fehler und Irrthümer fallen lassen, bin ich sehr tolerant und herablassend; ich wünsche von der ganzen Welt zu lernen; ich anerkenne die Ueberlegenheit eines Jeden, welcher sich in irgend etwas vervollkommnet hat; ich weiß nichts von Stolz und Hochmuth, und weil ich sogar nicht einmal einer Versuchung durch sie unterworfen bin, enthülle ich der Welt offen meine geringen Fähigkeiten, meine unschätzbaren Eigenschaften und sogar die niedrige Stellung, in der ich geboren bin. Ein Glück ist mir zu Theil geworden, welches mir bei allen Widerwärtigkeiten eines arbeitsamen Lebens Freude gewährt, ein Glück, welches sie alle aufwiegt; nie habe ich mir einen Feind gemacht, weil ich Niemands Feind, noch ein Anderer der meinige sein kann. . . . . Indem ich nun zur Sache komme, erlaube ich mir dem Kapitel zu eröffnen, daß ich durchdrungen von dem Gedanken, was der Episkopat ist, und von der Herabwürdigung,

in die er durch das Mißgeschick unserer Zeit versetzt wurde, und nach tiefem Studium der authentischen Denkmale der ursprünglichen Kirche (Denkmale, die von der Mehrzahl des Volkes ganz vergessen und nicht gekannt sind), und überdies beseelt von einem glühenden Eifer für die Wiederherstellung ihrer hohen Privilegien, welche die wichtigen Umstände von großem künftigen Interesse für die arme Kirche Spaniens, die in einer so kritischen Lage sich befindet, erfordern, daß ich mich durch einen Instinkt des Gewissens angetrieben fühle, auf diese Erörterung einzugehen, damit wir einander gegenseitig und die ganze Welt erleuchten; und weder von dem Geiste der ultramontanen oder cisalpinischen Schule, weder von unpraktischem philosophischem Jansenismus, noch von verabscheuungswürdigem, grassem, heuchlerischem Jesuitismus angeweht, noch durch eine Sammlung irrelevanter auf bestrittene Prinzipien gegründeter Lehren bestimmt wollen wir folgende Sätze aufstellen, welche wesentlich sind ..... Denn unsere Entscheidungen sind nutzlos, die lästigen Störungen und Verwirrungen trivialer Lehren in Betreff der Beneficien (denn ein Bischofsstuhl kann bloß, wenn man ihn zum Lächerlichen herabzieht, ein Beneficium genannt werden), stehen auf gleicher Stufe mit den langweiligen Citaten aus den Verordnungen der Kongregation des Ritus oder wiederholtem ins Gedächtniß Zurückrufen von verderblichen Formularien, die in neuerer Zeit erfunden und ohne Ueberlegung und reifliche Prüfung zum Beschwören vorgelegt werden .... oder mit Wortspielen und willkührlichen Auslegungen einer subtilen Scholastik" u. s. w. [1])

Nach diesem bescheidenen Eingang, den wir angeführt haben, um den Charakter eines von Espartero erwählten Bischofes zu zeigen, fährt Ortigosa fort, das Kapitel über seine Rechte zu belehren, indem er alle einem kanonisch bestätigten und konsekrirten Bischofe gebührenden Rechte in Anspruch nimmt, und dem Kapitel, dem Papste oder irgend einem Anderen nichts zugesteht.

Dies geschah am 2. Februar 1838. Da Ortigosa bei allen diesen Sachen nie auf Verheimlichung bedacht war, sondern seine höchst unkatholischen Begriffe prahlerisch dem Publikum preisgab, so konnte das Kapitel den Skandal nicht mehr länger fortdauern lassen. Rekurs nach Rom war unmöglich, und demnach wurde der kanonische Schritt, seine Schriften dem Metropoliten, dem Erzbischof von Sevilla, als unorthodox anzugeben und ihm die Untersuchung anheimzustellen, ergriffen. Die Regierung zeigte zum offenbaren Aerger Ortigosa's keinen Wunsch, sich in eine rein kirchliche und geistliche Angelegenheit zu mischen, und der Gnaden- und Justizminister wies ihn in einer vom

1) Das. S. 87. Auch in einer besonderen Schrift Ortigosa's, auf die weiter unten im Texte angespielt wird, die September 1838 zu Malaga ohne Titel gedruckt wurde. S. 9.

27. Juli 1838 datirten Note an, nach Sevilla zu gehen und sich dem Erkenntniß des Tribunals des Verwesers oder Administrators des Erzbisthums während des Exils des Kardinals zu unterwerfen. Wirkliche oder vorgeschützte Krankheit hielt ihn bis zum nächsten Frühjahr davon ab; dann endlich ging er nach Sevilla. Aber im vorhergehenden Herbst hatte er einen Hirtenbrief an den Klerus und die Laien seiner Diözese erlassen, in welchem er ihnen pathetisch mittheilt, er gehe aus Gehorsam gegen den Befehl der Regierung, „welche am höchsten stehe." In seinem gewöhnlichen prahlerischen Tone sagt er: „Ich gehe mit der Ruhe, welche mir mein unveränderlicher Glaube und mein reines und wohlgeprüftes Gewissen sichern. Dort, wie überall, will ich mit der größten Bereitwilligkeit vor jedem gläubigen Christen, vor Freunden und noch standhafter vor Feinden ein Bekenntniß des Glaubens ablegen, den ich bei der Taufe erhalten habe und der durch die Gnade Gottes in der Firmung bestärkt wurde. . . . Ich hoffe, mich wie ein Athanasius zu vertheidigen und aus diesem Kampfe, in den ich verrätherischer Weise verwickelt wurde, triumphirend zurückzukommen. Auch schrecke ich nicht vor diesem Streite zurück, zu dem ich herausgefordert wurde; oh! könnte ich von Ihrer Majestät die Macht erhalten, meine Ankläger dahin zu führen, möchte in irgend einem großen Tempel in Gegenwart der Gläubigen die Darstellung des Streites von Karthago, wie er zwischen dem heiligen Augustinus und den Donatisten stattfand, aufgeführt werden." [1]) Mit diesem prahlerischen Lebewohl sandte er ihnen zugleich eine Abschrift aller seiner verrufenen und anstößigen Schriften, die er dadurch auf's Neue in die Oeffentlichkeit brachte. [2]) Wir brauchen nicht beizufügen, daß er in seinem Hirtenbrief jedes schimpfliche Beiwort auf das Kapitel und auf alle Mitglieder desselben häuft, indem er sie „Heuchler und Feinde der nationalen Freiheiten, des öffentlichen Friedens und Bestens, und Feinde Isabella's II." nennt, und ihre Handlungsweise „tödtlicher Eitelkeit, giftigem Neide, der Rachsucht und pharisäischem Eifer" zuschreibt. [3])

---

1) Als ein fliegendes Blatt gedruckt, ohne Titel S. 2.

2) Die in der Note auf der vorhergehenden Seite angeführte Urkunde S. 47.

3) Diese Blumen oberhirtlicher Beredsamkeit, an denen Ortigosa's Schriften Ueberfluß haben, wurden sorgfältig gesammelt und zu einem köstlichen Blumenstrauß gewunden von D. Manuel de Jesus Carmona, Mitglied der königlichen Kapelle zu Sevilla und Professor an der Universität daselbst. — **Examen critico — theológico — canónico de los Escritos publicados por el Sr. D. Val. Ortigosa,**

Aber dieser Geist der Prahlerei schien gänzlich verdunstet zu sein, als die Stunde der Prüfung kam. Der heil. Athanasius verschwand in ihm, der heil. Augustinus ward zum Schweigen gebracht; sein Verlangen, vor Feinden seinen Glauben zu bekennen, war durch die Spitzen seiner Finger entschwunden, und der Anblick des erzbischöflichen Audienzzimmers und der zur Untersuchung nothwendigen Vorbereitungen erschreckten seinen „thätigen, energischen, entschlossenen und beständigen Charakter"; er stellte sich hinter den Schutz des Staates und berief sich auf die weltliche Macht, damit sie ihn von dem kirchlichen Richterstuhle befreie. Die weltliche Gewalt, bemüht, einen Triumph über die Kirche zu erlangen und ihren ergebenen und gläubigen Anhänger, ihren erwählten Bischof, den sie auf seinen Stuhl eingedrängt hatte, zu erhalten und zu schützen, legte sich durch das Audienzgericht von Sevilla ins Mittel, verbot dem Verweser der Diözese, weiter einzuschreiten, und machte ihm und seinen Assessoren strenge Vorwürfe, weil sie sich etwas anmaßten, was der Gnaden- und Justizminister sanktionirt hatte. Dieser Befehl wurde am 24. April 1839 erlassen. Er rief das Staunen und den Unwillen aller gefühlvollen Bewohner Spaniens [1]) hervor, und führte zu dem peinlichen Schlusse, daß im katholischen, konstitutionellen Spanien fortan keine Autorität mehr bestehe, die kompetent sei, die Orthodoxie eines öffentlichen Lehrers der Kirche zu untersuchen. [2])

Aber dieses Abstehen von allen seinen Bekenntnissen und die der kirchlichen Jurisdiktion zugefügte Schmach war so weit entfernt, von Ortigosa als eine Schande angesehen zu werden, daß er es zum Gegenstande eines anderen prahlerischen Hirtenbriefes an Klerus und Laien machte, worin er es als einen Triumph ansieht und sich als den Nachahmer des heil. Paulus darstellt, als dieser sich auf den Kaiser berief und, als er gegeißelt werden sollte, sein Bürgerrecht geltend machte! „Meine Standhaftigkeit und meine Unterwerfung unter die Leiden," schreibt er, „haben meine Verfolger geschwächt; und endlich verdarben sie sich selbst durch ihre Ungeduld und plötzlich waren alle ihre Kunstgriffe zu nichte. Geschlagen verbergen sie sich und fliehen —

---

tom. II. Sev. 1841, p. 7. Wir bedauern, daß dieser Band bloß bis Seite 48 reicht. Er enthüllt in Ortigosa's Bericht hinsichtlich seiner Untersuchung viele Unwahrheiten.

1) Siehe den **Piloto**; 30. April dieses Jahrs.

2) **Respuesta a la Exposicion, etc. p. 66.**

nicht vor mir, der ihnen nichts gethan hat; auch konnte ihnen mein Charakter, der, wenn auch sehr energisch, doch friedliebend und christlich ist, keine Furcht eingejagt haben; sie fliehen vielmehr vor ihrem eigenen Gewissen u. s. w." [1]) Er veröffentlichte ferner eine Uebersicht der Vorfälle, die alle die besonderen Reize, welche in seinen anderen Schriften bemerkbar sind, an sich trägt. [2]) Der Streit hatte indessen jetzt ein größeres Interesse erlangt, als das lokale, welches die Ereignisse, welche ihn hervorgerufen hatten, besitzen konnten, — es handelte sich nicht mehr länger um das Kapitel von Malaga, sondern um Religion und orthodoxen Glauben in der Kirche von Spanien. Da erschien zu Sevilla der „Erste Brief eines andalusischen Katholiken," welcher bald in Malaga abgedruckt wurde; es findet sich darin eine Mischung des ruhigen, feinen Humors, für den die Spanier ein besonderes Geschick zu haben scheinen, und gesunde Grundsätze und Gesinnungen. Wir lernen aus ihm einen anderen wichtigen Punkt, um den Charakter des erwählten Bischofs zu bezeichnen, — nämlich daß er sich nicht einmal der erbärmlichen Sophismen und der hinkenden Thatsachen, welche in seinen unorthodoxen Schriften zusammengewürfelt sind, als seiner eigenen rühmen kann; denn er hat sie sklavisch aus einem Aufsatze des Sr. Abad y Queipo abgeschrieben, der erwählter Bischof von Mechoacan in Amerika und sein Freund war, aus einer Schrift, die im Jahre 1820 von Papst Leo XII. auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden war. [3]) Demnach sind es nicht die besten Kirchenväter, mit denen er sich schmückte! Er wird indessen noch weiter verfolgt und wissenschaftlicher widerlegt in einem anderen Werke eines Professors des kanonischen Rechts an der Universität von Sevilla, des D. Manuel Carmona, von dessen scharfsinniger und gelehrter „Untersuchung der Schriften Ortigosa's" der erste Band auf Verlangen seiner Schüler gedruckt worden war, die in der verwickelten Kontroverse, die sich erhoben hatte, einen Führer haben wollten. Er geht darin vollständig auf die Behauptungen des erwählten Bischofs in Bezug auf die Jurisdiktion von Personen in seiner Stellung ein

1) Gedruckt als fliegendes Blatt, ohne Titel, S. 1.

2) Examen del Procedimiendo ilegal del Gobernador del Arzobispado de Sevilla, a que ha dado lugar la denuncia anticanonica del Cabildo eclesiástico de Malaga, contro les escritos de D. V. Ortigosa. Sevilla, 1839.

3) Carta primera de un Fiel Andaluz, en que se contesta al libelo publicado por el Sr. D. V. Ortigosa. Sevilla und Malaga, S. 7 und 26.

und widerlegt die schwachen, von ihm vorgebrachten Beweise auf's gründlichste. [1])

Ortigosa entging auf diese Art der kirchlichen Strafe bloß, um in der Kirche von Malaga neues Unheil anzustiften. Wir können es nicht wagen, ihm in seinen tyrannischen und drückenden Handlungen zu folgen; wir wollen lieber bei denen verweilen, welche Grundsätze in sich schließen. Er insultirte aus Veranlassung der Frohnleichnamsfeierlichkeiten sein Kapitel, und versuchte, es beim Volke verhaßt zu machen; [2]) er ließ einige Mitglieder dieses Kollegiums verhaften und einsperren; die guten und exemplarischen Väter des Oratoriums des heiligen Philippus Neri, den Vikar von Velez und einen Benefiziaten der nämlichen Stadt, die Vikare von Archidona und Olvera, die Pfarrer von Zafaraya, von Coin, Alcalá del Valle, von Montejaque und Tolox und, wir glauben, noch von vielen andern Orten wurden von ihm in Untersuchung gezogen oder sonst auf grausame Weise bedrängt, so daß einige jener Städte in einen Zustand der höchsten Aufregung und fast in Aufruhr geriethen. Aber mit Hülfe der weltlichen Gewalt schritt er triumphirend über den Nacken Aller hinweg, und bot jedem Gefühle öffentlichen Unwillens und Abscheus Trotz. [3])

Das Werk indessen, welches seiner Anmaßung die Krone aufsetzen sollte, war noch nicht gethan. Seine Ungerechtigkeiten und seine Ausschweifungen konnten dem wachsamen Auge des höchsten Priesters, dessen Wachsamkeit die unterdrückte oder verödete Kirche nicht entgeht, nicht verborgen bleiben. Der oberste Priester, welcher durch seine energische Stimme bewirkt hatte, daß sich ein Ferdinand und ein Nikolaus auf ihren königlichen und kaiserlichen Thronen beugten, veranlaßte die katholische Welt, mit den Schmerzen dieser gebeugten Kirche (die ihre erste Handlung der Schwäche vollständig gebüßt hatte) mitzuempfinden, und erhob einen allgemeinen Schrei des Abscheus gegen ihren Tyrannen. Am ersten März 1841 wandte sich seine Heiligkeit Papst Gregor XVI. wegen des beklagenswerthen Zustandes der bedrängten Kirche von Malaga und wegen der Handlungsweise ihres angeblichen Oberhirten in einem geheimen Konsistorium an die ver-

1) Exam. Critico-teologico-canonico, tom. I.

2) Historia Documentada, S. 99 — 121.

3) Siehe die Carta de la Malagueña, oder Brief einer Malageserin an Ortigosa; Reparador; ep. I, tom. III. cuad. 14, p. 89. Wenn wirklich eine Frau ihn verfaßt hat, so ist es eine Frau von nicht gewöhnlichem Geiste und Verstand.

sammelten Kardinäle. Auf diese Allokution antwortete Ortigosa in einem insultirenden Tone, der, wie wir glauben, seit den Tagen Luthers nicht seines gleichen hat, jedenfalls nie übertroffen wurde. Er affektirt die Meinung, es müsse eine Fälschung dahinter sein; er maßt sich an, eine Unterscheidung zu machen zwischen dem, was darin die Gesinnungen des Papstes seien, und dem, was von verrätherischen Kompilatoren, die es, wie er sich wiederholt ausdrückt, „seinem ehrwürdigen Alter abgepreßt haben," ihm in den Mund gelegt worden sei, indem sie den ehrwürdigen Namen des obersten Priesters mißbraucht haben; er schuldigt ihn der Bedrückung und Ungerechtigkeit gegen „den Demüthigsten der Priester" an, und fordert ihn auf, vor dem Richterstuhle Gottes sich wegen seiner Allokution zu rechtfertigen! [1]) Für diese Unverschämtheit wurde er in vielen Schriften, wovon wir einige anzuführen Gelegenheit gehabt haben, und in Flugschriften und Zeitungsartikeln, die wir bei der Hand haben, gezüchtigt.

Von dieser Zeit an dürfen wir seinen Fall datiren. Von Jedermann, Klerikern und Laien, geflohen, zuletzt ohne eine Partei zu seinem Schutze, seiner usurpirten Stelle als Vikar entsetzt, nicht mehr erwählter Bischof, belästigte er kürzlich von Madrid aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, das Kapitel durch Regierungsverordnungen rücksichtlich seines Einkommens. Was seitdem aus ihm geworden ist, wissen wir nicht. Wir wünschen ihm bloß Zeit und noch mehr Gnade, um seine begangenen Ungerechtigkeiten zu bereuen, damit er nicht dem gleichen Urtheile, wie seine Genossen verfalle.[2]) Denn Spanien, das in seinen Gefühlen so durch und durch katholisch ist, hat mit Schrecken bemerkt, wie es anderen derartigen Bischöfen erging. Wir haben den plötzlichen und unvorhergesehenen Tod seines Vorgängers in den Skandalen Malaga's, des bibeleifrigen Ventura Gomez, erwählten Bischofs von Jaen, bereits erwähnt; D. Mariano Rica, erwählter Bischof von Cuenca, unterlag dem nämlichen Geschick, indem er plötzlich starb, und sein Sekretär, Don T. Romea, folgte ihm nach vier Tagen auf gleiche Weise nach. Ein ähnliches Ende nahm D. F. Martinez da Velasco, ebenfalls erwählter Bischof von Jaen. Wir glauben, daß man noch andere Beispiele anführen könnte. Weit entfernt sei es von uns, in

1) Esposicion del Ilmo Sr. D. V. Ortigosa . . . . dirigida a Ntro. Smo. Padre Gregorio XVI. Malaga, 1841.

2) Wir haben gehört, er habe seitdem ein höchst demüthiges und unterwürfiges Widerrufungsschreiben an den Papst gerichtet. Gott gebe, daß es wahr ist!

die undurchdringlichen Rathschlüsse Gottes eindringen zu wollen; aber eine solche Anzahl ähnlicher Ereignisse in ähnlichen Fällen muß auf den Geist einen Eindruck der Furcht machen.

Wir haben den Charakter und die Handlungsweise der wahren Bischöfe der spanischen Kirche, ihren Muth, ihre Geduld, ihre Frömmigkeit, ihren Eifer und ihre Anhänglichkeit an ihre Heerden gesehen. Wir haben gesehen, wie jede Eigenschaft eines guten Hirten in ihrem Leben ausgeprägt war. Wir haben ebenfalls die Männer gesehen, welche die liberale Regierung an ihre Stelle setzen wollte. Wenn aus dem Miethling und dem Wolf ein Charakter zusammengesetzt werden könnte, so würden wir keine schlechte Beschreibung ihrer Handlungsweise haben; — schwach genug, jedes heilige Recht der Raubsucht einer irreligiösen Regierung, die zu zerfleischen und zu rauben sucht, auszuliefern, aber stark und bewaffnet genug, um sich selbst zu zerreißen und zu vernichten. Vom Volke können wir sagen, daß es, wenigstens in Malaga, seine Pflicht kannte und that. Von dem hohen Magistrate bis zum Handwerker finden wir, daß Keiner die Partei des Eindringlings ergriff oder mit ihm sympathisirte. Alle sahen, Alle wußten instinktmäßig den Unterschied zwischen ihm und einem wahren Bischof der Kirche Gottes. Wenn er indessen Einen auf einige Zeit getäuscht haben mag, so strafte er bald seine eigenen pompösen Behauptungen, er sei unfähig, ein Feind eines Andern zu sein, oder sich ihn zum Feinde zu machen, Lügen. In dem unchristlichen Sinne des Wortes mag es so sein. Daß er aber in Malaga keinen Anhänger zurückgelassen hat, Keinen, der seine Handlungsweise vertheidigen würde, dies fühlen wir ganz zuversichtlich. Ja, wir sind sicher, daß es daselbst Personen gibt, die wegen ihrer Tugenden und Kenntnisse die größte Achtung verdienen und die auf dieser Welt keinen Feind haben würden, die aber bei seiner Rückkehr in die Stadt (sollte ein solches Ereigniß eintreten), wie vor einer Pest, vor ihm fliehen würden.

Andere Beispiele von Verwirrungen und Gewissenszwang, die durch die Einmischung oder den ungebührlichen Einfluß der letzten Regierungen auf die Verwaltung vakanter Diözesen hervorgerufen wurden, finden sich in anderen Theilen Spaniens; und der von der gegenwärtig herrschenden gemäßigten Partei eingeschlagene Weg bietet einen wohlthuenden Kontrast zu dem ihrer Vorgänger. Er bestand nicht darin, sich aller wirklichen Einmischung zu enthalten, sondern die

Parteien zu berathen oder ihnen wenigstens frei zu gestatten, den Weg bei ihrer Handlungsweise einzuschlagen, welchen ihnen Pflicht und Gewissen natürlich vorzeichnen.

So herrschte in der Diözese Osma große geistige Beängstigung, als man die Illegalität des Verwesers der Diözese, Sr. Campuzano vernahm; in Folge davon wandte sich nach dem Sturze Espartero's das Kapitel an die Regierung um die Erlaubniß, die Sache dem heiligen Stuhl vorlegen und von ihm ein Hülfsmittel erlangen zu dürfen. Der kirchliche Verweser, der selbst die Zweifel empfand, welche Andere beängstigten, wandte sich ebenfalls um die Erlaubniß an sie, auf seine Stelle verzichten zu dürfen. Sr. Mayans, der Gnaden- und Justizminister, schlug unmittelbar den geraden Weg ein, indem er ihm antwortete, es sei nicht Sache der Regierung Ihrer Majestät, eine solche Erlaubniß zu ertheilen; wenn aber „eine Aufregung und Beängstigung der Gewissen stattfinde, so werde es zum Nutzen des Staates und der Kirche, sowie für Ihre Majestät, die Königin, angenehm sein, wenn er verzichte." Er handelte demgemäß im Mai vorigen Jahres; und somit war der Friede hergestellt, indem dem Kapitel die freie, ungehinderte und unbefangene Ausübung seiner Rechte bei einer neuen Wahl gestattet wurde. [1])

Die Diözese von Guadix war kürzlich und ist vielleicht noch in ähnlicher Verlegenheit. Das Kapitel wählte nach dem Tode des letzten Bischofs im September 1840 einstimmig Dr. Traquin de Villena zum Kapitelsvikar, und die Wahl wurde im Mai folgenden Jahres von der Regierung bestätigt. Am 28. August hielt es der gefe político, oder der weltliche Gouverneur der Provinz von Granada, in welcher Guadix liegt, für gut, einen Protest oder ein Manifest dagegen zu erlassen, daß die päpstliche Allokution vom 1. März an drei auf einander folgenden Festtagen in allen Kirchen verlesen werde. Der Vikar widersetzte sich pflichtgemäß dieser Maßregel, sowohl wegen ihres Inhaltes, als wegen ihrer Form. Es wurde unmittelbar gegen ihn eingeschritten, und in der Nacht vom 20. September wurde er in seinem eigenen Hause verhaftet und ihm angedeutet, es als sein Gefängniß zu betrachten. Indem er hiedurch gewaltsamer Weise an der Ausübung seiner Pflichten gehindert war, setzte er auf kanonischem Wege das Kapitel von dem Vorfalle in Kenntniß, und dieses ernannte so-

1) Pensamiento de la Nacion, tom. I. S. 233.

gleich einen Stellvertreter, bis das Hinderniß entfernt wäre, da er nach dem kanonischen Rechte auf andere Weise nicht ersetzt werden konnte. Der Erwählte war D. Isidoro Cepero y Torres. Inzwischen wurde das Verfahren gegen den Vikar fortgesetzt und derselbe am 22. Juli 1842 zu vier Jahren Verbannung aus der Diözese verurtheilt! Dies war die Behandlung von Hunderten von Geistlichen unter der liberalen Regierung Espartero's! Am zweiten Juni verflossenen Jahres wurde dieses Urtheil aufgehoben, und er kehrte nach Guadix zurück. Aber jetzt hatten sich Zweifel über die Rechte der beiden Vicare erhoben, und die Meinungen waren getheilt, wer wahrhaft im Amte sei. [1]) Wie die Sache ausging, wissen wir nicht; aber es ist immer ein trauriges Beispiel der Verwirrung und des Unheils, das aus der ungerechten und drückenden Einmischung der weltlichen Gewalt in kirchliche Angelegenheiten entspringt, sowie davon, was ein Verwalter einer Diöcese zu leiden hatte, wenn er kühn seiner Pflicht nachkam.

Aber keine Kirche Spaniens war mehr eine Beute der Uebel einer ungewissen Jurisdiktion oder hat in dieser Beziehung in diesem Lande die öffentliche Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen, als der Metropolitansitz von Toledo, unter dessen Jurisdiktion Madrid steht. Der Stuhl wurde im Januar 1836 durch das Ableben des Kardinals Inguanzo vakant. Die Regierung der Erzdiözese wurde zuerst Sr. Valleja, und nach ihm Sr. Gonfalguer übertragen. Aber die ganze Zeit über bestanden über die Gesetzmäßigkeit der Wahl Beider ernstliche Zweifel. Was für ein ungebührlicher Einfluß über das Kapitel ausgeübt wurde, um die Wahl einzuschränken, ist nicht genau bekannt; in der ganzen Diözese indeß herrschte Unruhe und Unsicherheit. Und wir könnten von der Empfindsamkeit des Volkes in Betreff der Frage gesetzmäßiger Jurisdiktion und der Gesetzmäßigkeit derer, welche vorgeben, sie zu besitzen, keinen besseren Beweis haben. Denn nichts konnte ausgeprägter sein, als die Gefühle aller Klassen gegen Gonfalguer. In Madrid wurde er gemieden und lebte ganz allein; alle möglichen Mittel wurden angewendet, um sich nicht an seine Jurisdiktion wenden zu müssen oder um deren vorausgesetzte Mangelhaftigkeit zu ergänzen. Partien, die heirathen wollten, verlegten ihren Wohnsitz anderswohin, um der Gefahr zu entgehen, und Viele enthielten sich sogar an Ostern der Sakramente, aus Furcht, dieselben

1) Pensamiento de la Nacion, p. 582.

durch zweifelhafte von ihm verliehene Fakultäten zu empfangen.[1]) Endlich als der Druck der Regierung des „Regenten" entfernt war, brach dieses unterdrückte Murren in offene Kundgebungen aus und schrie um Abhülfe. Im Mai 1844 richtete der gesammte Klerus des Erzpresbyteriums von Uceda an den Dekan und das Kapitel von Toledo eine feste, jedoch sehr gemäßigte Denkschrift, worin er seine Gefühle des Zweifels und der Unruhe ausdrückt und bittet, man möchte die Sache zur endlichen Entscheidung dem heiligen Stuhle vorlegen. Im folgenden Monat wandte sich der Ayuntamiento oder die Bürgerschaft von Humanes ehrfurchtsvoll wegen des nämlichen Gegenstandes an die Königin, da, indem ihr Pfarrer gestorben und der auf ihn gefolgte Verweser sehr schwächlich war, kein Priester gefunden werden konnte, der unter einer so zweifelhafter Jurisdiktion die Seelsorge des Ortes übernähme. Im nämlichen Monat unterzeichnete der gesammte Klerus des Distriktes von Guadalajara eine ähnliche Petition, man möge die Sache dem heiligen Stuhl zur Entscheidung vorlegen. Im Juli reichte der gesammte Klerus von Madrid zu demselben Zweck eine Petition an den Dekan und das Kapitel ein. Diese und viele andere ähnliche Vorstellungen hatten endlich ihre Wirkung. Gonfalguer verzichtete vergangenen November auf seine Stelle und stellte es dem Kapitel anheim, neue und kanonische Anordnungen zu treffen.

Man muß jedoch nicht meinen, es sei das bloß ein Konflikt von Worten oder Meinungen gewesen. Die usurpirte Gewalt des Vikars wurde, wie in andern Fällen geschah, mit Gewalt und durch die Verfolgung jedes würdigen Geistlichen, den seine Pflicht mit der angemaßten Jurisdiktion desselben in Konflikt brachte, aufrecht erhalten. Am letzten April verflossenen Jahres schrieb der Vikar Gonfalguer's zu Alcázar, D. Mariano de la Peña an Vater Pantoja zu Villacanas, indem er wünschte, er solle noch weitere Fakultäten empfangen, nämlich von dem vorbehaltenen Falle, wenn Einer die österliche Pflicht der Kommunion nicht erfüllt, dispensiren, Fakultäten, welche direkt vom Bischof oder von seinem Stellvertreter abgeleitet werden; ferner er solle die nämlichen Fakultäten anderen Religiosen, die, wie er selbst, im Besitze der ordentlichen (gesetzmäßigen) Fakultäten seien, mittheilen, und drei anderen Priestern, die damit noch nicht versehen seien, den Befehl ertheilen, sich binnen drei Tagen auf seiner Kanzlei einzufinden und die

1) Denkschrift des Klerus von Madrid. **Pensamiento**, p. 408, siehe S. 310.

Erlaubniß zum Predigen und Beichthören zu erhalten. Darauf erwiderte der würdige Priester, er habe die erwähnten Exreligiosen zusammengerufen, und es haben sich Alle geweigert, sowohl die außerordentlichen Fakultäten auszuüben, als die ihnen angebotenen ordentlichen zu empfangen, weil die Gültigkeit Beider von der Gesetzmäßigkeit der dieselben übertragenden Gewalt abhänge. Diese nun hielten sie in dem gegenwärtigen Falle für zweifelhaft, und Jedermann weiß, daß es nicht gesetzmäßig ist, bei der Verwaltung der Sakramente eine solche zweifelhafte Autorität anzuwenden. In anderen Beziehungen bemerkt er, in Betreff seiner werde er, obgleich er siebenzig Jahre alt, fast blind, mit einem beschwerlichen habituellen Katarrh und mit anderen lästigen Schwächen behaftet sei, gerne alle Tage im Beichtstuhle arbeiten, wie er es bis jetzt gethan habe.

Hier ist ein deutlicher Fall, in welchem die Zartheit gewissenhafter Gefühle sicherlich hätte berücksichtigt werden sollen. Wenn eine Person von biederem Charakter, die von der Gegenpartei (wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen) so sehr geachtet wird, daß sie von derselben aufgefordert wird, neue und wichtige Güter zu erhalten, sich aus Gewissenszweifeln, die sie ehren, dagegen sträubt und dadurch bloß zeigt, wie würdig sie des Vertrauens ist, so sollten ihre Beweggründe und ihre Handlungsweise sie dazu berechtigen, beachtet zu werden. Aber statt dessen wurde am vierten Mai in die Häuser aller dieser Priester und zweier Anderer ein Beamter gesendet, um alle ihre Papiere und Korrespondenzen in Beschlag zu nehmen, zu prüfen, ein Protokoll aufzunehmen und sie zu versiegeln, und ihnen selbst aufzugeben, in drei Tagen mit allen ihren kirchlichen Fakultäten und Vollmachten vor dem Vikar sich zu stellen. Dies waren sie zu thun genöthigt, und obgleich sie mit Höflichkeit behandelt wurden, so mußten sie doch ihre Fakultäten abgeben und so in Wirklichkeit mit der Strafe der Suspension zurückkehren, obgleich ihnen gestattet wurde, bis Gonsalguer die Sache weiter werde entschieden haben, von ihren Fakultäten Gebrauch zu machen. So werden sieben achtungswerthe Geistliche muthwilliger Weise wie Verräther oder verdächtige Diebe behandelt, ihre Wohnungen durchsucht und ihre Papiere geprüft, sie müssen eine Strecke weit reisen und entsetzt und gestraft zurückkehren, so weit die Macht ihrer Unterdrücker geht. [1])

1) Pensam. p. 233. Sogar örtliche Regierungen ahmten den irreligiösen Weg ihrer Meister nach. Im Oktober 1840 setzte die junta gubernativa (ober-

Wir hoffen, wir haben durch unsere weitläufigen Ausführungen in Bezug auf die Lage des Episkopats oder der an seine Stelle getretenen Autoritäten in Spanien unsere Leser nicht gelangweilt. Wir waren mehr darauf bedacht, zusammenzufassen, als auszudehnen; wir glauben indessen genug angeführt zu haben, um zu zeigen, was für ein höchst achtungswerther und ehrwürdiger Körper der wahre Episkopat Spaniens in jüngster Zeit war, und so weit er die Sündfluth der Revolution überlebt hat, noch ist, und wie viel wir davon hoffen, wenn er wieder zu Kraft und Thätigkeit kommt, wenn seine leeren Stühle besetzt, wenn ihm wenigstens die geziemenden Mittel und der Schutz und die Leitung des heiligen Stuhles wieder zu Theil werden. In der That scheinen die vorgeschlagenen Ernennungen auf vakante Stühle, so weit wir sie kennen, für die Kirche von Spanien die günstigsten Aussichten zu versprechen. Zu den alten Vorschlägen, welche durch die Revolution suspendirt blieben, die wir aber (indem wir Gelegenheit hatten, entweder aus persönlicher Bekanntschaft oder aus glaubwürdigen Berichten uns ein Urtheil über sie zu fällen), wieder erneuert zu sehen hoffen, gehören die des D. Juan Cholvis, Erzpriesters von Malaga, erwählten Bischofs von Almeria, und die des D. Antonio Lao, Abt des Stiftes von unserem Erlöser zu Granada, erwählten Bischofs von Segorbe. Man spricht davon, der gegenwärtige Administrator der Erzdiözese von Sevilla sei für die gebeugte Kirche von Malaga (da Ortigosa beseitigt ist) in Vorschlag, und er wird ohne Zweifel durch seine kluge und eifrige Regierung, wovon er bereits Beweis abgelegt hat, ihre Wunden heilen und ihre Trübsale trösten. Zum Nachfolger des heiligen Bischofes von Minorca ist Sr.

Regierungskommission) von Xeres de la Frontera einige Pfarrer ab und ernannte ihre Nachfolger mit keiner andern Formalität, als einer Note folgenden Inhalts: — „Regierungskommission. Diese Kommission hat in ihrer heutigen Versammlung beschlossen, Sie von Ihrer Stelle als Pfarrer einstweilen zu suspendiren, weil — —, und hat an Ihre Stelle den Ehrw. — — ernannt, dem Sie unmittelbar das Amt übergeben werden, indem Sie den Empfaug dieses Befehls anerkennen und seine Ausübung beschleunigen. Die Ihrigen u. s. w. Xeres 20. Okt. 1840. M. Sanchez Silva, F. C. Ruiz." Eine kleine Flugschrift: „Reflexiones, etc." von F. P. D. (Franzisco Palomino Dominguez, Pfarrer von St. Michael) zeigte kurz, wie der ernannte Nachfolger ein Eindringling und Schismatiker, und seine Akte nichtig seien. Wir aber dürfen natürlich fragen: „Quid Domini facient, audent cum talia fures?"

Cascallano, Würdenträger an der Kathedrale von Cordova, ernannt, der als Prediger hervorragt und nicht weniger durch seine Tugenden, als durch seine Gelehrsamkeit sich auszeichnet, dessen leutselige Sitten und dessen liebenswürdiger Charakter unfehlbar die Herzen seines Clerus und seiner Heerde gewinnen werden. Von diesen vorgeschlagenen Ernennungen haben wir in neuester Zeit Nachricht erhalten und wir beten inbrünstig, sie mögen sich wahr erweisen.

Wir glauben indessen, die hier zusammengestellten Thatsachen werden uns zugleich dazu dienen, zu zeigen, daß das Volk weder für die Tugenden seiner wahren Oberhirten, noch für die Gefahren, welche durch die falschen hervorgerufen wurden, gleichgültig war. Es hat den Unterschied gesehen zwischen einem gebührend ernannten und von einer katholischen Regierung mit der Bestätigung des obersten Hirten der Kirche erwählten Bischofe und zwischen den falschen Hirten, die wegen politischer Unterwürfigkeit und laxer Grundsätze gewählt wurden, ihre Stellen auszufüllen und ihre Heerden zu drücken.[1]) Es kennt die Wichtigkeit einer wahren Sendung — es kennt die Heiligkeit eines bischöflichen Charakters. Als der Bischof der kanarischen Inseln die berühmte Tabaksfabrik zu Sevilla besuchte und den ungeheuren Raum, in welchem tausend Weiber mit Cigarrenmachen beschäftigt sind, betrat, war Alles in Aufregung und Verwirrung. Alles stürzte auf ihn zu, um seinen bischöflichen Ring zu küssen und seinen Segen zu erhalten, und es war nicht leicht, Ordnung herzustellen. Wir selbst waren Zeugen ähnlicher Scenen, sowohl in kleineren Provinzialstädtchen, als in größeren Städten. Wir haben gesehen, wie ein Bischof, der, obgleich er ein Fremder war, sobald er erkannt wurde, von einem Haufen umringt wurde, welchen er mit einer gewissen edlen Heftigkeit durchdringen mußte, — wie die Kirchen, welche er zufällig besuchte, wie durch einen Zauberschlag im Augenblick angefüllt waren, und wie sogar die Straßen, wenn er zu Fuß von einer

1) Selbst der Verfasser der Enthüllungen über Spanien hebt den großen Unterschied zwischen dem alten und dem konstitutionellen Klerus von Spanien hervor. „Ich spreche," schreibt er, „von der Klasse eifriger Geistlicher, welche, obgleich sie oft im höchsten Grade unwissend waren, mit dem Altare verlobt und der Welt abgestorben waren, nicht von dem konstitutionellen Klerus, der zum größten Theil aus bloßen Politikern und Stellenjägern besteht, und der wenige der Tugenden besitzt und nichts von dem Enthusiasmus, welche eine Zierde des geistlichen Charakters sind." — 1. Band, S. 353.

Kirche zur andern ging, buchstäblich von dem Volke blockirt waren, das seine Werkstätten und seine Arbeiten verließ, um ihm seine Achtung zu erweisen. Rosenkränze wurden in die Höhe gehalten, um sie segnen zu lassen, Ablässe wurden erbeten, Segen und Gebete angefleht, Ausdrücke und Zeichen inniger Verehrung, ja noch mehr, thränenvolle Augen zeigten sich auf jeder Seite in Ueberfluß, und wiederholt hörte man die Frage: „Wann werden wir einen Bischof haben? Warum wollen Sie nicht bei uns bleiben?" Solche Beweise haben wir zu vielen Malen gehabt, daß das spanische Volk, ja das Volk, das arme, das unwissende, einfältige, gläubige Volk von Spanien den vollen Werth der wahren und gesetzmäßigen kirchlichen Regierung kennt, ihren Verlust wirklich empfunden hat und willig seinen gesetzmäßigen Bischöfen gehorchen wird, wenn es dem Allmächtigen gefallen wird, sie wieder einzusetzen.

Wir dürfen diesen Theil unseres Gegenstandes nicht schließen, ohne einige Worte über einen andern Beweggrund zu sagen, den die Spanier haben ihre Bischöfe zu lieben. Es ist zur Gewohnheit geworden, von den enormen Reichthümern der spanischen Bisthümer zu sprechen. Aber Wenige haben sich die Mühe genommen, zu untersuchen oder zu berichten, was mit diesen Reichthümern, so übertrieben sie auch gedacht waren, geschehen ist und was nicht damit geschehen ist. Wir haben auf den vorhergehenden Seiten einige Beispiele davon gehabt. Aber wenn ein Reisender auf der ganzen Halbinsel jedes große Werk der Pracht oder des allgemeinen Besten (nicht als schließe erstere letzteres aus), das man dem alleinigen Edelmuth der Bischöfe verdankt, aufzeichnen würde, so würde er ein Verzeichniß bekommen, dem die Werke, welche von den Steuern des Volkes mit Parlamentsbewilligung aufgeführt wurden, nicht leicht an die Seite gestellt werden könnten. Fraget, wer das prachtvolle Spital oder das großartige Waisenhaus gebaut hat, und man wird euch sagen, so ein Bischof; wer die Wasserleitung errichtet hat, welche die Stadt, die vorher nur mit ungesundem Wasser versehen war, mit gesundem versorgt, und man wird euch antworten, ein anderer Bischof; wer das Kollegium für die Erziehung der Laien oder das Seminar für die Heranbildung von Geistlichen gestiftet hat, und es wird wieder ein Bischof sein. Betrachtet die prächtigen Kapellen in den Kathedralen von Malaga, Cordova oder Granada, welche den Künstlern Arbeit und vielleicht Begeisterung gegeben haben, welche den Marmor und die kostbaren Steine der benachbarten Sierra, die bis

dahin verborgen waren, ans Tageslicht gebracht haben und als Nationaldenkmale des guten Geschmacks und Genies dastehen! In jedem Falle ein Bischof. Und noch leichter ist es, den Gebrauch anzuführen, der in Spanien von den bischöflichen Einkünften nicht gemacht wurde und nicht gemacht wird. Sie wurden nicht dazu verwendet, um Familien zu bereichern und sie in der Welt hochzustellen; die Familie eines katholischen Bischofs sind die Armen. Auch wird man den Reichthum der Bischöfe nicht in ihren Häusern entdecken. Denn der Reisende wird sich sehr getäuscht finden, welcher in den bischöflichen Palästen Spaniens Pracht zu finden hofft. Die Bemerkung eines Staatsministers, der neulich den ungeheuren Palast zu Sevilla besuchte, war sehr richtig: „Ich erwartete, einen Palast zu sehen, und ich fand einen Platz, der Fischerhütten ähnlicher ist.“ Lange Korridore mit ganz geweißten Cellen zur Wohnung für die Beamten und Diener, eine große Bibliothek, die dem Publikum offensteht (der jetzige Erzbischof hat seine eigene Büchersammlung derselben einverleibt), eine Kapelle, die erzbischöflichen Amtszimmer und eine oder zwei große Hallen für bestimmte Gelegenheiten machen den Haupttheil des Gebäudes aus. Die bloß für den Kardinal selbst bestimmten Gemächer bestehen aus einer engen kurzen Gallerie, an deren Ende ein kleines Kabinet durch eine Glasthüre abgetrennt ist. Dieses enthält einen einfachen Schreibtisch und einige Stühle, und neben demselben ist ein Schlafzimmer, das all' sein Licht durch zwei Thüren von der Gallerie und dem Kabinet aus erhält. Die Zimmer eines Landpfarrers in England könnten keinen einfacheren Charakter an sich tragen und nicht einfacher ausgerüstet sein. Und das Nämliche können wir von anderen bischöflichen Residenzen sagen.

II. In dem, was wir über die bischöfliche Bank Spaniens (um einen englischen Ausdruck zu gebrauchen) geschrieben haben, haben wir mehr als eine Gelegenheit gehabt, von dem Klerus zu sprechen und Beispiele seines Muthes und Eifers zu geben. Wir finden es schwieriger, in Bezug auf diese höchst achtungswerthe Körperschaft auf bestimmte Behauptungen einzugehen, weil wir es für unmöglich finden, ihn zu individualisiren, wie wir es machen konnten, als wir von den Bischöfen sprachen. Die Zahl dieser ist begrenzt und eine gewisse Anzahl von Beispielen läßt uns allgemeinere Schlüsse ziehen. Aber das Nämliche läßt sich in Betreff der großen Gesammtheit des Klerus nicht so leicht thun, auch würde es nicht recht sein, Individuen hervor-

zuheben, deren Stellung uns wegen ihres politischen Charakters nicht berechtigt, frei mit ihren Namen zu schalten. Wir wollen uns deßhalb begnügen, von ganzen Klassen zu sprechen; indessen hoffen wir doch, genügende Thatsachen dafür anzuführen, um den Charakter der spanischen Priesterschaft wegen vieler thörichter und böswilliger Beschuldigungen zu rechtfertigen, und zu zeigen, wie viel von ihr zu hoffen ist, wenn die Dinge wieder in ihre frühere Lage kommen.

In jedem Lande ist es natürlich zu erwarten, daß der auserlesenere Theil der kirchlichen Körperschaft in Stellungen des Vertrauens und, in gewissem Grade, der Ruhe gefunden werden. Der Gelehrte und der Mann von Talent und Geschäftsgewandtheit wird natürlich an den Sitz der kirchlichen Regierung gezogen; und wo die Stiftsherrnstellen keine Versorgungsanstalt sind, sondern eine lästige tägliche Pflicht aufbürden, welche die Residenz erfordert, werden sie die passendste Versorgung für einen Mann sein, den der Bischof oder das Kapitel für einen tüchtigen Gehülfen und Rathgeber halten. Wir müssen uns deßhalb wohl in den Städten und ihren Kapiteln nach dem gelehrteren Theile des Klerus umsehen. Wir sind weit entfernt, dies ausschließlich zu behaupten; im Gegentheil werden wir namentlich in Städten viele durch ihre Gelehrsamkeit und ihr kirchliches Wissen in allen Zweigen höchst ausgezeichnete Kleriker antreffen, die entweder seelsorgerliche oder andere Beschäftigungen haben. Auf der Universität von Sevilla und wir zweifeln nicht, auf vielen andern gibt es Professoren, die Pfarreien inne haben, und Einer von diesen ist gegenwärtig Rektor der Universität. Ohne deßhalb die Absicht zu haben, eine solche trennende Linie zwischen den verschiedenen Klassen des Klerus zu ziehen, wie sie unser Eingang folgern ließ, behaupten wir gerne, daß die Geistlichen, welche die Kapitel in Spanien bilden, oder sonstwie mit bischöflichen Funktionen und der Regierung der Diözese in Verbindung stehen, an Charakter und Kenntnissen denen jedes anderen Landes werden gleich gefunden werden. Dies ist das Resultat unserer eigenen Beobachtungen in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Bischofssitzen, wo uns das Glück zu Theil wurde, mit den Stiftsklerikern Bekanntschaft zu machen.

Zunächst nach dem Eifer der Bischöfe hat Spanien dem guten Takte und der Seelengröße seiner Kapitel und Würdenträger seine herrlichsten Werke zu verdanken, und so viel wir urtheilen können, ist der edle Geist, welcher früher an vergleichsweise Reichthümer

geknüpft war, in diesen Tagen der Armuth und der Bedrückung nicht ausgeartet. Wir können unseres Dafürhaltens diese Behauptung am besten beleuchten, wenn wir etwas weitläufiger auf das eingehen, was in vergangener und gegenwärtiger Zeit von einer dieser Körperschaften, dem Kapitel der prachtvollen Kathedrale von Sevilla, gethan wurde.

Als diese Stadt durch den großen heil. Ferdinand den Mauren entrissen wurde, war natürlich seine erste Sorge, Anstalten zur Verehrung Gottes zu treffen. Eine prachtvolle Moschee, die neben einer alten christlichen Kirche stand, wurde demgemäß in eine Kathedrale verwandelt und im Jahre 1248 eingeweiht. Aber obgleich sie allmählig äußerst reich wurde, so wurde sie den Wünschen und Gefühlen des Volkes nicht für ausreichend gehalten; auch hatte sie im Laufe der Zeiten durch Erdstöße und andere Zufälle viel gelitten. Am 8. Juli 1401 trat der ganze Klerus der Kirche in einem Kapitel zusammen, und faßte, da der Kathedrale der Ruin drohe, den kurzen Beschluß: „Wir wollen eine andere bauen, von der Beschaffenheit und Güte, daß es keine ihrer gleiche geben soll, und die so viel wie möglich der Größe Sevillas und seiner Kirche entspricht; und wenn die Kirchenfabrik für dieses Werk nicht ausreicht, so solle von ihrem Einkommen so viel genommen werden, als hinreichend ist; denn sie geben es zum Dienste Gottes hin. Und sie ordneten an, es solle dies von zwei Domherren unterzeichnet werden." [1]) Man hat uns erzählt, der Beschluß des Kapitels, diese Kathedrale zu bauen, könne noch in den Protokollen des Kapitels in den kernigen zierlichen Worten gelesen werden: „Fagamos una Eglesia tal que los venideros post nos nos tengan por locos;" d. h. „Wir wollen eine solche Kirche bauen, daß diejenigen, welche nach uns kommen, uns danken, daß wir sie gemacht haben." Nach zwei Jahren wurde das Werk begonnen und bis 1506 ohne Unterbrechung fortgesetzt; und wie? durch Fortfahren mit unermüdlichen Opfern, welche ihres gleichen nicht haben. Die Kanoniker und der übrige Klerus der Kirche zogen sich in ein kleines Haus nahe bei der Kathedrale zurück und lebten mit den größten Einschränkungen in Gemeinschaft mit einander und gaben all' ihr Einkommen für den neuen Bau hin. Wenn man erwägt, daß sie keine Religiosen waren, und daß sie nicht gebunden waren, so zu leben, und daß sie

1) Sevilla Pintoresca, Sev. 1844. S. 91. Ein interessantes Werk im Laufe des Erscheinens.

keines der eigenthümlichen Gefühle haben konnten, welche die Mönche an das binden, was ihr Haus ist, und daß überdies diese Lebensweise ohne Einspruch oder Erschlaffung und ohne die Aussicht für die Meisten, je die Früchte ihrer Opfer genießen zu können, einige Generationen, nämlich hundert und fünf Jahre hindurch fortgesetzt wurde, — so müssen wir gestehen, daß in dieser Klasse von Menschen ein edler Geist lebte, der der besten Zeiten der Kirche würdig und für ihre Priester sehr ehrenvoll ist. Im Jahre 1511 gaben drei große Pfeiler nach und stürzten mit dem Giebel mitten in der Nacht zusammen; aber in vier Stunden hatte das Volk alle Ruinen entfernt, das Kapitel nahm seine Arbeiten wieder auf, und im Jahre 1519 ward dieser prachtvolle Tempel vollendet.

Und er durfte in Wahrheit wohl in Spanien als ein Wunder sprichwörtlich werden. „Ich zögere nicht," sagt einer der Autoren vor uns, „die Kathedrale von Sevilla als den edelsten Tempel der Christenheit zu bezeichnen. Der Effekt, welcher beim Betreten hervorgebracht wird, ist ganz überwältigend. Der Geist wird durch die feierliche und düstere Erhabenheit des Inneren in Staunen und Furcht versetzt. Keine Schöpfung bloß menschlicher Kunst, die ich kenne, kann in dem urplötzlichen und überwältigenden Gefühle der Furcht, das sie hervorruft, mit der Kathedrale von Sevilla sich messen. Ihr ungeheurer Umfang, der durch das matte und heilige Licht, welches durch ihre reichbemalten Fenster eindringt, in düsteres Dunkel gehüllt ist, ihre schlanken und massenhaft verschlungenen Säulen, die wunderbare Erhabenheit ihrer gewölbten Decke, der düstere Reichthum ihrer Zierrathen, und die feierliche Stille, welche in ihrem ganzen Umfange herrscht, welche durch das Echo der Schritte eines zu seinem Lieblingsschreine eilenden Landmannes, auf die wir lauschen, wie sie immer schwächer und schwächer unser Ohr erreichen, bis sie in weiter Entfernung sich verlieren, eher vergrößert, als unterbrochen zu werden scheint, — alles dies übt eine sonderbar überwältigende und feierlich stimmende Gewalt über uns aus. Der Effekt ist gewaltig zur Andacht hinreißend." [1])

Diese Beschreibung des Effektes dieses prächtigen Tempels auf die Sinne und Gefühle bezeugen wir gerne. Kein gothischer Bau in England, Frankreich oder Belgien hat je einen solchen Eindruck auf unseren Geist hervorgebracht. Seine Höhe und seine große Fläche,

1) Tagebuch eines Geistlichen, S. 46.

weil sie aus fünf Flügeln besteht, außer den Seitenkapellen von großen Dimensionen, tragen ohne Zweifel zu diesem Effekt bei. [1])

1) Der soeben angeführte Autor hat uns die Dimensionen der St. Peters- und St. Paulskirche und der Kathedrale von Sevilla gegeben. Wir wollen noch die dreier anderer unserer alten Kathedralen beifügen.

	St. Peter.	St. Paul.	York.	Linkoln.	Salisbury.	Sevilla.
	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.
Länge	673	510	492	482	449	443
Breite	280	120	96	80	90	275
Höhe des Schiffes	146	100	99	80	81	134

Aus dieser Tabelle wird man ersehen, daß unsere alten Kirchen, während sie den Vortheil der Länge haben, in der Weite und Höhe der von Sevilla nicht gleichkommen. In den ersteren Dimensionen steht sie der St. Peterskirche bloß um fünf und in letzteren bloß um zwölf Fuß nach. Ferner muß bemerkt werden, daß von der Lage des Chors zu Sevilla aus von einem Ende zum andern den doppelten Flügeln jeder Seite entlang eine ununterbrochene Durchsicht stattfindet, und ebenso ist die ganze Breite sichtbar. Wir fügen den Grundriß bei, den wir nach einigen Notizen und aus dem Gedächtniß entworfen haben. Es muß bemerkt werden, daß außer den Seitenflügeln noch eine Reihe großer und prächtiger Kapellen auf jeder Seite ist, welche in dem Plane ganz weggelassen sind, wie die Sakristei, das Kapitelhaus u. s. w.

A. Sakristei für den Hochaltar.

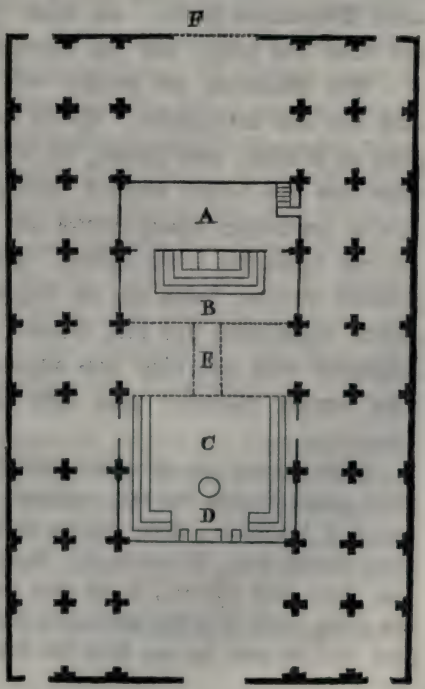
B. Hochaltar, auf drei Seiten von eisernen Gittern eingeschlossen.

C. Der Chor, auf jeder Seite desselben die Orgeln.

D. Der bischöfliche Thron.

E. Eingefriedigte Passage zur Verbindung zwischen Kanzel und Chor.

F. Königliche Kapelle.



So prächtig indeß das auf diese Art von dem edelmüthigen Eifer des Kapitels errichtete Gebäude war, so waren es nicht weniger seine Zugehörungen, von denen wir sprechen müssen, nicht so fast in Anbetracht ihres Werthes und Glanzes, als des Ruhmes, den deren gewissenhafte Unterhaltung auf den gegenwärtigen Klerus der Kirche wirft. Obgleich wir von den großartigen Kirchenplünderungen, welche sowohl unter der französischen, als unter der liberalen Herrschaft in Spanien stattfanden, gesprochen haben, so müssen wir zu Gunsten dieses reichsten und prächtigsten Münsters eine Ausnahme machen. Nicht als hätte es am Willen gefehlt, nach seinen Schätzen zu greifen, sondern die Gewandtheit, der Takt und die Festigkeit von Seiten seines Klerus haben jeden Versuch irreligiöser Raubsucht mit Glück überwunden. Und dieser Klerus hat auch seine Bereitwilligkeit gezeigt, sogar in diesem Punkte zum allgemeinen Besten Opfer zu bringen. Während der Invasion gab er freiwillig viel Silbergeräthe an den Staat ab, so daß z. B. in einer Kapelle (der **Antigua** [1]) die Zahl der silbernen Lampen von 72 auf 48 herabsank. Aber ungeachtet dieser Verluste zeigen die Altäre und die Schätze der Kathedrale von Sevilla noch jetzt, was katholische Kirchen im Mittelalter waren, als die Gläubigen arme Wohnungen hatten, um reiche Heiligthümer zu haben, und als der Altar das besaß, was jetzt unrechtmäßig auf Nebentischen steht.

Der Grundsatz, auf welchen diese Freigebigkeit gegründet war, ist auch hier klar kundgegeben. Es ist keine Schaustellung oder Befriedigung der Eitelkeit, noch Ehrgeiz, die Beschauer zu täuschen, wie gewisse Leute von uns denken möchten, sondern einfach eine natürliche Kundgebung zur Verherrlichung Gottes und zur Verrichtung seines Dienstes mit den kostbarsten seiner Gaben. Wenn die Schätze von Kirchen geplündert wurden, haben wir im Allgemeinen wenig Bedauern darüber gehört, vermuthlich aus dem Grunde, weil ihre Reichthümer nutzlos aufgehäuft seien und nicht zum allgemeinen Besten verwendet würden. Aber warum räsonnirt man nicht ebenso über die Familiengeräthe

---

1) So genannt von einem sehr alten Gemälde unserer Frau, das auf die Wand gemalt ist und, wie man annimmt, ein Theil der alten gothischen Kirche war, d. h. der Kirche, welche von den Gothen vor der saracenischen Occupation erbaut worden war. Es wurde der Moschee einverleibt und so erhalten. Der ganze Altar nebst Zugehör, so wie viele massive Leuchter, sind Silber. Sie hat eine eigene große Sakristei, welche mit Goldgeräth, Juwelen u. s. w. reich versehen ist. Es wird ihr von Seite des Volks große Verehrung erwiesen.

und Juwelen der Großen oder die Kroninsignien? Sie gewähren dem Publikum nicht mehr Nutzen, als die von Loreto; um sie anzuschaffen, kamen große Summen in Umlauf, und als sie verfertigt wurden, waren sie für Kunst und Industrie eine Aufmunterung. Und wenn sie so dem Publikum ihren Gegenwerth gegeben haben, beklagt sich Niemand darüber, wenn sie Jahrhunderte lang in der eisernen Kiste liegen, um von Zeit zu Zeit bei einer festlichen Gelegenheit gezeigt zu werden. Ja man wird sagen, solche verschwenderische Anhäufungen seien der Gesellschaft von Nutzen, indem sie die socialen Unterschiede aufheben und die höheren Familiengefühle erhalten, welche zu den Garantien der Ehre einer Nation gehören. Und sicherlich wurden die Schätze der Kirche ursprünglich auch bezahlt, wie die des Tower, und haben dazu beigetragen, Kunst und Geschicklichkeit bei Vielen anzufeuern, vom heil. Eligius bis zu Benvenuto Cellini oder Juan de Arfe. [1]) Und welcher Grund ist demnach vorhanden, sich zu beklagen, wenn sie mit Sorgfalt aufbewahrt werden? Denn wenn man es für das Haus einer vornehmen oder königlichen Person für schicklich hält, solche Schätze aufzubewahren, und wenn dies in der Achtung anderer Stände ihre Würde zu erhöhen scheint, so ist es bloß natürlich, daß die Majestät des Hauses und des Dienstes Gottes durch die Erregung solcher Gefühle ebenfalls vergrößert wird. Gott selbst wollte in seinem alten Gesetze bloß Gold um sein Heiligthum haben; die Heiden sogar in ihrem Elend wollten zum Opfer goldene Gefäße haben (pateris libamus et auro.) Die Christen hatten vom frühesten Alterthum an die nämlichen Gefühle und handelten darnach. Wir würden es für überflüßig gehalten haben, alles dies zu schreiben, würden wir nicht beständig durch das alte Geschrei: „Ut quid perditio haec? — Wozu dieser Aufwand?" unterbrochen, wenn je darin ein Vorwurf für die Prachtliebe des Alterthums liegt. Judas hat zuerst diese Worte gesprochen, und er hat seine Schule gehabt in seinen Nachfolgern, wie Peter dem Grausamen, [2]) Heinrich VIII., Napoleon und Mendizabal.

---

1) Einer der Künstler im 16. Jahrhundert, welcher für das Silbergeräthe der Kathedrale arbeitete. Er verfertigte die prächtige silberne custodia, oder das Behältniß für das Allerheiligste am Frohnleichnamsfeste. Es ist ein ausgezeichnetes Stück, 18 Palme hoch. Merino und Bart. de Morel lieferten zu dieser Schatzkammer Werke von unvergleichlicher Arbeit. Beide lebten im nämlichen Jahrhundert.

2) Am westlichen Ende der Kathedrale von Sevilla, an dem Platze, wo in

Aber zur Sache; die Schätze der Kathedrale von Sevilla (welche bloß ein Beispiel von dem ist, was andere Kirchen gewesen sind) sind so weit entfernt, zum Schaugepränge zu dienen, daß wir in der That sagen können, daß sie verhältnißmäßig einen geringen Effekt machen, ja daß die kostbarsten kaum gesehen werden, wenn es je geschieht. Die Altäre strahlen, das ist wahr, von massivem Silberschmuck, kolossalen Büsten, riesigen Leuchtern, ungeheuren Lesepulten, — was Alles in anderen Kirchen entweder von Holz oder Kupfer ist; aber das Gold und die kostbaren Steine sind zum großen Theil verborgen, weil sie hauptsächlich zur unmittelbarer Berührung und zum unmittelbaren Dienste des anbetungswürdigsten Sakraments des Altars bestimmt sind. So findet sich auf dem Hochaltar ein gut proportionirtes, aber gleichwohl ungeheures silbernes Tabernakel; in demselben aber ist ein anderes, das man nicht sieht, welches einen Tempel vom reinsten Gold bildet, und in diesem wiederum ist ein großes Ciborium von dem nämlichen kostbaren Metall, aber mit Diamanten und anderen Juwelen besetzt. Daselbst befindet sich eine Monstranz von wundervoller Arbeit; sie stellt eine Taube vor, in welcher ein Gefäß für die heilige Hostie ist, Alles aus reinem Gold; dieselbe wird nur gebraucht, um dem Erzbischof das Viaticum zu bringen. Ferner ist der goldene Schlüssel, der bloß dazu benützt wird, um am grünen Donnerstag das Allerheiligste in das Grab einzuschließen, mit prächtigen Brillianten besetzt. Die Kelche sind sämmtlich von demselben Metall und in solcher Anzahl vorhanden, daß an jedem Festtage ein anderer gebraucht wird, und sonst nie; denn Alles ist nach einer genauen Ordnung geregelt. Rauchfässer, Reliquienkästchen und Alles, was unmittelbar zu dem feierlichen Opfer des neuen Gesetzes gehört, sind von dem nämlichen Stoff und von der schönsten Arbeit. [1])

---

der Westmünster-Abtei die Kapelle Heinrich's VII. ist, befindet sich die königliche Kapelle, welche für sich selbst ein Kapitel und einen täglichen Gottesdienst hat. Der Hochaltar mit dem Heiligenschreine des heiligen Ferdinand darauf wird auf 10,000 Pfund geschätzt. Er ist ganz aus massivem Silber und auf's Sorgfältigste gearbeitet. Peter der Grausame zog die früheren Schätze der Kapelle an sich und stellte dafür einen Empfangsschein aus, indem er, wie er sagte, sie in besseren Gewahrsam nehmen wolle. Die Urkunde ist noch vorhanden, aber es ist beinahe unnöthig beizufügen, das Silbergeräthe ist nicht mehr zurückgekehrt.

1) Unter anderen schönen Gegenständen müssen wir eine Pax in der Form eines Triptychon, die von Gold aufs glänzendste emaillirt und sonst reichlich ver-

Wenn wir bei den Reichthümern dieser Kathedrale, wovon man den weit größern Theil, so wie die prächtigen Bauten, welche reich mit Gemälden ersten Ranges [1]) geschmückt sind, dem guten Geschmacke und dem Edelmuthe seines Kapitels zu verdanken hat, verweilt haben, so geschah es nicht bloß, um die guten Eigenschaften derer, welche in vergangener Zeit lebten, zu erheben, sondern auch um den gegenwärtigen Mitgliedern desselben, deren Sorgfalt und Unerschrockenheit man ihre Erhaltung verdankt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn man

---

ziert ist, aus dem 14. oder 15. Jahrhundert bemerken. Es ist daselbst noch eine andere schöne Pax von vergoldetem Silber aus der nämlichen Zeit, die unter den wenigen Ueberresten der Schätze der Kathedrale von Malaga bewahrt wird. Da wir einmal bei dem Gegenstande sind, so wollen wir nicht unterlassen, zwei Stücke zu erwähnen, die vielleicht die glänzendsten Silberarbeiten sind, welche existiren, und die gleichfalls den Plünderungen der letztern Zeit entgangen sind. Das Eine ist die custodia für das Frohnleichnamsfest, das andere ein Prozessionskreuz, beides von Silber, in der Kathedrale von Cordova. Sie sind von der feinsten und vollendetsten gothischen Arbeit. Die Kustodia erhebt sich von einer achteckigen Basis, die mit schönen Reliefs bedeckt und mit Schnecken verziert ist, zu einer Höhe von sieben bis acht Fuß; der mittlere Theil besteht aus ausgezeichnet gearbeiteten Thürmchen und Schenkelverzierungen mit vergoldeten Bildern. Beide sind aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ihre Schönheit hat sie erhalten, als alles Andere weggeschleppt wurde.

1) Ueber dem Altare in der Sakristei, auf welchem die Reliquienkästchen mit anderem heiligen Silbergeräthe aufbewahrt werden, ist ein Gemälde der Kreuzesabnahme, das 1548 von Pedro de Campana gemalt wurde. Es ist eines der schönsten Gemälde, das wir je gesehen haben. Es war früher das Altarbild der Pfarrkirche von Santa Cruz, nahe bei welcher Murillo's Haus war. Dieser große Maler brachte stundenlang vor dem Gemälde zu, und wenn man ihn fragte, was er so lange ansehe, antwortete er: „Ich warte, bis ich unseren Herrn herabkommen sehe," so natürlich ist die Handlung der Personen, wenn auch der Styl etwas roh ist. In seinem Testamente ordnete er an, man solle seinen Körper vor diesem Gemälde begraben. Dies geschah, aber Soult ließ die Kirche einreißen und Murillo's Asche ist ohne ein Grab und in die Straße zerstreut. Und Soult war ein großer Bewunderer Murillo's! Der Dekan Cepero besitzt jetzt das Haus, welches man für das Murillo's hält, und darin die glänzendste Privatsammlung von Gemälden in Sevilla. Es finden sich einige schöne Werke dieses Meisters darunter und eine Kreuzigung von Alonzo Cano, die wir für unvergleichlich halten. [In der Kirche zum heiligen Geist, welche Murillo so liebte, und in welcher er begraben zu werden wünschte, empfing der Schreiber dieser Zeilen den unschätzbaren Segen der Wiedergeburt durch die Taufe.]

muß nicht annehmen, die Habsucht der letzten Kanzler der Schatzkammer, den Juden, auf den so oft angespielt wird, eingeschlossen, hätten die Reichthümer übersehen, welche wir auf eine Million Sterling schätzen hörten, und die noch in dieser Kirche bewahrt werden. Als die Franzosen Andalusien überschwemmten, wurden diese Reichthümer nach Cadiz gebracht, welches allein der Gewalt der eindringenden Feinde entging. Als der karlistische General Gomez seinen Streifzug in die nämliche Provinz unternahm, ordnete die Regierung die nämliche Vorsichtsmaßregel an. Das Kapitel widersetzte sich, indem es meinte, in den Gefühlen des Volkes liege hinlängliche Sicherheit. „Wir brauchen," sagte der gegenwärtige Dekan, der damals Schatzmeister der Kirche war, „diese heiligen und kostbaren Dinge bloß öffentlich hinzustellen, und sie werden sich selbst Achtung verschaffen." Man schenkte ihm indessen kein Gehör, und die Schätze wurden in dreißig große Kisten gepackt und unter Begleitung zweier treuer Diener der Kathedrale, von denen Einer weder bei Tag noch bei Nacht sie verließ, nach Cadiz gesendet. Alles kam wohlbehalten wieder zurück. Aber jetzt kam eine andere Gefahr. Die Regierung ließ den Befehl ergehen, die Schätze ihren Kommissären auszuliefern; es wurde ihm keine Folge gegeben. Note folgte auf Note, Befehle, Drohungen kamen nacheinander; aber ohne Erfolg. Das Kapitel weigerte sich, die heiligen, seiner Obhut anvertrauten Güter herauszugeben. Aber endlich wurden die Befehle so gebieterisch, die Drohungen so dringend, daß der nächste Schritt ein gewaltsamer Versuch, sie sich anzueignen, gewesen sein würde, — etwas Gewagtes an so einem Platze. In dieser Verlegenheit nahm der Dekan des Kapitels seine Zuflucht zu einem Vorschlag, welcher die Raubsucht der Schatzkammer überwand. „Sie sollen," sagte er, „ruhig ausgeliefert werden, aber mit den gebührenden Ehren. Diese Schätze bestehen entweder aus Reliquienkästchen oder heiligen Gefässen, die zum Gottesdienst feierlich konsekrirt wurden. Das Kapitel wird sie deßhalb in feierlicher Prozession, in geistlichen Gewändern und mit vorangetragenem Kreuz durch die Straßen zum Stadthaus tragen und sie so übergeben." Dies würde mehr gewesen sein, als das Volk von Sevilla hätte ertragen können; das Anerbieten wurde nicht angenommen, und das Kapitel weiter nicht mehr belästigt.

Die Stadt, die schönen Künste und die Religion haben den Geistlichen eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, welche mit so viel

Glück jeden Streich parirten, der die Kirche dessen berauben wollte, was allen dreien zur Ehre gereicht, und die uns ein Beispiel hinterlassen haben, was die Frömmigkeit unserer Väter für die Verehrung Gottes thun konnte. Da wir indessen diese Kathedrale zum Beispiel gewählt haben, wie große Opfer [1]) und Anstrengungen die Kleriker eines Kapitels für ihre Mutterkirche zu bringen bereit sind, so wollen wir jetzt etwas mehr über sie (obgleich es sich auf die ganze Klasse anwenden läßt) in Verbindung mit dem Kirchendienst sagen. Der Gottesdienst an den Kathedralen Spaniens muß früher glänzend gewesen sein. Die Phrase, welche in Jedermanns Mund ist, wenn man von dem Gegenstande spricht, lautet: „Er ist nicht ein Schatten mehr von dem, was er war." Das Kapitel von Sevilla im engern Sinne bestand aus zweiundneunzig Personen, und die Gesammtheit des Klerus und der Diener, welche an der Kirche angestellt waren, den Chor eingeschlossen, belief sich auf zweihundert fünfunddreißig. Und da jedes Ding, welches bei den Funktionen angewendet wurde, aufs prachtvollste ausgestattet war, [2]) müssen die Prozessionen, welche an jedem Festtage stattfanden, namentlich an feierlicheren Tagen einen majestätischen und erhabenen Anblick gewährt haben. Diesem müssen wir beifügen, daß in dieser Kathedrale und in anderen Kirchen Spaniens Gebräuche und Verzierungen beibehalten wurden, welche anderswo verschwunden sind oder die wir erst als wiederauflebend ansehen müssen. [3])

---

1) Es wird im Allgemeinen angenommen, die Pfründen in Spanien seien enorm reich; aber sie werden keinen Vergleich mit dem Einkommen der englischen Kathedralen aushalten. Die vierzig Kanoniker von Sevilla haben jährlich je 40,000 Realen oder 400 Pfund, zwanzig Domherren je 300 Pfund und einundzwanzig geringere Kanoniker je 200 Pfund.

2) In der Sakristei der Kathedrale sind 92 weiße und 92 rothe Chormäntel einer Art für die Prozessionen vor der Terz. In die Orphreys derjenigen für die Dignitäre sind Figuren eingestickt, die so schön wie die des Alterthums ausgeführt sind, und die Traghimmel sind noch gothisch, obgleich die Arbeit modern ist. Wir haben viele Gelegenheiten gehabt, zu bemerken, daß auch dieser, wie jeder andere Zweig der heiligen Verzierungskunst in Spanien viel vollkommner bewahrt ist, als in jedem anderen Lande.

3) So tragen der Diakon und Subdiakon noch die verzierte Albe und auch den Kragen als Schmuck des Achselkleides, welcher über das Haupt geschlagen wird, während die anderen heiligen Gewänder angelegt werden, und dann über das Meßgewand herabgezogen wird, wie man es auf den Platten zu Mr. Pugin's Glossarium sieht. Die Albe, welche am Charfreitag getragen wird, ist wahr-

Wenn aber der Gottesdienst der Kirche früher glänzend gewesen sein muß, so muß man anerkennen, daß er jetzt erbaulicher ist, indem er den Geist der Anhänglichkeit an die Pflicht, welche er auferlegt, bei denen kundgibt, welche noch fortfahren, ihm anzuwohnen. Die Fonds der Kirchenfabrik und des Kapitels sind eingezogen oder verkauft worden; die an ihre Stelle gesetzten Pensionen sind nicht bloß sehr gering, sondern werden höchst ungleich ausbezahlt, es sind im Allgemeinen Rückstände von Jahren vorhanden. Die Folgen sind, daß für den gewöhnlichen Gottesdienst der Kirche keine wirkliche Vorsorge getroffen ist, noch weniger für die großartigeren Funktionen, wie die der heiligen Woche, des Frohnleichnamsfestes oder der Empfängniß. Diese Fasten ließ die Regierung einen Befehl ergehen, es solle den Kirchen und Kathedralen ein Zuschuß gegeben werden, um die Auslagen für Oel und Wachs u. s. w., die für den Gottesdienst der heiligen Woche nothwendig seien, zu bestreiten, was in Wirklichkeit bloß ein Ersatz für einen Befehl war, einen solchen Betrag von Rückständen auszuzahlen. Es ist demnach ganz dem Eifer der Kapitel, die von der Mildthätigkeit der Gläubigen unterstützt werden, zu verdanken, daß nur der tägliche Gottesdienst abgehalten wird. Beklagenswerth ist wahrlich der Anblick eines halben Dutzend Kanoniker, die über die dreifache Stuhlreihe in dem Chor von Sevilla oder Cordova vertheilt sind, die aber, so lange sie da sind, Tag für Tag Sorge tragen, daß das Feuer der ewigen Anbetung auf Gottes Altare nicht erlösche. Die Choristen, im Allgemeinen alte Männer, die aber an das Haus Gottes, in dem sie von Jugend auf erzogen wurden, gebunden sind, fahren fort, ihre mühsamen

---

haft prachtvoll; wenn der Priester zur Anbetung des Kreuzes das Meßgewand ablegt, hat seine Albe außer den gewöhnlichen prachtvoll gestickten Verzierungen eine auf der Brust mit einem schönen Bildnisse unseres Heilandes und eine auf dem Rücken mit dem Bildnisse unserer Frau. An den Sonntagen und im Advent und den Fasten tragen die Geistlichen statt der Dalmatika **planetae plicatae**, und diese bestehen aus der alten weiten Form, die in eine Spitze ausläuft und reichen sehr tief an den Arm herab. Wenn man eine gothische Kirche betritt, wo die Messe gesungen wird, und alle die alten Formen heiliger Gewänder im Gebrauche sieht, kann man sich leicht in alte Zeiten zurückversetzen. Es muß auch bemerkt werden, daß in den Kathedralen die untergeordneten Diener, die Rauchfaßträger, Akolythen und Andere in beträchtlicher Anzahl Dalmatiken mit Verzierungen und Krägen oder Chorröcke tragen.

In Spanien werden das Evangelium und die Epistel immer von **ambones**

Pflichten umsonst zu erfüllen, und noch keinen einzigen Tag ist der feierliche Gesang des ganzen Officiums mit der heil. Messe ausgesetzt worden. Und nirgends haben wir den gregorianischen Lobgesang in tieferem und vollerem Tone singen hören, als in den Kathedralen von Spanien.

Wenn wir indessen von Sevilla sprechen, müssen wir eine Ausnahme erwähnen. Es gab einen Tag und nur einen, an welchem bloß eine gewöhnliche Messe am Hochaltar gefeiert wurde, und dies war der merkwürdige 21. Juli 1843. Wir müssen über diesen Zeitraum einige Worte sagen, weil er gewiß in mehr als Einer Hinsicht falsch dargestellt wurde. Es wird einigermaßen eine Abschweifung sein, aber wir haben unsere Leser bereits von unserer Absicht, Abschweifungen zu machen, in Kenntniß gesetzt. Als die fast von selbst entstandene Bewegung gegen Espartero, die mit seiner Verbannung endete, in Spanien stattfand, theilte auch Sevilla die gemeinsame Anschauung; aber der Ausdruck seiner Gefühle wurde eine Zeit lang durch militärische Gewalt niedergehalten, und am 12. Mai jenes Jahres wurde der Stadt erklärt, sie stehe unter Militärherrschaft. Am 18. indessen versammelten sich die Civilbeamten, welche die Stimmung des Volkes, an welcher sie selbst Antheil nahmen, nicht mehr länger unterdrücken konnten. Nachdem sie an einige der geachtetsten Persönlichkeiten der Stadt eine Aufforderung, sie bei ihren Berathungen zu unterstützen, hatten ergehen lassen, traten sie mit dem Militärkommandanten in Unterhandlung. Das Resultat hievon war, was man jetzt in England sehr gut versteht, nämlich ein pronunciamento, eine Verbrüderung zwischen den Truppen und dem Volke und die Flucht des kommandirenden Offiziers. Es wurde eine Junta oder Kommission gebildet, an welcher der Kanoniker D. Manuel Cepero, der seitdem zum Dekan der Kathedrale ernannt

---

oder Pulten am Eingange des Chors oder außerhalb des Gitters, wo eines ist, gesungen. Wir staunten über einen Ritus, der von so großem Alterthum zu sein schien. Beim Beginne der Fasten wird ein weißer Vorhang vor dem Altar und quer über das Heiligthum ausgespannt, so daß das Volk im Schiffe der Kirche vollständig des Anblicks dessen, was am Altare vorgeht, beraubt ist. Der Vorhang wird dreimal erhoben, beim Evangelium, bei der Elevation und der Oratio super populum. Am Mittwoch der Charwoche wird er bei den Worten der Passion „et velum templi scissum est" in zwei Stücke zerrissen. Die üblichen Schleier über den Gemälden u. s. w. werden erst am Charsamstag weggenommen.

worden war, einen vorzüglichen Antheil nahm. Die Folge war, daß General Van Halen von Granada ausrückte, um die offene Stadt zu belagern. Am 17. Juli kündigte General Hezeta, jetzt der ausgezeichnete Gefe politico von Spanien, der mit seinem Stabe auf dem schönen Thurme, der Giralda, mit einem tüchtigen englischen Teleskope sich befand, das Herabsteigen der Belagerungsarmee von den Höhen von Alkalá de los Panaderos gegen die Stadt an. Am folgenden Tage nahm Van Halen seine Position, und begann bei dem Cruz del Campo, einer kleinen Häusergruppe in geringer Entfernung von dem Platze, seine Batterien aufzustellen.

Inzwischen hatte das Volk lebhafte Vorbereitungen zu seiner Vertheidigung gemacht, Batterien errichtet, Kanonen aufgepflanzt und die Thore verrammelt. Es waren 5,848 Mann da, um diese Werke zu vertheidigen. Am 8. des Monats war der Enthusiasmus des Volks durch eine großartige Ceremonie angefeuert worden. Die Behörden Granadas hatten durch die Enthüllung des Banners „der katholischen Könige," des Banners, welches Ferdinand und Isabella triumphirend über die Stadt der Mauren geschwungen, die mächtigsten Gefühle des Volkes angeregt. Sevilla besaß in seiner Kathedrale die noch schätzbarere Fahne, welche der heil. Ferdinand getragen hatte, als er die Stadt eroberte. Diese wurde in feierlicher Prozession umhergetragen, und das Volk schwor bei ihr, seine Mauern gegen die Feinde der Religion und des Thrones zu vertheidigen.

Am 20. begannen die Batterien zu spielen. Die zweite Bombe ging ganz über die Stadt weg, einige andere fielen in der Mitte ein, aber der größere Theil zu früh. Der Schaden war demnach nicht groß. [1]) Am ersten Tage wurden hundert neunzehn Bomben auf die Stadt abgefeuert. Der nächste Tag war der merkwürdigste der Belagerung. Achtzehn Stunden lang donnerten die Batterien ununterbrochen, und die Luft war kaum von einer Kugel frei. Dreihundert siebenundfünfzig Bomben und sechshundert Kanonenkugeln wurden auf die Stadt geschleudert. [2]) Am folgenden Morgen langte Espartero an, und die Belagerer ließen ein wenig nach. Am 24. wurden siebenundachtzig Bomben hineingeworfen, ohne die Kugeln, und das Bombardement dauerte noch einige Tage fort, bis sich der Feind von der Befreiungsarmee verfolgt am 28. zurückzog. Während der Belage-

1) El Pronunciamiento y Sitio de Sevilla. Sev. 1843, S. 31.

2) Alzamiento y Defensa de Sevilla. Daf. S. 47.

rung waren außer den Kugeln sechshundert achtzehn Bomben in die Stadt geworfen worden.

Wenn wir betrachten, daß der ganze Vorgang von Seiten Esparteros und seines Generals Van Halen ein höchst muthwilliger Akt der Grausamkeit und Barbarei war, der Grausamkeit gegen die Tausende unbewaffneter Einwohner und der Barbarei gegen die Denkmale der Kunst, von denen die Stadt angefüllt ist, — daß selbst, wenn sie Sevilla genommen hätten, dies das Schicksal nicht hätte abwenden können, welches ihre blinde Nachläßigkeit über sie brachte, — daß jedenfalls, um die Stadt zu nehmen, oder, wenn sie genommen worden wäre, sie zu einem Anhaltspunkt gegen das ganze Reich zu machen, der Weg dazu nicht der war, sie zu bombardiren und ihre Bewohner durch den unbesonnen über sie verhängten Ruin zum äußersten Wahnsinn zu treiben, — und wenn wir ferner betrachten, daß diese Männer in England als Patrioten und Vaterlandsvertheidiger geehrt, geschmeichelt und gefeiert worden sind, so werden wir mit unaussprechlichem Ekel erfüllt und sehen in solchen Zeichen der Achtung gegen solche Männer eine Nationalschande.[1]) Wie sehr ist es zu bedauern, daß bei dem zu Ehren Esparteros veranstalteten Banquet unter den Verzierungen der Halle die Worte „Sevilla" und „21. Juli 1843" nicht in die Augen fallend angebracht wurden.

Wir haben die Anhänger Esparteros zu seiner Vertheidigung sagen hören, seine Absicht sei bloß gewesen, die Einwohner von Sevilla zu schrecken; man habe alle Sorgfalt angewendet, damit kein wirklicher Schaden entstünde, und namentlich sei man beim Zielen darauf bedacht gewesen, die Kathedrale und die Giralda nicht zu treffen. Aber in Wahrheit sind beide Entschuldigungen durchaus falsch. Fürs Erste kann irgend ein Beweggrund, ausgenommen die harte Nothwendigkeit des Krieges, ein solches Verfahren rechtfertigen, wie das, sechshundert

1) „Es gibt ein homerisches Epipheton des Mars, auf welches Espartero unter seinen Landleuten ein Recht haben kann, — das einzige, welches sie ihm gerne bewilligen werden, das des „Mauernbekämpfers," des Städtebombardirers. Barcelona und Sevilla werden im Andenken der Spanier so lange leben, als seine Niederlage bei Ayacucho in Peru; und was immer sein absolutes Recht gewesen sein mag, die Unbesonnenheit dieser Angriffe auf Leben und Eigenthum und die Gleichgültigkeit für die Erhaltung der edelsten Denkmale Spaniens werden ihrem Geiste unauslöschlich eingegraben bleiben." — Enthüllungen über Spanien, Bd. I, S. 14. Der Autor wünscht indessen Esparteros Handlungsweise zu vertheidigen.

Bomben und noch mehr Granaten in eine Stadt von 80,000 Einwohnern zu werfen, wo man ihren Erfolg nicht sehen kann? Zwanzig Menschenleben wurden wirklich geopfert, und viele Häuser in einen Steinhaufen verwandelt. Der in Familien [1]) und in den zahlreichen Nonnenklöstern verursachte Schrecken läßt sich leicht denken. Die Nonnen von elf Klöstern verließen ihre Ordenshäuser und suchten in der Kathedrale oder in entfernten Quartieren der Stadt eine Zuflucht, so daß über hundert dreißig derselben in dem Kloster der heil. Klara zusammengedrängt waren. Wir wollen die Geschichte von einem, nämlich von dem Kloster der Augustinerinnen von San Leandro, anführen, die für unsere Leser vielleicht wegen des Umstandes interessanter ist, weil die Oberin, Mrs. Collins, und eine andere Nonne (Mrs. Ridgway) Engländerinnen sind. Wir haben aus ihrem eigenen Munde, was sich mit ihnen zutrug. Während der Belagerung fielen dreizehn Bomben in ihr Kloster und explodirten daselbst, theils im Schlafsaal, theils im Speisezimmer u. s. w. Am Abend des ereignißvollen 21. aber fiel, während sie glücklicherweise im Chor versammelt waren, eine Bombe auf das Bett der Oberin und setzte es in Feuer. Eine Laienschwester sah es zufällig und rief um Hülfe. Das Feuer wurde, nach-

1) Wir wollen einen Fall erwähnen, wo die Familie eines Mannes, der uns schon vorher bekannt war, und der es uns an Ort und Stelle erzählte, durch die Vorsehung entkam. Senor R—, ein reicher Kaufmann, bewohnt neben der Kirche San Isidoro ein schönes Haus. Da er durch das Bombardement in einem Zustand der Beunruhigung lebte, so machte er seiner Frau den Vorschlag, über den Fluß nach Triana zu gehen, um eine Nacht eines ruhigen Schlafs zu genießen. Der Vorschlag wurde angenommen und demgemäß verließen sie ihr Haus mit ihren Kindern und ließen einen Schwiegersohn zurück, der zum Schutze des Hauses und der werthvollen Geräthschaften zurückzubleiben wünschte. Gerade in dieser Nacht drang eine Kugel durch die Mauer des höchsten Stockwerkes ein, fiel durch dieses durch und explodirte in dem Zimmer, welches Frau R— inne gehabt hätte, und zertrümmerte das Bett, in dem sie geschlafen hätte, zu Stücken. Sie zerstörte alle Meubel und die Fenster und Thüren der anstoßenden Zimmer und rieß die Ecke der Wand ein. Es kamen einige Erscheinungen besonderer Natur vor, die einen an das geheimnißvolle Wirken des elektrischen Fluidums erinnern. So wurde eine halbvolle Flasche, die auf dem oberen Simsen eines anstoßenden kleinen Zimmers stand, unbeschädigt neben dem gegenüber sich befindlichen Fenster stehend gefunden. Ein englischer Herr, der die Stadt mit dem vorigen Dampfer — der letzten Gelegenheit — verlassen hatte, hatte in dem Zimmer geschlafen, in welches die Bombe zuerst eingedrungen war.

dem es einigen Schaden gethan hatte, geschickt gelöscht; aber die guten Nonnen waren zu erschreckt, um länger in dem Hause zu bleiben; sie verließen es deßhalb und suchten in der Kirche von San Ildefonso, gerade gegenüber von ihrem Hause, eine Zufluchtsstätte. Sie stellten sich im Chore auf; aber sie waren nicht lange dort, als eine Bombe in die Kirche einfiel und auf dem Altare zersprang. Noch einmal mußten sie in der Nacht weiter; es war das erste Mal, daß jede, seitdem sie ihren Profeß abgelegt hatte, was bei manchen vor länger als vierzig Jahren geschehen war, die Mauern ihres Klosters verlassen hatte; sie wußten nicht, wohin sie gehen sollten, während die Luft von der Kanonade erdröhnte, und Geschosse über ihre Häupter hinflogen, bis einige gutthätige Personen sie zu der Lonja oder den Archiven von Indien, einem starken Gebäude, führten, wo eine Kommission Sitzung hielt. In den Säulengängen dieses Gebäudes brachten sie die Nacht zu, und am nächsten Morgen wurden sie von dem Kanoniker Cepero, einem Mitgliede der Regierungskommission, in die Vorstadt Triana hinübergesendet. Ferner fiel in dem Beaterio (einer religiösen Genossenschaft) der heiligen Dreieinigkeit, in welchem außer den Nonnen fünfundsiebenzig Kinder sind, die ihrer Sorgfalt anvertraut sind, eine Bombe in den Hof, wo sie während der Sommermonate sich gewöhnlich aufhalten.

Wir können uns deßhalb die Bestürzung leicht vorstellen, in welche die Stadt durch diesen muthwilligen Angriff versetzt wurde. Und hier muß man zugestehen, daß das Kapitel seiner Pflicht edel nachkam. Wir sprechen nicht von den kühneren Thaten des Enthusiasmus, welche eines seiner Mitglieder, der bereits erwähnte Don Manuel Lopez Cepero, ausführte, welcher bei allen Anordnungen zum Schutze und zur Vertheidigung der Stadt den Führer machte und die Seele der Bewegung war, indem er ihr ein starkes religiöses Gefühl einflößte,[1]) sondern wir sprechen von dem Benehmen des Klerus als einer Körperschaft. Erstens öffneten sie die Thore der Kathedrale Allen, welche Zuflucht in ihr suchten, und sie füllte sich bald. Viele Tausende, religiöse Genossenschaften eingeschlossen, schlugen darin ihre Wohnung

1) Discurso improvisado, etc. Sev. 1843. Seine Reden erfüllten das Volk mit Enthusiasmus. Der gute Bischof der kanarischen Inseln war unermüdlich in seiner Aufmerksamkeit für die Unglücklichen, indem er die Verwundeten mit großer Gefahr für sein eigenes Leben besuchte. — El Pronunc. p. 39.

auf, als einem Platze, der sowohl durch seine Festigkeit, als durch seine Heiligkeit Sicherheit gewähre. Man kann in der That der Behauptung, Van Halen habe dieses prächtige Bauwerk absichtlich geschont, keinen Glauben schenken; denn diejenigen, welche auf der Giralda wachten (und er wußte, daß man von da aus seine Bewegungen beobachtete), versicherten uns, es seien ganz deutlich viele Kugeln auf diesen Thurm und die Kirche, welche unter ihm liegt, abgezielt worden; einige fielen zu bald ein, einige flogen darüber weg und einige fielen seitwärts; aber, Gott sei Dank, keine einzige traf das heilige Gebäude. Wir haben die Plätze gesehen, wo auf jeder Seite Kugeln einschlugen; eine in dem Hof der Lonja im Süden und bloß durch eine Straße von der Kathedrale getrennt, eine andere in den erzbischöflichen Palast im Norden und fast mit ihr zusammenstoßend. Das Volk indessen fühlte alles Vertrauen in den Schutz des Hauses Gottes, und dieses wurde ihm freiwillig eingeräumt. Das Allerheiligste wurde entfernt, und die verschiedenen Kapellen den verschiedenen religiösen Genossenschaften eingeräumt, während die große Fläche durch Vorhänge abgetheilt und den Familien, die dort ihren Schutz gesucht hatten, angewiesen wurde. Und es sei zum Ruhme der Bevölkerung bemerkt, daß, während Viele in benachbarte Städte und Dörfer sich geflüchtet hatten, und Viele in dieser und in anderen Kirchen zusammengeschart waren — denn die meisten waren voll —, daß trotzdem weder damals, noch später, ein einziger Raub oder auch nur Diebstahl vor die Polizei kam. [1])

Während indessen so das Haus Gottes jedem armen Leidenden geöffnet war, unterbrach das Kapitel nie seinen Chordienst. Mitten in dieser Menge (der Chor und Altar allein waren freigelassen) wurde jede kanonische Stunde von der Matutin bis zur Komplet vollständig gesungen, ausgenommen, wie wir schon bemerkt haben, am 21. Juli, an welchem Tage durch die andauernde Kanonade auf jeder Seite eine solche Verwirrung und ein solcher Schrecken verursacht wurde, daß der Chordienst abgekürzt, und eine stille Messe an seine Stelle gesetzt wurde! Die feierliche Glocke ertönte mitten unter dem Donner der Kanonen zur gewohnten Stunde (und die hiebei beobachtete Pünktlichkeit ist bewunderungswürdig), und die Kanoniker eilten durch die verödeten Straßen zu der angefüllten Kathedrale, um den gewöhnlichen

1) Discurso, etc. p. 22.

Gesang des Lobpreises Gottes anzustimmen. Schon früher einmal hatte es Beweise von der nämlichen ruhigen Unerschrockenheit gegeben. Im Jahre 1751, am 1. November, erschütterte das bekannte Erdbeben die Kirche so gewaltig, daß Alles in Bestürzung gerieth. Es wurde zu der Zeit gerade das göttliche Officium gehalten; die Kanoniker verließen in Folge davon die Kirche, aber bloß, um sich unter dem Kreuze auf dem großen Platze zu versammeln, und dort den vorgeschriebenen Chordienst zu vollenden. Zur Erinnerung daran wird jedesmal an Allerheiligen am nämlichen Orte ein Theil des Officiums gesungen. Glückliches Klima, unter welchem man dieses thun kann!

Diese friedliche Aufmerksamkeit für den Dienst des Hauses Gottes trotz Armuth, trotz Verfolgung, trotz Revolutionen, trotz der Schrecken einer Belagerung ist gewiß ein höchst rühmlicher Zug derjenigen, welche jene aufgeboten haben, und spricht in unserem Geiste sehr vortheilhaft zu ihren Gunsten. Auch haben sie nicht ermangelt, in Bewahrung der Schönheit und Pracht ihres Heiligthums eine uneigennützige Großmuth an den Tag zu legen. Es war ihnen ungefähr zwei Jahre zuvor für die Kirche ein beträchtliches Legat hinterlassen worden. Anstatt es auf irgend eine Art zu ihrem eigenen Besten zu verwenden, verwendeten sie es auf Erneuerung der Gewänder, welche (sie sind von blauer Farbe in Folge eines besonderen Privilegiums) bloß am 8. December gebraucht werden können, und die wahrhaft prachtvoll sind, indem sie 14000 Dollars gekostet haben. Was wir von dieser Kathedrale gesagt haben, wünschen wir auf jede andere auszudehnen, mit der wir bekannt zu werden Gelegenheit hatten. In jeder wurde der tägliche Chordienst ununterbrochen fortgesetzt; obgleich in einigen die Zahl der Domherrn so zusammengeschmolzen, und die Kirche so verarmt war, daß, wenigstens theilweise, das Officium bloß recitirt, nicht gesungen werden konnte. Fast überall trafen wir Personen, die wegen ihres gewissenhaften Widerstandes gegen die Anmaßungen und Unterdrückungen der Regierung in die Verbannung geschickt worden waren. Ueberall ohne Ausnahme haben wir Personen von dem schätzbarsten Charakter gefunden, deren kirchliche Gelehrsamkeit wir bewundert, an deren Geduld und sanftem Erdulden der Demüthigungen ihrer Körperschaft und an deren vielen Tugenden wir uns erbaut haben, deren Güte und leichtgewonnene und schätzbare Freundschaft wir für eine werthvolle Erwerbung ansehen, und unter denen wir, wie wir sicher fühlen, viele Erbauer der Mauern Israels und Wie-

derherſteller ſeines Tempels zurückgelaſſen haben, wenn je der Herr der Heerſcharen zurückkehren wird, ſein lange bedrängtes Heiligthum wieder zu beſuchen.

Wir müſſen nun noch einige Worte über die große Maſſe des Klerus in Spanien ſagen, und wir wollen verſuchen, unſere Bemerkungen ſo viel als möglich zuſammenzudrängen. Daß bei einer ſo zahlreichen und unter ſo verſchiedenen Verhältniſſen herangebildeten Klaſſe in Bezug auf Gelehrſamkeit, Talent und Tugend eine große Verſchiedenheit herrſchen wird, muß man von vornherein zugeben. Dies war ohne Zweifel ſeit dem Beginne der Kirche der Fall. Und doch kann es nicht unpaſſend ſein, wenn wir die auf dieſe Verſchiedenheit geſtützten Beſchuldigungen ein wenig näher in's Auge faſſen. Die gewöhnlichſte Beſchuldigung, welche gegen den Klerus von Spanien vorgebracht wird, iſt die der Unwiſſenheit. Eine oben aus dem Verfaſſer der „Enthüllungen" angeführte Stelle bringt ſie vor, und der am wenigſten gewiſſenhafte Reiſende, Borrow, gibt uns eins oder zwei Beiſpiele, ſie zu beweiſen, die in der That ganz unerträglich ſind. Wir wollen ſie deßhalb bloß als Proben anführen. Zu Cordova kommt er im Gaſthauſe mit einem alten Landgeiſtlichen zuſammen, der ſein Brevier betet. Er ſchließt Freundſchaft mit ihm und legt ihm, wie es gewöhnlich geſchieht, eine Unterhaltung in den Mund, bei der er, wie bei jeder ähnlichen Gelegenheit Sorge trägt, daß ſie ein ziemlicher Beweis von Schwäche wird. Und im Laufe derſelben läßt er den armen alten Mann von der erſten Epiſtel des heiligen Paulus an den Papſt Sixtus.[1]) ſprechen, worunter er, wie er weislich konjektirt, die Epiſtel an die Römer verſtand. Wenn nun Jemand Unwahrheiten erzählt, ſo ſollte er ſie wenigſtens wahrſcheinlich machen; se non è vero, sia ben trovato, ſollte ſeine Regel ſein. Aber der Bibelvertheiler in Spanien iſt über ſolche Vorurtheile erhaben, und er ſcheint ſich nie die Mühe zu geben, die Pillen, die er für ſeine kranken Bewunderer bereitet, mit Wahrſcheinlichkeit zu vergolden. Der evangeliſche Schlund iſt, wie er wußte, für alles Antipapiſtiſche empfänglich genug, und er gibt ebenſo unbarmherzig große Doſen, wie Moriſon ſeinen Patienten. Jeder, welcher weiß, was das Brevier iſt, weiß auch, daß es hauptſächlich aus der Schrift genommen iſt, und daß es beträchtliche Theile jedes Buches enthält, und von keinem

1) Bible in Spain, c. XVIII. p. 104 (Colon. and Home Library).

verhältnißmäßig mehr, als von dem Briefe des heiligen Paulus an die Römer. Es ist eine absolute Unmöglichkeit, daß ein Priester in Spanien oder sonst wo über dieses Buch in Unwissenheit sei, oder an einen Titel, wie der von Borrow angeführte, gedacht haben konnte. Diese Antwort wird ebenso gut auf ein anderes, noch überraschenderes Beispiel passen, — überraschender durch seine Frechheit. Er reist von Madrid nach Sevilla mit einem Mönch, der als Missionär nach den Philippinen geht. Das Uebrige seiner Erzählung lautet: — „Er war, wie er mir erzählte, in einem der Klöster Madrid's (ich glaube, es war San Thomas) vor ihrer Unterdrückung Professor der Philosophie gewesen, zeigte aber über die Schrift, welche er mit den Werken Virgils verwechselte, die gröbste Unwissenheit." [1]) Die Brüder Missionäre auf den Philippinen sind Dominikaner, wie wir glauben, aus dem Hause oder Kollegium des heiligen Thomas zu Madrid. Ein Professor der Philosophie in einem Dominikanerkloster muß nach strenger Prüfung über die Werke des heiligen Thomas von Aquin den Doktorgrad erlangt haben, und es ist die Philosophie dieses Heiligen, welche er zu erklären hat. Wir berufen uns auf den gelehrten Leser, ob Einer, der die Werke dieses Kirchenlehrers studirt und auslegt, in dem Grade, den Borrow angibt, über die heilige Schrift unwissend sein kann. Es gibt in den Schriften dieses Heiligen keine Seite, die nicht die Unmöglichkeit eines solchen Umstandes beweisen würde. Die Geschichte widerlegt sich selbst für Jeden, der mit ihnen bekannt ist. Aber Mr. Borrow schrieb nicht für die gelehrten, sondern für die leichtgläubigen Leser evangelischer Magazine. Es finden sich in seinem Werke drei lange Unterredungen mit verschiedenen Leuten, welche wir durch die beste Autorität, die wir unmittelbar von den genannten Parteien haben, für unwahr von Anfang bis zu Ende, für bloße, reine Erdichtungen und sogar gerade für das Gegentheil von dem, was wirklich gesagt wurde, erklären können.

Wenn ein Schriftsteller über die Unwissenheit von Personen schreibt, die zu einer von der seinigen verschiedenen Klasse gehören, so ist es wahrscheinlich, daß er nach einem Maßstabe urtheilt, der seiner eigenen Kenntniß entnommen ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Borrow oder irgend ein anderer reisender Laie im Stande sein

1) Bible in Spain, c. XLVIII. p. 275 (Colon. and Home Library).

würde, sich in eine ganz theologische Konversation einzulassen, oder die Tiefen ascetischer Gelehrsamkeit bei einem katholischen Priester, mit dem er konversirt, zu ergründen. Er könnte ihn über Politik oder Handel oder auch profane Literatur äußerst ununterrichtet finden und ihn einen unwissenden Mann nennen — und er könnte ganz Unrecht haben; denn wenn sein Geist mit der Gelehrsamkeit, welche für seinen Beruf wahrhaft von Nutzen ist, versehen, dagegen mit anderen Kenntnissen nicht ausgerüstet ist, so ist er zu dem Ruhme der Gelehrsamkeit berechtigt, die für ihn die passendste ist. Aber wir wollen den Fall umkehren. Ein spanischer Priester kommt in unser Land, nachdem er die gewöhnliche Studienlaufbahn, welche in Spanien von jedem gefordert wird, ehe er Priester werden kann, nämlich drei Jahre Philosophie und sieben Jahre Theologie durchgemacht hat. Dies ist das Studium, wie wir es in dem Seminar von Cordova und auf der Universität von Sevilla fanden, und man hat uns versichert, daß es überall so gehalten und sogar von der Regierung gefordert werde. Dieses Studium nun umfaßt die Schrift, Moral- und dogmatische Theologie, kirchliches und kanonisches Recht. Es würde nach solch' einer Studienlaufbahn, bei welcher die Schrift bei jeder Gelegenheit angeführt wird (um nichts von den direkten Abhandlungen über dieselbe zu sprechen, welche einen Theil der katholischen Theologie bilden), unmöglich sein, in dem von Mr. Borrow angegebenen Grade unwissend zu sein. Gut, ein spanischer Kleriker nun, der dieses Studium durchgemacht hat, besucht eine unserer Universitäten, und wünscht mit einigen Lichtern der anglikanischen Kirche bekannt zu werden; — gelegenheitlich wünscht er auch eine Unterredung mit einem ihrer Bischöfe, um bei seiner Rückkehr seine Landsleute über diesen gelehrten Klerus, der seinem Stande grobe Unwissenheit vorgeworfen hat, aufzuklären. Er wird sicherlich seine Herrlichkeit nicht wegen des Aeschylus oder der pindarischen Versmaße angreifen, er wird nicht fragen, ob er Porson oder Bentley für den größeren Gelehrten halte, noch wird er ihn über die Feinheiten der griechischen Partikeln ausforschen; sondern in seiner unschuldigen Einfalt wird er meinen, der Weg, die Gelehrsamkeit eines Geistlichen zu prüfen, sei der, über solche Gegenstände zu sprechen, welche, wie man ihm (Guter Gott!) zu denken gelehrt hat, den großen Vorrath seiner Erziehung und seiner nachfolgenden Studien gebildet haben mußten. Wird er in sein Land zurückkehren mit dem Eindruck, daß die Geistlichkeit

der Kirche von England eine gelehrte Körperschaft ist, was er nämlich unter gelehrt versteht! Daß ihre Landgeistlichen wohl unterrichtet in den Regeln, die Gewissen zu leiten und die Zweifel und Schwierigkeiten auf dem Wege des Heiles zu lösen, die Universität verlassen? Daß ihre Rektoren die Beschlüsse der Konzilien, auch nur derjenigen, welche ihre eigene Kirche ökumenische nennt, studirt und inne haben? Daß sich ihre Pfründner tieferen mystischen Wissenschaften widmen und ihre Mußestunden auf solche erhabenere Studien verwenden, die in seinem eigenen Lande selbst ungelehrte Männer, wie der heilige Peter von Alcantara, und Frauen, wie die heilige Theresia, gepflegt haben, um von Gott mehr begünstigte Seelen zu hoher Vollkommenheit zu führen? und daß endlich ihre Bischöfe die ganze Masse doktrinellen Wissens an den Fingern herzählen, auf jeden Beschluß der Kirche verweisen und bei jeder neuen Kontroverse das Gesetz klar und überzeugend darlegen und in jeder Schwierigkeit Orakel und bei jeder Versuchung des Gewissens sicherer Führer sein können? Wenn er aber zu dem entgegengesetzten Schluß kommt, und ihr ihn deßwegen verdammt und es abgeschmackt nennt, einen Klerus, dessen Bischöfe griechische Schauspiele herausgegeben und dessen Mitglieder Vorlesungen über Geologie veröffentlicht haben, für unwissend zu halten, so verlangen wir von euch im Namen der Gerechtigkeit, zu gestatten, daß auch er nach seinem eigenen Standpunkte beurtheilt werde, und daß die kirchlichen Kenntnisse eines katholischen Geistlichen der Maßstab für seine Gelehrsamkeit sind. Hiernach wird der Durchschnitt mehr zu Gunsten Spaniens, als Englands, ausfallen.

Indem wir uns zu anderen Eigenschaften wenden, können wir das Wenige was wir zu sagen haben, mit der Einräumung einführen, daß Mr. Borrow für die Ungerechtigkeiten, deren wir ihn beschuldigt haben, einigen Ersatz gibt. Da das folgende Beispiel das einzige ist, worin über den Klerus von Spanien etwas Gutartiges und Liebenswürdiges gesagt wird, so müssen wir es als eine um so schätzbarere Einräumung ansehen. Er beschreibt einen Besuch bei einem Landgeistlichen oder Pfarrer eines kleinen Dorfes: —

„Ein Weib führte uns zu einer Hütte, die die benachbarten etwas überragte. Sie hatte eine kleine Halle, welche, wenn ich mich recht erinnere, mit einem Weinstock überwachsen war. Wir klopften laut und lange an der Thür, erhielten aber keine Antwort; es ließ sich keine menschliche Stimme vernehmen, und nicht einmal ein Hund bellte. Die Sache war die, der alte Geistliche hielt seine Siesta und ebenso seine ganze Familie, welche aus einer alten Frau und

einer Katze bestand. Der gute Mann wurde endlich durch unser Lärmen und Schreien aufgeweckt; denn wir waren hungrig und deßhalb ungeduldig. Er sprang von seinem Lager auf und eilte in großer Hast und Verwirrung auf die Thüre zu, und als er uns bemerkte, machte er viele Entschuldigungen, daß er zu einer Zeit geschlafen habe, zu der er, wie er sagte, seine eingeladenen Gäste hätte erwarten sollen. Er umarmte mich sehr zärtlich und geleitete mich in sein Wohnzimmer, ein Gemach von ziemlicher Größe, in dem sich ringsum Bretter befanden, die mit Büchern angefüllt waren. An einem Ende stand eine Art Tisch oder Pult, der mit schwarzem Leder bedeckt war, und davor ein weiter bequemer Sessel, in den er mich zu sitzen nöthigte, als ich mit der Begierde eines Büchernarren daran war, seine Bücherbretter zu untersuchen; dabei sagte er mit einiger Heftigkeit, es befinde sich daselbst nichts, was der Aufmerksamkeit eines Engländers werth sei, denn sein ganzer Schatz bestehe aus Breviarien und drei katholischen Abhandlungen über Theologie." — S. 118, 119.

Nachdem er die bereitwillige Gastfreundschaft des guten Priesters und sein Bedauern, daß er nicht so gut für seine Gäste eingerichtet sei, als er es gewünscht habe, erwähnt hat, fährt er in der Erzählung fort: —

„Nachdem Alles zu unserer Befriedigung vorbereitet und zugerüstet war, setzten wir uns in einem kleinen Zimmer, nicht in dem, in welches er uns zuerst geführt hatte, sondern in einem auf der anderen Seite des Thorweges nieder, um Speck und Eier zu essen. Der gute Pfarrer saß, obgleich er nichts aß, da er lange zuvor schon sein Mahl eingenommen hatte, an der Spitze der Tafel, und das Mahl wurde auch durch seine Katze belebt..... Ich hatte ihn bis dahin für einen völlig ungebildeten, fast einfältigen alten Mann gehalten, der für nicht viel mehr Bewegung Fähigkeit besitze, als eine Schildkröte in ihrer Schale; aber auf einmal wurde er begeistert, seine Augen füllten sich mit hellem Feuer, und jede Muskel seines Gesichts zuckte. Die kleine Kappe, welche er nach der Gewohnheit des katholischen Klerus trug, bewegte sich mit seiner Gemüthsbewegung auf und nieder; und ich sah bald, daß ich mich in der Gegenwart eines der merkwürdigen Männer befand, die aus dem Schooße der römischen Kirche so häufig hervorgehen, und die mit einer kindlichen Einfalt eine immense geistige Energie und Kraft verbinden, die gleich geeignet sind, eine kleine Heerde unwissender Bauern in einem unbekannten Dorfe Italiens oder Spaniens zu leiten, und Millionen von Heiden an den Ufern Japans, Chinas oder Paraguays zu bekehren.

„Er war ein schmaler magerer Mann von etwa 65 Jahren und mit einem schwarzen Rock von sehr groben Stoffen gekleidet; auch waren seine anderen Kleider von keiner besseren Qualität. Diese Einfachheit in seiner äußeren Erscheinung war indessen keineswegs die Folge seiner Armuth, gerade das Gegentheil. Die Pfründe war eine sehr gute und es stand jährlich eine Summe von wenigstens 800 Dollars zu seiner Verfügung, wovon der achte Theil mehr als genügte, um die Auslagen für sein Hauswesen und ihn selbst zu bestreiten; das

Uebrige wurde ganz den reinsten Akten der Nächstenliebe gewidmet. Er speiste den hungrigen Wanderer und ließ ihn mit Speise im Felleisen und einer Peseta im Beutel singend seinen Weg fortsetzen; und seine Pfarrangehörigen brauchten, wenn sie Geld nöthig hatten, bloß auf sein Studirzimmer zu gehen und waren unmittelbarer Hilfe sicher. Er war in der That der Banquier des Dorfes, und was er herlieh, dessen Zurückgabe erwartete er weder, noch wünschte er sie. Obgleich er häufige Reisen nach Salamanka machen mußte, so hielt er doch kein Maulthier, sondern begnügte sich mit einem Esel, den er von dem benachbarten Müller entlehnte. „„Ich hielt einmal,"" sagte er, „„ein Maulthier, aber vor einigen Jahren wurde es mir von einem Reisenden, den ich übernachtet hatte, ohne meine Erlaubniß entfernt; in diesem Alkoven nämlich halte ich zwei reinliche Betten zum Gebrauche der Reisenden, und es soll mich sehr freuen, wenn Sie und Ihr Freund sie einnehmen und bis Morgen bei mir bleiben werden.""
— S. 119, 120.

Wir haben noch einen andern Schriftsteller, den wir mit Vergnügen über diesen Gegenstand anführen, einen Mann, mit dessen Beweggründen zu seiner Bereisung Spaniens wir nichts zu thun haben (denn wir haben keine politischen Gefühle auszudrücken), den wir aber mit Vergnügen lasen, weil er überall dem spanischen Charakter und Volke Gerechtigkeit widerfahren läßt und mehr ihre großen und edlen Eigenschaften, als ihre Fehler in's Auge faßt, von welch' letzteren nur zu viele das fatale Erzeugniß moderner Ereignisse und gegenwärtiger Zeitumstände sind. Von Espartero ist er ein Bewunderer und offenbarer Freund; und sogar über diesen Punkt wollen wir nicht mit ihm rechten. Denn wir haben über den Herzog des Sieges als General und guten Soldaten nichts zu sagen; aber als Unterdrücker der Kirche Gottes und als Förderer antireligiöser Plane, als Urheber des verruchten Versuches, Spanien in ein Schisma zu ziehen, betrachten wir ihn als einen Feind seines Landes, so wie eines höheren Reiches. Aber mit dem Verfasser des fraglichen Werkes — Scenen und Abendtheuer in Spanien, von 1835—1840, wünschen wir in gutem Vernehmen zu stehen, weil er, wie wir gesagt haben, mit Wohlwollen ein Volk betrachtet, dessen freie und herzliche Gastfreundschaft, dessen unwandelbare Höflichkeit gegen Hohe und Niedere, dessen furchtlose und edle Hochherzigkeit und dessen wesentlich religiösen Charakter man nothwendig bewundern und lieben muß, wenn nationale Vorurtheile oder religiöse Bigotterie die Gefühle nicht verkehrt haben. Wir finden, daß in diesem Werke überall von dem Klerus jeder Klasse, namentlich von den Pfarrgeistlichen, den curas (obgleich wir glauben, daß er diesen Ausdruck manchmal in

einem weiteren Sinne gebraucht), freundlich und ehrerbietig gesprochen wird; hie und da werden sie als gelehrte, manchmal als liberale, immer als gutherzige, gastfreundliche, liebreiche Männer geschildert.[1]) Und es herrscht in all' diesem ein natürlicher Ton, der dem Soldaten so gut steht, obgleich wir nicht sehen, was er dabei zu thun hatte.

Wenn wir Raum hätten, würden wir uns über diesen Gegenstand noch weiter verbreiten, indem wir die vom Klerus geschriebenen Werke anführten, welche zur Genüge zeigen würden, daß unter ihm kein Mangel an theologischer Gelehrsamkeit ist. In der That wird viel von dem Stoffe, den wir, als wir vom Episcopat sprachen, zu behandeln Gelegenheit hatten, auf diesen Theil unseres Gegenstandes passen. Aber da es der Mangel an biblischem Wissen ist, was von solchen Schreibern, die bisher die öffentliche Meinung in England geleitet haben, dem spanischen Klerus am ärgsten zur Last gelegt wird, so wollen wir bloß sagen, und jeder Reisende wird uns darin Recht geben, daß die von ihm an das Volk gehaltenen Reden so viele Stellen aus der Schrift und Anspielungen auf ihre Geschichte enthalten, als man von den Kanzeln der Kirche von England hören wird. Und wir haben noch etwas Anderes bemerkt, daß diejenigen Prediger, welche sich durch gesunden Sinn am meisten auszeichnen und solide Lehren vortragen, dort am populärsten sind und die meisten Zuhörer haben. Wir haben eine Kathedrale von Leuten, die eine Rede hören wollten, angefüllt gesehen, und wir haben nachher Jedermann, Mann und Weib, von ihr in Ausdrücken der höchsten Empfehlung sprechen hören;

---

1) Siehe B. I. S. 51, 64, 129, 328; B. II. 82. In der ersten dieser Stellen haben wir eine interessante Ansicht von dem Benehmen des Klerus während des heißesten der Bürgerkriege. „Ich wohnte in dem Hause eines **cura** oder Geistlichen. Es wohnten auf diesem engen Platze zehn **curas**, von denen fünf Karlisten waren und fünf den konstitutionellen Prinzipien huldigten. Mein würdiger Gastwirth gehörte der letzteren Partei an. Nichts ging über die Güte des alten Herrn; er kam und setzte sich zu mir, wie auch sein Neffe, ein ausgezeichneter junger Mann..... „„Wie kommen Sie [fragte unser Verfasser] mit den karlistischen **curas** aus."" „„Oh! wir mischen uns nie in ihre politischen Ansichten, und sie sich nicht in die unsrigen. Da die Anzahl gleich vertheilt ist, so bildet jede Partei ihren eigenen kleinen Staatsrath, und an der Kirchthüre lassen wir unsere Politik zurück."" „„Ich wünsche, es wäre dies in meinem Lande allgemeiner der Fall"", sagte ich." Auf S. 82 des zweiten Bandes wird man ein Beispiel ähnlicher Freundlichkeit und Gastfreundschaft von Seiten eines karlistischen **cura** finden, bei dem der Verfasser zu Onate einquartirt war.

und doch bemerkten wir in ihr keine blumenreiche Phrase, keinen rhetorischen Schwung, ja nicht einmal eine Anrufung der Leidenschaften; sie war im Gegentheile die genaueste, klarste und schlagendste Darlegung einer großen Lehre der Moral (die Gefahr des Rückfalls nach der Vergebung), die wir je gehört haben. Und von Anfang bis zum Ende war sie biblisch. Vor uns liegt eine Widerlegung Mr. Hartwell Horne's „der Romanismus, der Feind der Bibel" und einiger „Gedanken über den Papismus" [1]) des Ehrw. Mr. Nevins's, und diese Widerlegung, deren Verfasser ein Pfarrgeistlicher ist, stützt sich ganz auf biblische Autoritäten.

III. Wir müssen jetzt zu einer andern Klasse übergehen, die theils einen Theil des Klerus bildet, theils von seinem Schicksale abhängt — zu den unterdrückten und noch bestehenden Genossenschaften religiöser Orden. Die Regierung von 1835, zudem noch eine moderato Regierung, vernichtete mit einem grausamen Schlag das ganze klösterliche Gemeinwesen, zerstreute die Mönche und Brüder, verbot den Nonnen (die Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul ausgenommen), Novizen anzunehmen, zog alle Einkünfte Beider unter dem Vorwand, sie seien Nationaleigenthum, ein, und wies jedem Mitgliede eine Pension an, welche, wie wir sehen werden, überhaupt kaum je bezahlt wurde. Die Vorgänge waren hier nicht, wie bei uns unter Heinrich VIII., das Resultat eines angeblichen Prozesses, durch welchen über die religiösen Häuser das Urtheil ausgesprochen wurde, sie müßten unterdrückt werden, weil sie in einen Zustande der Erschlaffung und Schlechtigkeit verfallen seien. Moderne Regierungen machen keine derartigen Umschweife, — sie suchen religiösen Raub nicht zu bemänteln, — sie erklären zuerst das Eigenthum der Kirche für Nationaleigenthum, d. h. für ihr eigenes, und dann nehmen sie es.

Wir wollen mit Freuden einen Bericht über die Unterdrückung der religiösen Orden von einem Augenzeugen hersetzen, dessen Bemerkungen zeigen werden, daß er zu Gunsten dieser Klasse von Menschen keine Vorurtheile hat. Es ist der Verfasser der Scenen und Erinnerungen.

„Achtzehn Monate nach diesem traurigen und unglückseligen Ereignissen [der Hinschlachtung von 18 Jesuiten und 60 Brüdern durch den Pöbel] wurden die Klöster aufgehoben, die Gebäude und der Grund und Boden, die sie besessen

1) Demostracion en que se manifesta que la Fe y Religion de los Protestantes no es la de la Biblia Por D. F. P. Dominquez. Cadiz, 1841.

hatten, wurden Nationaleigenthum, und Madrid gewann durch die Oeffnung neuer und bequemer Straßen und Durchfahrten, wo bisher plumpe Massen von Gebäuden und kahle Mauern die frequentesten Quartiere der Hauptstadt versperrt hatten, viel an Schönheit und Bequemlichkeit. Gewisse Klöster wurden immer noch von solchen Nonnen einiger religiöser Orden bewohnt, welche es vorzogen, ein abgeschlossenes Leben fortzuführen.

„Während wir zugeben, daß die obigen Veränderungen in den sehr vielen Hinsichten wohlthätig waren, können wir nicht gleichgültig auf das Wegschwemmen alter Institutionen hinblicken, noch unsere Achtung für gewisse mit ihnen zusammenhängende Genossenschaften verhehlen. Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften hätten nie den gegenwärtigen Grad der Reife erreichen können, wären sie nicht in den Klöstern gepflegt worden. Wohl sollte die Intelligenz durch die freie Luft der großen Welt gekräftigt und geschärft worden sein; die engen Zellen der Klöster waren ohne Zweifel verdächtig, als sich die Gesellschaft selbst entwickelte; wir wollen uns indeß bloß erinnern, daß die Wissenschaft in ihrer Kindheit in klösterlichen Institutionen genährt wurde, deren ehrwürdige Kreuzgänge von vielen gelehrten, weisen und tugendhaften Mönchen durchschritten wurden, deren Nachdenken und Arbeiten ein Resultat geliefert haben, welches den Weg zu den Entdeckungen bahnte, auf die unsere Generation mit Recht stolz sein kann.

„Was den Betrag wirklicher praktischer Tugend, das Ueberwiegen der christlichen Gnaden, den wahren Geist christlicher Nächstenliebe betrifft, so ist nach Allem vielleicht noch zweifelhaft, ob die Wagschale auf unsere Seite sinken würde, wenn ein authentischer Ueberschlag für die Vergleichung gemacht werden könnte. Religiöse Streitigkeiten und die aus denselben entstehenden Leidenschaften sind in unserem eigenen Lande nur zu reif, und erzeugen beweinenswerthe Scenen, von welchen, wenn ihnen gestattet wird, fortzudauern, zu befürchten ist, daß sie noch die Wurzel der Gesellschaft anfressen werden.

„In Bezug auf die Moral brauchen wir bloß die öffentlichen Journale und die offiziellen Berichte zu lesen, um uns zu überzeugen, daß wir eine schreckliche Summe auf der Schattenseite der Berechnung haben; wir wollen nichts sagen von der Maße der sich täglich häufenden Verbrechen, welche nie an's Tageslicht kommen."

„Wenn wir Länder, in denen mönchische Institutionen bestehen, durchreisen oder beschreiben, so sind wir Alle nur zu bereit, auszurufen: „„Welche Anzahl von Bettlern! Wie beklagenswerth ist es, die Klosterthore von müßigen Leuten besetzt zu sehen, die es vorziehen, ein schmutziges Dasein hinzuschleppen, sich von den Suppen und den Almosen zu ernähren, die ihnen die Mönche austheilen, statt durch die Arbeit ihrer Hände ein ehrliches Auskommen sich zu verschaffen! Es wäre ein gutes Werk, die Klöster zu unterdrücken, wenn man bloß diesem Uebel ein Ende dadurch machte.""

„Dies ist, so weit es geht, recht gut; es ist in der That für den Menschen gut, für seinen Unterhalt zu arbeiten. Aber sind wir von den Uebeln, die den

Müßiggang begleiten, ausgeschlossen? Wird hier die Gesellschaft durch die Tausende, welche sich durch Mittel, die mit wirklicher Ehrlichkeit ganz im Widerstreit stehen, an sie anzuklammern streben, nicht mehr verdorben, als es je durch die Lazarusse an den Stufen der Klöster geschah?

„Wir wollen deßhalb versuchen, uns selbst zu bessern, und wenn wir von unsern Nachbarn sprechen, gerecht und liebreich zu sein." — S. 249—252.

Die Folge dieses gewaltthätigen Einschreitens gegen die Religiosen war die, daß Tausende, die durchaus unfähig waren, diesen Wechsel zu ertragen, in die Welt geworfen wurden; zudem waren es manchmal Männer, die eines besseren Schicksals würdig gewesen wären. Wir wollen uns noch einmal auf unsere Autoritäten berufen. Der Verfasser der Enthüllungen über Spanien schreibt: —

„Das **exclaustrado** Mitglied eines der geschlossenen religiösen Häuser ist der traurigste Charakter im modernen Spanien. In die Welt gestoßen, mit deren Wogen er nicht vertraut ist, aus seinem Kloster vertrieben, wie der Name sagt, findet er keinen Trost, bis er sich mit enthusiastischer Andacht und mit der größten Leidenschaft den religiösen Gebräuchen hingibt, welche die Beschäftigung und den Zeitvertreib seines früheren Lebens bildeten. Er ist für die gewöhnlichen Lebenszwecke ganz ungeschickt, und die ihm von der Regierung als Ersatz für den Unterhalt, den er vorher genoß, bewilligte Pension ist ungleichmäßig klein und wird so unregelmäßig ausbezahlt, daß sie zu einem zufälligen Almosen herabsinkt. Viele dieser Unglücklichen sind zu Zeiten gezwungen, in der Dämmerung auszugehen und in den Straßen zu betteln, während Wenige, die so glücklich sind, einiges literarisches Geschick zu besitzen, in Schulen als Gehilfen und noch Wenigere als **domines** oder Lehrer Beschäftigung finden.

„Der an diesen armen Ausgestoßenen begangene Raub ist das schlechteste Stück des finanziellen Bankerotts Spaniens. In keinem Theil der Halbinsel ließ man ein einziges Kloster für Männer bestehen, ein Ereigniß, das an sich nicht zu beklagen ist; aber wenn die Stiftungen ihrer prächtigen Besitzthümer beraubt wurden, so hätte man doch für den Unterhalt unserer Generation zur Genüge Sorge tragen sollen. Die Nonnenklöster blieben in vielen Fällen bestehen, aber ihre Inwohnerinen wurden zum größten Theil in die drückendste Armuth versetzt, und an den Nationalfesttagen werden unter sie und die Gefangenen Rationen ausgetheilt." — Enthüllungen über Spanien, B. I. S. 343, 344.

Man nehme ferner folgende Beschreibungen von Personen dieser Klasse: —

„Einer der interessantesten alten Männer, die ich je getroffen habe, war ein Exclaustrado, der zu Sevilla uns Alle entzückte, und dessen Kloster früher eines der reichsten in Spanien gewesen war. Er war ein gelehrter Dominikaner, in seinen Manieren sehr fein, ein Hidalgo von „„blauem Blute,"" wie das Volk sich ausdrückt, wenn es sagen will, es sei einer von sehr edler Familie; und der Eindruck eines der wohlwollendsten Gesichter in der Welt wurde durch

ein schneeweißes Haar wunderbar erhöht. Seine ihm von der Regierung ausgesetzte Pension betrug ungefähr 20 Pfund [1]) jährlich und er erhielt weniger als 10. Ich werde Fray Fernando de la Sacra Familia nicht leicht vergessen." — Enthüllungen über Spanien, S. 345.

„In einem alten Lehnstuhl, nahe am Küchenfeuer meiner Wohnung saß ein stämmiger, sanftblickender Mann, der in ländliches Schwarz gekleidet war: er war der Bruder des Patrons und ein Exklaustrado, d. h. ein aus dem Kloster vertriebener Bruder, der nach der Aufhebung der Klöster in das Haus seines Bruders zurückgekehrt war. Sein Alter stand ungefähr auf 55, die tägliche Pension von 5 Realen (ungefähr ein Schilling), die von der Regierung jedem Bruder ausgesetzt wurde, war ihm nie ausbezahlt worden; und doch hörte man von ihm keine Klage. Er hielt die Regel seines Ordens ein, so weit es der Aufenthalt außerhalb eines Klosters gestattete, und er versicherte mir, er würde, wenn er noch einmal auf die Welt käme und frei wählen dürfte, ein Franziskanerbruder werden. Er erschien mir als ein einfacher, beschaulicher Mann, und ich betrachtete ihn wegen seiner freiwilligen Anhänglichkeit an seine Gelübde mit großer Achtung." — Scenen und Abentheuer, S. 314.

Und wer, dürfen wir kühn fragen, würde einem solchen Manne seine Achtung versagen? Ja, der heilige Franziskaner von Sevilla, über den die gedankenlose Jugend lacht, weil er beim Regen des Winters oder bei der sengenden Hitze des Sommers, seinen Hut, der ihm durch die Aenderung seiner Kleidung aufgedrungen wurde, in der Hand trägt und in Gemäßheit seiner Regel baarhaupt geht, ist für uns ein Gegenstand aufrichtiger Verehrung, ein Beweis, daß die religiösen Häuser nicht von Menschen ohne Beruf oder ohne den Geist solcher heiligen Institute bewohnt waren. Aber in jedem Theile Spaniens begegnen wir Leuten, die jene zerstörende Sündfluth überlebten, und, obgleich sie auf eine neue und fast unbekannte Küste geworfen wurden, doch den dürren Boden zu bebauen suchten, der sich Dank der Privatmildthätigkeit nicht immer undankbar zeigte. Man wird finden, daß sie mit Eifer und Nachdruck predigen, Beicht hören, dem Pfarrklerus als schätzbare Gehülfen dienen, und wenn Alles fehlschlägt, als Kapläne in Familien aufgenommen werden. Denn hier zumal hat sich die Mildthätigkeit der Gläubigen sehr edel gezeigt, und in vielen Familien wird man finden, daß der aus seinem Kloster Verbannte mit all' der Rücksicht eines Mitgliedes des Hauses behandelt wird. In Portugal, wo der Sturm noch schonungsloser, als in Spanien, wüthete, wurde uns von einer edlen Dame erzählt, die, obgleich sie

1) 240 Gulden.

in anderen Hinsichten den liberalen politischen Ansichten huldigte, doch nicht weniger als vierzehn aus ihren Klöstern vertriebene Religiosen unterhielt, kleidete und unterstützte. Unter die gelehrtesten Männer des Klerus sind die Professoren und Oberen der unterdrückten Klöster zu zählen, Männer, deren Talente und Kenntnisse Alle bezeugen. Und es ist uns tief zu Herzen gegangen, wenn wir bei unserer Unterhaltung mit einem dieser ehrenwerthen Männer, dessen Herz gebrochen war, Thränen aus seinen Augen stürzen sahen und ihn die Unterhaltung abbrechen hörten, weil er, wie er mit gebrochenen Lauten sagte, den Gedanken an sein theures Kloster und an die glücklichen Tage, welche er daselbst verlebt habe, nicht ertragen könne. Ein Herr, der nahe bei dem Marktplatze einer kleinen Stadt wohnte, erzählte uns, er habe oft gesehen, wie am frühen Morgen, ehe noch die Leute wach waren, ein paar alte Exreligiosen in zerlumpten Kleidern sich aus dem Hause schlichen und ein paar kleine Fische, die kaum einen Heller werth waren, zu ihrem täglichen Unterhalte kauften. Denn wie schon vorhin bemerkt wurde, die elende ihnen bewilligte Pension wurde fast nie ausbezahlt, und mehr als einmal wurden wir von ihnen in den Straßen um Almosen angefleht.

Das Schicksal der Nonnen indessen war noch viel grausamer; ihre Tugend wurde auf eine viel härtere Probe gestellt; und die Mildthätigkeit der Gläubigen hat sich zu ihrem Frommen viel ersichtlicher kund gegeben. Wir haben erwähnt, daß ihnen verboten wurde, Novizen anzunehmen, und daß ihre Besitzungen eingezogen wurden; aber überdies wurde befohlen, sobald die Zahl einer Gemeinschaft auf 12 herabsinke, sollen diese einem andern Hause einverleibt werden. Und dies geschah oft, ohne daß man eine solche Verminderung abwartete. Deßhalb ist es nichts Ungewöhnliches, daß man in einem Hause zwei oder sogar drei verschiedene Orden findet, die in jeder Hinsicht verschiedenen Regeln und Lebensplanen folgen, und von denen jeder seinen betreffenden Oberen hat. Arme Geschöpfe! die Leute in der Welt werden, wenn sie sich je um derartiges bekümmern, ihre Beschwerden nicht begreifen. Sie werden nicht verstehen, was es heißen will, in der Wärme jugendlicher Liebe die Fahne, unter der sie leben und sterben wollen, gewählt, — den heiligen Stifter des Ordens, zu dem sie durch die Gnade hingezogen wurden, glühend bewundert, — mit einer Mutter im geistigen Leben, mit Schwestern einer heiligen Verwandtschaft ein heiliges Familienband geschlossen, — Jahre ruhiger Freude an dem nämlichen Ort zugebracht zu haben, bis jede Mauer

eine glückliche Erinnerung in's Gedächtniß zurückrief, bis jeder Altar und jedes Bild im Kloster sich im Geiste mit einer empfangenen Gnade, einer segensreichen Begeisterung verband; — was es ferner heißen will, ein Theil des Chores geworden zu sein, in welchem sie das Lob Gottes gesungen haben, bis sie auf Erden nichts für so himmlisch hielten, als ihr Heiligthum; — ja sogar an dem Grabe gehangen zu haben, in welches ihre Schwestern im Glauben und in der Liebe zur Ruhe geleitet worden, und mit Frieden auf ihre Ruhestätte gesehen zu haben; und dann mit roher Hand von all' diesem, was ihren Neigungen theuer geworden war, losgerissen und an einen Ort verstossen zu werden, wo sie sich unter einer anderen Genossenschaft von verschiedener Regel und Kleidung als Eindringliche fühlen müssen, wo keine Erinnerung an ihr vergangenes Leben, keine Verbindung mit demselben stattfindet; wo die kleinen Anwendungen täglicher und stündlicher Andacht nicht bei der Hand sind, und die Gefühle von neuem sich zu formen und anzupassen, beginnen müssen, in einem Alter zudem, das wenig Geschmeidigkeit hat, und in einem Lande, das nicht ihr eigenes ist; — vielleicht Wenige, die nicht Zeuge davon waren, werden die Härte dieser Versuchung zu schätzen wissen. Aber Gott sei Dank, die heiligen Ordensfrauen Spaniens besaßen Tugend genug, um sie in stiller Resignation zu ertragen. Zu wiederholten Malen haben wir gesehen, wie solche Gesellschaften in herzlicher Einheit mit einander lebten, wie sie sich gegenseitig Schwestern nannten, wie die alte Gemeinschaft ihr Aeußerstes that, um sich den Neuangekommenen anzubequemen und ihre Verbannung leicht zu machen. Wo zwei Chöre und zwei Schlafsäle, einer für den Winter und einer für den Sommer, waren, war die Trennung leicht, obgleich für jeden Wechsel der Jahreszeit unpassend; denn eine Gemeinschaft mußte die zu der jedesmaligen Jahreszeit nicht passenden Lokale einnehmen. In anderen Fällen müssen die Leiden noch größer gewesen sein.

Wir wollen aber jetzt die Art und Weise betrachten, wie diese grausame Maßregel zur Ausführung gebracht wurde. Ihr gesammtes Eigenthum wurde, wie wir bemerkt haben, eingezogen. Es ist nun ein genauer Unterschied zwischen dem Eigenthume männlicher Genossenschaften und dem, welches Nonnenklöstern gehört; Jede nämlich, die in eines der Letzteren eintritt, bringt einen Theil oder eine Aussteuer mit sich, und legt dies in dem Hause zu ihrem Unterhalte an. Man nehme einen Vater mit zwei Töchtern, welche er gleichmäßig ausstattet; die eine

heirathet und bringt ihre Ausstattung in die Familie ihres Gatten, — die andere geht in ein Kloster, und legt ihren Antheil unter der Bedingung ein, ihr Leben lang davon unterhalten zu werden. Das Recht des Landes erkennt das Bestehen solcher Genossenschaften an und betrachtet diese Anlegung des Vermögens für so heilig, wie jede andere. Sicherlich kann kein Rechtsgrund für ein ex-post-facto Gesetz entstehen, welches diese Anlegung für die Zukunft nicht bloß für ungesetzlich, sondern auch rückwirkend für nichtig erklärt, und ein so angelegtes Vermögen einzieht. Er würde eben so ungerecht sein, alle Einlagen bei Gesellschaftsbanken und alle bereits geleisteten Zahlungen für Nationaleigenthum zu erklären, das Kapital und mit ihm die verfallenen Prämien wegzunehmen, und die armen Rentenhaber dem Bettelstab zu überlassen. Genau dasselbe geschah. Wenn der Staat auch die Gültigkeit religiöser Gelübde, selbst bereits geleisteter, nicht zulassen wollte, sondern Nonnen bloß als weibliche Glieder der Gesellschaft betrachtete, so hätte er ihnen so gut, wie Anderen, den vollen Besitz dessen garantiren sollen, was das Gesetz ihr Eigenthum nennen muß. Aber dieses wollte er nicht zugeben. Ein oder zwei Beispiele werden die dadurch ausgeübte Ungerechtigkeit zeigen.

Im Kloster zum heiligen Geist zu Cadiz sahen wir eine Person, — wir können sie keine Nonne nennen, obgleich sie in den Habit gekleidet war und die religiöse Regel befolgte — die eben auf dem Punkte war, ihre Profeß abzulegen, als das Unterdrückungsdekret erlassen wurde. Vorher schon war ihre Aussteuer eingezahlt worden; wie der gute Vater Lasso uns versicherte, hatte er sie selbst eingezählt „Unze um Unze," in guten alten Goldstücken. Dies wurde als Klostereigenthum eingezogen und zugleich der Gesellschaft verboten, deren Profeß anzunehmen. Sie wollen ihr nicht gestatten, eine Nonne zu werden, aber sie haben sie ihrer einzigen Mittel beraubt, um in der Welt zu leben, in welche zurückzukehren sie indessen nie einen Wunsch empfunden hat. Und so hat sie zehn lange Jahre hindurch das harte, obgleich süße, Joch des religiösen Lebens getragen, ohne den Trost zu haben, in ihre Gemeinschaft aufgenommen zu sein. Dies ist, wird man zugeben, ein harter Fall; aber folgender ist noch härter: Eine Dame, eine reiche Erbin zu Madrid, trat in ein religiöses Haus ein. Nach zwei Jahren wurde sie blind und war sonst noch mit Krankheiten behaftet. Während sie sich in diesem Zustande befand, wurde alles Klostervermögen verkauft, und damit auch ihre Besitzun-

gen, welche sie, wenn sie es vorgezogen hätte, in der Welt zu bleiben, auf jede eitle Weise hätte vergeuden können, ohne daß sich Jemand darein gelegt hätte; und so ward sie dem Elend und dem Hungertode, buchstäblich dem Hungertode preisgegeben, so weit ihn die Regierung verhängen konnte. Es ist wahr, sie setzten jeder Nonne eine Pension aus, — und was für eine Pension und wie beständig wurde sie bestritten! Denn das Ausgesetzte beträgt für den Tag vier Realen, wenn sie in ihren Klöstern bleiben, und fünf, wenn sie dieselben verlassen! Dies war eine Lockspeise, welche diesen armen Seelen vorgehalten wurde, damit sie ihr religiöses Leben verlassen und in die Welt zurückkehren sollten; auf diese Art setzte eine katholische Regierung, wie sie sich selbst nannte, eine Belohnung für die Verletzung feierlicher Gelübde aus! Es fehlte, wenigstens an einigen Orten, auch nicht an größeren Anstrengungen, diese Gott geweihten Jungfrauen ihren heiligen Beschäftigungen und ihrem abgeschlossenen Leben zu entreißen. In Cadiz z. B. ging der erste Beamte, von seinen Collegen umgeben, in Person zu dem Kloster, ließ die Thore öffnen und haranguirte die Nonnen, indem er ihnen sagte, der Tag der Freiheit sei gekommen, und er sei hier, sie aus ihrem Gefängnisse zu befreien, und sie brauchten ihre Freunde oder sonst Jemand nicht zu fürchten, da er und die Regierung sie beschützen würden. Er dachte ohne Zweifel, wie Viele seines Gelichters, die guten Nonnen seien Alle gegen ihren Willen eingesperrt und sehnten sich, die Welt wieder zu genießen. Aber der Erfolg zeigte, wie er im Irrthum war; sie hörten mit Staunen und Ekel seinen Unsinn an, als welcher ihnen sein Geschwätz erschien; aber keine folgte ihm. Die irreligiösen Ansichten der Regierung wurden durch solche Vorfälle zur Genüge dargethan, welche bewiesen, daß sie sich um Verpflichtungen, welche die katholische Kirche für die heiligsten hält, nichts kümmerte.

Wenn indessen die standhafte Tugend der spanischen Ordensfrauen im Stande war, die erste rauhe Versuchung auszuhalten, oder vielmehr, wenn die gottlosen Vorschläge und die Plünderungen durch ihre weltlichen Häupter nicht viel vermochten, sie ihrem strengen Berufe zu entreißen, so sollten sie bald eine andere und weit schwerere Bürde zu tragen haben, die sie auf die strengste Probe setzen mußte; es war die Armuth und der Mangel, was wir meinen. Die Pension der Nonnen wurde fast nie ausbezahlt; es blieben immer Rückstände, bis einige elende Zahlungen gemacht wurden, die vielleicht genügten,

die öffentliche Mildthätigkeit abzukühlen, nicht aber das tiefe Elend der leidenden Dulderinen zu erleichtern. Im letzten Winter 1844—45 z. B. erhielten die Religiosen auf Abschlag für 1837 eine Vierteljahrszahlung! Der Art sind die Rückstände. Man hat uns gesagt, daß in einem großen Kloster die im ganzen letzten Jahre gemachten Zahlungen sich auf 9 Dollars, nicht ganz 2 Pfund, beliefen. Die Folge war, daß allmählig viele Klöster in vollständige Armuth versanken. Man hat uns Refektorien und Kreuzgänge gezeigt, die jedes Schmuckes beraubt waren, indem Gemälde um Gemälde an den räuberischen Trödler um ein Spottgeld verkauft worden war, um dafür Brod zu kaufen. Ja! trockenes Brod oft, und nichts weiter. Gleichwohl fanden die Behörden von Sevilla Anstoß, als der Dekan Cepero außen an einer Klostermauer eine Almosenbüchse aufgestellt hatte mit der Inschrift: Pan para estas religiosas — „Brod für diese Nonnen." Es erschien ihnen wirklich als ein Vorwurf gegen *sie*, daß sie diesen armen Geschöpfen ihren erbärmlichen Gehalt nicht auszahlen und sie Hungers sterben lassen! Wir müssen indeß noch eine andere Noth beifügen. Während diese armen Geschöpfe auf diese Art zuerst geplündert und dann im Elend gelassen wurden, werden sie (in vielen Fällen wenigstens) angehalten alle Taxen und lokalen Abgaben zu zahlen. Dies ist z. B. der Fall bei dem Beaterio der heiligsten Dreieinigkeit zu Sevilla, wo früher gewöhnlich 200 arme Kinder erzogen wurden, wo aber jetzt nicht mehr als 75 sind. Das Eigenthum dieses Hauses bestand hauptsächlich in Geld, welches dasselbe, um Kirchen zu bauen oder zu repariren, von Kommissionären entlehnte, die ermächtigt waren, als Sicherheit für das Interesse die von ihnen erhaltenen Zehnten zu geben. Aber bei der Abschaffung aller Zehnten (ohne eine Vergütung, was immer für Personen einen Vortheil dabei haben mochten) war dies Alles verloren oder vielmehr auf die Besitzer zehntpflichtiger Güter übertragen. Und gleichwohl wurden, wie wir gesagt haben, alle öffentlichen und lokalen Abgaben von ihnen verlangt. Und wir müssen bemerken, daß hier, wie in allen ähnlichen Anstalten Spaniens, welche wir besucht haben, der Anblick jedes Dinges trotz der Armuth die äußerste Ordnung, Nettigkeit und Freundlichkeit zeigte. Die Kinder schienen sich alle gut zu befinden und glücklich zu sein; sie werden in jeder Art nützlicher und zierlicher Arbeiten, so wie in den gewöhnlichen Zweigen weiblicher Erziehung, die Musik eingeschlossen, auf höchst befriedigende Art unterrichtet. Dies ruft uns eine

der glänzendsten Anstalten für weibliche Erziehung vielleicht in der ganzen Welt in's Gedächtniß, — „das Kollegium," wie es genannt wird, für Kinder weiblichen Geschlechtes zu Kordova. Was das Gebäude betrifft, so ist es bei weitem das geräumigste, höchste und festeste Bauwerk zu diesem Zweck, das wir je gesehen haben; die Ueberlagen sind höher, als die höchsten Stockwerke vieler Kollegien. Aber ach! obgleich es nicht unter der Leitung von Religiosen steht, so fielen seine Fonds doch unter den weiten Begriff von „Nationaleigenthum" und wurden konfiscirt; und statt eines Hundert Zöglinge, welche es gut fassen würde, werden seine geräumigen Hallen von ungefähr einem Dutzend bewohnt; diese wenigen indessen, müssen wir beifügen, scheinen so glücklich zu sein, als Kinder sein können, und erhalten eine gute und erfolgreiche Erziehung.

Aber zur Sache. Diese harten und anhaltenden Versuchungen, dieses tägliche Kämpfen gegen Armuth und in so vielen Fällen die schmerzliche Entfernung aus ihrem Hause und die stündliche Unbequemlichkeit, in einem fremden zu sein, die zunehmenden Schwächen des Alters und der Krankheit, die noch durch Mangel und Kummer erhöht wurden, und denen die liebreiche Unterstützung und die pflegende Sorgfalt einer jüngeren Familie von Novizen oder neu aufgenommenen Schwestern fehlte, die kummervolle Aussicht zumal, keine Nachfolgerinen, keine Hoffnung zu sehen, daß das Haus und der Orden, welche der Gegenstand ihrer zärtlichsten Zuneigung gewesen waren, fortdauern werde, das Gefühl dagegen, daß die Genossenschaft, welche vielleicht vor vielen hundert Jahren ein Heiliger gestiftet hat, und mit ihr die heiligen Traditionen und die Andachten von Jahrhunderten mit ihnen erlöschen und Stück für Stück in's Grab sinken; diese und viele andere Leiden, die auf die Häupter von Tausenden von harmlosen Jungfrauen gehäuft wurden, welche sich frühe von der Welt zurückgezogen hatten, um deren Versuchungen zu entgehen, mögen hingereicht haben, ihren Geist zu beugen und mögen Viele aus ihrem Hause des Kummers in die Heimath getrieben haben, wo sie willkommen zu sein glaubten. Während indessen diese Behandlung nicht umhin kann, bei uns, wenn wir sie bedenken, ein Gefühl der Verwünschung gegen Revolutionen oder Maximen, die sie hervorrufen können, zu erregen, während wir, die wir blos ruhige Zuschauer sind, versucht sind, uns (in den Ausdrücken milden Vorwurfes, die einst eine den Marthyrertod sterbende Jungfrau an ihren Richter

richtete) zu wundern, ob die vom Weibe geboren seien, welche es in seiner heiligsten Form so behandeln, so war doch die Wirkung auf diejenigen eine ganz verschiedene, in deren Brust schon längst alle Empfindung und aller Schmerz erloschen war. Wir haben über zwanzig Genossenschaften an verschiedenen Orten besucht und häufig mit ihnen verkehrt, und wir haben sie in verschiedenen Lagen gesehen; wir haben einige gefunden, die mehr, als andere, unter dem Druck ihrer Lage herabgekommen, die körperlich kränker und geistig entmuthigter waren; wir haben andere gesehen, die erhabener und hoffnungsvoller waren, indem sie all' ihre gewöhnliche Heiterkeit und Fröhlichkeit besaßen, welche, wie jeder, der mit religiösen Gemeinschaften bekannt ist, weiß, ihre eigenthümlichen Züge sind; wir haben sie so heiter gesehen, als wären sie nicht in dem tiefen Jammer, in dem wir wußten, daß sie waren. Aber nirgends entwischte einer Lippe ein Murren oder ein hartes Wort. Der Kelch wurde, so bitter er war, mit sanfter Resignation getrunken: „Es ist der anbetungswürdige Wille Gottes," „der Wille Gottes geschehe," dies waren die Ausdrücke, welche wir überall hörten. Die Thräne konnte freilich nicht unterdrückt werden, aber sie wurde bald mit solchen Worten, wie jene, getrocknet, und das Vertrauen auf Gott und die Hoffnung auf seine seligste Mutter kam immer wie ein Sonnenstrahl, um Heiterkeit und Freude zu erneuern. Die ernstlichsten Gedanken und die glühendsten Gebete galten Spanien, — dem „armen bedrängten Spanien," wie sie es nannten, für die Erneuerung seiner vollständigen Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhle, an den ihre Anhänglichkeit ohne Grenzen war, und für die Weisheit seiner Lenker, damit sie der Religion wieder den ihr zustehenden Standpunkt anweisen. Sie konnten nicht glauben, Gott werde ein Land verlassen, welches so viele glorreiche Vermittler in seine Gegenwart gesandt hatte. Auch dürfen wir nicht vergessen das Interesse, welches sie für unser Land empfanden und kundgaben, ihre ängstlichen Forschungen nach der Wahrheit einer großen religiösen Bewegung in England, und ihre Freude, die sie an den Tag legten, als sie von unseren eigenen Klöstern hörten, und als sie erfuhren, daß sie bei uns wenigstens nicht verfolgt und ins Elend gestürzt werden.

Bei solchen Grundsätzen und Gefühlen können wir uns nicht wundern, daß das Anerbieten der Emancipation ein todter Buchstabe war, und daß alle über sie verhängten Leiden nicht im Stande waren, die religiösen Genossenschaften in Spanien aufzulösen, daß sie im Ge-

gentheil ein glühender Schmelztigel waren, um ihre ächte Tugend zu bewähren und ihre Reinheit und ihren Glanz zu vergrößern. Wir fanden keine Beispiele, daß Nonnen das religiöse Leben verließen, um in die Welt zurückzukehren; die Feinde der Religion sind nicht im Stande, einen einzigen Skandal aufzufinden und zu erzählen, um ihre kirchenräuberischen Handlungen zu rechtfertigen. Wir haben von drei oder vier gehört, welche, als sie aus ihren eigenen Häusern vertrieben wurden und ihre Genossenschaften aufgelöst fanden, sich in ihre Familien oder in Beaterios zurückzogen, wo sie ihr abgeschlossenes und erbauliches Leben fortsetzten. Es würde aber schwer sein, mehr aufzuführen; und diese sind sicherlich wenige, namentlich wenn man erwägt, welch' große Anzahl der Versuchung ausgesetzt war.

Aus dem Bisherigen wird man ersehen, daß wir der Meinung sind, es spreche für die Religion Spaniens und lasse besser auf ihre künftigen Hoffnungen schließen, eine so geprüfte Körperschaft religiöser Frauen zu besitzen, deren Tugenden und Gebete auf ein Land, das sie der Kirche gegeben hat, nothwendig viele Segnungen bringen müssen, und die, wenn auch verborgen, ein Sauerteig sind, der auf die ganze Gesellschaft wirken muß. Der Tag wird kommen, wo der vaterländische Historiker mit Stolz bei dem Heldenmuthe, der unermüdlichen Geduld, der unablässigen Frömmigkeit und den heiligen Leiden der religiösen Frauen Spaniens verweilen wird. Wenn der geringe Ruhm revolutionärer Staatsmänner verschwunden sein wird, wenn man die Esparteros und Olózagas als Menschen ansehen wird, die mit der Wohlfahrt einer Nation Experimente machten und deren heiligste Institutionen zerstörten und vernichteten; dann werden die Opfer ihrer revolutionären Politik, sie, deren heiligste Gefühle der Beachtung nicht werth gehalten wurden, deren allmählige Ausrottung durch Leiden und Hunger ein Element in ihrem System war, das man des Anschlags nicht werth hielt,, diese Opfer werden in der Glorie der Nation einen weiteren Strahl bilden, und als ein Ruhm und ein Stolz ihres Landes mit Recht zur Verehrung aufgestellt werden.

Auch dem Volke ist man nicht weniger Ruhm schuldig; denn es sympathisirte großherzig mit ihnen und stellte sich zwischen sie und das grausame Verfahren der Machthaber. Wie bei den früheren Gegenständen, von denen wir gehandelt haben, so dürfen wir auch bei diesem die hoffnungsvollen Beweise von Religiosität nicht übergehen, welche das Volk durch die Gefühle, welche es gegen diese unterdrückte

Klasse kundgab, lieferte. Der Mildthätigkeit, welche in Spanien unerschöpflich scheint, hat man es zu verdanken, daß der Tod nicht schon lange den Posten in dem jährlichen Budget für den Unterhalt der Nonnen auf Null reduzirt hat. Aber nicht sobald war die beklagenswerthe Verlassenheit dieser heiligen Frauen bekannt, die durch ihre Geduld und Frömmigkeit die Achtung und das Mitleid Aller gewonnen hatten, so bildeten sich in jeder Stadt Frauenvereine, um Almosen für ihren Unterhalt zu sammeln. Edle ersten Rangs sah man an den Kirchenthüren, um die Mildthätigkeit der Gläubigen für sie anzuflehen; sonstige Gaben und geheime Wohlthaten, so wie bestimmte monatliche Unterzeichnungen kamen dazu; und so allein wurde den Religiosen eine elende Mundgabe gesichert und wenigstens das tägliche Brod angeschafft. Ein glaubwürdiger Rechenschaftsbericht der Verwaltung dieser Fonds wurde immer veröffentlicht.

Z. B. die Berichte des Vereines zu Madrid, an dessen Spitze, wie bei jedem anderen Werke der Mildthätigkeit, die Königin-Mutter steht, geben folgende Resultate: —

Vorräthig am Ende des letzten März (ungefähr) .	338	Pfund.
Gesammelt im Monat April	305	„
	643	„
Ausgaben	275	„
Ueberschuß	368	„

In den Rechenschaftsberichten wird natürlich das Detail gegeben; unser Zweck ist der, zu zeigen, wie eine beträchtliche Summe allein zu diesem Zwecke gesammelt worden ist; wenn wir das, was für den April unterzeichnet wurde, für den Durchschnitt der Sammlung annehmen, so haben wir für ein Jahr 3600 Pfund, die in Madrid allein beigesteuert wurden. [1]) In Barcelona, der Stadt, welche, wie man in England glaubt, vor allen andern in liberalen und revolutionären Grundsätzen am meisten vorgerückt und deßhalb vielleicht (obgleich mit Unrecht) weniger religiös sein soll, ist der Bericht der vorjährigen Subskription nicht weniger achtbar. Die Herzogin von Gor, welche an der Spitze des dortigen Vereins steht, erstattete ihn am letzten März; sie bemerkt, der Entwurf des Vereins zu Barcelona sei so befriedigend aufgenommen worden, daß Valencia, Santander,

1) El Catolico, 26. Mai dieses Jahrs; dies ist ein ausgezeichnetes Blatt.

Granada, Saragossa und andere Städte die Bitte gestellt haben, man möchte ihnen eine Abschrift seiner Regeln mittheilen. Sie spricht mit Anerkennung von den eifrigen Bemühungen, die von der provisorischen Regierung, welche die den Händen Esparteros entfallenen Zügel ergriff, so wie von der gegenwärtigen gemacht wurden, um dem gerechten Verlangen der armen Religiosen entgegen zu kommen; sie bemerkt aber, die Erschöpfung des öffentlichen Schatzes habe bis jetzt alle ihre Versuche fruchtlos gemacht. Inzwischen hat die Gesellschaft im vergangenen Jahre die Summe von 2600 Pfund gesammelt und zur Unterstützung der Nonnen von Barcelona verwendet.[1]) In Sevilla sind zwanzig Klöster mit 486 Nonnen, die alle auf die Mildthätigkeit der Gläubigen, die sich durch diesen Verein in großem Maße mittheilt,[2]) angewiesen sind. Dasselbe kann man wirklich von jeder kleineren oder größeren Stadt sagen. In Malaga ist dieser Zweig der Nächstenliebe aufs eifrigste gepflegt worden; aber im Monat Januar wurde angekündigt, da die Regierung angefangen habe, die Pensionen der Nonnen auszuzahlen, so solle die Gesellschaft ihre Beiträge einstellen, außer zu Gunsten der Kranken und Schwachen, die eine weitere Unterstützung nöthig haben. Und dies geschah, glauben wir, auf den Wunsch der Nonnen selbst. Wir dürfen es indessen nicht unterlassen, eine ehrenwerthe Erwähnung des Verhaltens des dortigen Oberbeamten zu thun, des Sr. Ordones, eines jungen Mannes, von dem aber jeder Stand und jede Klasse, Reich und Arm, Klerus und Laien nicht bloß mit Achtung, sondern mit Liebe sprechen. Zum Wohle der Nonnen war er unermüdlich, und oft hörten wir, wie sie ihn dankbar rühmten. Sein Plan, ihren Unterhalt zu sichern, war ein ausgezeichneter. Es war folgender: Alle von den Polizeigerichten verhängten Geldstrafen mußten in Brod und manchmal in anderen Speisen entrichtet werden; die bestrafte Person wurde angewiesen, in welches Kloster sie die zu leistende Quantität bringen mußte, und erhielt den Auftrag, einen Empfangsschein und einen Ausweis über die gute Qualität beizubringen; im andern Falle mußte sie es noch einmal leisten. Er

---

1) **Pensamiento, tom. I. p. 90.**

2) Unter denen, die vergangenes Jahr zu den Fonds für die Nonnen dieser Stadt beisteuerten, bemerken wir den Namen des Grafen Mellerio von Mailand, dessen edle Liebesgaben in seiner Heimath nicht genügen, seiner Frömmigkeit Genug zu thun.

sagte uns, es seien auf diese Art im vergangenen Jahre 10,000 Laibe den Nonnen geliefert worden, und die Kapuzinerinnen haben an einem Tag siebenzig Pfund Brod gehabt. Auch in Granada haben sich die Behörden seit dem Wechsel der Regierung gegen die Nonnen sehr freundlich benommen. Es finden sich daselbst nicht weniger als neunzehn Genossenschaften derselben; einige wurden aus ihren Häusern verdrängt; aber sie sind alle wieder hergestellt worden, und sogar in einem Falle, wo das Haus zerstört worden war, wurde ihnen ein anderes angewiesen.

Alles, was wir gesagt haben, dient zum Ruhme des spanischen Volkes, so wie seiner Religiosen; denn es beweist, daß das Erstere die bewährten Tugenden der Letzteren zu schätzen weiß. Könnten wir aber hoffen, unsere Worte werden je von jenem Volke selbst oder von seinen Führern gehört werden, so würden wir uns nicht begnügen, mit trockenen Empfehlungen des Geistes des Glaubens und der Nächstenliebe, der durch die grausame in des Volkes Namen ausgeübte Unterdrückung hervorgerufen wurde, hier stehen zu bleiben. Denn mag man es verkleiden, wie man wolle, es geschah durch den Willen des spanischen Volkes, das durch die Machthaber ungerecht repräsentirt wurde, daß Grausamkeiten und Unterdrückung ausgeübt wurden. Hier gibt es folglich eine weitere Verpflichtung, die der Vergütung. Es genügt nicht, diese heiligen Genossenschaften mit größerer Bequemlichkeit ins Grab sinken zu lassen, sondern es ist eine Pflicht, sie demselben zu entreißen, und sie auf ihren eigenen Grund zu pflanzen, ihnen Alles, was ihnen ungerechterweise (wie Jedermann, eine bloße Fraktion von Fanatikern ausgenommen, zugeben wird) entrissen wurde, wieder zu erstatten, ihnen wieder Lebensfähigkeit und Kraft zum Fortdauern zu geben, ihnen wieder zu gestatten, daß sie ihre Thore denjenigen öffnen, welche eine Zuflucht und Sicherheit vor den Gefahren der Welt suchen, damit es in einem von politischen Gewaltthätigkeiten furchtbar zerrissenen Lande, einige sichere Zufluchtsörter des Friedens gebe, wo heiligere Gedanken und reinerer Athem für die Ueppigkeit und Schlechtigkeiten der Erde entschädigen möge, und wo die Stimme unschuldigen Gebets zur Zeit der Noth Unglück abwenden und der drohenden Rache Einhalt thun möge.

Wir wollen unsere Empfindungen nicht verkleiden; denn jede Erwägung und jede Bemerkung, die wir gemacht haben oder machen können, hat uns zu einem weiteren Schlusse geführt, daß nämlich nie

eine unzeitigere Maßregel ergriffen wurde, als die Unterdrückung der religiösen Orden, sowohl männlicher, als weiblicher, und daß es für die Ehre und Wohlfahrt des Landes absolut nothwendig ist, daß sie wieder hergestellt werden. Wir sagen nicht, wie weit Beschränkungen eingeführt oder voreiligen Professen Einhalt gethan werden könnte;[1]) es ist dies ein Gegenstand, bei welchem sich, wie bei so vielen anderen, die Weisheit des heiligen Stuhles von selbst zeigen wird. Wir sagen indessen ohne Zögern, es wird eines Tages ein trauriger Gedanke für Spanien sein, daß es in einer Stunde das Werk von Jahrhunderten zerstörte, die Schöpfungen seiner besten und größten Kinder vernichtete, und auf den Ruhm, sie erzeugt zu haben, verzichtete. Denn was immer sonst die gegenwärtige Generation wählen mag, sich zu rühmen, auf was immer für einen Grund sie die Nationalehre (und kein Land kann mehr aufweisen) gründen mag, sei es auf die Eroberungen seiner zwei Ferdinande, oder auf die Entdeckung und den Besitz einer neuen Welt, oder auf den Ruhm seiner Künste, so wollen wir doch die Behauptung wagen, daß nichts von diesem so sehr des Rühmens werth ist, als so viele Männer erzeugt zu haben, welche durch die Verbindung eines außerordentlichen Genies mit außerordentlicher Tugend die Geschicke der ganzen Welt in ihren heiligsten Interessen geleitet haben und noch die Augen der Christenheit mit Bewunderung und Dankbarkeit auf ihr Land richten. Zu einer Zeit, als das übrige Europa in religiösen Wehen lag, welche den Hyderglauben der neueren Zeiten die Geburt gaben, während Britannien und Deutschland solche lebendige Plagen, wie Knox und Cranmer, Luther und Münzer, erzeugten und groß zogen, war Spanien reicher an großen und heiligen Charakteren, als fast jeder Theil der Welt vorher gewesen war, oder seitdem gewesen ist. Es erzeugte in wenig mehr Zeit, als einer Generation, die Heiligen Ignatius, Franz Xaver, Johann von Gott, Johann vom Kreuz, Peter von Alcantara, Joseph Calasanktius, Franz Borgia, Thomas von Villanueva und die heil. Theresia, nichts

---

1) Wir wurden von Personen, welche den religiösen Orden sehr gewogen sind, unterrichtet, sie seien verletzt worden, weil dieselben nach der Occupation des Herzogs von Angouleme, als sie nach ihrer Unterdrückung wieder hergestellt worden waren, zwei Novizen zu leicht zugelassen haben. Die Besorgniß, ihre fehlende Zahl zu ergänzen, mochte in dieser Hinsicht leicht zu allzu großer Nachsicht geführt haben.

zu sagen von Männern, wie Kardinal Ximenes, Johann d'Avila, Marina d'Escobar und einer Legion anderer durch ihre Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und ihr Genie ausgezeichneter Männer. Es genüge, daß in der Halle des bischöflichen Palastes von Valencia, welche noch besteht, zur Zeit seines Bischofs, des heil. Thomas von Villanueva, einmal nicht weniger, als sieben Personen versammelt waren, welche nachher von der Kirche kanonisirt wurden.

Wenn man zwischen Kolumbus und dem heil. Franz Xaver eine Parallele zöge, so würde es selbst für den Bewunderer bloß natürlicher Eigenschaften schwer sein, Ersterem den Vorzug zu geben, und die, welche geistige und ewige Vortheile viel höher achten, als fleischliche und zeitliche, würden mit ihrem Urtheile nicht zögern. Die Energie, die Ausdauer, der Takt, die Selbstverläugnung, der Muth, das Aufgeben jedes selbstischen Gefühls in die Begeisterung für eine große Sache, diese großen moralischen Eigenschaften sind bei dem Heiligen eben so groß, wie bei dem Entdecker, während wir noch eine Menge höherer und edlerer Gaben im Rückhalt haben, die mit nichts Anderem einen Vergleich aushalten. Und sicherlich gab es weder in jenem Jahrhundert, noch wohl in irgend einem andern einen Mann, der eine so wunderbare Macht entwickelte, auf Andere einzuwirken und sie zu leiten, und die Elemente vieler verschiedener Charaktere zu einem großen Zwecke zu vereinigen wußte, als der gewesen, welcher dem heil. Franz die zu seinem Vorsatz nothwendige Energie des Wollens und Handelns verlieh — der ritterliche Soldat Christi, der Hidalgo des Kreuzes. Sicherlich ist der heil. Ignatius ein Charakter, auf den jede Nation stolz sein dürfte, mag man ihn persönlich betrachten, oder in seinem Einwirken auf die Welt, als ein erhabenes Muster seltener und hoher Eigenschaften, die lange verborgen geblieben, aber plötzlich sich enthüllten, und unter dem Einfluß der Gnade augenblicklich zur Reife gebracht wurden, wie „die Springblume" aus ihrer Knospe sich entfaltet. Wir sehen den tapferen Soldaten und hochstrebenden Ritter krank im Gefängniß, bloß um als der größte Meister des geistigen Lebens daraus hervorzugehen; wir sehen den General einer religiösen Armee, deren Reihen sich bald von Peru bis Japan ausdehnen, den Gründer einer höchst bewundernswürdigen Schule der Wissenschaften [1])

1) Spanien muß Theil haben an dem Ruhme der wunderbaren theologischen Gelehrsamkeit, die sich bald in dem Orden des heil. Ignatius entwickelte. Theo-

und den Erzieher von Hunderten von Märtyrern, um die Kirche zu verherrlichen. Wer muß ferner nicht das Andenken des heil. Johann von Gott, als eines Musters edler thätiger Nächstenliebe verehren? Der Reisende, welcher Granada besucht, denkt auf einmal an nichts mehr, als an die Alhambra, und eilt mit Ungestüm, ihre steile Anhöhe zu erglimmen, und bringt Stunden und Tage damit zu, ihre blühenden Gärten und Haine, ihre erhabenen Hallen und ihre geschmackvollen Verzierungen zu bewundern. Und sie verdienen auch die begeistertste Bewunderung, und wir wissen gewiß, daß dies Niemand mehr fühlen kann, als wir, da in Folge der besonderen uns erzeigten Höflichkeit Niemand bessere Gelegenheit hatte, Alles von der vortheilhaftesten Seite zu besehen. Aber unser Interesse in dieser großartigen und äußerst schönen Stadt wurde durch andere Gegenstände in Anspruch genommen, die über maurischer Geschicklichkeit und Macht stehen, durch eine Reihe von in Denkmalen bewahrter Erinnerungen an den gutthätigen Eifer dessen, dem ganz Europa das Bestehen von Spitälern in dem Zustand, in welchem sie sich jetzt befinden, verdankt. Dort besuchten wir die Celle, jetzt eine Kapelle, in welcher Johann von Gott als ein Verrückter eingesperrt war, in welcher damals das öffentliche Asyl war und noch ist; so sonderbar und neu erschien seinen Mitbürgern sein Wirken zum Wohle der Armen! und das schwere Kampescheholz, welches nach dem Gebrauche jener Zeit an ihn befestigt war, hängt über dem Altare der Kirche. Dort ist das prächtige Spital, jetzt ein Theil des nämlichen Hauses, das von den „katholischen Königen" gebaut worden war, aus dessen Fenstern er die Krankenbetten (die er in seinen Armen eins ums andere unversehrt herbeigetragen hatte) mitten in einem wüthenden Feuer herabwarf; dort ist das herrliche neue Spital, dem er sich beinahe bis zu seinem Todestag widmete, und in dessen Kirche befindet sich die wahrhaft glanzvolle Kapelle, in welcher er begraben liegt. [1]) Aber der Ort, an dem er starb, ist noch interessanter. Als er schon so übel daran

---

logen, wie Suarez, Sanchez, Vasques, Maldonatus, Villalpandus und eine Menge anderer Schriftsteller sind in keinem anderen Lande übertroffen worden.

1) Der Sarg ist von Silber und das eifrige Kapitel löste ihn von General Sebastiani aus. Die silbernen Säulen indessen und die Kuppel, welche ihn bedeckten, wurden von den Franzosen weggenommen und sind jetzt durch andere aus Holz ersetzt.

war, daß er kaum mehr stehen konnte, so hörte er doch nicht auf, von Bett zu Bett zu kriechen, und seine Kranken zu warten und zu pflegen; und als er von dem Grafen de las Pisas aufgefordert wurde, sich auf einige Tage in sein Haus zurückzuziehen, ruhig zu bleiben und wieder Kräfte zu sammeln, so verlangte er einen Befehl des Bischofs, der ihn diesen Vorschlag anzunehmen heiße. Da wurde er von diesem heiligen Prälaten besucht, welcher in seinem Innern bloß eine Unruhe fand, nämlich die Schulden von unbedeutendem Betrage, welche er kontrahirt hatte, nicht für sich, sondern für die Armen. Der gute Bischof nahm alle auf sich, und Johannes empfing die Sakramente der Kirche mit entzückender Andacht. Er wurde allein gelassen, und beim nächsten Besuch todt gefunden, in der Mitte des Zimmers knieend, das Kruzifix fest zwischen die Hände gepreßt, aufrecht, als betete er noch, zur großen Verwunderung der Leute, welche während drei Stunden eingelassen wurden, um ein so tröstendes Schauspiel zu sehen. Und dort ist der Raum in dem Spitale, der noch zur Andacht für die Gläubigen bewahrt wird, und die durch einen so heiligen Tod geheiligte Stelle ist sorgfältig durch ein Gitter abgeschlossen; in der Nähe des Hauses befindet sich die kleine Kirche, deren Glocke freiwillig anschlagend den Tod verkündete. Hätte die Stadt Granada auf ihrem Marktplatze ihm ein Monument errichtet, statt der gemeinen, heidnischen Entweihung, die diesen Namen trägt (sie ist, wie man uns gesagt hat, aus Bruchstücken marmorner Altäre errichtet), welche das Andenken an die Opfer ihrer schlimmen Leidenschaften in den letzten Revolutionen bewahrt, so würde es sich fähiger gezeigt haben, das zu würdigen, was einer Nation moralische Größe verleiht. Wir müssen indessen der ganzen Nation nicht aufbürden, was das Werk einiger weniger Ruhestörer war.

Wenn wir jedoch nur einen Augenblick noch unsere Bemerkungen über den nämlichen Gegenstand fortsetzen, so können wir die Klasse von beschaulichen Menschen nicht stillschweigend übergehen, deren größte Namen sich in der angeführten Liste befinden, und deren Schriften die Schlüssel und die Grundlinien für die geheimen und innerlichen Tiefen ascetischer und mystischer Theologie sind. Keine Nation auf Erden kann etwas Erhabeneres und Wunderbareres aufweisen; und Spanien kann die Welt herausfordern, ein Weib aufzuzeigen, das der unvergleichlichen Theresia an Verstand, Energie, Erhabenheit des Gedankens und Festig-

keit des Urtheils gleichkäme, diesem Vereine eines gewaltigen männlichen Geistes und des zartesten weiblichen Herzens.

Wir haben unter den oben aufgezählten Namen die Stifter von nicht weniger als vier großen religiösen Orden, so wie den Reformator eines andern, der der Stiftung eines neuen gleichkömmt. [1]) Und es ist ferner auffallend, daß keine anderen in der Kirche den Geist, in welchem sie gegründet wurden, anhaltender und vollständiger bewahrt haben, als jeder von diesen. [2]) Was hat nun auf der anderen Seite die Regierung von Spanien gethan, was hat sein Volk geduldet, was anders, als daß sie das Werk, das wunderbare Werk der größten seiner Nationalhelden, vernichteten, daß sie erklärten, seine Resultate müssen, nachdem sie dreihundert Jahre gedauert hatten, als eine National-

---

1) Es ist der hl. Peter von Alcantara, dessen Orden, wie im Texte bemerkt worden ist, als er unterdrückt wurde, noch in der Gluth seines Bußgeistes stand. In Portugal war dies auffallend der Fall. Jeder Reisende in diesem Lande besucht sicher das berühmte „Korkkloster," das wegen seiner Cellen (die meistens in den Felsen gehauen sind) so genannt wird, weil sie mit Kork überzogen sind, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Das Kloster liegt in einer wilden Gegend zwischen Cintra und Collares und ist fast ganz in einen mit Wald bewachsenen Felsen eingebaut. Es kann an Armuth und Rauhheit kaum von den Einsiedeleien Egyptens übertroffen werden. Einige Cellen sind vier Fuß lang, drei und einen halben Fuß breit, andere ein wenig länger; aber keine ist länger, als sechs Fuß. Die Thüren sind kaum höher, als drei Fuß. Das Refektorium ist ungefähr neun Fuß lang, hat in der Mitte einen langen unbehauenen zwei Fuß hohen Stein, der als Tisch dient und ringsherum steinerne Sitze. Jeder andere Theil steht auf der nämlichen Stufe in Bezug auf Dimension und Armuth. Als sämmtliche Klöster in Portugal unterdrückt wurden, war dieses Haus mit glühenden Religiosen angefüllt, welche kein Eigenthum hatten, die Gier der Regierung zu reizen oder zu entschuldigen; gleichwohl wurden sie ohne Barmherzigkeit aufs Gerathewohl in die Welt gestoßen. Sie hätten sicherlich bis an's Ende ihrer Tage in ihrem ruhigen Winkel in Frieden gelassen werden können. Das Nämliche kann man von Arabida sagen, welches auf der andern Seite des Tajo liegt, und wo der hl. Peter von Alcantara selbst lebte, und wo nicht weniger Abtödtungsgeist herrschte, eben noch zur Zeit als die religiösen Orden unterdrückt wurden.

2) Die Theresianer oder barfüßigen Karmeliter gehörten immer und noch jetzt zu den erbaulichsten Orden der Kirche. Der Verfasser der Enthüllungen über Spanien theilt als eine sprichwörtliche Phrase mit: „Ich würde es nicht glauben, und wenn es mir die barfüßigen Brüder gesagt hätten." — Bd. II, S. 348. Einige spanische Nonnenklöster dieses Ordens setzten uns sehr in Erstaunen.

schande behandelt werden, welcher sie sich schämten und welcher endlich los zu sein, sie sich freuten; die religiösen Orden, welche für sie den weiten Kontinent Amerikas civilisirten, die Paraguay zu einem irdischen Paradies machten, die in jeder Stadt prachtvolle Spitäler bauten, ausstatteten und besorgten, die überall Kollegien und Schulen zur Erziehung der Armen errichteten, die überall dem Lande ihre strengsten religiösen Züge aufdrückten, diese Orden seien nur Uebel, welche ein erleuchtetes Jahrhundert ausrotten müsse. Wenn Spanien einmal völlig aus dem Traume erwacht ist, mit welchem es der Becher revolutionären Rausches bis jetzt noch theilweise umfangen hält, so wird es über das Werk der Vernichtung, welches es gottloser Weise begangen hat, Schmerz und Scham empfinden und den Schaden wieder gut zu machen suchen. Es wird sich wieder der großen Namen rühmen, welche es dem Kalender der Kirche gegeben hat, es wird das Andenken an seine heiligen Kinder lieben und die Denkmale seines Ruhmes nicht zu Grunde gehen lassen. Es wird sich ins Gedächtniß zurückrufen, daß die glorreichsten Monarchen in seinen Annalen zugleich die eifrigsten gewesen sind, sowohl in Gründung religiöser Häuser, als Errichtung von Tempeln des lebendigen Gottes, wie Jakob der Eroberer, Alonzo der Weise, der heil. Ferdinand von Kastilien und sein Namensbruder mit Isabella; dagegen finden wir bloß unter solchen Monarchen, wie Peter dem Grausamen, solche Thaten erwähnt, wie sie in der letzten Zeit vorkamen, nämlich Plünderung und Unterdrückung religiöser Institutionen.

Und so gehandelt zu haben, gerade in dem Augenblick, als im übrigen Europa die Täuschung von Jahrhunderten verschwand, wie der morgendliche Nebel vor der Sonne! Seine religiösen Orden hat Spanien unterdrückt, ihre Häuser zertrümmert und ihre Mitglieder verfolgt, gerade als England zu wünschen anfing, es könnte das Werk der Zerstörung, welches vor dreihundert Jahren stattgefunden hatte, ungeschehen machen! Welch' ein Kontrast! Heinrich VIII. und seine gottlosen Minister zerstörten die klösterlichen Institute und zertrümmerten unsere unvergleichlichen Abteien, fast zur nämlichen Zeit, als Spanien neue Klosterbauten aufführte und gerade diesen Stand reinigte und ausdehnte. Und jetzt, nachdem wir die traurige Erfahrung dreier Jahrhunderte durchgemacht haben, um uns Klarheit zu verschaffen, verfluchen wir die That und den Tag, an dem sie geschehen ist; wir besuchen und küssen die Steine unserer zerstörten Heiligthümer, wir weinen über den

Verlust derjenigen, welche sie inne gehabt hatten, und machen schwache, aber aufrichtige Versuche, sie wieder herzustellen. Und nicht bloß wir, die wir dabei eine große Erbschaft verloren haben, sondern auch diejenigen, welche mit uns rivalisiren möchten und außer unserem Kummer noch die Reue haben, daß ihre Väter in ihrer Blindheit das Werk der Zerstörung vollbracht haben. Ja, das protestantische England seufzt in seinen tugendhaftesten Kindern nach der Wiederherstellung des Mönchslebens; und das katholische Spanien meint zu derselben Zeit, es mache einen Fortschritt und zeige sich erleuchtet, wenn es dasselbe zerstöre, — das katholische Spanien wartet, es zu thun, bis die, welche es zuvor gethan haben, Schmerz und Scham darüber empfinden! Aber noch andere Beispiele hätten es abschrecken sollen. Jeder andere Staat, der bei diesem unglücklichen Thun in die Fußstapfen Englands getreten ist, hat Zeichen der Reue gezeigt. Oesterreich, welches unter Joseph II. die religiösen Orden abgeschafft hat, hat angefangen, sie wieder herzustellen. Die Jesuiten sind in Galicien und der Lombardei wieder eingeführt worden; der Orden des heiligen Johann von Gott steht in letzterer Provinz in der höchsten Blüthe, so wie der des heil. Joseph Calasanktius; das Nämliche kann man von Toskana sagen, wo die Kapuziner und andere Orden wieder eingeführt werden. Der König von Baiern hat den Jesuiten wieder Einlaß (?) gestattet und Benediktinerklöster gestiftet. Selbst Frankreich begünstigt die christlichen Brüder, die Sulpicianer, Lazaristen und die Benediktiner von Solesmes, nichts zu sagen von religiösen Frauen, deren Genossenschaften frei zugelassen wurden, so daß in unserer Zeit kein Land Europas der Kirche so viele neue Orden derselben gegeben hat, als das demokratische Frankreich.

Und woher kommt diese Reaktion, überall, wo vordem der Geist, welcher eben Spanien durchweht hat, die Nation aufgestachelt hatte? Ohne die religiösen Motive, welche sie ohne Zweifel zum Theil angeregt haben, erörtern zu wollen, dürfen wir sicher sagen, daß sie durch ein Gefühl absoluter Nothwendigkeit erzeugt wurde. Die Bedürfnisse und die Anforderungen einer katholischen Bevölkerung sind so dringend und so unablässig, daß viel erforderlich ist, ihnen zu genügen. Der Dienst im Beichtstuhle allein nimmt Viele in Anspruch; jeder kranken und sterbenden Person muß zu Hause Beistand geleistet werden; Spitäler, Gefängnisse, Galeeren, Arbeitshäuser müssen beständig besorgt werden; dann kommt noch dazu das Werk der Erziehung, und überdies die

außerordentliche Anstrengung geistiger Zufluchtsörter, Missionen, und die vielen Ansprüche der Privatandacht, wie Fürbitten für Todte und mehr besondere Akte des Gebets und der Frömmigkeit. Alles dies ist zur Erbauung und zu den geistigen Bedürfnissen eines katholischen Volkes mehr oder weniger nothwendig; es ist seine tägliche Nahrung, und wenn sie verweigert wird, so muß es ermatten und zu Grunde gehen. Der Versuch, das Volk dadurch moralisch zu machen, daß man es zu Philosophen macht, ist ein längst entschwundener Traum; es muß durch die strenge Moralität der Religion, durch die Tugend mit anderen Worten, geschehen, daß es auf dem rechten Pfade erhalten wird. Um nun allen diesen Bedürfnissen zu genügen, reicht ein bloßer Pfarrklerus nicht aus; sie erfordern, daß sich eine ganze Armee mit dem guten Werke befaßt, Personen, die sich in Zurückgezogenheit auf große öffentliche Anstrengungen vorbereiten können, die nicht an Alles zu denken haben, sondern die Arbeit eintheilen können, die gewaltig wirken können, weil sie nicht immer beschäftigt sind; deren Abgeschlossenheit von der Welt, deren der Welt abgestorbenes Leben und selbst deren Kleidung sie mit einem Charakter von besonderer Heiligkeit umgibt und ihren Worten ein größeres Gewicht verleiht. Dieses Bedürfniß wird in Spanien bald gefühlt werden, oder es ist vielmehr im Beginn, gefühlt zu werden. Die Aufhebung der Escolapios, des Ordens des heil. Joseph Calasanktius zur Erziehung, wurde bald beklagt; und es wurden von allen Seiten und allen Klassen ohne Rücksicht auf Parteigeist wegen seiner Wiedereinführung der Regierung Vorstellungen gemacht; das Resultat davon war, daß bei Beginn dieses Jahres [1]) von der Regierung den Cortes ein Gesetz zu seinen Gunsten vorgelegt wurde. Dieses ist durchgegangen; somit hat die Regierung in dieser Sache bereits ihren ersten Schritt rückwärts gethan. Ebenso würde es gefährlich gewesen sein, wenn man die religiösen Orden auf den philippinischen Inseln unterdrückt hätte, und deßhalb wurde hier zu ihren Gunsten eine Ausnahme gemacht; denn die ganze Bevölkerung der Eingebornen steht unter der Leitung von religiösen Orden, hauptsächlich Dominikanern. Aber wie kann das Bedürfniß von Missionären befriedigt werden, wenn dem Mutterland, welches sie allein liefern kann, verboten ist, sie heranzuziehen? Wir glauben, es bestehen noch in Biskaya wenigstens einige religiöse Orden,

1) Pensamiento, vol. II, p. 136.

denen als fueros durch die Konvention von Bergara [1]) Schutz zugesichert ist. Und wenn es wahrscheinlich ist, daß die Nothwendigkeit, welche andere Regierungen zur Wiedereinführung dieser religiösen Korporationen bewogen hat, bald auch in Spanien gefühlt werden wird, und wenn sich bereits Symptome von ihrem Nahen kundgeben, ist es da nicht weiser, dem Dinge bald ein Ende zu machen und es in Erwägung zu ziehen, ehe diejenigen, welche die Regeln und Grundsätze dieses Standes frühe gelernt haben und gut verstehen, nicht mehr sind und Niemand zurücklassen, um eine neue Generation an die Tradition der vergangenen anzuknüpfen und damit in Verbindung zu bringen? ehe sogar die Gebäude, deren Errichtung so viel gekostet hat, und die so gut zu ihrem Zwecke passen, gänzlich zu Ruinen geworden sind?

Hier gerade müssen wir fragen, (und hätten wir Kraft und Einfluß genug, zu bewirken, daß unsere Frage in Spanien ein Echo fände!) kann es etwas Beklagenswertheres geben, als die Anhäufung von Ruinen, welche die schönsten Städte dieses Landes verunstalten, die eine Folge des Verkaufes, und sofort entweder der Zerstörung oder des Verfalls von Klostergebäuden sind? Sie geben den Straßen und öffentlichen Plätzen das Ansehen eines Ortes, der in Verfall geräth oder eben von einer Belagerung befreit wurde. Bauwerke, welche große Summen gekostet haben, werden zum Theil wegen ihres Materials niedergerissen, oder man läßt sie zerfallen. Wir haben prächtige Gebäude und schöne Kunstwerke in diesem Zustande getroffen. Die Häuser der Karthäuser (Cartujas), die großen Städten gleichen, und die der Hieronymiten sind große Nationaldenkmale, die allmählig in Stücke zerfallen. Das Karthäuserkloster nahe bei Xeres ist, sowohl was den Plan als die Ausführung im Einzelnen anbelangt, ein prächtiges Gebäude; seine Kreuzgänge, sein ausgehauener Chor, seine Kirche sind majestätisch; aber es ist der Vernachlässigung überlassen und muß zu Grunde gehen. Aber sogar im Herzen von Städten kann man Theile eines Klosters sehen, welches vielleicht von der Municipalität in der Absicht niedergerissen wurde, einen freien Platz zu gewinnen, womit jedoch nichts weiter erreicht wurde, als einen Haufen Ruinen zu machen, oder der Giebel einer Kirche wurde halb abgebrochen und die vergoldete Kuppel dem Tage geöffnet, als wohnten Feinde, und

1) **Independencia, etc.** von dem Bischof von Canarien, S. 353.

nicht Freunde, ringsherum. Die Vernichtung von wirklichem Nationaleigenthum in Werken des Alterthums und der Künste war groß und unersetzlich; und hier gibt es kein Mittel, das, was übrig ist, zu retten, als es seinen rechten Zwecken und seinen rechtmäßigen Eigenthümern zurück zu geben. Nichts als eine in ihnen wohnende religiöse Genossenschaft kann solche Bauwerke vor dem Ruin bewahren.

Es ist wahr, daß viele zu anderen Zwecken verwendet wurden, zu Kasernen, Polizeiämtern, Erziehungsanstalten, u. s. w. und man möchte wohl annehmen, daß dabei einiges Gute herausgekommen ist. Wir erinnern uns indeß, daß wir in Lissabon Gelegenheit hatten, in solch' einem Gebäude einen Staatsbeamten zu besuchen, und waren sehr erstaunt über seine Bemerkung: — „Dies Gebäude war ein Kloster; die Folge ist, daß es zu seinem jetzigen Zwecke ganz untauglich ist. Es hat mehr Geld gekostet, es auszubessern und in ein höchst unbequemes Staatsgebäude zu verwandeln, als wenn man ein neues und zu diesem Zwecke höchst bequemes Gebäude aufgeführt hätte. Wir fangen an, zu finden, daß ein Kloster bloß zu einem Kloster taugt." Und so ist es auch, und jeder Tag wird die Reue über das, was geschehen ist, vergrößern. „Vor einigen Jahren," schreibt ein spanischer Autor, „sah der Reisende, wenn er sich Granada näherte, vor sich mitten unter Gärten und hoch aufstrebenden Häusern die Kuppeln der Kirchen und die auf den Spitzen ihrer Glockenthürme aufgepflanzten Kreuze. Diese frommen Denkmale zeigten in der Ferne den Charakter des einstigen Zustandes der Gesellschaft an; sie wurden von Menschen errichtet, die in einer Periode lebten, während welcher die religiösen Neigungen vorherrschten. Es kam eine Zeit, in welcher alte Institutionen Schiffbruch litten, und in welcher wie in einem Wirbelwind prachtvolle Werke dem Boden gleich gemacht wurden; und die langsame Arbeit von Jahrhunderten ist werthlos gemacht worden, und die wunderbaren Darstellungen der Kunst sind verschwunden. Es ist ein niederschlagender Anblick, die solidesten Gebäude und die schönsten Kirchen auf Befehl oder mit Zustimmung der Behörden zu Ruinen gemacht zu sehen; und wenn man die Beharrlichkeit sieht, mit der ihre Zerstörung vollendet wird, so ist man versucht zu fragen: Ist dies ein Zeitalter der Aufklärung und der Bildung, oder sind die Heerscharen Genserich's wieder aus dem Staube erstanden?[1])

1) El libro dal Viajero en Granada, por D. M. Lafuent e Alcántara. Granada,

Aber nicht allein durch die Zerstörung, welche statt gefunden hat, und auch nicht durch die Menge der Gegenstände, welche in Folge derselben geraubt wurden, werden die Künste zu leiden haben, sondern man wird ohne Zweifel den Mangel an Aufmunterung empfinden, welche allein stabile Korporationen verleihen können, die keine Privatinteressen zu befragen haben. Man hat vielleicht gedacht, man werde dadurch etwas gewinnen, wenn man Kunstwerke, die vorher zerstreut waren, an einem Platze zusammenstelle, indem man aus dem Raub der Kirche Museen errichte., Aber Alles, was wir in dieser Hinsicht gesehen haben, läßt uns die Meinung Dr. Southey's theilen, wenn er schreibt: —

„Die Gemälde der alten Meister leiden viel, wenn sie von den Orten, für welche sie (und an welchen viele davon) gemalt wurden, weggenommen werden. Es mag sein, daß eines, welches aus einem spanischen Palaste oder Kloster in die Sammlung des Marschall Soult oder eines andern Räubergenerals in Napoleons Armeen versetzt wurde, und von da in die Hände eines Engländers überging, in der nämlichen Höhe und im nämlichen Lichte hängt, wie an seinem eigenthümlichen Platze. Dennoch verliert es viel. Die Umgebungen tragen sämmtlich einen andern Charakter; die Luft und der Geruch des Platzes sind andere. Es fehlt die Lokalität, welche es weihte — es fehlt die religio loci. Dies kann nicht mit Geld erkauft werden; Gewalt mag sie verletzen und zerstören, aber sie kann sie nicht versetzen. Das Gemälde wird von Solchen, welche einen wahren Sinn für solche Dinge haben, in seiner neuen Stellung mit einem verschiedenen Gefühle angesehen. [1])

Jeder, der so angelegte Sammlungen besucht, muß den Wechsel und die Gewalt fühlen, welche dem Künstler und seinem Werk angethan wurde. Der Führer oder Erklärer sagt euch genau, woher jedes Gemälde kam und unter welchen Umständen es gemalt wurde. Er und ihr fühlt, daß im Wissen solcher Dinge ein Vortheil und ein Reiz liegt, aber der Zauber und die Täuschung sind entschwunden. In der neuen Gallerie von Sevilla, welche aus einem Kloster nebst seiner Kirche besteht, die dem Zwecke sehr wenig entsprechen, ist ein Zimmer, in dem sich achtzehn Gemälde von Murillo finden, von denen die meisten, wenn nicht alle, aus dem Kapuzinerkloster sind. Die Kapuziner waren arme Bettelmönche, sie hatten für schöne Gemälde

---

1843, p. 245. Der Verfasser spielt ohne Zweifel auf die Zerstörung des Karmeliterklosters der Märtyrer an, das sich in einer der prächtigsten Lagen befand, die man sich denken kann.

1) The Doctor, vol. III. p. 38.

nichts auszugeben; und doch hatten sie eine Sammlung, die für einen Kaiser gepaßt hätte. So groß war die Macht dieser religiösen Körperschaften über die Künste, und wie das? Eines dieser Gemälde mag es uns erzählen, es ist der Edelstein der Sammlung. Murillo hatte die guten Kapuziner gerne und liebte es, einige Tage in geistiger Zurückgezogenheit mit ihnen zuzubringen. Bei diesen Gelegenheiten bewohnte er das Krankenzimmer, wahrscheinlich der einzige bequeme Raum im Hause. Als ihn einmal, nachdem er sein frugales Mahl eingenommen hatte, der gute alte Laienbruder, welcher ihm aufwartete, verließ, bat er ihn, eine Madonna für sein Krankenzimmer zu malen, da er keine habe. „Mit großem Vergnügen," antwortete Murillo, „aber ich habe nichts, worauf ich sie malen könnte." „Wird es dies thun?" fragte der alte Bruder, indem er ihm sein Tischtuch zeigte, welches er eben vom Tische nahm. „Warum nicht," antwortete gutmüthig der Maler. Das viereckige Tuch wurde ausgespannt, und Murillo schuf bald seine reizende Nuestra Senora de la Servilleta, — die Madonne vom Tischtuch, wie sie von diesem Ereigniß genannt wird. Er würde dies für einen Edelmann, der ihn auf's prächtigste bewirthet hätte, nicht gethan haben, aber er that es für einen armen Laienbruder. Und nun, wer würde nicht eine Strecke weit gegangen sein, um dieses schöne Gemälde da zu sehen, wo es von seiner Legende begleitet ist, in dem Zimmer, in welchem er saß und die Sache mit seinem Freunde besprach, — wo wir den edlen Künstler sehen könnten, wie er über sein Kunstwerk lächelt, und den einfachen alten Mann mit seinem feinen langen weißen Bart, wie er begierig jeden schönen Zug bewacht, wenn er durch einen Meisterstrich hervorgebracht wird, und wie er wechselweise sein Staunen und sein Entzücken ausdrückt; und dann seinen Triumph, wenn er sein rauhes Tischtuch in ein Gemälde verwandelt sieht, das so viel werth ist, als sein halbes Kloster und das zugleich so süß und so liebenswürdig ist und für immer hier in seinem Zimmer hängen soll! Ach! für immer — nein! bis es eine rohe Hand, geleitet von einem kalten Herzen, von seinem Geburtsorte wegreißen und an der Wand eines Museums aufhängen wird, wo es keine Geschichte zu erzählen und keine Umgebung hat, um ihm Grazie zu verleihen; sondern wo es unter Trophäen der nämlichen Macht figurirt, die ein Vandale entfalten könnte. Denn wer von diesen Plünderern hätte die Macht des armen Laienbruders über den Gedanken und den Pinsel des Genies ausüben können?

Wir fürchten, wir haben unsere Leser ermüdet, indem wir sie auf einen so unsichern Pfad führten; wir müssen indeß noch weiter um ihre Nachsicht bitten. Wir haben die Uebel zu zeigen versucht, welche man in Folge der Unterdrückung und Zerstörung, die in so großartigem Maßstabe ausgeführt wurden, empfinden wird. Man wird uns aber einen Einwurf machen, der auf alle Ordensgeistlichen angewendet wird. Alle, welche den Ansichten der letzten Regierung über Kircheneigenthum huldigen, sagen, das große Elend der Nation habe die Einziehung alles derartigen Eigenthums zu einer Maßregel von absoluter politischer Nothwendigkeit gemacht. Deßhalb war nicht sobald das königliche Dekret vom 8. August vergangenen Jahres erlassen worden, welches den Verkauf alles Kirchenvermögens suspendirte und anordnete, der Ertrag dessen, was noch nicht verkauft sei, solle zum Unterhalte der Geistlichen und Nonnen verwendet werden, als von allen Seiten, namentlich von Fremden Vorstellungen gemacht wurden und in unseren Zeitungen ein lautes Echo fanden, gleichsam als würde dadurch gegen den einzigen Anspruchmacher, der nicht übersehen werden müsse, den Staatsgläubiger, ein Akt der Ungerechtigkeit begangen. [1])

Die Verkäufe waren für den Staat sehr nachtheilig. Der Verfasser der Scenen und Abentheuer und andere Reisende sagen, es sei nicht schwer gewesen, für die Güter Käufer zu finden, wenn sie zum Verkauf ausgeboten wurden. Allein er spricht von Madrid, wo natürlich Ländereien und Gebäude werthvoll sein mußten, und wo eine Menge von Kapitalisten war, die gerne kauften. In den Provinzen war dies nicht der Fall. Die ruhige religiöse Bevölkerung des Landes und kleinerer Städte schrack davor zurück, ihre Besitzungen mit der Frucht gottlosen Raubes zu vereinigen, und die Güter mußten wiederholt ausgeboten werden, ehe sich Käufer fanden. Selbst die Bedingungen, unter welchen sie zugeschlagen wurden, zeigen, daß die Käufer oft rar waren. Es wurde jede Zahlungserleichterung bewilligt, und der erzielte Preis ist rein nominell. In erster Hinsicht durfte der Käufer binnen acht Jahren zahlen, indem Zahlungstermine mit sehr mäßigen Raten festgesetzt wurden; in zweiter geschah die Zahlung

1) Einige fremde Kapitalisten richteten über diesen Gegenstand an Sr. Mon, den Finanzminister, eine ernstliche vom 2. Sept. 1844 datirte Vorstellung, worin sie den Vorschlag machen, alles unverkaufte Kircheneigenthum als Sicherheit für einen neuen Vorschuß von 225 Millionen Realen in ihre Hände zu nehmen. Dies würde das Werk der Plünderung vollständig beendigt haben.

nicht in Geld, sondern in Staatspapieren. Letztere sind nun im Werthe so gesunken, daß sie im Verkehr bloß achtzehn Procent gelten. Dies war ihr Werth, wie uns Personen sagten, die damit Geschäfte machten und sie zu kaufen pflegten. Wenn deßhalb Jemand Lust hat, ein Kloster oder ein zu einem Kloster gehöriges Stück Land zu kaufen, und darauf bietet, und es für eintausend Pfund zugeschlagen erhält, so braucht er über die große Summe, die er auftreiben muß, nicht zu erschrecken. Er geht in eine Wechselbank und kauft für hundertachtzig Pfund Staatspapiere im Werthe von eintausend Pfund; und da er acht Jahre daran zahlen darf, so wird er für diese Periode bloß zweiundzwanzig Pfund, zehn Schilling jährlich auszulegen brauchen, was nicht zwei ein halb Prozent des nominellen Kaufpreises für acht Jahre ist! Es wird leicht sein, diese jährliche Zahlung während der Zeit aus dem Besitzthum selbst zu gewinnen, ohne daß man selbe aufnehmen oder auslegen darf. Ein Beamter einer kleinen Provinzialstadt, einer ihrer Alcalden, erzählte uns, ein Theil eines Klostergutes habe sein Gut so durchschnitten, daß er es von den Nonnen gepachtet habe. Als das Gut verkauft werden sollte, würde er der natürliche Käufer gewesen sein, allein er schrack von einer solchen Besudelung zurück und zog es vor, dem neuen Käufer gegenüber in der Stellung eines Pächters zu bleiben. Da der bei der Auktion gezahlte Preis bekannt und sein Pachtzins eine bestimmte Summe war, so konnte er leicht seine Berechnung machen, welche dahin ausfiel, daß der von ihm gezahlte Zins in acht Jahren den Kaufpreis abgetragen hätte, wobei dem Käufer noch sechstausend Realen oder sechzig Pfund in der Tasche geblieben wären. Einer unserer Freunde kaufte ein altes Gebäude, das früher ein Kollegium, aber schon lange verfallen war, um den Nominalwerth von zwölftausend Pfund; aber in Wirklichkeit in Staatspapieren um zweitausend Pfund, welche er in acht Jahren zu zahlen hatte.

Dies waren die erzielten Verkäufe, und doch waren sie, wie wir bemerkt haben, nicht gesucht.[1]) Fremde, hauptsächlich Südamerikaner,

1) „Wenn eine allgemeine Lust, Kircheneigenthum zu kaufen, geherrscht hätte, würde ein Gut, ein Feld innerhalb 20 Stunden nach Veröffentlichung des Dekrets unverkauft geblieben sein? Würden so viele Jahre vorübergegangen und bloß wenige der Güter verkauft worden sein, deren Ertrag den unmoralischen Spekulanten in wenigen Monaten in Stand gesetzt hätte, den Preis ohne einen Heller Kapital zu entrichten? Würden so viele Verordnungen, Cirkulare und

und Personen, die wegen ihrer Grundsätze nicht im besten Rufe standen, waren die Hauptkäufer. Wir müssen indessen ehrenwerthe Ausnahmen machen. Wir sind z. B. mit einer ausgezeichneten Familie zu Xeres bekannt, die in Bezug auf ein kleines Stück Klostergut in der nämlichen Lage sich befand, wie der oben erwähnte Alcalde. Eine nicht sehr freundlich gesinnte Person bot darauf, in der Hoffnung, sie nachher zu zwingen, es von ihr mit Nachtheil zu kaufen, um den Störungen zu entgehen. Aber sie überboten sie und kauften es, aber bloß in der Absicht, es seinem rechtmäßigen Eigenthümer zuzustellen, wenn Sicherheit zurückkehren würde, und inzwischen fahren sie fort, ihren Pachtzins wie zuvor zu zahlen. Sie versicherten uns auch, der Kaufschilling sei in wenigen Jahren abgetragen gewesen. Die Landresidenz eines Bischofs wurde von einem würdigen Edelmanne gekauft; aber ein Mitglied seiner Familie versicherte uns, es sei in der Absicht geschehen, sie in besseren Zeiten zurückzugeben. Wir werden nicht staunen, wenn wir noch von vielen solchen Zurückerstattungen hören werden, geschehen sie aus Berechnung und mit Vorbedacht, oder aus Reue.

Der verderbliche Charakter dieser Verkäufe wird sich noch weiter daraus ergeben, wenn wir ihr Ergebniß betrachten. Nachdem alles Kircheneigenthum, sowohl der Ordens- als Weltgeistlichen eingezogen und alle Zehnten[1]) abgeschafft waren, wodurch viele achtbare Familien, die ihr Eigenthum durch sie gesichert oder in dieselben umgewandelt hatten, ruinirt wurden (denn es fand keine Deckung statt), wurde die Regierung zu der Nothwendigkeit gebracht, Fonds zum Unterhalte der Geistlichen zu gründen. Zu diesem Zwecke wurde eine Taxe für den Culto y Clero festgesetzt, welche, wie uns ein Edelmann von großer Religiosität und weitläufigen Besitzungen versicherte, zehn Prozent des ganzen Vermögens betrug; und doch wurde der Klerus und die Religiosen fast nie ausbezahlt, theils weil die Taxe nicht gehörig erhoben wurde, theils weil man ihre Fonds zu anderen Zwecken

---

Instruktionen nothwendig gewesen sein, um die Leute, welche nach den Gütern Anderer so lüstern sind, zum Kaufe zu ermuthigen?" — **Impugnacion critica. Von R. P. Fr. Magin Ferrer. Barcelona, 1844, vol. I. p. 19.**

1) Das Eigenthum des Regularklerus wurde im Jahre 1835, das des Säcularklerus 1840 konfiscirt. Die Zehnten wurden 1837 unter Mendizabal abgeschafft. Er versuchte im folgenden Jahre sie wieder einzuführen, wie es Graf Ofalia machte; aber es war zu spät.

verwendete. Die folgenden Berechnungen nun werden zeigen, was für eine schlechte Spekulation die spanische Regierung bei dem Verkaufe des Kircheneigenthums gemacht hat.

Die Ueberschläge des Finanzministers in seinem diesjährigen Budget schlagen die zur Besoldung des Klerus nothwendige jährliche Summe ungefähr zu 1,653,329 Pfund, und um diese Summe herbeizuschaffen, muß er zu den prekärsten Mitteln seine Zuflucht nehmen. Wir wollen nun sehen, was die verkauften Güter, und diejenigen, welche noch Nutzen abwerfen, werth sind.

Es wurden seit dem Jahre 1835 Güter verkauft, die dem Regularklerus gehörten	76,734	geschätzt zu	28,772,938 Pfund.
Ditto, seit 1840, die dem Säcularklerus gehörten	69,539	„ „	8,072,740 „
Im Ganzen wurden verkauft . .	146,283	„ „	36,845,678 „

Diese Güter würden zu fünf Prozent ein jährliches Einkommen von 1,842,283 Pfund geben, bei 189,956 Pfund mehr, als die Regierung braucht; und zu drei Prozent würden sie 1,105,370 Pfund abwerfen, was ein Deficit von bloß 547,959 Pfund gäbe.

Dann blieben noch viele Güter des Säcularklerus unverkauft, welche das Gesetz demselben wieder zustellte; den jährlichen Ertrag derselben schlägt der Finanzminister auf 489,583 Pfund an. Diese Summe zu dem niederen Ertrag, den wir oben angeführt haben, addirt würde der Regierung Mittel genug gegeben haben, um alle Regularkleriker auszuzahlen und der Religion wenigstens eine geziemende Unterstützung zu geben.[1]) Der unerklärlichste Theil dieses Verfahrens ist, daß zwischen Eintritt der gegenwärtigen Regierung und dem Dekret über die Einstellung der Verkäufe, in einer Periode von vierzehn Monaten, 44,452 dem Säcularklerus und 12,216 dem Regularklerus gehörige Güter, in allem 56,668 verkauft oder zuerkannt wurden; d. h. 19,365 dem Säcularklerus gehörige Güter mehr, als in den acht vorhergehenden Jahren verkauft worden waren.

So verderblich aber diese Verkäufe waren, so hatten sie selbst nicht den geringen an sich vorausnehmbaren Nutzen — den einzigen Weg, auf welchem sie dem Staatsgläubiger Sicherheit

1) Diese Angaben sind aus den Reden des Sr. Egaña in den Cortes genommen, 11. und 25. Jan. dieses Jahres. Pensam. vol. II, pp. 52, 88, etc.

geben konnten. Man glaubte, das aus denselben gelöste und in den Schatz gezahlte Papier sei zerstört, und so ein großer Theil der Staatsschuld getilgt worden. Dies war indessen nicht der Fall; es blieb die nämliche Summe Papiergeld im Verkehr, und folglich existirte der nämliche Betrag der Staatsschuld.

Wir müssen, ehe wir diesen Gegenstand schließen, noch ein Wort über die Gefühle des Volkes in Bezug auf denselben sagen. Sobald gemäßigtere Rathschläge die Oberhand zu gewinnen anfingen, wurden der Königin über die Schicklichkeit und Gerechtigkeit, dem Klerus die noch nicht veräußerten Güter zurückzuerstatten, Vorstellungen gemacht. Am 12. April 1844 wurde zu diesem Zwecke von den vornehmsten und achtbarsten Einwohnern von Vich in Catalonien eine sehr schöne Denkschrift eingereicht.[1]) Am 2. Mai sandte die blühende Hafenstadt Alikante eine kräftige Addresse zu Gunsten ihrer Pfarrgeistlichen ein, welche, wie darin bemerkt wird, von ihren Pfarrangehörigen die Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen haben, welche sie früher so freigebig spendeten; sie drückt sich zugleich mit Unwillen über den elenden Gehalt von 34 Pfund jährlich aus, der ihren Geistlichen von der Regierung angewiesen wurde. „Der Lohn eines Portiers in einer Beamtung zweiten Ranges ist so groß, wie die Besoldung eines Pfarrers, eines Dieners Christi, der Tag und Nacht seine Heerde weiden muß." Dies ist ihre Sprache zu Gunsten „einer verdienstvollen, arbeitsamen, achtungswerthen und so ungerecht hintangesetzten Menschenklasse," wie sie sich ausdrückt.[2]) Am 14. sandte die konstitutionelle Municipalität von Barcelona eine sehr energische Vorstellung gegen den weiteren Verkauf kirchlichen Eigenthums, hauptsächlich weil sie erfahren hatte, es werden kostbare Denkmale der Geschichte und der Kunst verkauft; und diese Adresse war von einer wissenschaftlichen Denkschrift der Akademie der Stadt unterstützt.[3]) Die nämliche Stadt hatte sich schon vorher am 30. April direkt an den Thron gewendet und sich gegen ferneren Verkauf und für die Zurückerstattung des noch übrigen kirchlichen Vermögens ausgesprochen. Erlaubte es der Raum, so würden wir gerne Auszüge aus dieser kräftigen Denkschrift einer Stadt geben, die in Bezug auf ihre Religion so arg mißdeutet worden ist; sie würden zeigen, wie das Volk Spaniens von seinem Klerus spricht. Und ebenso gerne würden wir die Addressen über den

1) Pensam. vol. I. p. 248. 2) Seite 264. 3) Seite 285.

nämlichen Gegenstand von Mataró in demselben Monat, und von den Behörden und dem Volke von Santiago im folgenden Monate geben.[1]) Alle diese und viele andere würden uns reichliche Beweise von der Hinneigung der großen Städte an die Kirche geben.

IV. Es ist Zeit, daß wir noch über die letzte, aber größte Klasse, von der die Aussichten für die Religion hauptsächlich abhängen müssen, — über die Bevölkerung Spaniens einige Worte sagen. Das erste, was jeder Reisende, wenigstens mit seltenen Ausnahmen, betont, ist, daß das Land in einem Zustande des Rückschritts sich befinde, der an Barbarei grenze. Straßen, Wirthshäuser, die Weise des Handels und Wandels, Räuber, Banditen, Meuchelmorde und derartige Gegenstände sind reichliche Quellen zu einer blendenden Schilderung. Sicherlich kommen einige davon einem englischen Reisenden fremdartig genug vor, obgleich sie es für unsere Väter vor einigen wenigen Generationen nicht gewesen wären, als man von York nach London noch eine Woche brauchte, und Hounslow bei den Vorstädten Londons ein so gefährlicher Weg war, wie je einer in Spanien. Und wir dürfen wirklich zweifeln, ob wir in materieller Wohlfahrt uns so verbessert hätten, wie es geschehen ist, wenn unser Land seit unserer Geburt der Schauplatz fortwährender Kriege, bald mit Fremden, bald unter den Bürgern selbst, gewesen wäre. Aber bei der Beurtheilung Anderer begehen wir leicht Mißgriffe noch in anderer Weise.

Wir stellen für uns beständig falsche Maßstabe der Civilisation auf, die wir von unseren Bedürfnissen und Gewohnheiten ableiten, und wir meinen, Alles, was nicht zu diesen paßt, sei roh und barbarisch. Wir ziehen fast nie in Erwägung, daß fast alle unsere Bequemlichkeiten und unser Luxus, die uns so unentbehrlich geworden sind, mit dem Klima in Zusammenhang stehen und das Gegentheil von dem sein würden, was wir sie heißen, wenn sich Letzteres änderte. Wenn wir uns in einem unserer Zimmer umsehen, so werden wir finden, daß aus dieser Quelle die Vollendung von Allem, was es enthält, entspringt, — der Kamin mit seinen nothwendigen Erfordernissen und seinen Zugehörungen von polirtem Marmor und Metall und seiner geringeren Zierathen, das mit Vorhängen versehene Fenster, die Himmelbettlade, der mit Teppichen bedeckte Boden, die gutschließende

1) S. 374. Siehe auch S. 500 die Denkschrift der Provinzialabordnung von Oviedo.

Thür, die mit warmen Farben bemalten Wände, und dann ferner der bequeme Sessel für lange kalte Abende, und die vielen Ausrüstungen eines warmen und vor der scharfen schneidenden Luft geschützten Aufenthaltsortes. Unser Luxus besteht in der Wärme; man setze den Fall, er bestehe in Kälte, und würde da nicht die Abwesenheit der meisten dieser Dinge nicht bloß ein Luxus, sondern eine Nothwendigkeit werden? Der marmorne Boden, die kalten weißen Wände, der offene Hofraum, der luftige Säulengang, die hüpfende Fontäne werden Bequemlichkeiten; und das Erdgeschoß eines Hauses von Sevilla wird eine beneidenswerthere Wohnung, als die glänzendsten Gemächer eines nordischen Palastes. Nirgends wird dies auffallender sich zeigen, als in der königlichen Residenz von Cintra, wo ungeheure von den Mauren gebaute Hallen, die mit Ziegeln gepflastert und fast ganz entblößt von Geräthen sind, einem englischen Auge allzu einfach und nackt erscheinen; und doch sind sie den Bedürfnissen des Königthums in solch' einem Klima aufs vollkommenste angepaßt. Und wenn wir, was den Armen betrifft, am 7. Januar die Kinder um acht oder neun Uhr Morgens mit wenig mehr Kleidern, als wie sie ihre Beten verlassen hatten, an der Sonne Andalusiens, die von den schneeweißen Wänden ihrer Hütten wiederstrahlte, sich wärmen und spielen, wenn wir jede Thüre (eine ist immer einer andern gegenüber) und jedes Fenster offen sahen, um die belebende Gluth einzulassen, so konnten wir nicht umhin, zu denken, es herrsche hier ein Luxus, den man nicht mit Geld erkaufen könne, und der dem Armen so gut gehöre, wie dem Reichen. Und wenn wir zu dieser Jahreszeit in die niedrigen Wohnungen eines Dorfes blickten und das Tafelwerk mit vollen Weintrauben behangen sahen, die der Weinberg als Wintervorrath lieferte, so konnten wir uns des Gefühles nicht erwehren, daß diese Menschen sogar in weltlichen Freuden glücklicher sein können, als diejenigen, deren Geräthe und Meubel von besserer Arbeit und höherem Preise sind. Aber auch in dieser Hinsicht können wir leicht auf falsche Schlüsse kommen. Reisender um Reisender bleibt bei dem ersten Anblick eines spanischen Karrens mit Staunen stehen und beschreibt ihn sehr beunruhigend. Und gewiß, es ist eine alterthümliche Maschine und „sehr unmusikalisch." Aber die Reisenden deduciren nach dem Grundsatz ex pede Herculem aus dem besagten Karren, daß die Spanier sich in einem uncivilisirten Zustand befinden, und so werden sie auf ihren Pflug oder ihren Wagen schließen. In

Wahrheit nun sind alle diese Dinge nicht roher, als sie in andern Landschaften waren, wo wir gleichwohl keine solchen Schlußfolgerungen daraus ziehen; der Pflug Roms, der Wagen Griechenlands oder das Fuhrwerk Etruriens waren so plump und unvollkommen, als in Spanien. Und wie wissen wir dies? Ja nun, erstens urtheilen wir nach einer Beschreibung in Versen, welche zu weben alle unsere maschinistischen Verbesserungen in der Webekunst nicht im Stande sind; zweitens aus einem Marmor, der mit einer Geschicklichkeit und Feinheit gemeißelt ist, der gleichzukommen unsere Künstler, soferne sie Hausgeräthe verfertigen, sich nicht anmaßen dürfen; drittens aus Gemälden auf den Gräbern einer Landstadt, deren glühende Farben, nachdem sie mehr als zweitausend Jahre verschüttet sind, all' unser chemisches Wissen nicht nachahmen kann. Diese Rohheiten waren demnach mit viel Verfeinerung, Geschmack und Geschicklichkeit verträglich. Und auch in Spanien würde es ungerecht sein, wie es Viele sehr rasch thun, von solchen Beobachtungen auf den Zustand des Volkes zu schließen. Dieses Land hat, während derartige Dinge in einem solchen Zustande waren, Künstler, wie Murillo, Velasques, Ribera, Alonzo Cano und noch viele andere hervorgebracht, nichts zu sagen von den Männern, welche mit eben so viel Geschmack als Pracht die zahllosen Kathedralen, Münster und Kirchen, welche das Land bedecken, entworfen, gebaut und ausgeschmückt haben. Sicherlich ist ein Volk, welches solche Werke hervorbringen kann, nicht unkultivirt.

Es gibt aber außer diesen noch andere Eigenschaften, die für ein Volk, das in einer Lage, wie Spanien ist, viel schätzbarer sind, für ein Volk, das sich eben aus einer Reihe von politischen Erschütterungen, in welchen die Religion fürchterliche Stöße erlitten hatte, erhebt. Wir haben gesehen, wie alle äußerlichen und materiellen Stützen derselben entzogen wurden, während die letzte Regierung bis auf den letzten Schritt Alles that, was in ihrer Macht lag, das Land in einen Zustand des Schisma zu versetzen. Die Wirkungen hätten selbst bei all' den Vortheilen eines eifrigen Klerus, bei jedem andern Volke fürchterlich sein müssen, in welchem nicht der Glauben so starke Wurzeln geschlagen hatte. Wir dürfen nun kühn behaupten, daß das spanische Volk in Masse wahrhaft und von Herzen ein katholisches, ein gläubiges, ein religiöses Volk ist. Zuerst wollen wir nach unserer Gewohnheit ein unverdächtiges Zeugniß anführen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir darin auf bereits angeführte Thatsachen anspielen: —

„Aber die Religion hat in dem Nationalcharakter so tiefe Wurzeln, daß die wüthendsten politischen Stürme, welche alles Andere zu Boden warfen, darüber weggingen und sie unverletzt ließen. Es kam bloß unter der gebildeten, männlichen Bevölkerung vor, daß man einen Mangel an Inbrunst wahrnahm. Während diese in den Irrgängen der Politik verstrickt hatten, waren alle anderen Erwägungen, außer Intrigue und Parteileidenschaft, aus dem Gesicht verloren und vergessen; aber ihre Mütter, Schwestern und Töchter, junge Knaben und alte Männer haben wenig von der Inbrunst sonstiger Zeiten verloren oder sind wenigstens so entschiedene Kirchengänger, wie ihre Vorfahren.

„Während der Belagerung von Sevilla im letzten Sommer wurde bei dem Donner der Bomben täglich in allen Kirchen die Messe gelesen; und vor den Matratzen, auf denen während der Nacht zarte und zitternde Anbeter auf dem Boden der Kathedrale in dem Glauben ruhten, die Heiligkeit der berühmten Giralda sei eine hinlängliche Bürgschaft der Sicherheit, wurde regelmäßig die Hostie konsekrirt. Während in unmittelbarer Nähe die Kanone dröhnte, las jeder der achtzig Priester, welche zum Dienste des mächtigen Hauses eigens aufgestellt sind, Messe, oder versah sonst eine Pflicht bei einer Gemeinde von Tausenden; und in Barcelona, wo die Patulea, nachdem sie alles Eigenthum in der Stadt eingezogen hatte, die Kirchen ihres Silbers und ihrer werthvollen Gemälde beraubte, flammten in dem Augenblick, als die Belagerung vorbei war, die Altäre von hundert Kirchen, als wäre ihr Gottesdienst nie unterbrochen worden." — Enthüllungen über Spanien, S. 340, 341.

Wir wollen, wie wir immer gethan haben, mit Thatsachen vorgehen. — Aber zuerst wollen wir eine Einräumung machen. Es kann kein Zweifel sein, daß durch die letzten Ereignisse die Religion gelitten und zwar arg gelitten haben muß. Wo Kirchen Jahre lang ohne Bischöfe gelassen waren und Pfarreien bloß spärlich mit Priestern versehen wurden; wo die außerordentlichsten Anstrengungen, welche von Zeit zu Zeit gemacht worden waren, um den Trägen aufzurütteln und den Sünder zu ängstigen, durch den Verlust der religiösen Orden unterbrochen wurden; wo in Folge davon Mißbräuche sich eingeschlichen hatten und Niemand war, sie zu verbessern, wo sogar Wölfe ausgesendet wurden, die Heerden zu leiten, und wo bloß Solche begünstigt wurden, welche den Glauben verdarben; da würde es wahrlich unglaublich sein, daß nicht dem Glauben und der Moral des Volkes große Nachtheile erwachsen sein sollten. Aber außerdem müssen wir noch erwägen, daß die Regierung Alles gethan hat, was in ihrer Macht stand, die Grundlagen Beider zu erschüttern. Das spanische Volk, welches bis zuletzt gewohnt war, seinen Klerus mit so viel Achtung behandelt zu sehen, wurde gelehrt, ihn ungestraft seines Amtes entsetzt, verbannt, eingekerkert und sogar hingerichtet zu sehen; es mußte hören,

daß vom Papste, dessen bloßer Name Ehrfurcht einflößte, in öffentlichen Dekreten wie von einem Usurpator gesprochen wurde, dessen Konzessionen und Ablässe die Nation verschmähte; es hat gesehen, wie die Gesetze der Kirche vom Staate abgeschafft, und seine Kirchen in Werkstätten und Militärmagazine verwandelt wurden. Ist es zu verwundern, daß alle diese ungewöhnlichen Verletzungen der religiösen Gefühle, die dem Volke vertraut geworden waren, seine Grundsätze über den einen oder andern wichtigen Punkt geschwächt haben? Die oberste Magistratsperson einer großen und blühenden Provinzialstadt bemerkte uns, die Abschaffung der Zehnten habe, weil sie durch die Gebote der Kirche angeordnet gewesen seien, natürlich auch auf die Beobachtung des Sonntags und der Feiertage Einfluß gehabt, weil diese (in Bezug auf ihre specifischen Verbindlichkeiten) durch die nämliche kirchliche Autorität angeordnet seien. Und es schmerzt einen in der That, wenn man in Städten die wachsende Mißachtung dieser heiligen Gebräuche sieht, obgleich sie keineswegs die Ausdehnung erreicht hat, welche uns in Frankreich aufstößt; man muß beifügen, daß die weltlichen Behörden einschreiten, der Profanation Einhalt zu thun. [1])

Aber ungeachtet alles dessen, was wir zu beklagen haben, sprechen wir zuversichtlich aus, daß, mag auch der Baum behauen und seines Schmuckes beraubt sein, die Wurzel noch gesund und unverletzt ist; der Glaube ist da und wird bald wieder geweckt sein. Vieles des bereits Gesagten wird dies beweisen. Die Achtung, die man durch das Interesse an den religiösen Genossenschaften und bei der Frage über das Kirchenvermögen dem Episkopat erwies, und viele andere Punkte, auf die wir anzuspielen Gelegenheit hatten, legen von dem lebendigen Glauben im Volke Zeugniß ab. Und wirklich haben uns Personen aus allen Ständen, welche die beste Gelegenheit hatten, die Bevölkerung auf dem Lande kennen zu lernen, die Versicherung gegeben, daß der Glaube wenig oder gar nicht bei ihr gelitten habe. Wenn der spanische Bauernstand mit Recht so großer Unwissenheit beschuldigt wird,

---

1) Der Verfasser der Enthüllungen beklagt, wir glauben nicht mit Unrecht, die große Unehrerbietigkeit, welche sich bei den Prozessionen in den Fasten und der heiligen Woche zeigt. Dies rührt von den jungen Leuten her, die sich denselben mit Allem, nur nicht mit guten Empfindungen, anschließen. Wie wir wissen, beabsichtigte man dieses Jahr, wenigstens an einigen Orten, wie in Sevilla, sie aus diesem Grunde nicht fortzusetzen. (Enthüll. Bd. I. S. 377.) Dies ist übrigens auf die Prozession am Frohnleichnamsfeste nicht anzuwenden.

von der jeder Reisende spricht, dann dürfen wir sagen, daß dies zum Theil sein Schutz war. Wir setzen den Fall hypothetisch, weil wir vielmehr in Verlegenheit sind, die Beschuldigung mit dem zu vereinigen, was wir hie und da bei diesen Schriftstellern lasen. So findet Mr. Borrow die Bauern überall bereit, seine Testamente, seien sie spanisch oder in der Zigeunersprache, nicht bloß anzunehmen, sondern auch zu bezahlen. Man nehme z. B. seinen Bericht über seine hauptsächlichste Geschäftsreise, in die Sagra, einen ländlichen Distrikt, um mit Bibeln daselbst zu hausiren. Sein Diener, Lopez, geht mit einer Ladung Bücher fort und kehrt bald mit leeren Tragkörben zurück. „Acht arme Schnitter kauften sie;" es wird uns erzählt, es sei häufig vorgekommen, daß die armen Arbeiter in der Nachbarschaft „Hausgeräthe für Testamente anboten," und so fort. [1]) Alles dies scheint mit der gewöhnlichen Beschuldigung so großer Unwissenheit nicht übereinzustimmen. Jedenfalls aber war die Unwissenheit, wenn sie vorhanden war, eine wirksame Schranke gegen die Irrthümer, die man durch ungläubige Werke unter das Volk auszustreuen versuchte.

Dafür haben wir die Autorität von Balmes, der wie Keiner mit dem religiösen Spanien bekannt ist. Er schreibt: „Die Städte zweiten Rangs mit sehr wenigen Ausnahmen, die Landstädte, Dörfer und Weiler haben von der Ansteckung wenig empfunden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie hauptsächlich durch Bücher verbreitet wurde, und weil die Bewohner derselben nicht lesen. Man nehme dazu die vielen und mächtigen Einflüsse, welche diesen Ideen der Neuerung entgegengesetzt wurden, die darauf berechnet waren, den Einfluß des Verkehrs mit in Irrthum gerathenen Personen zu neutralisiren, und wir dürfen schließen, daß eine ungeheure Majorität vor dem Uebel bewahrt blieb." Er zeigt sofort, daß kein Talent, kein Witz, keine gute Schrift in Spanien gegen die Religion gerichtet wurde, um selbst größere Städte sehr zu verpesten, und daß in der That „der Unglaube in Spanien keine wissenschaftliche Existenz hat." [2])

Wo das Wort Gottes gepredigt wird, ist seine Macht noch unbegrenzt; und sobald die wieder in ihre Autorität eingesetzten Bischöfe Missionäre aussenden werden, um den Glauben der Schlummernden zu beleben, wird sich ganz Spanien zu katholischem Eifer erheben, wie

---

1) Seite 253.

2) Pensamiento, tom. I. p. 67.

eine Heerschar bei dem Klange der Morgentrompete. Der Administrator von Sevilla hat während des letzten Winters apostolische Männer mit diesem Werke betraut und uns versichert, daß die Berichte höchst befriedigend und tröstlich waren, so daß er diese Briefe an den Kardinal-Erzbischof sandte. Wir trafen nachher mit dem bedeutendsten Missionär, der mit diesem Werke betraut war, mit Vater Sanlucar, einem Exkapuziner, zusammen; dieser sagte uns, es könne den Eifer des Volkes nichts übertreffen, es ströme in Scharen und meilenweit von den Dörfern herbei und zeige die größte Andacht. An einem Orte wurden 3000 Generalbeichten abgelegt, und wenn wir uns recht erinnern, waren jeden Tag zwanzig Priester im Beichtstuhl beschäftigt.

Wir werden nicht leicht eine Unterredung mit einem armen Bauern, Namens Diego Patricio Lopez (gewiß nicht der Diener Mr. Borrow's) vergessen, der in einer Landstadt im südlichen Spanien von einem Priester bei uns eingeführt wurde. Er war, wie die meisten spanischen Landleute, ein hübscher kräftiger Mann, mit einer männlichen, ungezwungenen Haltung, die vor Personen, welche die Gesellschaft zu einer höheren Klasse rechnet, weder furchtsame Zurückhaltung, noch freche Dreistigkeit verrieth. Er war von einer anderen Person seines Standes begleitet; beide trugen die solide, aber einfache Tracht der spanischen Landleute; denn wir erinnern uns nicht, je barfuß gehende oder in Lumpen gehüllte Armuth gesehen zu haben. Wir fanden ihn in der Bibel auf seine Art ganz bewandert, und seine Freude und Lieblingsbeschäftigung war es, arme Landleute, wie er selbst, in der Geschichte und den Lehrsätzen der heiligen Schrift zu unterrichten und sie dafür zu interessiren. Er hatte sich einst ein Exemplar von Vater Scio's Uebersetzung angeschafft und las sie mit Vergnügen; das Buch hatte aber einem Ordenshause vor deren ersten Aufhebung gehört, und bei ihrer Wiederherstellung hielt er es für seine Pflicht, das Buch zurückzuerstatten, obgleich er es gekauft hatte. Er hatte es seitdem durch ein Exemplar aus der Bibliothek eines Edelmanns ersetzt. Er erzählt dem Volke nicht bloß biblische Geschichten, wie sie ihm gerade einfallen, sondern er verbindet Alles, was sich auf einen gegebenen Gegenstand bezieht, zu einer Art Legende. Dringende Geschäfte hinderten uns, eine davon — seine Lieblingsgeschichte, anzuhören. Und wie leuchteten seine Augen, wie schien seine Zunge beredt, wenn er mit uns von dem Gegenstande sprach. Mit der Genesis beginnend und die ganze heilige Schrift durchgehend, verwob er

jedes Vorbild, jede Prophezeiung und Verheißung von der seligsten Jungfrau mit einander. Die Bibel hat ihn nicht protestantisch gemacht oder eine andere Wirkung auf ihn ausgeübt, als ihn dem Glauben zu unterwerfen, sie hat die Empfindungen seiner frühesten religiösen Eindrücke erwärmt und zum Enthusiasmus angeflammt. Er hat Gebete und Novenen für seinen Stand verfaßt, für den gelehrtere und ausgefeiltere Kompositionen nicht passend wären; wir sahen eine davon durch und fanden sie von Anfang bis ans Ende aus biblischen Stellen, Erklärungen und Anspielungen zusammengesetzt, die mit glücklichem Instinkt der Lage und den Bedürfnissen derjenigen, für die er schrieb, und denen er sie vorlas, angepaßt waren. Er erzählte uns sehr heiter, wie er, als er gedrängt wurde, das, was er mündlich preisgegeben hatte, schriftlich niederzusetzen, sich mit der Feder in der Hand hingesetzt und versucht habe, den Gedanken, die seinen Geist erfüllten, Ausdruck zu geben. Aber er konnte so gar nicht weiter kommen und gab es daran verzweifelnd auf. Dann rieth man ihm, er solle diktiren, und so machte er es. Sobald er ein wenig von seinem Gegenstande erwärmt war, ging er im Zimmer herum und gab in gewandter Sprache seine inbrünstigen Gedanken von sich, so schnell als die Feder des Schreibenden folgen konnte. Der ehrliche Landmann hatte ein Schreiben, das der Bischof seiner Diözese an ihn gerichtet hatte, bei sich und ließ es lesen. Einige Leser werden vermuthen, es sei wahrscheinlich eine Aufforderung gewesen, sich wegen seiner Anmaßung, das Wort Gottes zu studiren und zu lesen, zu verantworten, oder eine Drohung, man werde, wenn er darin verharre, ein Inquisitionsverfahren gegen ihn einleiten. Es war indeß keines von Beiden. Es war bloß eine Verleihung eines vierzigtägigen Ablasses für ihn, so oft er seine biblischen Geschichten und Gebete den Armen vortrage, und ebenso für Alle, welche andächtig und in gebührender Stimmung ihm zuhören!

Der Verfasser der Scenen und Abentheuer gibt folgende interessante Beschreibnng von einer Messe, die während des Kriegs unter freiem Himmel gelesen wurde. Sie kann dazu dienen, die religiöse Richtung des Volks darzuthun: —

„Auf einem Felde, umgeben von Olivenwäldern und üppigen Weinbergen, zu welchem Gemälde die jähen Abrisse des Gebirges, auf dem man hie und da die feindlichen Vedetten und Guerillas sehen konnte, einen prächtigen Rahmen bildeten, — an solch' einem Orte konnte man die Truppen sich versammeln sehen; jedes Bataillon zog mit seiner vollständigen Militärmusik aus der Stadt oder

dem Dorfe und stellte sich an dem bestimmten Platze auf. In der Mitte stand ein Tisch, der mit dem Besten, was man auftreiben konnte, geschmückt war und der als Altar diente, auf dem der Feldkaplan die heiligen Gefäße und Meßbücher geordnet hatte. Dann sah man die Bauernweiber in Eile herzukommen, um die Messe zu hören, oder sich ruhig auf den Boden setzen, um den Beginn des Gottesdienstes zu erwarten, dem sie, so wie ihre männlichen Verwandten und Begleiter, die andächtigste Aufmerksamkeit schenkten.

„Es war ein feierliches und rührendes Schauspiel, als der Priester in seinen Meßgewändern mitten unter dem Schmettern der Militärmusik die Hostie in die Höhe hob, wobei die Soldaten präsentirten, die Offiziere die Kniee beugten, die Bauern, Männer und Weiber, andächtig niederknieten und sich bekreuzten, während die Sonne ihren vollen Glanz über das Ganze ausbreitete." — Bd. II. S. 146.

Es ist indessen gerecht, daß wir einige Worte von den Bewohnern der Städte sagen; denn gegen sie kann die Beschuldigung der Irreligiosität mit der größten Wahrscheinlichkeit gemacht werden. Und ohne Zweifel haben sie die schlimmen Folgen der letzten unglücklichen Zeiten härter erfahren, als die Landbewohner. Und doch haben wir zu ihren Gunsten Viel zu sagen, und hauptsächlich aus eigener Anschauung. Jeder, der den Zustand Spaniens in religiöser Beziehung erforscht, kann sich nur wundern, wenn er sieht, daß sich die Kirchen so erhalten haben, wie sie sind, nachdem ihnen jedes Mittel zu ihrem Unterhalte genommen worden war. Die Häuser der Regularen wurgen eingezogen, ihre Bewohner hinausgetrieben, und entweder ihre Fonds oder bei Bettelorden die von ihnen gesammelten Almosen weggenommen. Was wird aus einer Kirche werden, die ohne Priester und ohne Einkommen gelassen wird? Allenthalben anderswo wäre der offenbare Erfolg Ruin gewesen; und das Nämliche hätte man hinsichtlich der Kirchen der Nonnen schließen können, da ihr ganzes Vermögen konfiszirt worden war. Aber in Spanien war es nicht so. In wenigen Fällen wurden die Kirchen verkauft, wie z. B. die schöne Kirche des heil. Philippus Neri zu Granada, die jetzt die Werkstätte eines Zimmermanns ist. Im Allgemeinen indessen war dies nicht der Fall; die Kirche ließ man stehen, aber in dem oben beschriebenen hülflosen Zustande. Und doch hörten wir von keiner einzigen, daß sie geschlossen worden wäre. In Xeres z. B. waren ungefähr 30 Kirchen von Regularen und Nonnen, die alle auf den Edelmuth und die Mildthätigkeit der Gläubigen angewiesen waren, und dennoch ist jede derselben noch dem öffentlichen Gottesdienste gewidmet. Dies ist ebenso der Fall zu Cadiz, Sevilla, Ecija, Malaga und an anderen Orten, von denen

wir sprechen können. Und nicht bloß dies, nein, jede Funktion, die gewöhnlich in diesen Kirchen vorgenommen worden war, wurde mit gleichem oder höherem Glanze fortgesetzt. Ja man hat uns versichert, es seien durch Privatandacht mehr Novenen und andere Funktionen gehalten und bezahlt worden, als gebräuchlich waren. Edle und ehrenwerthe Familien haben einzelne Altäre unter ihre Protektion und Obhut genommen, und man kann sehen, wie die Damen des Hauses Alles, was nicht bloß für eine anständige, sondern für eine glänzende Ausstattung nothwendig ist, im Ueberfluß herbeischaffen und sich selbst dabei bemühen. Nie waren die Altäre und Kapellen so gut unterhalten, wie gegenwärtig. Ferner, als die Kirchen geplündert wurden, wurde nicht Weniges aus deren Schätzen gerettet, indem sie theils von den Familien ihrer Stifter wieder in Anspruch und Verwahr genommen, oder indem sie fortgebracht und in den Häusern von Reichen verborgen wurden. Vieles ist wieder zurückgebracht worden, aber Vieles ist noch verborgen. Dies wurde uns von Edelleuten und andern Herren gesagt, die noch solche kostbare Gegenstände in sicherem Gewahrsam haben. Wir ergötzten uns eines Tages an dem Anblick eines schönen Bildes unserer Frau, eines Bildes, wie man sie bloß in Spanien sehen kann, wo die Bildschnitzerei zu einer sonst nirgends erreichten Vollkommenheit gediehen ist; da sagte einer unserer geistlichen Führer, wir sollen bemerken, daß aller Schmuck von geringem Metall sei, während er früher lauter Silber gewesen sei; ein anderer Begleiter flüsterte uns zu: „Aber es ist Alles gerettet; es ist bloß verborgen und wird wieder herbeigeschafft werden." Auch die Gläubigen sind nicht läßig, das Verlorne herbeizuschaffen. In der nämlichen Kirche wurde uns ein goldener Kelch gezeigt, der eben durch einen letzten Willen ihr vermacht worden war; und an anderen Plätzen sehen wir ähnliche Beweise von Freigebigkeit.

Einen anderen schlagenden Beweis von Frömmigkeit und Glauben wird man in der Thatsache finden, daß die fortwährende Aussetzung und Anbetung des Allerheiligsten im vierzigstündigen Gebet nie unterbrochen worden ist. Sie fand nicht bloß in jeder großen Stadt, sondern auch in solchen zweiten Rangs, die nicht mehr, als 20,000 Einwohner haben, ununterbrochen Statt. Und doch können bloß durch die Mildthätigkeit des Volkes die Ausgaben dieses Gottesdienstes bestritten werden. Und wir bezeugen mit Freuden die Andacht Vieler, welche zu allen Stunden die Kirche besuchen, in welchen sie stattfindet. Und

es sind nicht bloß die Alten oder „das andächtige Frauen-Geschlecht," sondern es sind auch junge Männer, welche den Besuch derselben zu einem Theil ihrer täglichen Pflichten machen. Eine obrigkeitliche Person von der höchsten Achtbarkeit hat uns versichert, „sie könne Beweise liefern für eine große Verbesserung der öffentlichen Moral, es gehen jetzt Viele regelmäßig in die Kirche und kommen ihren religiösen Pflichten nach, die denselben früher keine Beachtung geschenkt haben; die Erziehung sei besser geworden, und, es ist auffallend, die Reaktion zu Gunsten der Religion, welche offen am Tage liege, habe man der Generation zu verdanken, welche in den Jahren 1820—25, als Volney der Jugend in die Hände gegeben wurde, erzogen worden sei." Und dies wurde von andern Anwesenden weitläufig bestätigt, die ausgezeichnete Gelegenheit gehabt haben, sich davon zu unterrichten. Als einen zwar unbedeutenden, aber bezeichnenden Beweis religiösen Edelmuths im Volke wollen wir eine Thatsache erwähnen, die uns von einem Freunde, der zu Xeres ansäßig ist, erzählt wurde. Auf dem öffentlichen Platze, wo sich das arme Volk versammelt, ist ein kleines Oratorium, entsprechend der Altar-Nische einer Kirche. Es enthält bloß ein Ecce-Homo-Gemälde, innerhalb eines Gitters von durchbrochener Arbeit, vor demselben kniet das Volk und wirft oft Almosen zur Unterhaltung der Kapelle hinein. Mehr als ein Ochavo oder ein paar Quartos (ein Heller) wird selten auf einmal hineingeworfen, und doch erreichte die am Ende des Jahres gesammelte Summe 1500 Dollars!

Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, uns dahin zu äußern, daß wir mit der herrschenden Meinung von dem religiösen Zustande Barcelonas nicht einverstanden sind. Unsere günstigere Ansicht davon hat sich aus dem gebildet, was wir gehört und was wir gelesen haben. Personen, Fremde, die erst dort gewesen waren, haben uns versichert, sie hätten nirgends anderswo bei Prozessionen und öffentlichen Feierlichkeiten mehr Anstand und Frömmigkeit getroffen, als dort. Wir haben vor uns einen Bericht über die Festlichkeiten und die Funktionen, welche zur Danksagung für die Befreiung der Stadt im März 1843 angeordnet wurden; er beweist den mildthätigen Eifer des Volkes, wenn es in großer Noth ist; denn diese Funktionen waren sehr zahlreich und glänzend, so daß sie den oben angeführten Ausdruck „die Altäre haben geflammt" ganz buchstäblich machen. [1]) Malaga ist eine

1) Sociedad, tom. I, p. 137. Die Zahl der Wachskerzen, die auf den Altären der Kirchen gebrannt wurden, belief sich in wenigen Tagen auf 7,653.

andere Stadt, der ebenso Schlimmes nachgesagt wird, aber wir sind sicher, ebenso ungerechterweise; denn wir haben von Leuten, welche sie gut kennen mußten, gewichtige Zeugnisse zu ihren Gunsten.

Solche Thatsachen, wie wir hier zusammengestellt haben, beleuchten das Dasein eines reellen Glaubens unter dem Volke aufs nachdrücklichste. Aber sie sind zugleich indirekte Beweise von der Mildthätigkeit, welche wir für ein nicht weniger gesundes und ein viel bezeichnenderes Kennzeichen der Nation halten. Wir waren sehr erstaunt über die Bemerkung eines französischen Kaufmanns, der Spanien offenbar gut kannte, die wir bei Table d'hôte hörten: die Spanier hätten nämlich keinen Begriff von Luxus, so daß sogar in Madrid, Wenige ausgenommen, die in anderen Ländern gereist waren und ihre Gebräuche gelernt hatten, nicht einmal die Vornehmen an etwas hingen, was einen Anschein von Luxus habe. „Ein reicher Handelsmann," fügte er bei, „würde Sie auslachen, wenn Sie mit ihm von seiner Equipage sprächen; aber bitten Sie ihn um ein Almosen und er wird sich nicht besinnen, Ihnen 100, 500 oder 1000 Dollars zu geben."

Die natürliche Folge dieser bereitwilligen Mildthätigkeit ist, daß die Lage des Armen von der dieser Klasse in unserem Lande sehr verschieden ist. Man erinnere sich, daß es ein seit vielen Jahren durch Kriege und Revolutionen ausgesogenes Land ist, auf das sich folgende Stelle bezieht: —

„Staunet, scharfsinnige Staatsmänner, über diese Thatsache, — sie verwirre die feinste Weltweisheit; es gibt hier kein Armengesetz, keine Zwangsunterstützung; die Gesellschaft auf dem Lande ist sehr barbarisch; der Ackerbau ist nicht weiter vorgerückt, als er ein Jahrhundert nach der Sündfluth war; die Industrie ist gering, die Beschäftigung von keiner Bedeutung, die Energie null; der Boden wird bloß aufgerizt, Dünger wenig gebraucht, Bewässerung, welche in Wahrheit unvermeidlich ist, nur oberflächlich angewendet — und doch herrscht daselbst fast keine Noth. Der ganzen Länge und Breite der Halbinsel nach haben die Bettler eben so zufriedene Gesichter, wie die bestgekleideten Glieder der Gesellschaft. Ich fordere Jedermann heraus, der Thatsache, daß es keine wahre Noth hier gibt, zu widersprechen. Zweimal in diesem Jahrhundert haben Einfälle von außen den spanischen Boden heimgesucht und grausam wurde er in den letzten Jahren von der sengenden Pflugschar des Bürgerkriegs zerfleischt. Jede Straße und jeder Paß wird von Räubern unsicher gemacht, und die Gesellschaft ist wenig aus ihrem ursprünglichen Zustand herausgegangen. Wie kommt es, daß es hier keine Armen gibt, die in den Gassen verfaulen, wie es in England vor dem Gesetze der Elisabeth, als es noch nicht so stark bevölkert war, vorkam, oder wie es heutzutage in Irland vorkommt? Die Pflicht der Nächsten-

liebe wird hier tief empfunden; aber geschieht dies in England nicht? Wird der spanische Bauer seine Brodrinde theilen, und der englische Bauer sich dessen weigern? Sicherlich nicht. Oder ist der Grund des Unterschieds bloß die dünne Bevölkerung Spaniens? Was immer der Grund sein mag, jedenfalls kann es Zweifel an dem Vortheil allzu verfeinerter Gesellschaften und verwickelter politischer Systeme erregen.

„Man kann lang in einer spanischen Stadt sich aufhalten, ehe man einem Anzeichen völligen Elendes begegnet, das zu Hause sogleich in die Augen fällt, und das sogar in London in der Nähe seiner prachtvollsten öffentlichen Plätze in Ueberfluß herrscht. Es mag dort auch Lumpen und Unflath genug geben, aber den Schmutz der Leiden und den hagern Anblick des Hungers trifft man nicht. Niemand stirbt in diesem Lande Hungers, Wenige befinden sich in unbedingtem Elend. Solche, die Almosen suchen, gehören zum größten Theil zu der Klasse der fröhlichen Bettler; und wie gut das Geschäft geht, kann man aus der Unabhängigkeit derjenigen, die es ausüben, aus der Unverschämtheit ihrer zudringlichen Bitten und aus der hartnäckigen Beständigkeit ihres Drängens schließen. Der Bettler, welcher kein eigenes Vermögen hat, ist König und Herr alles Vermögens im Lande. Er macht seine Ronde so regelmäßig, als der Landesagent oder der Steuereinnehmer. In keinem Theile des Landes habe ich unbehäbige Armuth gesehen oder gehört, es sei Jemand ohne leidliche Mahlzeit. Der Kontrast zwischen diesem halbbarbarischen Staat und verfeinerten Gesellschaften ist sehr auffallend. Wir sind sehr weit vorgerückt, aber wir haben auch eine große Bevölkerung. Deßhalb haben wir trotz aller unserer Anstrengungen und unserer beispiellosen Energie Tausende, die neben dem luxuriösesten Wohlleben Hungers sterben, und von dem Glücke eines Jahres zu dem Rückfall und Ruin eines anderen herabgleiten." — Enthüllungen über Spanien, S. 231, 232, Bd. II.

Die mildthätigen Anstalten Spaniens zeigen jedenfalls, wie verschieden der Geist, welcher sie leitet, von dem ist, welcher sich bei uns kundgibt. Der auffallende Unterschied besteht in dem Lichte, in welchem der Arme in den beiden Ländern angesehen wird. Es ist klar, daß in England das Arbeitshaus von ihnen nicht als ein freundliches Asyl, sondern für etwas wenig Besseres, als ein Gefängniß, angesehen wird, und es ist eben so klar, daß die Aufseher oder Verwalter der Unions nicht sehr aufgelegt sind, ihre Bewohner als ihre Kinder oder Freunde anzusehen. In Spanien dagegen ist das Gefühl der Freundlichkeit gegen den Armen und Kranken die ächte Frucht der Nächstenliebe. Einige Beispiele werden dies erläutern, und wir wollen uns bei unserer Wahl theilweise von dem zuletzt angeführten Autor leiten lassen, welcher uns erzählt, „es bestehen in den Städten mildthätige Anstalten, wo für Alle, die wahrhaft hülfsbedürftig seien, gesorgt werde; die

Wohlthätigkeit der betreffenden Orte und Klöster lasse in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig; und das Hospicio zu Cadiz und die Caridad zu Sevilla seien vollkommene Muster ähnlicher Einrichtungen." (S. 234.) Dieser Behauptung stimmen wir von Herzen bei; und die beiden erwähnten Anstalten werden uns dazu dienen, unsere Meinung zu erläutern.

„Die demüthige Bruderschaft der christlichen Liebe unseres Herrn Jesus Christus" hat an den Thoren von Sevilla ein Armenspital, das unter dem Namen Caridad oder christliche Liebe bekannt ist. Die Bruderschaft wurde vor mehr als hundert Jahren von einem frommen Edelmann zu dem Zweck gegründet, ein Spital zur ausschließlichen Unterstützung bettlägeriger Personen und alter Priester zu unterhalten und zu bedienen. In den geräumigen unteren Hallen sind über hundert Betten und immer hundert Kranke; wenn Einer so weit hergestellt ist, daß er das Bett verlassen kann, so wird er nach Hause gesendet oder der Pflege anderer Anstalten überliefert. Barmherzige Schwestern pflegen die Kranken mit der zarten Aufmerksamkeit, die ihnen eigen ist; aber ihr möget hingehen, zu welcher Stunde ihr wollt, so trefft ihr sicher den Vorstand, Grafen Cantillana, der persönlich nach den Bedürfnissen der Kranken sieht. Die Betten und Hallen sind äußerst reinlich; in jeder Abtheilung befindet sich ein Altar, wo regelmäßig Messe gelesen wird, und wir dürfen im Allgemeinen bemerken, daß dies die Regel in jedem Spital ist, das wir besucht haben. Oben befinden sich jetzt (da die Fonds sehr geschmälert worden sind) zwölf Venerables oder alte und schwache Priester, welche in der Anstalt immer ersteren Namen führen, bequeme Zimmer und Alles haben, um ihre zur Neige gehenden Jahre zu trösten und zu erheitern. Ueberdieß ist noch eine äußere Halle gegen die Straße zu da, deren Thor jede Nacht unverschlossen bleibt und zu der jeder arme Reisende oder Bettler wie in seinem Hause Zutritt hat, und wo er von den sanften Händen der Schwestern „Bett, Licht und Nachtessen" bereitet findet. Es ist für alle Parteien sehr ehrenwerth, wenn wir bemerken (was wir an Ort und Stelle selbst gehört haben und was in dem letzten Jahresbericht steht), daß die Zahl derer, welche diese Wohlthat in Anspruch nehmen, sich auf fünfundzwanzig bis dreißig jede Nacht beschränkt, während doch für die Bitten und die mildthätigen Gaben, die gereicht werden, keine Grenze bestimmt ist, und dies bei einer Bevölkerung von achtzigtausend Menschen und bei einer großen Durch-

fahrt. Für Einige dieser Armen ist dies ihr gewöhnliches Haus. Im Laufe des letzten Jahres beförderte und unterstützte die Bruderschaft einhundertfünfundsechzig arme Leute auf ihren Reisen, verschaffte siebenzig (die Zahl der im Hause Gestorbenen betrug dreiundvierzig) das kirchliche Begräbniß, lieferte einhundertzweiundsechzig Arme in Tragsesseln oder auf Bahren an die Spitäler ab und vertheilte unter Andere Kleider und Almosen. Die Quantität und Qualität der verzehrten Vorräthe zeigt, daß der Arme sich nicht einschränken darf, da außer siebenzehntausend dreihundertachtundneunzig großen Laiben schönes Brod Ueberfluß an Speisen, allerlei Früchten, und Gemüsen, Chokolade, Kuchen, Wein u. s. w. war. Und mit allen diesen edleren Sorgen der Nächstenliebe sind die schönen Künste wunderbar vermischt. Die Kapelle des Spitals und sogar ihre Sakristei enthalten ein Museum von Gemälden, das nicht leicht seines Gleichen findet. Auf jeder Seite der ersteren befindet sich ein großes Gemälde von Murillo; jedes enthält viele Figuren von fast natürlicher Größe; auf der einen Seite ist Moses, wie er an den Felsen schlägt, auf der anderen unser Herr, wie er die Laibe Brod vervielfältigt, — die Hungrigen speis't und die Durstigen tränkt. Es sind dies vielleicht die Meisterwerke dieses vortrefflichen Künstlers, den man nicht kennen lernen kann, ohne daß man Sevilla besucht. Sie wurden von dem „Räubergeneral" Soult weggenommen und nach Paris gesendet; aber die englische Armee faßte sie ab, und so kehrten sie wieder zurück. Es befindet sich daselbst noch ein anderes schönes Gemälde von demselben Meister, den heil. Johann von Gott vorstellend, wie er unter der Last eines Kranken, den er trägt, wankt und von einem Engel unterstützt wird. So wahr ist es, daß die schönsten Erzeugnisse der Kunst den christlichen Tugenden zu verdanken sind, und daß katholische Frömmigkeit wesentlich mit gutem Geschmacke verbunden ist. Aber was wir als ein Zeichen des in dieser Anstalt waltenden Geistes hauptsächlich zu bemerken wünschen, ist das, daß von allen diesen Dingen, Gemälden, Spital, Einkommen, die Armen die Eigenthümer sind, indem sich die Bruderschaft selbst bloß ihre Diener und Verwalter nennt. Deßhalb sagen sie in ihrem Berichte: „Wir haben die letzte Ehre unsern Brüdern und unsern Herrn und Meistern, den Armen (nuestros amos y señores los pobres), erwiesen;" und mit diesem Titel werden sie immer genannt.

Die andere Anstalt, welche wir erwähnt haben, das Hospicio zu Cadiz, ist in einem größeren Maßstabe angelegt und verdankt seine

gegenwärtige Pracht und ausgezeichnete Verwaltung dem verstorbenen Grafen O'Reilly, dessen Name zugleich sein Vaterland angibt. Im letzten Dezember wurden darin folgende Personen unterhalten: —

Alte Personen	Männer 106 / Weiber 161	267.	Kinder	Knaben 249 / Mädchen 122	371.
Irren . .	Männer 35 / Weiber 14	49.	Ehepaare 12, resp. 24.		

Eingesperrt 1.— Totalsumme 712.

Allen diesen wurden Wohnung, Kleider und Speise gereicht. Die Wohnungen sind ausgezeichnet, die Nahrung die beste, die Kleidung solid, und Alles wird im Hause bereitet. Die Knaben haben eine geräumige Schule und Werkzeuge zu verschiedenen Gewerben; die Mädchen sind im obern Stock sämmtlich mit Weben, Spinnen und Nähen beschäftigt; die Ehepaare (alte Leute) leben in besonderen Wohnungen, die rings um einen mit Bäumen bepflanzten Hof gebaut sind, und haben eines oder zwei der jüngeren Kinder unter ihrer Obhut; und was die alten Leute oben betrifft, so scheinen sie wirlich so glücklich zu sein, als nur Freundlichkeit die letzte Stufe ihrer mühevollen Pilgerfahrt machen kann. Ihre Schlafsäle sind sehr geräumig, mit daranstoßenden Küchen, so daß sie die Stiegen nicht herabzugehen brauchen; und wir fanden arme alte Weiber vielseits auf dem mit Matten bedeckten Boden sitzend und ihre Gebete miteinander hersagend. Eines, bei welchem wir stehen blieben, um es zu hören, bestand aus dem Dreimalheilig: „Heilig, Heilig, Heilig, Herr Gott Zebaoth." Nie sahen wir Armuth und Alter ehrbarer, freundlicher und bequemer gekleidet. Ueberdies befindet sich daselbst bei dem Kapuzinerkloster noch eine andere, jedoch ärmere und mit Zwang verbundene Anstalt, welche zweihundert Bewohner hat, hauptsächlich Waisen und von der Straße aufgefangene verlorene Geschöpfe. Aber auch hier herrscht Reinlichkeit, gute Ordnung und die größte Freundlichkeit. Diese und andere derartige Anstalten werden von einer aus Vornehmen bestehenden Commission verwaltet, die ihre Zeit und ihre persönliche Aufmerksamkeit den Interessen der Armen widmen, und das Nämliche gilt von anderen Städten. In Cadiz finden sich überdies zwei große Spitäler — eines für Männer,[1]) das früher unter den Brüdern vom heil. Johann von Gott stand (ach? warum wurden sie unterdrückt?), und eines für

1) Wir fanden unter den Kranken fünf bis sechs englische Matrosen, und sie bezeugten Alle die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, die ihnen zu Theil wurde.

Frauen, welches wahrhaft glänzend und bewundernswürdig unterhalten ist. Die Wärterinnen sind weder Nonnen, noch bezahlte Personen. Sie sind „freiwillige Krankenwärterinnen, welche im Hause einen eigenthümlichen Kopfputz tragen, aber kein Gelübde ablegen und dasselbe verlassen können, wann sie wollen; aber es wird gewiß von Jedermann die Beobachtung gemacht, daß ihre Nächstenliebe keine Grenzen hat, und daß sie im Dienste der Kranken sterben. Dies ist die Folge, wenn man nichts, des Interesses und auch nichts bloß des Amtes wegen thut; das Nämliche pflegte bei den Brüdern vom heil. Johann von Gott der Fall zu sein." [1])

Die Damen wenden ihre Aufmerksamkeit den schönen Spitälern zu, welche unter dem Namen Cuna oder Espositos bekannt sind, in welche die Eltern, welche nicht im Stande oder nicht Willens sind, ihre Kinder zu erziehen, dieselben bringen, mit dem Rechte, sie wieder herauszunehmen. Diese Häuser, welche den ächten Findelhäusern entsprechen, stehen, so weit wir sie gesehen haben, unter der Sorge der barmherzigen Schwestern. Viele der Kinder werden zur Verpflegung hinausgegeben, müssen aber jeden Monat in's Haupthaus gebracht werden, wo sie sorgfältig untersucht werden. Keine Mutter könnte ihrem Kind eine zärtlichere Pflege und größere Liebe beweisen, als diese ausgezeichneten Religiosen diesen kleinen verlornen Geschöpfen, welche ihnen mit gleichen Gefühlen vergelten. Alles an den Kindern ist so reinlich, so nett, als es nur in der ehrbarsten und vermöglichsten Familie sein könnte. In der Cuna zu Cadiz sind sechshundert Kinder, in der zu Sevilla ungefähr neunhundert. [2])

Wir möchten über den Gegenstand der Mildthätigkeit in Spanien noch mehr sagen, wir müssen uns aber mit der Bemerkung begnügen, daß die Ausübung dieser Tugend nie unterbrochen wurde, und daß sie während der letzten Unruhen und Trübsale kaum einen Stoß erlitten hat. Sie hat eher zu-, als abgenommen, und wir finden, daß sogar in kleinen Städten Anstalten entstehen, die ganz von der Mildthätigkeit abhängig sind, z. B. Waisenhäuser, Freischulen und Häuser für alte Leute.

---

1) Paseo Historico-artistico por Cadiz. Ib. 1843, p. 77.

2) Die auf diesen einzigen Zweig der Nächstenliebe zu Sevilla verwendete Summe belief sich im letzten Jahre nach einem vor uns liegenden Bericht auf mehr als dreitausend Pfund.

In einem Lande, wo christliche Liebe in Verbindung mit dem Glauben so lebendig und so thätig ist, wo der Dienst Gottes so edelmüthig unterhalten wird, wo die Armen Christi so liebreich genährt und seine Kleinen so zärtlich verpflegt werden, kann die Religion oder etwas, wie sie, nicht verloren gehen. Hätten wir Raum, so würden wir gerne auf einige andere Eigenthümlichkeiten des nationalen Charakters eingehen, die eben so viel für die Religion hoffen lassen, als die bereits dargelegten. Die Mäßigkeit des Volkes z. B., seine sanfte Gemüthsart und Gastfreundschaft und viele andere Züge sind der Beachtung werth. Wir dürfen indeß unsere Leser nur einmal auf jedes Werk über Spanien verweisen, und wenn es von den unzufriedensten Reisenden herrührt. Es ist kein einziger unter ihnen, der nicht seine Vorliebe für das Volk und sein Bedauern, dasselbe verlassen zu müssen, ausdrückte. [1]) Und wir wären in der That höchst undankbar, würden wir nicht Alles und Jedes, was zu ihrem Ruhme gesagt worden ist, auf's Wärmste bezeugen. Nur Eins müssen wir noch beifügen. Während es die Manier solcher Reisenden war, in Bezug auf die liebenswürdigen Seiten des Charakters zwischen dem Volke und den höheren Klassen eine breite Unterscheidungslinie zu ziehen, so hat uns unsere eigene Beobachtung und Erfahrung darauf hingeführt, sie ganz zu verwischen. Von Hoch und Nieder, Reich und Arm ist uns nie etwas Anderes begegnet, als Freundlichkeit, Herzlichkeit und die eigenthümliche Freimüthigkeit, welche uns ein spanisches Haus sogleich heimisch macht und uns die Berechtigung fühlen läßt, nach der Bekanntschaft eines Hauses, sei es das eines edlen Hidalgo oder einer hochgebornen Dame, alle Bewohner desselben bei ihrem Taufnamen zu kennen und anzureden; eine Familiarität, die sich in unserem kalten Klima nicht leicht erreichen läßt.

Dies ruft uns viele liebenswürdige Eigenschaften des spanischen Charakters ins Gedächtniß, aber keine mehr, als die Leichtigkeit, mit der das Volk bei einer freundlichen und edlen Behandlung geleitet

---

1) Erst jetzt am Schlusse unseres Artikels haben wir ein neues Werk über „Spanien, bereist im Jahre 1840 und 1841" gelesen. Es ist, wie einige andere, anonym. Wir haben in Bezug auf Religionssachen viele der gewöhnlichen Irrthümer, und einige offenbar (obgleich ohne Zweifel nicht absichtlich) falsche Darstellungen gefunden. Aber es ist in einem dem Volke freundlichen Tone gehalten. Dies läßt uns Vieles verzeihen.

werden kann. Biete dem Landmann Geld, und er wendet sich weg, oft mit Unwillen; behandle ihn als Deinesgleichen und biete ihm eine Cigarre an, und er wird Alles für dich thun. Der Oberbeamte von Malaga, den wir vorhin rühmlich erwähnt haben, gab uns ein schlagendes Beispiel von der Empfindsamkeit des Volkes für solch' ein Betragen. „Es ist ein großer Vortheil," sagte er, „Jeden bei seinem Taufnamen zu kennen und anzureden," wie auch er es macht. Vor nicht langer Zeit erfuhr er, daß sich bei Nacht sechsundzwanzig bis achtundzwanzig verzweifelte Leute, mit Pistolen und Messern bewaffnet (es waren mörderische Waffen, denn wir sahen sie und können es bezeugen), in der Vorstadt der Stadt in einem Spielhause versammelten. Er ging demnach in seinen Rock gehüllt allein und ohne Waffen hin und erhielt Eintritt. So stand er, ein schwacher junger Mann ohne Waffen mitten unter einem Haufen Verzweifelter, an einem abgelegenen Ort und mitten in der Nacht. Er ging auf den Tisch zu, um den sie trinkend saßen. Sie waren durch seine Gegenwart beschämt; er aber sagte in einem Tone festen, aber wohlmeinenden Befehls: „Bringet alle euere Waffen und legt sie auf den Tisch." Man gehorchte ihm. „Nun," redete er einen bei seinem Taufnamen an, „Sie tragen sie alle auf mein Amtszimmer und dann schließen sich die Uebrigen an. Ihr alle geht ruhig in's Gefängniß, wo ich zu euch kommen will. Ihr wißt, daß ich es freundschaftlich mit euch meine." Sie verstanden ihn. Die Strafe hätte sechs Jahre Gefängniß sein können, und er hätte das Haus umzingeln und sie fassen können. Sie sahen, daß er dies vermieden hatte und sie zu schonen wünschte. Nicht einer fehlte am Thore des Gefängnisses. Er sperrte sie drei Tage ein, und nachdem er ihnen eine schwere Strafe an Brod zum Besten Nonnen aufgelegt hatte, ließ er sie auf das Versprechen hin frei, nicht mehr in jenes Haus zu gehen. „Nicht Einer," fügte er bei, als er dies erzählte, „nicht Einer hat sein Wort gebrochen." Und mit Recht ist er wegen seines festen und doch freundlichen Auftretens unter seinen Mitbürgern populär. Sein Vater war eben so. Als General Sebastiani von Malaga Besitz nahm, so forderte er ihn unerschrocken auf, er solle darauf sehen, daß seine Truppen keine Gewaltthätigkeiten begingen. „Sie," fügt er bei, „haben, das ist wahr, zwanzigtausend Bajonette unter Ihrem Commando, ich aber habe bloß ein Wort zu sprechen und einhunderttausend Mann werden sich auf meine Bitte erheben." Der Name dieser Familie ist Ordoñez.

Wir hoffen, daß die gegenwärtige Regierung bestrebt ist, durch friedliche Maßregeln die zarten und edlen Eigenschaften des spanischen Volkes auszubilden. Gewiß ist, daß überall Handel und Gewerbe, diese sicheren Barometer der öffentlichen Sicherheit, ruhig gedeihen, und daß sich in jedem Zweige der Industrie ein frischer Unternehmungsgeist kundgibt. Kaufleute von Bedeutung versicherten uns, seit Jahren habe kein solches Gefühl des Vertrauens und der Zuversicht, wie jetzt, geherrscht, so daß lange eingesperrte Kapitalien wieder flüssig zu werden anfangen und den Geschäften einen neuen Aufschwung geben. Jedes der vor uns liegenden Bücher, welches von Spanien in den Jahren 1840 und 1841 oder den vorhergehenden Jahren handelt, hat viele Seiten, die mit Erzählungen von Räubern, von der Unsicherheit der Straßen, und den Schrecken und Gefahren, denen die Verfasser ausgesetzt waren, angefüllt sind. Wir haben nun gerade die Straßen, welche für die gefährlichsten gelten, nicht bloß ohne Gefahr, sondern ohne ein Gefühl von Furcht gemacht. Auf jeder Station trafen wir kleine Patrouillen von aktiver Straßenpolizei, zu Fuß und Pferd, die erst in letzter Zeit von der Regierung errichtet worden waren und die Straßen gesäubert und vollkommen ungefährlich gemacht haben. Die Plünderung eines Eilwagens ist jetzt etwas Unerhörtes. Eine ähnliche Polizei wurde in den Städten eingeführt, und dadurch ward es möglich, daß, eben als wir Spanien betraten, Navarro (der Abd-el-Kader Spaniens, wie er genannt wurde), [1]) der Schlimmste der Räuberbanden, von ihnen gefangen wurde und seinen verdienten Lohn empfing. [2]) In jedem Theile des Landes werden großartige Verbesserungen vorgenommen — Brücken, Straßen, Kanäle und viele andere öffentliche Werke. Die politischen Chefs oder die ersten Civilbeamten der Provinzen scheinen in Bezug auf Verstand, Geschäftskenntniß und moralische Grundsätze und Aufführung mit großer Sorgfalt gewählt worden zu sein.

---

1) Enthüllungen über Spanien, vol. I, S. 389.

2) Navarro wagte sich mit Einigen seiner Genossen in die Stadt Lucena; als er spät bei Nacht über die Straße ging, wurde er von der Stadtpatrouille angerufen; von Trunk aufgeregt gab er seinen rechten Namen an. Er wurde verfolgt, da wandte er sich um, feuerte und tödtete einen von der Polizei. Die Anderen erwiderten das Feuer und zerschmetterten ihm das Bein. So wurde er ergriffen und den folgenden Tag an dem Orte einer seiner Gräuelthaten hingerichtet.

Die Regierung hat überdies das große Werk begonnen, Spanien mit dem heiligen Stuhle auszusöhnen. Gott verleihe, daß dies auf keiner beschränkten Basis geschehe, sondern daß es sich entschlossen habe, nach großen, edlen und katholischen Principien zu verhandeln. Es war unsere Absicht, unsern Lesern die große Frage vorzulegen, die jetzt Spanien bewegt, nämlich die Frage über die Ausdehnung der Wiedererstattung des Kirchenvermögens. Und es war ferner unser Wunsch, uns wegen dessen zu rechtfertigen, was wir über die schismatischen Pläne der letzten Regierung gesagt haben. Aber wir unterlassen es, theils weil wir durch die Länge dieses Artikels bereits die Grenzen aller Bescheidenheit überschritten haben, und noch mehr, weil die mit beiden Punkten zusammenhängenden Fragen sehr zart mit dem Stand der Verhandlungen zwischen Rom und Spanien verwebt sind. Wir fühlen, daß in den Händen des obersten Priesters die großen Interessen der Religion sicher sind, daß kein Jota von dem, was Gerechtigkeit und Klugheit verlangen, aufgegeben, zugleich aber auch keine Härte oder unnöthige Strenge ausgeübt werden wird. Wir sind voll der Hoffnung, daß wir uns auf die guten Absichten der Regierung werden verlassen können. Die Namen einiger Mitglieder derselben geben uns diese Hoffnung. Der Mangel, dem der Clerus überlassen ist, erregt bei uns, wie bei jedem anderen Katholiken, schmerzliche Gefühle; aber wir hoffen, daß dessen Entfernung durch die Energie der Minister in Bälde der Welt von der Aufrichtigkeit ihrer Motive Zeugniß geben werde. Wir können dann mit leichterem Herzen und dankbaren Gefühlen zu diesem Thema zurückkehren. Aber bis dahin wollen wir Alle, die den Frieden Israels lieben, einladen, ernstlich zu beten, damit die schwere Versuchung, welche einen der schönsten Theile des Erbes Gottes heimgesucht hat, abgekürzt werde. Wir für unsern Theil sind froh gewesen, unsere Hoffnungen aussprechen zu können, Hoffnungen, die schließlich auf der Barmherzigkeit beruhen, welche nie trügt. Es ist zu viel Gutes bewahrt, zu viel Schlimmes gut ertragen worden, als daß wir nicht hoffen sollten; es ist bei dem Volke zu viel Glaube, und zu viel christliche Liebe, beim Clerus zu viel Eifer und bekennergleiche Geduld, bei seinen Klosterfrauen zu viel Heiligkeit, bei seinem Episkopat zu viel apostolische Festigkeit, als daß wir fürchten sollten, der Geist Gottes sei von dem armen Spanien gewichen, oder es sei mit einer andern Ruthe gezüchtigt worden, als mit der Ruthe der Kinder, welche der Vorläufer einer väterlicheren Sorgfalt ist.

[Es ist fast unnütz, dem Leser dieser Blätter zu bemerken, daß fast jede in dem vorhergehenden Artikel ausgedrückte Voraussagung wahr geworden ist, daß sich fast jeder Wunsch erfüllt hat. Die Bischofsstühle wurden mit Männern vom höchsten Verdienst besetzt. Das zwischen dem heiligen Stuhl und der Königin abgeschlossene Concordat sorgte für Wiedereinführung der religiösen Orden, für die Fortdauer der Klöster durch die Erlaubniß, Novizen aufzunehmen, und für den Unterhalt des Klerus. Dieses Aktenstück wurde für so folgenreich angesehen, daß es auf Befehl eines unserer Parlamente im vergangenen Jahre gedruckt wurde; und setzte ohne Zweifel viele Leute in Staunen — alle diejenigen nämlich, welche glaubten, dreißig Jahre des sogenannten „Fortschritts" müssen den Einfluß des „Papstthums" und den katholischen Glauben in Spanien geschwächt haben. Und während wir diese Zeilen schreiben, gibt die Rückerstattung des Hauses Loyola's an seine rechtmäßigen Eigenthümer, an die geistigen Kinder von ihm, der seinen Namen von dieser Stadt geschöpft hat, eine neue Bürgschaft für den religiösen Ernst der Lenker Spaniens, während fast in jeder Woche neue Verordnungen ergehen, worin den Klöstern erlaubt wird, ihre Noviziate wieder zu eröffnen. Dieser Aufsatz über das Spanien von 1844 ist in der That ein Anachronismus geworden, und hätte unterdrückt werden mögen, enthielte er nicht Thatsachen, die vergessen sein mochten, jedoch der Aufbewahrung werth sind; und sollte es nicht für die Kirchen nützlich sein, nach der Wiederherstellung ihres Friedens und ihres Glückes auf die Versuchungen, die Tugenden und die Standhaftigkeit derjenigen zurückzublicken, durch welche vielleicht ihr späterer Segen erworben worden?

Folgender Brief eines Freundes, der vergangenes Jahr in Spanien war, wird keine Entschuldigung nöthig haben, daß wir ihn hersetzen.

„M. U. las mir eines Abends einen Brief vor, den er eben von einem Priester, einem seiner Freunde, welcher den neuen Bischof nach Havannah begleitete, erhalten hatte. Sie wissen vielleicht, daß dieser Bischof ein Landpfarrer in den Gebirgen Kataloniens gewesen ist, und daß er die Idee gefaßt hatte, zu Barcelona eine Gesellschaft zu gründen, um wohlfeile religiöse Schriften drucken zu lassen und in Umlauf zu bringen, wodurch viel Gutes gestiftet wurde. Der fragliche Brief besagte, der Bischof habe in den sechs Wochen, während welcher er auf der Insel gewesen sei, eine beinahe wunderbare Veränderung hervorgebracht. Zur Zeit, als er schrieb, fand in der Kathedrale eine Mission statt, bei welcher zwischen siebenzig und achtzig Geistliche ohne Unterbrechung von Tagesanbruch

bis spät in die Nacht mit Beichthören beschäftigt waren; und den Tag vorher hatte der Bischof von 4 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags mit eigenen Händen, ohne sich einen Augenblick zurückzuziehen, die Communion gereicht.

„Es ist Schade, daß Sie, als Sie in Spanien waren, Valencia nicht besuchten; Sie würden Dinge gesehen haben, die Sie mit Entzücken erfüllt hätten. Es würde zu weitläufig sein, einige davon im Detail zu geben; aber was würden Sie z. B. zu dem Präsidio sagen, wo achtzehnhundert Verbrecher, Straßenräuber, Mörder u. s. w. bewahrt werden, ohne daß ein einziger Soldat oder Gefangenwärter nach ihnen sieht, die aber durch Freundlichkeit in eine solche Disciplin gebracht werden, daß der Direktor oft schon, um sie den Fremden zu zeigen, Straßenräuber zu ihnen gesendet hat, um eine Summe Geldes an einen fünfzig oder sechzig Meilen weit entfernten Ort in ihren Züchtlingskleidern zu tragen, und sie sind pünktlich zu der Zeit zurückgekehrt, zu welcher sie dem Befehle gemäß zurück sein mußten.

„Es befindet sich dort eine Anstalt El Colegio del Patriarca, welches sehr interessant ist, in welchem die functiones de egleia jeden Tag mit einer solchen Feierlichkeit begangen werden, daß man wohl sagen kann, daß in Rom nichts ist, das damit verglichen werden könnte. Der Patriarca (de Antioquia), der sie gründete und der auch der Oberbefehlshaber war, welcher die Mauren vertrieben hatte und durch die gegen sie ausgeübten Grausamkeiten seinen Ruhm schmälerte (ein Umstand, der, wie es scheint, bei einigen Gelegenheiten seiner Canonisation im Wege war), war ein so schlauer Mann, daß er die Stiftungsurkunden so klug abfaßte, daß Mendizabal, als er das Kirchenvermögen einzog, sich nicht in Besitz des Vermögens des Collegiums setzen konnte. Als hätte er vorausgesehen, was sich zutragen werde, hatte er sechzig Familien zu seinen Erben ernannt, im Falle das Land protestantisch werden oder ein Versuch gemacht werden sollte, das Vermögen seiner Bestimmung zu entziehen. Als M. es einziehen wollte, waren eine Masse Leute da, die ihre Ansprüche geltend machten; und obgleich eine Commission von zwölf Rechtsgelehrten niedergesetzt wurde, die Urkunden zu prüfen, so konnten sie nicht den geringsten Fehler darin entdecken, und so hielt es die Regierung für besser, das Colegio del Patriarca in Ruhe zu lassen, da sie fand, daß sie (wie der alte R. zu sagen pflegte) „„nichts dabei gewinnen““ würde.“]

Papst Bonifaz VIII.

(Aus dem Dublin Review, November 1841.)

Papst Bonifaz VIII.

Art. VIII.—*A History of the Italian Republiques.* By J. C. L. De Sismondi. London: 1832.

Bei den unaufhörlichen Umwälzungen der Zeit darf es nicht Wunder nehmen, daß Personen und Ereignisse, die unter ihrem Rade grausam zerquetscht worden waren, nach einiger Zeit wieder ans Tageslicht und zu Ehren gelangen. Und es mag einigen Trost gewähren, zu bemerken, daß Namen, welche einer solchen Erniedrigung und Verdunklung unterworfen waren, wenn sie einmal auf den ihnen gebührenden Platz gestellt sind, nicht mehr Gefahr laufen, ihn wieder zu verlieren. Bei keinem Gegenstand und in keinem Theil der Geschichte ist dies mehr bewahrheitet, als in der Geschichte der römischen Päpste. Der Gerechtigkeitssinn, welcher unser gegenwärtiges Zeitalter charakterisirt, wird sich durch seine sie betreffenden Aussprüche späteren Zeiten besser bewähren, als durch irgend andere historische Urtheile, welche er gefällt und aufgezeichnet hat. Es ist noch nicht lange her, daß die Verwerfung der ganzen Reihe apostolischer Succession auf dem römischen Stuhl in jedem protestantischen Werke theologischen, historischen, philosophischen oder moralischen Inhalts, das sie direkt oder indirekt in seinen Bereich ziehen konnte, ein ganz gewöhnlicher Gegenstand war. Es gab dabei gar keine Ausnahmen. Die ganze Reihenfolge wurde in eine einzige Individualität zusammengedrängt, welche unter dem Namen „das Papstthum" mit dem Brandmale alles Schändlichen bezeichnet und mit jedem Fluche alles Verruchten beladen wurde. Wie der Wunsch des Tyrannen, das römische Volk möchte bloß einen Hals haben, um durch das Abhauen desselben seine grausame Lust auf einmal befriedigen zu können, war auch die Absicht der protestantischen Sturmläufer, welche der Idee vom Oberhaupt der Kirche wirklich Einheit

gaben, um es mit einem einzigen Hiebe abhauen zu können. Endlich wurde die dunkle Masse von Irrthum und Verläumdung, welche sich Jahrhunderte hindurch angehäuft hatte, durchbrochen, und dem Lichte Zutritt gestattet. Zuerst fing man damit an, theilweise Ausnahmen zu machen; gewisse Päpste wurden von der Zahl, die der großen Verdammniß verfallen war, ausgenommen: der Eine wurde als ein Beförderer der Wissenschaft gepriesen, ein Anderer als ein Vertheidiger kirchlicher Freiheit; und so ging es fort, bis einer langen Reihenfolge von Päpsten die langsame Gerechtigkeit historischer Vertheidigung zu Theil wurde. Der Fortschritt von Roscoe's Leben Leos des Zehnten zu Voigt, Hurter und Hock bis auf Ranke ist eine literarische Thatsache, die zu neu und in diesen Spalten zu oft erwähnt ist, als daß sie mehr, als eine vorübergehende Anspielung brauchte.

Wenn man von uns verlangen würde, wir sollen eine Ursache für diesen Wechsel in den Gefühlen und der Richtung der Historiker angeben, so würden wir geneigt sein, Vieles dem edlen Charakter einiger neuerer Päpste zuzuschreiben, deren Leben viele Vorurtheile gegen ihren Stand niedergeworfen hat, nicht weil sie besser oder weiser waren, als ihre Vorgänger, sondern weil die Leitung der göttlichen Vorsehung ihre Charaktere hervorragender vor das Angesicht Europas gebracht hat, als den ihrer Vorgänger. Benedikt XIV. war ein Mann von höheren Talenten, und von nicht geringerer Tugend, als der sechste und siebente Pius. Es ist kein Zweifel, daß er oder irgend ein anderer Papst des letzten Jahrhunderts, wenn er in ihre an Prüfungen so reichen Umstände versetzt worden wäre, gleiche Festigkeit, Selbstverläugnung und christlichen Heroismus bewiesen hätte. Die Gelegenheit war ihm nicht gegeben, wie ihnen, und deßhalb ist er mehr durch seine Werke, als durch seine Thaten bekannt; er ist das Entzücken des Theologen, das Orakel des Bischofs, die Bewunderung des Gelehrten, aber im Vergleich mit Anderen ohne Platz und Namen in der Geschichte. Der hochherzige Braschi und der sanfte Chiaramonti waren in rauhere Zeiten versetzt; das Schicksal älterer Päpste ward ihnen zu Theil. Ersterer hatte den alten Kampf zwischen dem Supremat und dem weltlichen Regiment zu erneuern, nicht, wie früher, mit der offenen und anerkannten Feindseligkeit feudalistischer Nebenbuhlerschaft, sondern auf dem schlüpfrigen und weniger ruhmvollen Felde diplomatischen Streites. Der gesetzgeberische Tyrann Joseph II. verstand es besser, als Heinrich II., die Kirche und ihre Freiheiten zu

verletzen. Aber er verschaffte bloß Gelegenheit, daß sich auf dem Stuhle eine neue Art von Tugenden entwickelte, in deren Erzeugung er von je so fruchtbar gewesen war. Der nämliche Papst sah sich in einen Streit mit einer Republik verwickelt, die wahrlich den Republiken des alten Italiens ganz unähnlich war, in denen die eingewurzelte Anhänglichkeit an die katholische Religion nie durch zeitliche Feindseligkeiten gestört wurde, sondern mit einer, die ihn mit unwilligem Unglauben angriff, welche darauf ausging, durch Haß der Heiligkeit Alles, was heilig war, zu entweihen. Jeder neue Angriff dieser auflösenden Macht, welche mit Recht für den öffentlichen Feind gehalten wurde, war ein Gegenstand des Interesses für Europa; und die muthwillige Behandlung eines ehrwürdigen Papstes, dessen makelloses Leben, liebenswürdige Manieren und graue Haare allgemeine Achtung und Ehrfurcht beanspruchten, konnte nicht umhin, für den Dulder Sympathie zu erwecken, die mit Verwünschung seiner Unterdrücker gepaart war. Pius VI. starb, wie Gregor VII., in Verbannung. Sein Nachfolger hatte den Kampf unter einer heftigeren, aber nicht weniger verschlageneren Form fortzusetzen; bald war er von den Ränken seines kaiserlichen Feindes fast überlistet, bald von Mühseligkeiten und Beschimpfungen fast zu Boden gedrückt; der sanfte Muth des Papstes war für die Macht des modernen Attila eine vollständige Niederlage, seine aufrichtige Demuth vereitelte die Politik seiner Unterdrücker. Er war die gefangene Taube, die dem Falken und der Schlange vorgehalten wird, und diese zugleich überwindet.

Wir glauben, wir dürfen es in Wahrheit wiederholen, daß bis auf unsere Zeit die größere Anzahl von Protestanten an den Namen eines Papstes nie eine Idee einer Individualität geknüpft hat. Ihr Begriff schien der zu sein, daß ein Wesen, das unter mannigfaltigen unbestimmten Namen von Generation zu Generation fortgepflanzt wurde (indem die Clemense, Innozenze und Benedikte auf einander folgten, Niemand wußte, wie) [1]) in fast unnahbarer Größe an einem schrecklichen Orte lebe, den man Vatikan nenne, und um welchen rings unablässige Donner grollen, um alle Eindringlinge fern zu halten; ein Wesen, dem man bloß mit Kniebeugungen, Fußfällen und fast mit Anbetung

1) Es war eine gewöhnliche und oft aufgeworfene Frage, die des verstorbenen Königs Majestät, Wilhelm IV., an Katholiken richtete, die ihm nahe kamen: „Bitte, wie ist der Name des gegenwärtigen Papstes?“

nahe komme, das immer auf dem Throne sitze und mit einer dreifachen Krone auf dem Haupte, von Kardinälen in Purpur und mit weißen Hüten umgeben, alle Tage im Konklave mit Bullen, Ablässen und Exkommunikationen beschäftigt sei. Wir wollen die grasseren Erdichtungen populärer Bigotterie nicht beifügen; — aber wir glauben, daß viele gut unterrichtete Personen vor wenigen Jahren noch, und daß vielleicht einige sehr achtungswerthe Personen noch jetzt eine Idee vom Papst — sei er, welcher er wolle — haben, die ebenso bestimmt, so handgreiflich und so freimüthig ist, wie die von uns gegebene. Als Pius VII. alles äußerlichen Schmuckes beraubt, aus seinen Besitzungen vertrieben, ein Verbannter und Gefangener, Europa bekannt wurde, sänftigte sein persönlicher Charakter, der so rein, so heilig, und doch so edel und hochherzig, so unbiegsam, und doch so vergebend, so stolz und doch so sanft war, [1]) die Herzen Vieler, wenn er sie nicht umwendete, und bewirkte, daß sie anfingen, in ihrem Geiste den Mann von der Würde, welche er ziert, zu unterscheiden, und lehrte ihnen, daß Päpste Charakter und Tugenden und christliche Vollkommenheit besitzen, ja sogar mehr, als die meisten andern Menschen.

Wir glauben nicht Unrecht zu haben, wenn wir annehmen, daß durch die Ereignisse, auf welche wir flüchtig angespielt haben, in Bezug auf die päpstliche Gewalt und deren Träger beim Publikum ein Interesse erregt und eine Geschicklichkeit zu individualisiren erzeugt wurde, die von dem, welche vorher gewöhnlich war, ganz verschieden ist. Wir glauben, daß Viele angeregt wurden, die gewissen Tugenden dieser Päpste der letzteren Zeit mit der Handlungsweise der Vorgänger derselben unter ähnlichen Umständen zu vergleichen, und daß die Erneuerung des Streites zwischen kaiserlicher und päpstlicher Gewalt, zwischen dem regale und pontificale, in späteren Zeiten wenigstens theilweise dazu beigetragen hat, daß Päpste wie Gregor VII., Sylvester II. und Innozenz III. von protestantischen Historikern zu Gegenständen besonderer Biographien und hohen Lobes gewählt und auf diese Art die Aufmerksamkeit auf ähnliche Kämpfe in früheren Zeiten gerichtet wurde. Die Katholiken sind dankbar, zuvorkommend dankbar gewesen für diese langsame, zaudernde Gerechtigkeit gegen ihre alten kirch-

1) Als Pius VII. im Gefängniß war, sandte der Kaiser einen Edelmann zu ihm, um ihn zu fragen, ob er nichts brauche. „Nichts," antwortete der Papst, „als eine Nadel, meinen Rock zu stopfen."

lichen Heroen. Ja es war überhaupt doch nur eine unvollkommene Gerechtigkeit, und doch wurde sie demüthig anerkannt. Die erhabenste wahrste Ansicht von dem Charakter und der Handlungsweise der Päpste ist oft übersehen worden; der göttliche Trieb, welcher sie beseelte, die unsterbliche Bestimmung, die ihnen zu Theil ward, die himmlische Sache, die ihnen anvertraut war, die übermenschliche Hülfe, welche sie stärkte, diese Eigenschaften konnten bloß von einem katholischen Geiste gewürdigt werden, und sind deßhalb im Allgemeinen von protestantischen Historikern ausgeschlossen, oder in die entsprechenden menschlichen Fähigkeiten, oder Schlauheiten, oder Kräfte oder Tugenden verwandelt worden. Dann gibt es wenige Vertheidiger dieser alten Päpste, die nicht bemüht sind, ihren Schriften einen Beigeschmack von dem alten Sauerteige, — einen scharfen und bitteren Geschmack zu geben, was in der Form von ernstlichen Protestationen oder harten Erklärungen gegen den Papismus geschieht, welche uns die Zähne stumpf machen, wenn wir uns bei dem von unseren neuen Freunden bereiteten Mahle gütlich thun wollen. Wir wissen wohl, daß der Fehler an uns liegt; die Vertheidigung unserer Väter im Geiste hätte von uns ausgehen, sie hätte nicht der Gefälligkeit unserer Gegner überlassen werden sollen. Da es einmal so ist, so wollen wir es annehmen, zwar nicht ohne Demüthigung; aber wir wollen unseren Nacken unter keinen Streichen beugen, mit denen sie uns zu quälen für gut finden.

Wir haben die alten Päpste bereits aufgeführt, welche in den letzten Jahren unter den Protestanten Vertheidiger gefunden haben. Es gibt Einen, mit dem noch Niemand Erbarmen gehabt, für den noch Niemand den Versuch gemacht hat, ihn aus der Masse der allgemeinen Verdammung zu retten. Bonifaz **VIII.**, den wir meinen, hat kaum je ein gutes Wort gefunden, selbst nicht bei neueren katholischen Schriftstellern; er wird im Allgemeinen zu den *schlechten* Päpsten gerechnet; er wird als ehrgeizig, übermüthig, tyrannisch, unversöhnlich und unnachgiebig, und zu gleicher Zeit als verschlagen, ränkevoll, verrätherisch und schmutzig dargestellt. Von seiner Ernennung bis zu seinem Tode gibt es keine Handlung seines Pontifikats, die nicht als die Folge eines Verbrechens oder von einem unwürdigen Beweggrund eingegeben gerügt wurde. Wenn wir nun erwägen, daß er einer der Päpste war, die besonders für die Vorrechte ihres Stuhles gegenüber der rivalisirenden Macht der Fürsten sich erhoben, daß fast alle Be-

schuldigungen gegen ihn aus politischen Streitigkeiten entstanden, und daß er bei seinem Tode seine Feinde triumphirend und alle Gewalt, sein Andenken zu beschimpfen, in ihren Händen ließ, so dürfen wir uns natürlich zu der Ansicht hinneigen, daß der schlechte Nachruf, welcher noch auf seinem Andenken lastet, von dem nämlichen Charakter ist, wie der, welcher durch den Fleiß neuerer Schriftsteller nach und nach von den Namen anderer Päpste abgewischt wurde.

Die verläumderischen Angriffe auf diesen Papst begannen in der That schon während seines Lebens und wurden in jedem Jahrhundert bis auf die Gegenwart wiederholt. Wir wollen nicht von den infamen Schmähschriften sprechen, welche in Frankreich von seinem Todfeinde, Wilhelm von Nogaret, und von Anderen, die das Gewicht seiner päpstlichen Strenge empfunden hatten, gegen ihn geschrieben wurden. Aber unglücklicher Weise trugen auch Andere, welche politische Vortheile in zur Gewohnheit gewordene Feindseligkeit gegen die kirchliche Gewalt setzen, so oft diese mit der weltlichen Macht in Konflikt geräth, viel dazu bei, falsche und übertriebene Ansichten von seiner Handlungsweise und seinem Charakter zu erfinden und fortzupflanzen. In einer Hinsicht war Bonifaz wirklich unglücklich, weil er die Dichter unter seinen Feinden hatte. Fra Jacopone da Todi, dessen Tugenden auf der andern Seite die Verehrung der Zeitgenossen gewinnen mußten, ergoß alle Bitterkeit seiner kräftigen Satire über ihn. Aber noch mehr hat der Dichter der Divina Commedia dazu beigetragen, das Andenken an diesen Papst dem ungerechtesten Hasse preiszugeben. Der zur Ghibellinenpartei gehörige Dichter konnte einen so entschiedenen Welfen nicht schonen. Deßhalb trägt er kein Bedenken, ihn „den Fürsten moderner Pharisäer“ [1]) und „den hohen Priester, den der Böse holt,“ [2]) zu nennen. Der heil. Petrus nennt ihn in diesem Gedichte einen Usurpator, und beschuldigt ihn des Mordes und anderer Verbrechen; [3]) und es wird ein Platz dargestellt, der für ihn unter den wegen Simonie zur Hölle Verdammten bereitet ist. [4]) Wir brauchen wohl keine protestantischen Kirchenhistoriker, wie die Centuriatoren oder Mosheim, oder viele Profanhistoriker, wie Gibbon, Hallam und Sismondi anzuführen, die einander

1) „Lo principe dei nuovi farisei.“ — Inf. XXVII. 85.

2) „Il gran prete a cui mal prenda.“ — Daſ. 68.

3) „Quegli che usurpa in terra il luogo mio,
Il luogo mio, il luogo mio che vaca.“ — Parad. XXVII. 22.

4) Inf. XIX. 52.

in Wiederholung der nämlichen Erzählungen über diesen großen Papst überbieten, indem Einer den Anderen abschreibt, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Aechtheit der Behauptungen derjenigen, welche ihnen vorausgingen, zu untersuchen oder deren Urtheile abzuwägen. Von diesen Nachlässigkeiten werden wir im Laufe unserer gegenwärtigen Untersuchung einige Beispiele bekommen.

Gewohnt, wie wir waren, über diesen Papst so viel Nachtheiliges zu lesen und zu hören, forschten wir natürlich nach einer, wenn auch noch so geringen Veranlassung, um unsere Aufmerksamkeit einer genaueren Prüfung solch' arger Beschuldigungen zuzuwenden. Dem Pinsel Giotto's gebührt das Verdienst, so groß es ist. Das Porträt des Papstes Bonifaz von ihm in der lateranischen Basilika hat einen von den Darstellungen der neueren Geschichte so verschiedenen Charakter, daß es in unserem Geiste ein besonderes Interesse für ihn erweckte und uns anregte, einige herkömmliche Urtheile in Bezug auf seine moralische und kirchliche Handlungsweise zu untersuchen. Er erschien uns bald in einem andern Lichte; als ein Papst, der seine Herrschaft mit den glorreichsten Versprechungen begonnen und sie mitten in kläglichem Elend geschlossen, der während seiner ganzen Regierung die Kräfte eines großen, durch tiefe Gelehrsamkeit ausgebildeten und durch lange Erfahrung in den delikatesten kirchlichen Geschäften gereiften Geistes der Erreichung eines wahrhaft edlen Zieles gewidmet, der während seiner Laufbahn viele große Tugenden entwickelt hat, und der zur Verringerung seiner Fehler den zerrütteten Zustand des Staatshaushalts, die Rohheit seiner Zeit und den treulosen und gewaltthätigen Charakter Vieler derjenigen, mit denen er zu kämpfen hatte, anführen durfte. Diese Umstände, die auf einen von Natur geraden und unbeugsamen Geist wirkten, führten zu einer Härte des Betragens und einer Strenge der Handlungsweise, welche, mit den Gefühlen moderner Zeiten angesehen, extrem und fast nicht zu rechtfertigen erscheinen. Aber nachdem wir das Leben dieses großen Papstes studirt, nachdem wir die Blätter der gegen ihn am feindseligsten gesinnten Historiker durchsucht haben, sind wir zu der Ueberzeugung gekommen, daß dies der einzige Punkt ist, wegen dessen eine scheinbare Beschuldigung gegen ihn vorgebracht werden kann; eine Beschuldigung, die sehr übertrieben wurde, und welche die eben angeführten Erwägungen zur Genüge zurückweisen oder zum großen Theil verkleinern müssen.

Um einen Begriff von der oberflächlichen Art, mit der Bonifaz

behandelt wird, zu geben, wollen wir anführen, was in dem an der Spitze unseres Artikels angeführten kleinen Handbuch über ihn gesagt wird.

„Nach Nikolaus IV. wurde im Jahre 1294 ein armer, demüthiger, schüchterner und unwissender Einsiedler unter dem Namen Cölestinus V. auf den päpstlichen Thron erhoben. Seine Wahl war die Folge eines plötzlichen Ausbruchs religiöser Begeisterung, die das Kardinalskollegium erfaßte, obgleich dieser heilige Senat nie zuvor Bereitwilligkeit gezeigt hat, mehr die Religion, als die Politik, zu Rathe zu ziehen. Cölestinus V. hielt sich bloß wenige Monate auf dem Throne; alle seine Heiligkeit konnte nicht als Entschuldigung für seine Verstandesschwäche dienen, und so wurde der Kardinal Benedikt Cajetan, der ihn zur Abdankung beredete, an seiner Stelle unter dem Namen Bonifacius VIII. zum Papste gewählt. Bonifaz, gewandt, erfahren, arglistig, gewissenlos, wie er war, würde das Ansehen des heiligen Stuhles, welches während der letzten Pontifikate fortwährend gesunken war, wiederhergestellt haben, wenn nicht die Heftigkeit seines Charakters, sein unlenksamer Hochmuth und die Ausbrüche seiner Leidenschaft fortwährend seine Politik durchkreuzt hätten. Er versuchte es zuerst, die Macht der Welfen durch Hülfe Frankreichs zu vergrößern; nachher verwickelte er sich in einen heftigen Streit mit der Familie Colonna, die er gerne ausgerottet hätte, und endlich überwarf er sich mit Philipp dem Schönen und behandelte diesen mit einem solchen Uebermuth, als wäre er der geringste seiner Vasallen gewesen. Von dem französischen Prinzen beschimpft und in seinem Palaste Anagni am 7. September 1303 eingesperrt, starb Bonifaz wenige Wochen nachher aus Wuth und Demüthigung." — S. 106.

Dies ist bloß ein Abriß von dem, was Sismondi in seiner größeren Geschichte der italienischen Republiken geschrieben hat, und wir wollen deßhalb auf dieses Werk zurückgehen, um zu sehen, welche Gründe dort zur Unterstützung dieses strengen Urtheils angenommen werden. Wenn man die ungeheure Anzahl von gleichzeitigen oder bald nachher lebenden Schriftstellern erwägt, welche die Thaten dieses Papstes berichtet haben, wenn man noch mehr die werthvollen authentischen Urkunden seiner Regierung, welche in verschiedenen Werken veröffentlicht wurden, in Betracht zieht, so kann es nicht an Material fehlen, um zu einem irrthümlichen Urtheile zu gelangen. Es ist unzweifelhaft wahr, daß sich unter der ersten Klasse von Zeugnissen direkt widersprechende Aussagen finden. Aber in diesem Fall ist der geringste Grad von Redlichkeit, den wir von einem Historiker zu verlangen ein Recht haben, daß er uns darüber belehre. Wir erwarten, daß uns gesagt wird, daß es noch eine ganz andere Darstellung der Ereignisse gebe, als die eine beliebte, und daß letztere von Autoritäten genommen sei, deren Werth gewissenhaft abgewogen worden. Wir

verlangen, daß man uns den Platz zeigt, wo diese gefunden und geprüft werden können, damit wir uns ein eigenes Urtheil über den Gegenstand bilden können. Dem Historiker, welcher uns die herodoteische Erzählung von Cyrus geben und nie sich auf die Xenophon's beziehen würde, würde gewiß der Vorwurf gemacht werden, er sei gegen seine Leser nicht redlich. Es ist ferner wahr, daß einige Berichte aus der Feder entschiedener Freunde und Anhänger Bonifaz's kommen, aber die andern kommen von ebenso entschiedenen Feinden und haßerfüllten Gegnern; und kann es gerecht sein, Alles, was diese behaupten, anzunehmen, ohne ihre Erzählung einmal durch Bezugnahme auf die andere Seite zu modifiziren? Und ist dies nicht noch ärger, wenn die Gegner selbst bekennen, sie sprechen vom Hörensagen und nach gewöhnlichen Gerüchten, und wenn dagegen die Freunde Augenzeugen und ehrliche Männer waren? Aber wie, wenn es unparteiische Schriftsteller gibt, die ebenso bereit sind, gegen, als für die Handlungsweise des Papstes zu sprechen, sollte man nicht wenigstens auf sie hie und da Bezug nehmen?

Was dann die zweite Klasse von Zeugnissen betrifft — Dokumente aus jener Zeit, offizielle Schriften, Dekrete oder Prozesse — so darf sicherlich die Nichtbenützung derselben einem Historiker nicht verziehen werden, namentlich wenn sie dazu dienen, Zweifel zu heben, ob eine günstige oder ungünstige Ansicht von Charakteren oder Ereignissen vorzuziehen sei. Ja wir werden sehen, wie sehr alle diese Mittel, sich von der Wahrheit zu vergewissern, von unseren neueren Historikern vernachläßigt oder mißachtet wurden, und wie sie auf Zeugnisse hin, die schlimmer, als zweifelhaft, und gewiß weniger, als wahr sind, eine einseitige Ansicht aufstellten.

I. Die Angriffe auf den Charakter Bonifaz's beginnen mit seiner Besteigung des päpstlichen Stuhles. Um zu verstehen, wie dies sich verhielt, mag es nützlich sein, eine kurze historische Skizze vorauszuschicken.

Papst Nikolaus IV. starb am Charfreitag des Jahres 1292. Es herrschte unter den Kardinälen im Conclave eine bedeutende Uneinigkeit, so daß der apostolische Stuhl zwei Jahre und drei Monate vakant blieb. Nach dieser Zeit vereinigten sich sonderbarer Weise Alle zu der Ernennung und Wahl eines heiligen, in den Wildnissen der Abruzzen lebenden Einsiedlers, mit Namen Peter, dessen Zuname von den gleichzeitigen Schriftstellern verschieden angegeben wird, nämlich Murro

de Murrone, de Morone oder Morono. Seine Erwählung fand am 7. Juni 1294 zu Perugia statt. Seine Regierung war von kurzer Dauer. Statt sogleich nach Rom zu gehen, schrieb er den Kardinälen, er sei wegen der Sommerhitze einer so langen Reise nicht gewachsen, und nachdem er seinen feierlichen Einzug in Aquila gehalten hatte, ging er nach Neapel. Hier verzichtete er nach wenigen Monaten am Feste der heil. Lucie, den 13. December, auf den päpstlichen Thron, und es folgte ihm am Christabend der Kardinal Benedikt aus der Familie Gaetani oder Cajetani, welcher den Namen Bonifaz VIII. annahm. Dieser ist der Gegenstand vorliegender Untersuchung.

Seine Feinde warteten nicht, ihn ruhig auf dem Stuhle des heil. Petrus sitzen zu sehen, ehe sie ihre Angriffe auf seinen Charakter begannen. Die Thronentsagung des Cölestinus wird seinen Ränken zugeschrieben, und die Mittel, die er angewendet haben soll, um seine Erhebung sicher zu stellen, werden als die gemeinsten dargestellt. Mosheim nimmt den ersten Punkt für ausgemacht an. „Daher kam es," schreibt er, „daß einige Kardinäle und namentlich Benedikt ihm riethen, der päpstlichen Würde zu entsagen, die er mit so viel Widerstreben angenommen hatte; und sie hatten das Vergnügen, ihren Rath mit der größten Willfährigkeit befolgt zu sehen." [1]) Sismondi geht mehr ins Einzelne und schenkt Allem, was Bonifaz's erbittertste Feinde je über den Gegenstand gesagt haben, unbedingten Glauben. Folgendes ist seine Darstellung des Benehmens des Kardinals während des kurzen Pontifikats des Cölestinus: — „Il y en avait un parmi eux [den Kardinälen], Bénoit Caietan d'Anagni, qui avait soin d'exciter leurs murmures, et d'accroître à leurs yeux le danger que courait la Chrétienté. Cet homme n'avait point d'égaux en adresse et en dissimulation: il avait su, en même temps, flatter les cardinaux, qui le regardaient comme le soutien des prérogatives de leur collège, et dominer l'esprit de Célestin, qui n'agissait que d'aprés ses instructions, et qui peut-être n'avait commis tant de fautes que parceque son perfide directeur voulait le rendre odieux et ridicule." Nachdem er angeführt hat, der Kardinal habe Karl II. von Neapel seine Dienste angeboten, wenn er ihm zum päpstlichen Throne verhelfe, fährt unser Autor fort: „Ensuite il ne s'occupe plus que du soin de persuader à Célestin d'abdiquer une dignité pour laquelle il n'était pas fait.

1) Ecclesiast. Hist. vol. II. (1826) p. 367.

Quelques-uns assurent qu'avec un portevoix, il lui en fit descendre l'ordre comme du ciel. Indépendamment de cette ruse, il avait mille moyens encore de déterminer cet homme simple et timide, dont il alarma la conscience." [1])

Für alle diese detaillirten Angaben führt der Historiker keine Autorität an, sondern er verweist wegen des Mährchens von dem Sprachrohr auf Ferrettus Vicentinus, der bei jeder Gelegenheit den Charakter des Papstes aufs Heftigste angreift. Der Ausdruck: „Einige versichern," mit dem dieses Mährchen von Sismondi eingeleitet wird, und die Verweisung in der Note auf Ferrettus wird einen natürlich auf die Annahme führen, daß er unter anderen Historikern das Faktum verbürge. Die gegenwärtige Zeit zeigt lebende Historiker an. Dennoch ist es nicht so; jener Schriftsteller selbst gibt es bloß als ein Gerücht an; — „ferunt etiam." Jeder Geschichtschreiber sollte sich schämen, eine solche Anschuldigung auf solch' eine Weise und auf solche Beweise hin vorzubringen. Aber dies ist nicht das Aergste. Nicht allein widersprechen alle glaubwürdigen Zeugnisse der gleichzeitigen Geschichtschreiber diesem erbärmlichen Mährchen, sondern die ganze Geschichte von der Abdankung des Cölestinus bei Ferretti steht mit jedem andern Dokumente so sehr in Widerspruch und ist so vollkommen unhaltbar, daß Sismondi mit Ausnahme jenes Mährchens und der falschen Schmähungen des Charakters des Bonifaz es hier nicht gewagt hat, ihm zu folgen, wie wir sehen werden, daß er anderswo gethan hat. Ferretti erzählt uns z. B., Cölestinus habe plötzlich und unerwartet den Kardinälen seine Entsagung mitgetheilt und sei dann am nämlichen Tage nach Apulien gegangen, während er ruhig in Neapel blieb und zehn Tage später, als Bonifaz gewählt wurde, diesem seine Huldigung darbrachte. Er erzählt dann, wie Kardinal Benedikt die Kardinäle und den König von Neapel durch schmeichlerische Worte hintergangen und sich selbst zum Ernenner des Papstes ernannt und auf diese Art sich selbst gewählt habe. Sismondi verwirft dies Alles stillschweigend, ohne ein Wort darüber zu verlieren, und begnügt sich mit der Angabe, er sei von allen Kardinälen einstimmig gewählt worden. So viel — *für jetzt* — über die Autorität des Ferretti, so viel ferner über die Ehrlichkeit M. Sismondi's bei der Bezugnahme auf Autoritäten. Sogleich mehr davon.

1) Histoire des Républiques Italiennes du Moyen Age, tom. IV. cap. XXIV. p. 81.

Die erste Frage, welche vernünftigerweise aufgeworfen werden kann, ist: „Wandte Cardinal Cajetan unredliche Künste an, um Papst Cölestinus zur Abdankung zu verleiten?" Die zweite ist: „Wenn er gesetzliche Mittel anwandte, war er nicht vollständig befugt, dies zu thun?" Wir schicken voraus, daß das, was Sismondi in Bezug auf die vorsätzliche Einmischung des Kardinals Benedikt sagt, eine reine Muthmaßung und Erfindung von ihm selbst ist. Wir wollen deßhalb zur Beantwortung unserer Fragen übergehen.

1. Wir behaupten demnach, daß die glaubwürdigsten Schriftsteller jener Zeit uns nicht berechtigen, die Abdankung diesem Kardinal oder wenigstens ihm mehr, als anderen, oder auf andere Art, als in sofern er das Organ der öffentlichen Meinung war, zuzuschreiben. Ptolemäus Lucensis, der Beichtvater des heil. Thomas von Aquin, der für Bonifaz keine Parteilichkeit verräth, gibt die Geschichte als ein Augenzeuge. Er erzählt in allgemeinen Ausdrücken, in Folge des Benehmens des Papstes habe ihm das heil. Kollegium angerathen, abzudanken, damit großes Unheil vermieden werde. „Hoc igitur percipientes *quidam de collegio* jam incipiunt querelari, et Ecclesiae fluctuationem attendere, ac etiam eidem pontifici insinuare sub praetextu suae sanctitatis, quantum sibi periculum imminebat . . . . . Vadens igitur illuc [nach Neapel] *multum stimulatur ab aliquibus cardinalibus* quod papatui cedat, quia Ecclesia Romana sub ipso periclitabatur, et sub eo confundebatur: quibus stimulis concitatur Sanctus Pater". [1]) Ferner: „Hoc autem non obstante, *adhuc aliqui cardinales* mordaciter infestant, quod in periculum animae suae papatum detinebat, propter inconvenientia et mala, quae sequebantur ex suo regimine." [2])

Ein anderer gleichzeitiger Geschichtschreiber und ebenfalls ein Augenzeuge der Unterhandlungen des päpstlichen Hofes, Jakobus Kardinal

---

1) Ptol. Luc. Hist. Eccl. ap. Murat. Rerum Italicarum Scriptores, tom. XI. lib. XXIV. c. 22. p. 1200.

2) Ib. cap. 23. Raynaldus führt in seiner Fortsetzung des Baronius eine Stelle aus diesem Kapitel an, welche in dem gedruckten Werke nicht steht. Muratori hat sie zuerst herausgegeben. In dieser Stelle wird Kardinal Cajetan mit Namen genannt. Es ist folgende: — „Dominus Benedictus *cum aliquibus Cardinalibus* Caelestino persuadet ut officio cedat, quia propter suam simplicitatem, licet sanctus vir et vitae magni foret exempli, saepius diversis confundebatur Ecclesiae, in gratiis faciendis et in regimine orbis."

von St. Georg in Velabro, auch unter dem Namen Stephanesius bekannt, hat uns ein langes Gedicht mit einer Einleitung in Prosa über die Abdankung des Cölestinus und ein anderes über die Krönung des Bonifaz hinterlassen. Er erzählt uns in seiner Einleitung, er wisse Alles, was er schreibe, genau, er habe es gesehen und mit seinen eigenen Händen gegriffen; denn er spricht von ihm: „Scito, qui noscere desideras, hunc quidem [esse] qui ex veridica re, veluti praesens, videns, ministrans, palpans, et audiens, notusque pontifici [Caelestino] quin pontificibus carus, impactam compegit metrisque refudit historiam.“ [1]) Ueberdies zeigte der Kardinal für den Cölestinus eine große Anhänglichkeit, so lang er lebte, und hegte gegen ihn nach seinem Tode eine große Verehrung, indem er die Gebete und Responsorien für seinen Leichengottesdienst verfaßte. [2]) Sein prosaischer Bericht von der Abdankung des Cölestinus ist sehr kurz. Es ist folgender: „Gegen den Willen und die Abrathungen Einiger, namentlich der Brüder seiner Ordensregel [die cölestinischen Mönche, welche er gestiftet hatte] und trotz ihres Widerstrebens zeigte er sich doch, sobald er erfuhr, daß er dürfe, bereit, abzudanken. Denn im Monat Dezember am Feste der heil. Jungfrau Lucie, als das Gerücht von seiner Abdankung verschollen war, legte er die Ehren und Lasten der päpstlichen Würde in die Hände des heil. Kollegiums nieder. Diese Verzichtleistung nahm das Kollegium der Kardinäle, die von einem so wunderbaren Ereigniß betroffen waren, mit großer Verehrung und unter vielen Thränen an.“ [3]) In seinem Gedichte dagegen geht er mehr auf Einzelheiten ein. Er erzählt uns, Cölestinus habe seiner Verstandesschwäche sich bewußt und da er gefunden habe, daß er nicht im Stande sei, sich in seinem Pallaste, wie er es wünschte, in eine künstliche Einsamkeit zurückzuziehen, ernstlich und mit Thränen angefangen zu überlegen, ob er nicht diesen Beklemmungen dadurch ein Ende machen könne, daß er sich von der Würde, welche sie ihm verursachte, zurückziehe. Dies, erzählt er uns, habe er nach seiner Abdankung von Cölestinus selbst erfahren. [4]) Während er über diesen

1) R. I. S. tom. III. p. 614.

2) P. 615. Siehe das Officium, p. 668. 3) Ibid. p. 616.

4) Vitae S. Caelestini V. lib. III. cap. III. p. 638.

„Cesserat angustum regalis culminis aulae
In latus, et meditans sibimet lacrymabilis inquit,
(*Ut nos viva Patris docuit vox.*)“

Plan nachdachte, öffnete er ein kleines Buch, in welchem er während seines Einsiedlerlebens einige Belehrung zu finden gewohnt war, da es der Beschreibung nach eine Sammlung von Grundsätzen des kanonischen Rechts zum Gebrauche für Religiosen war. [1]) In diesem fand er, daß es Jemand, der ein Amt habe, freistehe, aus gerechten Gründen darauf zu verzichten, und auf dieser Voraussetzung weiter bauend schloß er, er sollte das nämliche Recht haben. Bloß ein Einwurf stellte sich ihm entgegen; jeder Andere konnte sein Amt in die Hände seines Oberen niederlegen, aber der Papst hatte keinen Oberen. Um diese Schwierigkeit zu lösen, holte er den Rath eines Freundes ein. [2]) Vielleicht war dieser Freund Kardinal Cajetan, und dies scheint in der That sehr wahrscheinlich zu sein. Als nun dieser gefragt wurde, widersetzte er sich zuerst dem Vorschlage des Papstes und versuchte es ihm gegen seine eigene Ueberzeugung von der Nützlichkeit der Abdankung sie auszureden. [3]) Er fügt dann bei, daß, wenn ein genügender

---

Die eigene Glosse des Autors setzt bei: „Scilicet auctorem operis: *nam oretenus sibi dixit quae sequuntur*, post cessionem tamen."

1) „—— Juris nonnulla docens, excepta labore :
Arteve prudentum." — P. 638.

2) „Sed jubet acciri coram, cui fatur, amicum." Die Glosse: „Amicus ille quem Caelestinus consulebat." — Ibid.

3) „Ille tamen cautus mentem simulare coëgit:
Cur, Pater, his opus est? Quaenam cunctatio curam
Ingerit? Optatis obsiste gravare quietem." — Ibid.

Eine kritische Laune ist uns angekommen, und wenn auch die Stelle nicht für hinreichend klassisch gehalten wird, um die Mühe zu verdienen, so wollen wir uns dennoch derselben unterziehen. Der unmittelbar auf diese Worte folgende Vers wird von Muratori so gegeben: —

„Haec praeter fundata, Pater, curanda per orbem."

Der Sinn dieser Stelle ist nichts weniger, als klar. Das dritte Wort ist indessen eine auf einer Conjektur beruhende Verbesserung für funda, welches keinen besseren Sinn gibt, als das dafür gesetzte Wort, und zudem den Vers um eine Sylbe zu kurz läßt. Rubeus (John Roß) dagegen führt in seinem „Bonifacius VIII.," Rom 1651, die Stelle aus einem andern Manuskript ohne Zweifel richtig an: „Haec *praeterfienda* Pater." Wenn auch das Wort nicht klassisch ist, so gibt es doch einen Sinn und paßt ins Metrum; und Jeder, der mit den flüchtigen Schriften jener Zeit bekannt ist, wird leicht begreifen, wie sich fienda in funda verwandeln und so die Verbesserung Papebroke's nothwendig machen konnte. Aber was sollen wir aus dem Rest der Zeile machen? Nichts, fürchten wir, außer wir nehmen uns eine Freiheit, die sich der Herausgeber mit mehr als zwanzig

Grund vorhanden sei, er ohne Zweifel auf seine Würde verzichten könne. „Das ist genug," entgegnete der heilige Oberpriester, „über die Zulänglichkeit des Grundes bin ich der rechte Richter." Er ließ dann noch einen anderen Rathgeber [1]) kommen, von dem er die nämliche Versicherung erhielt. Sein Entschluß war somit gefaßt. Wenn wir nun für ausgemacht annehmen, daß der Freund, den Cölestinus beizog, Kardinal Cajetan war, wie verschieden ist diese Erzählung eines Augenzeugen von den Behauptungen M. Sismondi's und Anderer! Wir lernen daraus, daß der Papst der erste war, der an Abdankung dachte, und unser Dichter versichert uns, er habe dieses Faktum aus dem eigenen Munde des Papstes; er erwähnt den Umstand mit dem Buch, der von anderen Historikern nicht erwähnt wird, — ein ganz natürlicher Umstand und wohl keine bloße Erfindung. Dann wird Kardinal Benedikt beigezogen, und anstatt daß dieser ihn vorwärts treibt, verheimlicht er seine eigenen Gedanken (welche, wie wir gerne einräumen, für die Abdankung waren), und versucht ihm seinen Plan auszureden, gibt aber eine Belehrung, die den Geist des Papstes bestimmt; dieser indessen sucht weiteren Rath. Was demnach immer die Gesinnungen des Kardinals Cajetan in Bezug auf die Schicklichkeit der Abdankung des Papstes (welche, wie wir ohne Zögern sagen, zu ihren Gunsten gewesen sein mußten) gewesen sein mögen, so ist doch keine Wahrscheinlichkeit von den niedrigen Kunstgriffen vorhanden, durch welche er, wie behauptet wird, im Geiste des Cölestinus die Idee angeregt haben soll. Und die Aussagen eines Mannes, der berichtet, was er selbst sah, oder was er, wo er von den Beweggründen und Handlungen eines Anderen spricht, aus seinem Munde hörte, verdienen sicherlich wenigstens einige Beachtung, sogar wenn sie bloß dazu dienen, die Leser darauf aufmerksam zu machen, daß eine solche Erzählung existirte.

Stellen in dem Kapitel erlaubt hat. Denn der Text des Gedichtes ist sehr verdorben. Wir schlagen deßhalb vor, zu lesen —

„Haec praeterflenda, Pater venerande per orbem."

Das Wort, welches wir verbessern, würde vverande geschrieben gewesen und bei den engen Schriftzügen jener Zeit leicht in die gegenwärtige Lesart verwandelt worden sein.

1) „—— Vocat inde alium quo firmius esset
Consilium. Firmabat idem. Gaudebat anhelus
Presbyter altipotens, statuens in corde relatum." — P. 639.

Ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller bestätigt einen Theil der Erzählung des Kardinal Jakob, daß nämlich Benedikt dem Cöleſtinus von der Abdankung abgerathen habe. Der ſelige Aegidius Colonna, der Schüler des heil. Thomas von Aquin und der beſondere Freund des Papſtes Cöleſtinus und Philipps von Frankreich, ſchreibt in ſeinem Werke De renuntiatione Papae: „Comprobari posse ex pluribus nunc viventibus, Dominum Bonifacium Papam VIII., tunc in Minoribus agentem, et cardinalem tunc existentem persuasisse Domino Coelestino, quod non renuntiaret; quia sufficiebat collegio, quod nomen suae sanctitatis invocaretur super eos, et pluribus audientibus hoc factum fuit.“ [1])

Wenn man ſagt, ſo weit haben wir bloß das Zeugniß von Freunden, ſo können wir dagegen fragen, iſt nicht das Zeugniß von Freunden an Ort und Stelle wenigſtens ſo gut, als das von Feinden in der Ferne? Wir wollen indeß dieſe Schwierigkeit entfernen, indem wir eines anführen, welches wegen Parteilichkeit für Bonifaz nicht verdächtigt werden kann und welches gleichwohl genügende Mittel zur Belehrung bietet. Wir meinen den anonymen Verfaſſer des Lebens des Cöleſtinus, das in MS. des geheimen Archivs des Vatikans aufbewahrt wird; Rubeus nimmt einigermaßen Bezug darauf, [2]) wir haben es indeſſen in Rückſicht auf dieſen Gegenſtand ſorgfältig abgeſchrieben. Der Titel des Werkes lautet: — Incipit de continua conversatione ejus (Coelestini) quae quidam suus scripsit devotus. Das ganze Werk hindurch zeigt ſich der Verfaſſer mit den Bewegungen und Gedanken des Cöleſtinus in dem Grade innig vertraut, daß wir annehmen müſſen, er ſei einer ſeiner intimen Vertrauten geweſen. Er erzählt die Umſtände der Abdankung desſelben auf folgende Art: „Adveniente vero quadragesima S. Martini papa ille sanctus decrevit solus manere et orationi vacare, feceratque sibi cellam ligneam intra cameram fieri, et cepit in eadem solus manere, sicut ante facere consueverat.“ Die Errichtung einer Zelle im Palaſte wird von Kardinal Stephaneſius, [3]) von Vegius [4]) und anderen Schriftſtellern erwähnt; der Erſtere beklagt, daß ſich Cöleſtinus in derſelben von den Pflichten ſeiner Stellung zurückziehe. Sein Schüler fährt fort: — „Et sic eodem ibi permanente, *cepit cogitare de onere quod portabat, et quo modo posset illud abjicere*

1) Cap. XXIII.
2) Bonif. VIII. p. 13.
3) Ubi sup. p. 638.
4) Apud Rub. p. 11.

absque periculo et discrimine suae animae. Ad hos suos cogitatus advocavit unum sagacissimum atque probatissimum cardinalem tunc temporis Dominum Benedictum, qui ut hoc audivit gavisus est nimium, et respondit ei dicens quod posset libere, et dedit eidem exemplum aliquorum pontificum, qualiter olim renuntiaverunt. *Hoc illo audito quod posset papatui libere renuntiare, ita in hoc firmavit cor suum, quod nullus illum ab illo potuit removere.*" So weit bestätigt der persönliche Freund und Schüler des Cölestinus Alles, was wir aus anderen gleichzeitigen Schriftstellern gelernt haben; erstens, daß seine Abdankung nicht von Kardinal Benedikt angerathen, noch weniger durch unwürdige Kunstgriffe bewerkstelligt wurde, sondern daß sie das Resultat seiner eigenen Erwägungen war; zweitens, daß Kardinal Benedikt von ihm bloß als sein Rathgeber angegangen wurde, und ihm bloß in Beziehung auf sein Recht abzudanken seinen Rath ertheilte. Die in der oben angeführten Stelle vorkommende Anspielung auf frühere Fälle der Abdankung wird durch die Constitution, die er über den Gegenstand veröffentlichte, [1]) und die sein Nachfolger in das sechste Buch der Dekretalen [2]) aufnahm, so wie durch den heil. Antoninus dahin erklärt, daß sie sich auf die vorausgegangene Abdankung des Papstes Clemens I. zu Gunsten des heil. Linus beziehe. Unser Biograph gibt sofort einen Bericht über eine Prozession, die auf ein Gerücht von der Absicht des Papstes hin stattfand. Hierüber haben wir ebenfalls einen Bericht vom Kardinal Stephanesius und einen anderen noch mehr in's Einzelne gehenden von Ptolemäus Lucensis, der uns sagt, er habe daran

---

1) Wir wollen den Bericht über diese Constitution mit den feinen Worten Paolino's di Piero geben, wie er in seiner „Cronica", die von Muratori veröffentlicht wurde, steht, R. I. S., tom. II, p. 48.

„In quello anno quello Celestino Papa andò a Napoli: e daddovero egli era uomo molto santo e religioso e di buona vita, e lo Re Carlo li fere grande onore, e ricevettelo graziosamente. Questo feze una nuova Decretale di nuovo, che mai infino a lui non era essuta, che fece che ogne Papa d' allora innanzi potesse rinunziare il Papato per utilità dell' anima sua; e quando egli ebbe questo decreto fatto e fermo, ed approvato per li suoi compagni . . . . . in presenza dei cardinali si depuose il manto, e rinunziò la Signoria e 'l Papato, e fecene fare carta," &c.

2) Cap. Quoniam de Renunciat. Sanct. Antonin. ap. Raynald. ad an. 1295, tom. IV, p. 155, ed Mansi.

Theil genommen.[1]) Viele Bischöfe und der ganze Clerus waren auf den Wunsch des Königs zugegen, erzählt er. Als wir am Castel Nuovo, wo der Papst residirte, angekommen waren, „baten wir," fährt er fort, „in der gewöhnlichen Form um seinen Segen." Der Papst trat aus Achtung vor der Prozession mit drei Bischöfen an's Fenster. Nach dem päpstlichen Segen trat einer der Bischöfe, die an der Prozession Theil nahmen, vor und ersuchte ihn mit lauter tönender Stimme (voce altissimâ et tubali), so daß ihn Alle auf dem Platze hören konnten, nicht abzudanken. Er erwiderte durch einen der ihn begleitenden Bischöfe, er werde es nicht thun, bis weitere Gründe sein Gewissen beengen. Darauf stimmte der Bischof „im Namen des Königs und des Reiches" das Tedeum an.[2]) Nach der Erzählung dieses Ereignisses fährt der anonyme Biograph des Cölestinus so fort: — „Audiens et videns idem papa tantam pietatem omnium qui aderant, distulit illam voluntatem: *sed a proposito concepto nunquam recessit, nec fletibus, nec clamoribus, nec etiam rogaminibus;* sed conticuit ad tempus fere octo diebus, ut non molestaretur, et sic per istam sufferentiam omnes credebant illum ab ipso penituisse proposito. Sed infra octo dies,[3]) convocavit ad se istum quem praediximus Cardinalem Dominum Benedictum, et fecit se doceri et scribi totam renuntiationem, qualiter et quo modo facere debebat."[4]) So haben wir zwischen allen am Ort sich befindlichen Personen und zwischen Personen, die in zwei Fällen die Erzählung von Cölestinus selbst hatten, die vollständigste Uebereinstimmung, dagegen einen völligen Widerspruch mit dem, was Sismondi gibt.

Aber diese wahre Ansicht von der Abdankung des Cölestinus wird ferner auf jeder Seite bestätigt. Selbst Villani nimmt nicht an, Bonifaz sei der erste gewesen, der es ihm gerathen habe, sondern er läßt ihn erst auftreten, nachdem Cölestinus selbst die Idee gefaßt hatte.[5])

---

1) „Quod cum perpendisset rex et clerus, mandat fieri processionem a majori ecclesia usque ad Regis Castrum, cui processioni ego interfui." — H. E. ubi supra p. 1201.

2) Ibid.

3) Dies stimmt wieder mit der Angabe des Ptolemäus überein, daß nämlich die Prozession um das Fest des heil. Nikolaus, am 6. September, stattgefunden habe; die Abdankung fand am 13. statt.

4) Cod. Archiv. Vat. Arm. XII, cap. I, No. 1.

5) „Questi (Messer Benedetto Guatani d'Alagna) si mise d'inanzi al santo

Ja sonderbarerweise stimmt Ferretti von Vicenza, Sismondi's bester Verbündeter, in dieser Ansicht mit überein.[1]) Amalrich Augerius, ein bitterer Feind von Bonifaz, führt gar nichts davon an, daß dieser bei der Abdankung eine Hand im Spiele gehabt habe, sondern schreibt sie den eigenen Gefühlen des Cölestinus bei.[2]) Andere Autoritäten werden wir später geben; hier ist indessen eine, die wir anzuführen nicht umhin können. Es ist die Petrarca's, der mit Recht den Anschuldigungen Dante's gegenüber gestellt werden darf. In seinem Buche De vita Solitaria tadelt er den Dichter, daß er die Abdankung des heil. Peter Cölestinus der Niederträchtigkeit und Feigheit zuschreibt, und weist ausführlich den edlen und erhabenen Charakter des Aktes nach. Er fährt dann fort: „Ich kehre zu Cölestinus zurück, dessen freudiges und freiwilliges Herabsteigen zeigte, wie peinlich das Hinaufsteigen war und wie ungerne es geschah. Ich habe Personen, die es sahen, erzählen hören, er sei mit solcher Freude weggeeilt, er habe, als er sich selbst wiedergegeben und frei vom Consistorium sich zurückzog, in seinen Blicken und auf seiner Stirne solche Zeichen geistiger Freude kundgegeben, daß es schien, als habe er seine Schultern nicht bloß einem milden Joche, sondern seinen Nacken dem tödtlichen Beile entzogen, und sein Antlitz habe von englischem Glanze geleuchtet.“[3])

So lautet demnach, dürfen wir sagen, das einstimmige Zeugniß Aller, welche unmittelbare Gelegenheit hatten, die Thatsachen kennen zu lernen. Alle stimmen darin überein, daß sie den Nachfolger des Cölestinus von jedem Verdacht freisprechen, als habe er ihn durch irgend welche unwürdige Künste zur Abdankung gezwungen. Es sind indessen in der Erzählung Sismondis ein paar geringere Punkte, die als weitere Beweise seiner Unredlichkeit Ahndung verdienen. Er erzählt uns, Bonifaz habe zuerst die Gunst des Königs von Neapel dadurch zu gewinnen versucht, daß er ihm die unbegrenztesten Anerbietungen seiner Dienste gemacht habe, wenn er ihm auf den päpstlichen

---

padre *sentendo* ch' egli avea voglia di rinunciare il papato, dicendoli che facesse una nuova decretale,“ &c. — Istorie Fiorentine, lib. VIII, c. 5, tom. IV, Milan. 1802, p. 11.

1) Ubi sup. p. 966.

2) „Item quod cum ipse Caelestinus postea attendisset ipsum non esse idoneum ad regendum hujusmodi papatum ..... idcirco,“ &c. — Vitae Roman. Pontif. R. I. S. tom. III, part. II, p. 434.

3) De Vita Solitaria, lib. II, sec. III, cap. 18.

Stuhl verhelfe, und er habe, nachdem er dem Könige das Versprechen der Stimmen seiner Freunde abbetrogen hatte, angefangen, seine Künste bei Cölestinus zu versuchen, um ihn zur Abdankung zu bewegen. Abgesehen nun von der Unwahrheit des letzteren Theils dieser Angabe, fällt einem die ganze Geschichte als unglaubwürdig auf. Kardinal Benedikt und Karl waren nach Sismondi erklärte Feinde, was davon herrührte, daß Ersterer Letzterem einen strengen Verweis gegeben hatte, weil er sich in Angelegenheiten des Conclave zu Perugia gemischt hatte.[1]) Zu gleicher Zeit war Cölestinus der Unterthan und ergebene Freund des Königs, hatte ihm Alles gewährt, um was er gebeten hatte, und hatte sogar ihm zu Gefallen den päpstlichen Hof nach Neapel verlegt. Karl hatte nach M. Sismondi „über den Geist des Cölestinus den größten Einfluß erlangt."[2]) Nun fragen wir, ist es glaublich, dieser Kardinal Kajetan, den Sismondi als den hochmüthigsten und in seiner Anmaßung unbeugsamsten Mann schildert, würde sich herbeigelassen haben, sich um die Gunst seines Feindes zu bewerben? Oder ist es nicht noch weniger glaublich, er, der zu gleicher Zeit der schlaueste, oder wie seine Feinde sagen würden, der verschlagendste Staatsmann war, würde daran denken, sich an solch' einen Feind anzuschließen und ihm beizustehen, einen Mann, dessen Geist jener Feind lenkte und dessen Freundschaft er sicher war, von der Gewalt zu entfernen und ihm Platz zu machen? Aber dies ist nicht das Aergste. Der einzige Geschichtschreiber, der die von Sismondi erwähnte Unterhandlung zwischen Benedikt und Karl erwähnt, ist Giovanni Villani, und ihn führt der moderne Geschichtschreiber als seine Autorität an; aber bemerken wir, auf welche Art! Der Florentiner läßt die Unterhandlung nach der Abdankung des Cölestinus stattfinden, zu welcher Zeit der Einfluß des Königs auf ihn von keinem weiteren Nutzen sein konnte, und er, wie man annehmen darf, bereitwillig den Vorschlägen eines Mannes, der wahrscheinlich sein Nachfolger wurde, Gehör schenkte. Aber Sismondi nimmt die Erzählung ohne Bedenken auf, bloß ändert er nach Willkür das Datum und setzt es vor die Abdankung. Dies berührt natürlich den Charakter des Bonifazius wesentlich. Denn Stimmen für den vakanten päpstlichen Stuhl zu sammeln, würde nicht den nämlichen Stempel der Gemeinheit an sich getragen haben, als

1) Ptolem. Lucens. ubi sup. cap. XXXI, p. 1200; Sismondi, S. 81.
2) Seite 79.

dies vor der Entfernung seines Inhabers zu thun. Für diese Veränderung gibt Sismondi zwei Gründe an. Erstens „ist es nicht wahrscheinlich, daß der Kardinal den Papst zur Abdankung gedrängt hat, ehe er seine eigene Nachfolge sich gesichert hatte." Wir haben gesehen, daß die Abdankung nicht das Resultat so boshafter Ränke war, wie dies vorausgesetzt; wir haben gesehen, wie unwahrscheinlich bei einem Manne wie Bonifaz ein solches Verfahren war, gleich diesem Versuche, Karl zu gewinnen. „Es ist," muß man noch weiter entgegenhalten, „nicht wahrscheinlich, bei dem erdichteten Charakter dieses Papstes, mit dem es Sismondi gefallen hat, seine Leser zu ergötzen." Zweitens war eine Unterredung nach der Abdankung „nicht möglich, weil die Kardinäle dann strenge in das Conclave eingesperrt wurden."[1]) Auch dies ist nicht richtig. Die Kardinäle gingen erst zehn Tage nach der Abdankung in das Conclave und blieben bloß einen Tag darin; denn bei der ersten Berathung wählten sie Bonifaz.[2]) Wenn aber Sismondi es so haben will, daß die Erzählung Villani's nicht *nach* der Vakatur des päpstlichen Stuhles gesetzt werden kann, womit wir, jedoch nicht aus obigen zwei Gründen, gerne einverstanden sind, so zögern wir nicht zu behaupten, daß sie nicht *vor* jenem Ereigniß Platz greifen kann. Denn aus dem bereits angeführten Bericht des Ptolemäus von Lucca, eines Augenzeugen, ersehen wir, daß König Karl eine Prozession von Bischöfen und Geistlichen am sechsten Dezember absandte, um den Cölestinus zu bestimmen, nicht abzudanken. Und sein glaubwürdiger Schüler und Freund versichert uns, er habe zwischen dieser Zeit und dem Abend seiner Abdankung sein Vorhaben vollkommen geheim gehalten. Wie können wir diese Besorgtheit des Königs, die Vakatur des Stuhles zu vereiteln, mit einem Plan, seinen Inhaber des Besitzes zu entsetzen, vereinigen; oder wie kann sein Einverständniß mit Bonifaz mit einer bis an's Ende dauernden gänzlichen Unwissenheit von der Absicht des Cölestinus, abzudanken, sich vereinigen lassen? Aber ferner noch erzählt uns Kardinal Stephanesius, ein Augenzeuge, Karl habe sich bei der Wahl des Bonifazius,

---

1) S. 82, Anmerk.

2) „—— Excusso bis quino lumine Phoebi
Carcere clauduntur."

Stephanes, De Elect. Bonif. VIII., ubi sup. p. 642.

welche ganz gegen seine Erwartungen war, sehr getäuscht gezeigt.[1]) Dies ist die Art, wie Sismondi seine Autoritäten benützt.

Da wir einmal bei dem Gegenstand sind, so möge es uns gestattet sein, noch ein anderes Beispiel von der Praxis unseres Geschichtschreibers zu geben. Als einen Beweis des Hochmuthes des Bonifazius erzählt er eine wohlbekannte Geschichte; es habe sich nämlich der Erzbischof von Genua, Porchetto Spinola, am Aschermittwoch zum Einäschern vorgestellt, und der Papst habe ihm die Asche heftig in die Augen geworfen, mit den Worten: „Memento quia Ghibellinus es, et cum Ghibellinis tuis in pulverem reverteris." Für diese Geschichte fehlt es nicht an Autoritäten. So erzählt sie z. B. Georg Stella in seinen Annalen von Genua.[2]) Aber Sismondi zieht es vor, seine Leser auf einen besser bekannten Namen zu verweisen, nämlich auf den gelehrten Muratori, von dem man nicht annehmen kann, er bestätige eine für den Charakter eines Papstes so schimpfliche Erzählung, ohne von ihrer Wahrheit überzeugt zu sein.[3]) Würde nun der Leser erwarten, daß Muratori sie an der angezogenen Stelle als ein Mährchen verwirft? Und doch ist es so![4])

2. Wir kommen nun zu unserer zweiten Untersuchung: „Wenn Kardinal Benedikt rechtmäßige Mittel anwandte, den Papst zur Abdankung zu bewegen, war er dabei nicht vollkommen in seinem Rechte?"

Wir haben gezeigt, daß dieser Kardinal keine unehrlichen Kunstgriffe anwandte, die Abdankung des Cölestinus zu bewerkstelligen; aber wir geben vollkommen zu, daß er, als er gerufen wurde, um seinen Rath zu geben, zuerst dem natürlichen Antriebe jedes ehrenwehrten Geistes folgte, indem er die Unruhe des Papstes zu lindern und ihm abzurathen versuchte; daß er ihm aber nachher zeigte, daß es in seiner Gewalt liege, seine Bürde abzulegen. Zudem geben wir gerne zu, daß seine eigene Ansicht (wie die des heiligen Collegiums) zu Gunsten

---

1) „—— Caroli spes cepta precando
Defecit, miserante Deo. Sunt ista relatu
Digna, quod et patri nec non sibi praestita noscens
Munera ab Ecclesia, vultus avertit et ora."
De Elect. Bonif. ubi sup. p. 642.

2) Georgii Stellae Annales Genuenses, lib. II. R. I. S. tom. XVII, p. 1019.

3) Seite 136, Anmerk. (1).

4) „Verum hoc fabulam sapit." — Praefat. in Chron. Jacobi de Voragine, R. I. S. tom. IX, p. 3.

der Abdankung sprach. Um ihm in seinen Gesinnungen und Motiven vor den Anderen einen besonderen Ehrgeiz zuzuschreiben, dafür haben wir bloß als Gewähr die Thatsache, daß er des Cölestinus Nachfolger war. Von Jedem, der durch den Verlust eines Anderen gewinnt, werden sicherlich seine Feinde den Verdacht hegen, er sei darauf ausgegangen. Die Folgerung ist unrichtig, aber leider bei einer verdorbenen Welt natürlich. Es ist unsere Absicht nicht, das Herz des Bonifazius zu erforschen; wir behaupten auch nicht, er sei von den geheimen und schleichenden Gefühlen frei gewesen, die unter dem Deckmantel des allgemeinen Besten selbstsüchtige Zwecke verfolgen. Aber zweierlei fällt uns als beachtenswerth auf. Erstens, wenn Kardinal Cajetan so ehrgeizig und zugleich so schlau war, daß sein Begehren an dem päpstlichen Stuhle hing, während ein Anderer darauf saß, und daß er sich zu dem unerhörten Mittel entschloß, diesen zur Abdankung zu zwingen, und daß er im Stande war, sich den Preis in wenigen Tagen zu sichern, zu einer Zeit, in welcher er trotz der persönlichen Feindschaft des Königs und durch ein Collegium von Kardinälen, das durch eine unregelmäßige Creirung neapolitanischer und französischer Kardinäle, um uns eines modernern Ausdrucks zu bedienen, eben „überschwemmt" worden war, gewonnen werden mußte; wie kommt es, daß er keinen Versuch machte, den Gegenstand seines Ehrgeizes *vor* der Wahl des Cölestinus zu gewinnen, als Alles der zweijährigen Vakatur überdrüssig war, — als mit Karl kein Streit obwaltete, — und als im Conclave die römische Partei vollkommen das Uebergewicht hatte? Zweitens, wie sollen wir es uns erklären, daß seine Wahl so unverzüglich und einstimmig durchging, wenn wir nicht annehmen, daß seine Talente, seine Gelehrsamkeit und seine anderen Eigenschaften ihn allen seinen Brüdern als den passendsten für den hohen Posten eines obersten Priesters erkennen ließen. Und wenn dem so ist, warum entweder auf der einen Seite das, was die natürliche Folge augenscheinlicher Ursachen gewesen sein kann, den schlimmsten Beweggründen zuschreiben, oder warum auf der anderen Seite einen Mann für mehr als gewöhnlich ehrgeizig, ja für niederträchtig halten, wenn er die Leidenschaft hatte, ohne welche wenige Männer sind, selbst solche nicht, die ihren Talenten, ihrer Stellung und ihren Aussichten nach weit unter ihm stehen? Mit anderen Worten, warum das Emporkommen eines mit den größten Talenten begabten Mannes der List und Intrigue zuschreiben, als wäre dies nicht ein gewöhnliches Ereigniß, — die Folge

eines beständigen socialen Gesetzes; oder warum zu einem Ungeheuer den Mann machen, der seine Superiorität fühlt und sie auszuüben versucht? Damit wollen wir, angenommen, Bonifaz sei in dieser Stellung gewesen, ihn nicht rechtfertigen; — denn die Demuth, welche mit den erhabensten Talenten den niedersten Platz sucht, ist das wahre Charakteristische eines Solchen, der zu dem höchsten Platze taugt. Wir wollen indessen aus ihm keinen Heiligen machen, — wir sind bloß bemüht, ihn gegen falsche Verdächtigungen zu vertheidigen. Wir wollen deßhalb sogar zugeben, er sei ehrgeizig gewesen; unser einziger Schluß aber darf dann nur sein, er war, wie wir selbst, ein schwacher und sündhafter Mann.

Aber zurück zu unserer Frage; wir wollen uns damit begnügen, eine Darstellung der Vorgänge während des kurzen Pontifikats des heil. Cölestinus zu geben, die wir hauptsächlich aus gleichzeitigen Autoren entnehmen. So schreibt zu jener Zeit Jakobus, Erzbischof von Genua. Nachdem er uns erzählt hat, Cölestinus habe auf einmal zwölf Kardinäle „in der Fülle seiner Gewalt" creirt, und dann noch einen weiteren gegen alle Formen und Gewohnheiten „in der Fülle seiner Einfalt," fährt er fort: „Dabat enim dignitates, praelaturas, officia et beneficia, in quibus non sequebatur curiae consuetudinem, sed potius quorumdam suggestionem, et suam rudem simplicitatem. Multa quoque alia faciebat, in quibus non sequebatur praecedentium patrum vestigia, nec eorum statuta. Et quamvis non ex malitia, sed ex quadam simplicitate haec faceret, tamen in magnum ecclesiae prejudicium redundabant. Quocirca ipse videns suam insufficientiam et inexperientiam, salubri ductus consilio, constitutionem fecit," etc.[1]) Der Kardinal von St. Georg zählt diese und andere Uebel auf. Er zwang die Mönche von Monte Cassino, den Habit seines eigenen Ordens anzulegen; er creirte an einem Tage zwölf Kardinäle, darunter sieben Franzosen und nicht einen dem päpstlichen Staate Angehörigen.[2]) Er erzählt uns, die ganze Liste sei von Karl gemacht worden; am Tage vor der Ernennung habe Niemand etwas von der beabsichtigten Creirung gewußt, die ganz unerwartet geschah. Ferner schreibt er: —

1) Chronic. Jannense, R. I. S. tom. IX, p. 54. Franziskus Pipinus hat beinahe die nämlichen Worte, Chronic. ib. p. 735. Er schreibt indessen die Abdankung zum Theil dem Bonifazius zu, jedoch bloß vom Hörensagen: „ut nonnuli referunt."

2) Diesem Umstand darf man die unmittelbar nachher erfolgte Versetzung des päpstlichen Stuhles nach Avignon zum großen Theile zuschreiben.

„O quam multiplices indocta potentia formas
Edidit, indulgens, donans, faciensque recessu,
Atque vacaturas concedens atque vacantes.“ [1])

Eine andere Beschwerde (worin wir jedoch mit dem Kardinal nicht einverstanden sind) war seine Wiedereinführung der strengen Konstitution Gregors X. in Bezug auf die Einschließung in das Konklave, die sein Nachfolger Bonifaz bestätigte. Ptolemäus Lucensis, der, wie schon gesagt, kein Freund des Bonifacius war, beschreibt, nachdem er eine große Lobrede auf die Tugend desselben gehalten hat, die Verwaltung des Cölestinus folgendermaßen: „Indessen wurde er von seinen Beamten oft hintergangen in Bezug auf Gunstbezeugungen, von denen er sowohl wegen der Machtlosigkeit seines hohen Alters (denn er war in einem abgelebten Zustand), als wegen seiner Unerfahrenheit in Regierungssachen keine Kenntniß haben konnte, zumal im Verhältnisse zu der List und den Kniffen, in welchen die Hofleute sehr bewandert sind. Daher kam es, daß die nämlichen Gunstbezeugungen zwei, drei oder noch mehren Personen, ja sogar auf weißem, aber besiegeltem Pergamente verliehen wurden.“ [2])

Die mailänder Annalen sagen von ihm: „Plura alia faciebat quae in magnum scandalum Ecclesiae redundabant. Qui videns suam insufficientiam decretum edidit . . . . . et post pauca papatui renunciavit.“ [3]) Es würde leicht sein, noch mehr Zeugnisse anzuführen; aber diese werden genügen, die Untauglichkeit des Cölestinus zu dem erhabenen Amte und der hohen Würde zu beweisen, zu welcher er ganz durch den Ruf seiner Tugend, die besser für eine Einöde, als für den apostolischen Stuhl paßte, und von Personen erhoben wurde, welche ihn nie gesehen hatten, und die mit Ausnahme des Kardinals, der ihn vorschlug und vor seiner Krönung zum Papste starb, von seiner Befähigung nichts wußten, als die strenge Heiligkeit seines Lebens.

Es gibt hier zwei Punkte, welche wir kurz berühren müssen, weil sie einige irrthümliche Ansichten neuerer Geschichtschreiber widerlegen. Einer ist die arge Sklaverei, in welche er die Kirche dadurch brachte, daß er auf Anreizung Karls den römischen Hof nach Neapel verlegte,

---

1) Ubi supra, p. 639.

2) Ubi supra p. 1200. Die letzten Worte wollen unseres Dafürhaltens sagen, seine Beamten hätten sich sein Siegel zu unbeschriebenen Dokumenten, die sie nachher betrüglich füllten, verschafft.

3) Annales Mediolan. R. J. S. tom. XVI. p. 683.

und in jedem Betrage, wie der König es wollte, Kardinäle creirte, — wodurch er sich in aller Beziehung als dessen Unterthan zeigte. Dies war in der That ein ernstliches Uebel und mußte seine Rathgeber rechtfertigen, wenn sie ihm riethen, auf eine Gewalt zu verzichten, welche zu opfern oder vielmehr zu verrathen er so leicht verführt werden konnte. Aber wie widerlegt dies zugleich die schlechthin ununterstützte und unverbürgte Angabe Sismondi's, — Cölestinus habe so viele Mißgriffe wahrscheinlich bloß deßwegen gemacht, weil seine treulosen Rathgeber ihn zu denselben verleitet hätten! Können wir uns denken, ein kluger und scharfsinniger Mann, wie Bonifazius, versuche einem Anderen dadurch seine Macht zu entreißen, daß er ihm rathe, den Arm und den Einfluß seiner eigenen Feinde zu stärken? Hätte Bonifazius, der in jeder Hinsicht ein entschiedener Römer war, den Cölestinus, wie Sismondi uns weiß machen will, von Anfang an in jedem Stücke geleitet, so würde er ihn sicherlich bewogen haben, nach Rom und nicht nach Neapel zu gehen; er würde das heilige Kollegium mit seinen Freunden, und nicht mit Unterthanen und Kreaturen einer ihm feindlichen Partei angefüllt haben. Der zweite Punkt ist, daß Cölestinus durch die Freigebigkeit, mit der er geistige Gnadenbezeugungen, namentlich Ablässe, spendete, der Religion großen Nachtheil brachte. Deßhalb war beinahe der erste Akt des Bonifazius eine sehr ausgedehnte Vergünstigung dieser Art zu Gunsten der Kirche unserer Frau de Collimadio bei Aquila zurückzunehmen,[1]) und alle anderen derartigen Verleihungen zu suspendiren, bis sie weiter geprüft wären.[2]) Hören wir nun Mosheim uns erzählen, „die Strenge seiner Sitten, welche gegen das Verderbniß des römischen Hofes und namentlich gegen den Luxus der Kardinäle ein stillschweigender Vorwurf war, machte ihn der ausgearteten und zügellosen Geistlichkeit äußerst unangenehm, und diese Abneigung wurde durch die ganze Art und Weise seiner Verwaltung (welche bewies, daß ihm die Reformation und Reinheit der Kirche mehr am Herzen lag, als das Wachsthum ihrer Reichthümer und die Verbreitung ihres Ansehens), so erhöht, daß man ihn fast allgemein des Pontifikats für unwürdig hielt."[3]) Dies ist wirklich zu arg. Nicht nur ermangelt diese Darstellung der geringsten gleichzei-

1) Raynaldus bemerkt, die Verwilligung sei in einer ganz ungebräuchlichen Form geschehen. — Annal. ad an. 1294, p. 145.

2) Regest. Bonif. VIII., in Arch: Vat. Epp. 75 et 120.

3) Ubi sup. p. 367.

tigen Autorität, ja sie steht mit jeder solchen Autorität in starkem Widerspruch und ist zudem direkt gegen die Grundsätze des Schreibers. Denn sicherlich konnte er als Lutheraner konsequenterweise nicht glauben, die verschwenderische Verstattung von Ablässen sei der beste Weg „die Reformation und Reinheit der Kirche" zu befördern. Und gerade diese Freigebigkeit ist besonders charakteristisch für die Regierung des Cölestinus.

Zum Schlusse dieses Theiles unseres Gegenstandes wollen wir noch Sismondi selbst anführen als genügende Autorität für unsere Behauptung, daß Kardinal Benedikt hinreichende Gründe gehabt habe, dem Cölestinus zur Abdankung zu rathen, wenn er bloß gesetzmäßige Mittel zu seinem Vorsatze anwandte. „Bientôt," schreibt er, „Célestin donna des preuves plus éclatantes encore de son absolue incapacité pour gouverner l'Eglise." [1]) Sicherlich macht absolute Unfähigkeit zu einem Amte es zur Gewissenssache, darauf zu verzichten. Daher waren die besten Freunde des Cölestinus der Ansicht, seine Abdankung sei das Resultat göttlicher Eingebung, welche durch Wunder und Prophezeiungen bewährt worden; denn er habe dem Benedikt verkündet, er werde sein Nachfolger sein. Um weitere Weitschweifigkeit zu vermeiden, wollen wir bloß seinen vorhin erwähnten anonymen Freund und Biographen anführen; nachdem dieser die zur Bestätigung der Abdankung gewirkten Wunder erwähnt hat, fährt er fort: „Post haec collegerunt se cardinales ad electionem alterius papae, et ille qui esse debebat hic vir sanctus [Cölestinus] praedixit et intimavit Domino Thomae quem ipse fecerat cardinalem, et Domino Benedicto qui fuit electus in papam. Electo igitur papa illo videlicet quem pater sanctus praedixerat, statim ad illum introivit, et ejus pedes osculatus est." [2])

Jeder auch der kleinste Umstand, der mit der Erhebung des Bonifazius auf den päpstlichen Thron zusammenhing, wurde zum Gegenstand beißender Rüge gemacht. So führt es ein neueres Buch als einen Beweis seines Stolzes an, daß, während er bei seiner Krönung in der Prozession ritt, zwei Könige (Karl von Neapel und dessen Sohn, der zum König von Ungarn berufen war) neben den Steigbügeln einhergingen. [3]) Cölestinus nun, dessen Demuth protestantische Geschichtschreiber über ihre Gewohnheit erheben, um so den Bonifazius besser herab-

1) Wie oben. 2) Fol. 41.

3) Rees's Encycl. „Bonif. VIII."

drücken zu können, wurde bei einer ähnlichen Gelegenheit, obgleich er bloß auf einem Esel reiten wollte, von den nämlichen Fürsten begleitet,[1]) welche in der That als Lehenträger des heiligen Stuhles kamen, sowie um dem Nachfolger des heil. Petrus eine freiwillige Huldigung darzubringen.[2])

Es ist nicht nothwendig, auf eine detaillirte Erläuterung der Handlungsweise des Bonifazius gegen seinen Vorgänger einzugehen. Die Erzählung Sismondis ist in der That höchst übertrieben; aber doch enthält sie einige wichtige Einräumungen. Eine davon ist die, es habe eine Anzahl Personen, namentlich auf neapolitanischem Gebiete, die Gesetzmäßigkeit der Abdankung des Cölestinus nicht zugeben, sondern fortfahren wollen, ihn als Papst anzusehen und zu behandeln.[3]) Eine andere ist die, er sei in den Händen einer jeden Partei ein leichtes Werkzeug gewesen, wodurch in der Kirche ein Schisma hätte entstehen können, — ein Ereigniß, welches bei der damaligen Lage einiger Staaten überhaupt nicht unwahrscheinlich war und, wie wir sehen werden, von den Colonna und Frankreich versucht wurde.[4]) Ferner sehen wir, daß der heilige, aber schwache Mann auf den Rath seiner Freunde wiederholt den Versuch machte, den Plan des Papstes, ihn in

1) „Intumidus vilem Murro conscendit asellum,
Regum fraena manu dextra laevaque regente."
Stephan. p. 634. Sieh' auch Raynaldus.

2) „Hi reges sociare patrem venere volentes;
Jure tamen; nam sceptra tenet vassallus ab ipso
In feudum Siculus." — De com. Bonif. ib. p. 650.

3) Sismondi, p. 86.

4) Dante drückt dieses Gefühl offenbar als ein Ghibelline aus, wenn er den heil. Petrus den Bonifazius einen Usurpator nennen läßt. Georg Stella, kein Freund des Bonifazius, von dem er sagt, „Alti cordis, iracundus et rigidus erat idem Bonifacius" (inf. cit. p. 1020) gibt für das Verfahren des Bonifazius die nämlichen Gründe an, wie die im Text angeführten Schriftsteller:

„Is autem, dum iter ageret, sui Redemptoris exemplo, sedens asello pergebat. Tum illico summi pontificii pertaesum est: unde quia ad haec se ut virum simplicem non sentiebat idoneum, ut quidam dicebant, vel quia cernebat amplius eremo posse mereri, constituit ut ipse, et qui simili casu forent, pontificalem possent sedem linquere. Eam liquit igitur . . . . et elegit in solitudinem redire suetam. Verum expertus et scientificus valde Benedictus de Anagria [Bonifacius] nuncupatus Octavus . . . . inhibuit ne discederet ipsum jubens custodire ad evitanda scandala, si a quibusdam idem Caelestinus iterum haberetur in papam." — Georgii Stellae Annales Gen. R. I. S. tom. XVII. p. 1026.

Rom zu haben, zu vereiteln und seinen Aufsehern einigemal entwischte. Die Folge war, daß Bonifaz ihn auf das Schloß Fumone in Sicherheit brachte. Sismondi's Erzählung bringt uns auf die Annahme, der gute alte Mann sei in seiner Gefangenschaft mit unnöthiger Härte behandelt worden. Dies ist nicht richtig. Eine Burg in Italien war zu jener Zeit gewiß im besten Falle eine unbequeme Haft, und in sofern war die Gefangenschaft hart. Aber wir müssen nach den Gefühlen jener Zeit und nicht nach unseren eigenen urtheilen. Ptolemäus von Lucca schreibt: — „Sed Bonifacius post ipsum nuntios seu veredarios transmittit ad ipsum detinendum, et inventum ipsum reducunt, et in custodia ponitur et tenetur, pro cavendo scandalo Romanae Ecclesiae, quia apud aliquos dubitabatur an cedere potuisset, et sic poterat schisma in Ecclesia generari. *Tentus igitur in custodia non quidem libera, honesta tamen*, in castro ut dicunt Fumonis . . . . moritur.“ [1]) Giovanni Villani gibt eine ähnliche Erzählung, welche wir in seinem reichen und kräftigen Italienisch geben müssen, wobei wir den cisalpinischen Leser bloß versichern, daß deren Sinn in Bezug auf die Gründe, welche Bonifaz bewogen, die Person des Cöleſtinus in Sicherheit zu bringen, und in Bezug auf den Charakter seines „anständigen Gewahrsams“ ganz mit unserem letzteren Citate übereinstimmt. — „Ma poi il suo successore messer Benedetto Guatani detto di sopra, il quale fu dopo lui chiamato Papa Bonifazio si dice e fu vero, che fece pigliare il detto Celestino alla montagna di santo Angelo . . . ove s' erra ridotto a fare penitenza, e chi disse che ne volea andare in Schiavonia; e privatamente nella rocca di Fumone in Campagna *il fece tenere in cortese prigione*, acciò che lui vivendo non si potesse opporre alla sua elezione, però che molti Cristiani teneano Celestino per diritto e vero papa, non ostante la sua rinunzia, opponendo che si fatta dignità come il papato, per niuno decreto si potea rinunziare, e perchè santo Clemente rifiutasse la prima volta il papato i fedeli il pur teneano per padre, e convenne pure che poi fosse papa dopo santo Cleto.“ [2])

Der Kardinal von St. Georg geht noch weiter, und versichert uns, auf der einen Seite habe Bonifaz den Cöleſtinus freundlich aufgenommen und angeredet, und ihm in dem zu seinem Gefängniß ge-

1) Ubi sup. p. 1202.

2) Ubi sup. p. 12.

wählten Platze jede Bequemlichkeit angeboten; der hl. Einsiedler dagegen habe alle derartige Erleichterungen abgelehnt und es vorgezogen, ein bußfertiges und einsiedlerisches Leben in seinem Gefängnisse fortzuführen. „Post aliquid spatii, eumdem quondam Caelestinum, ad Graeciae remotas tendentem plagas, ut littoribus Vestiae civitatis maris Adriatici inventum forte comperit (quatenus orbis sui Ecclesiaeque discrimina vitaret) solemnioribus a se Siciliaeque Carolo II. rege transmissis nuntiis consentientem, Anagniam meare facit, *blande suscipit*, laudemque exhibuit acquiescenti Praesulis monitis castro Fumonis Campaniae provinciae morari. Ubi assuetam sicut prius vitam agens eremiticam, *nolens laxioribus quibus poterat uti*, ... mortem vitae commutavit.“ [1]) In seiner metrischen Erzählung ist er noch ausführlicher, er wiederholt indessen die nämliche Erzählung von der freundlichen Aufnahme von Seiten des Bonifazius und von der Ablehnung der angebotenen Bequemlichkeiten von Seiten des Cölestinus. [2])

Ohne nur einmal sich herbeizulassen, auf diese oder andere ähnliche Autoritäten hinzuweisen, sagt M. Sismondi, um seine Angabe von der strengen Haft des Cölestinus zu rechtfertigen, in einer Anmerkung: „Ce récit est tiré d'une vie de Célestin V., par Pierre de Aliaco, cardinal, *son contemporain*.“ Es ist vielleicht nicht leicht, genau zu bestimmen, welcher Grad von Nähe der Zeit historische Gleichzeitigkeit ausmacht. Wir glauben indessen, unsere Leser werden nicht zugeben, daß dieser Ausdruck auf Personen angewendet wird, von denen eine fünfzig Jahre nach dem Tode der anderen geboren wurde. Cölestinus nun starb 1296, und Kardinal Peter d'Ailly oder De Alliaco wurde 1350 geboren und gelangte 1380 zu seiner Stellung. Sein Leben des Cölestinus wurde deßhalb wahrscheinlich fast hundert Jahre nach dessen Tode geschrieben, und sein Verfasser konnte weder persönliche Kenntniß, noch das direkte Zeugniß von Augenzeugen für eine einzige Thatsache in seiner Erzählung haben. Ueberdies lebte er immer in Frankreich und gehörte zu der dem Andenken des Bonifazius feindlichen — zu der gallikanischen Partei. Die Autoren dagegen, welche wir angeführt haben, und auf die der französische Geschichtschreiber sich nicht bezieht, waren wahrhaft Zeitgenossen, indem sie zur nämlichen Zeit und am nämlichen Orte lebten und persönliche Kenntniß von den Thatsachen hatten. Warum wird der Erstere vor-

1) S. 616. 2) S. 658.

gezogen? Wir können nicht umhin, zu antworten, einfach deßwegen, weil er dem Bonifazius ungünstig ist; weil die ungünstigere Ansicht pikanter, romantischer ist und dem Gaumen solcher Leser, für die Geschichtschreiber wie Sismondi Leckerbissen herbeischaffen, mehr zusagt. Selbst Mr. Hallam gesteht, man werde durch das Verkosten solcher Speise von wahrer historischer Würde und Unparteilichkeit abgewendet. Er erzählt z. B. eine Geschichte, wie Bonifaz am Jubiläum in kaiserlichen Gewändern und ein Diadem in seiner Hand tragend, erschienen sei, wobei er die Klausel beifügt, „wenn wir einigen Geschichtschreibern glauben dürfen," und in einer Note zugibt, er habe „für dieses Faktum keine gute Autorität gefunden." Und doch sagt er, er sei geneigt, es zu glauben, weil „es im Charakter des Bonifazius liege!" [1]) Der Art ist leider nur zu oft die moderne Geschichte. Der Geschichtschreiber, dessen Pflicht es ist, die Meinungen unparteiisch abzuwägen und nur auf vollständige Beweise hin der einen ein Uebergewicht zu geben, wird versucht, eine Meinung anzunehmen, weil sie mit einer Ansicht vom Charakter übereinstimmt, die er gerade auf das Zeugniß solcher unächter Erzählungen hin angenommen oder sich gebildet hat. Die Feinde des Bonifazius nannten ihn stolz, hochmüthig, trotzig, weil er solche Handlungen vollbrachte, wie sie diese Erzählung voraussetzt. Diese werden nach historischen Beweisen unhaltbar gefunden, aber der falsche Charakter, den sie verliehen, wird nichts destoweniger beibehalten — und dann werden die Fakta selbst auf ihn gestützt und angenommen.

II. Bisher hatten wir es mit dem Anfang des Pontifikats Bonifaz's zu thun. Gerne würden wir die prächtige Erklärung der Lehre, welche er am Tage seiner Krönung auf den Hochaltar der St. Peterskirche niederlegte, für unsere Leser übersetzen. Allein wir müssen sie übergehen und verweisen diejenigen, welche sie kennen zu lernen wünschen, auf den gelehrten Fortsetzer des Baronius. [2]) Auf ihn verweisen wir ferner diejenigen, welche sich über die großen öffentlichen Handlungen dieses Pontifikats belehren wollen. In den Urkunden, die Raynaldus so sorgfältig gibt, werden sie reichliches Material finden, um die irrthümlichen Ansichten über die Behandlung anderer Nationen von Seiten des Papstes, welche zu allgemein aufgestellt werden, zu

1) Europa während des Mittelalters, 3. Ausg. Bd. II. S. 322.

2) Raynaldus, tom. XIII. p. 164.

berichtigen. Sie werden z. B. finden, daß alle seine Unterhandlungen und die Ausübung seines Einflusses und seiner Macht nicht darauf gerichtet waren, Zwietracht zu säen, Fehden anzuzetteln oder Kriege zu entzünden, sondern darauf, den Frieden Europas herzustellen, unterdrückten Fürsten und Prälaten Hülfe zu leisten und die Differenzen zwischen streitenden Staaten auszugleichen. Er hatte kaum einige Tage den Thron bestiegen, als er den Bedürfnissen jeglichen Gebietes, von Schweden bis Sicilien, von Spanien bis in die Tartarei zugleich seine Aufmerksamkeit zuwandte. Die Kraft, welche er bei allen seinen Maßregeln entwickelte, seine Anstrengungen, durch sanfte Ueberredung, und wenn diese fehlschlug, durch energische Schritte zu gewinnen, zeigen sich auf jeder Seite seiner „Regesten", und können in den Urkunden, die durch den Fleiß des Raynaldus aus ihnen entnommen sind, verfolgt werden. Wir könnten dem, was er gesammelt hat, nur wenig beizufügen hoffen; gleichwohl würden wir gerne auf einige Hauptereignisse seines Pontifikats, namentlich auf die Verhandlungen mit Sicilien eingehen. Allein wir haben uns vorgenommen, hauptsächlich den persönlichen Charakter und die persönliche Handlungsweise Bonifaz's zu behandeln, und wir eilen deßhalb zu einem Theil seines Lebens, welcher ganz besonders falsch dargestellt wird; wir meinen den Streit zwischen dem Papst und der Adelsfamilie Colonna, die fragliche Verfolgung derselben, die Zerstörung ihrer Festung und Stadt Paläſtrina, des alten Präneſte, und seine darauf folgenden Leiden und seinen Tod.

Wir wollen die Sache durch einen bündigen, aber genauen Auszug aus der Erzählung, die Sismondi von dem Streite gibt, einleiten und dann fortfahren, sie nach den Urkundenbeweisen zu prüfen. Er erzählt uns demnach, bei Gelegenheit dieses Streites habe Papst Bonifaz die Gewaltthätigkeit seines Charakters am meisten kundgegeben und zählt die Vorkommnisse in demselben folgendermaßen auf:

1. Es waren in dem heiligen Kollegium zwei Kardinäle aus dem erlauchten Hause Colonna (Peter und Jakob), welche sich der Wahl des Bonifazius widersetzt hatten und bloß durch List bewogen worden waren, ihre Genehmigung zu geben. Er führt die Autorität von Ferretti und Pipino an. Sie waren hinlänglich mächtig, ihr Mißvergnügen kundgeben zu können.

2. Die Feindschaft des Bonifaz trieb sie wahrscheinlich dazu, der Partei des Königs von Sicilien (Arragonien) beizutreten; wenigstens

war dies der Vorwand, den er nahm, um ein heftiges Dekret gegen sie zu erlassen, worin er sie der Kardinalswürde entsetzte.

3. Die Colonna antworteten auf diese heftige Bulle mit einem Manifest, in welchem sie erklärten, sie erkännten Bonifaz nicht als Papst und Oberhaupt der Kirche an, Cölestinus habe nicht das Recht und den freien Willen gehabt, abzudanken, und die Wahl eines Nachfolgers zu seinen Lebzeiten sei nothwendig nichtig und ungesetzlich.

4. Dies Manifest vermehrte die Wuth des Papstes, und er bestätigte seinen früheren Spruch und erließ in Form einer Kreuzpredigt eine Kriegserklärung gegen die Colonna. Es wurde unter der Leitung zweier Legaten eine Armee ausgesendet, und viele der Familie angehörige Städte genommen. Paläſtrina indessen bot ihren Anstrengungen Trotz.

5. Auf dieses hin ließ Bonifaz („wird uns versichert") den berühmten General Guido von Montefeltro, der ein Franziskanerbruder geworden war, zur Belagerung kommen. „Er befahl ihm, in Gemäßheit seines Gelübdes des Gehorsams, zu untersuchen, wie die Stadt zu unterwerfen sei, und versprach ihm zugleich vollständigen Ablaß für Alles, was er gegen sein Gewissen thun oder rathen würde. Guido gab dem dringenden Anliegen des Papstes nach; er untersuchte die Festungswerke Paläſtrinas, und da er kein Mittel fand, sich durch Gewalt in Besitz zu setzen, kehrte er zum Papste zurück und bat ihn, ihn noch ausdrücklicher von jedem Verbrechen loszusprechen, das er begangen habe, oder das er begehen könnte, wenn er seinen Rath ertheile; und als ihm diese Absolution zugesichert war, sagte er: „„Ich sehe bloß ein Mittel: Viel versprechen und Wenig halten."" Nach diesem Anrathen einer perfiden Handlungsweise kehrte er in sein Kloster zurück."

6. Bonifaz bot demgemäß den Belagerten die vortheilhaftesten Bedingungen an und versprach den Colonna Gnade, wenn sie in drei Tagen vor ihm erscheinen würden. Die Stadt wurde übergeben, und der perfide Rath befolgt.

7. Die Colonna wurden heimlich gewarnt, man werde ihnen, wenn sie vor Bonifaz erscheinen, das Leben nehmen, und flohen deßhalb in ferne Länder. [1])

Wir zweifeln in der That, ob die Geschichte in parteiischen und

1) S. 136 ff.

unverbürgten Angaben etwas Aehnliches aufweisen kann. Wir wollen Stück für Stück untersuchen.

Für's Erste nun ist die ganze Erzählung von dem Ursprung der Streitigkeiten zwischen Bonifaz und den Colonnesi (wie sie gewöhnlich genannt werden) ganz irrig. Die zwei Kardinäle widersetzten sich seiner Wahl nicht und wurden auch nicht durch List bewogen, ihm ihre Stimmen zu geben. Unsere Gründe hiefür sind folgende: — 1) die Erzählung des Ferrettus ist bloße Fabel, die Erdichtung eines Feindes, welche von gültigen Zeugnissen nicht unterstützt, sondern vielmehr geläugnet wird; in der That hat Sismondi nicht mehr gethan, als in allgemeinen Ausdrücken darauf angespielt. 2) Auf der einen Seite spielen die Kardinäle Colonna in dem von ihnen entworfenen und jedem Lande Europas zugestellten Dokumente, worin sie ihre Gründe angeben, aus welchen sie die Wahl des Bonifazius und sein Recht auf das Pontifikat verwerfen, nicht einmal auf eine Unregelmäßigkeit bei der Wahl des Bonifaz an, obgleich sie weitläufig die unredlichen Kniffe angeben, welche angewendet worden sein sollen, um die Abdankung des Cölestinus durchzusetzen.[1]) Wären nun, wie die Erzählung des Ferrettus annimmt, auf die Colonna solche schändliche Kniffe ausgeübt worden, so würde es, wenigstens in dem Auge eines Feindes, auf die Gültigkeit der Ernennung ernstliche Zweifel geworfen haben. Dieses Schweigen ist sicher von großem Gewicht. 3) Auf der anderen Seite erklärt Bonifaz selbst in seiner Antwort auf das Libell der Kardinäle, gerade diese Kardinäle hätten ihm beim Skrutinium ihre Stimmen in der gewöhnlichen Form gegeben: — „Nec possunt supradicta (Handlungen, die ihn als den wahren Papst anerkennen), metu proponere se fecisse, qui nos in scrutinio, more memoratae Ecclesiae cardinalium elegerant, et nominaverant eligendum in papam, quando de nobis timendum non erat.“ [2]) Würde Bonifaz es gewagt haben, dies (dem sie überdies nie, weder damals noch später im Verlaufe widersprachen), ihnen ins Gesicht zu behaupten, wenn seine Erwählung so arg unre-

1) Gerade die Art und Weise, in der dieses Dokument von den erwähnten Kniffen spricht, bestätigt, was wir oben in Betreff der über diesen Gegenstand angeführten Stellen geschrieben haben. „Item, ex eo quod in renunciatione ipsius multae fraudes et doli . . . . intervenisse *multipliciter asseruntur*.“ — Ap. Raynald. p. 227. Konnten Feinde, die an Ort und Stelle waren, keine besseren Beweise beischaffen, wenn sie dieselben zu einem solchen Zwecke brauchten?

2) Bonif. Bulla ap. eumd. p. 231.

gemäßig gewesen und er nicht durch Abstimmung gewählt worden wäre, sondern sich selbst zum Papst ernannt hätte? 4) Kardinal Stephanesius erzählt uns, Bonifazius sei durch Skrutinium und Accession, die gewöhnlichen Arten, zum Papst gewählt worden, — wobei die Kardinäle wunderbar einig gewesen. [1]) 5) Der heil. Antonius erzählt uns ausdrücklich, die zwei Kardinäle Colonna seien unter den ersten gewesen, die Bonifaz ihre Stimmen gegeben. [2])

2. Trieb sie die Feindseligkeit des Bonifazius dazu, die Partei des Königs von Arragonien zu ergreifen? Wir antworten, Bonifazius zeigte keine solche Feindschaft. Bald nach seiner Wahl war er bei der Familie zu Gast, wagte sich vertrauensvoll auf ihr Schloß Zagarolo und wurde, wie er selbst anerkennt, mit besonderer Freundlichkeit behandelt. [3]) Wir finden auch in den Regesten des Bonifazius in den Archiven des Vatikan Gnadenbezeugungen, die ihnen im zweiten Jahr seines Pontifikats zu Theil wurden. [4]) Was war demnach der Ursprung der Fehde, und auf welcher Seite war der Fehler? Wir antworten, ihr Ursprung war ein zweifacher, und der Vorwurf ganz auf Seiten der Kardinäle. Nach Sismondi wäre es ein Streit zwischen dem Papst und dieser edlen Familie gewesen, während der Anfang wirklich eine Familienzwistigkeit war, in der eine Berufung an den Papst geschah. Kardinal Jakob Colonna hatte drei Brüder, Matthäus, Otto und Landulf, welche seine Miterben in den weitläufigen Familienbesitzungen waren. In einer vom 28. April 1292 datirten Urkunde, welche in den barberinischen Archiven aufbewahrt wird und in einem interessanten und für diesen Theil der Geschichte wichtigen Werke [5]) veröffentlicht ist, übertrugen diese drei die Verwaltung und den Besitz des ganzen Vermögens dem Kardinal, natürlich in dem Sinn, daß er dasselbe zu ihrem gemeinsamen Wohle verwalten sollte, jedoch ohne die Verpflichtung zu haben, ihnen von seiner Verwaltung Rechenschaft geben zu müssen.

---

1) „In summum pontificem scrutinio, accessioneque eligitur." — P. 617. Vid. lib. I. cap. I. De elect. Bonif. p. 642.

2) Chronic. ad an. 1295, pa. III. tit. 20.

3) „Et post electionem . . . . in castro tunc ipsorum, quod Zagarolum dicitur, et quod per dictum Jacobum tunc temporis tenebatur . . . . hospitati fuerimus, confidenter," &c. — Bonif. ubi sup. p. 231.

4) Regest. vol. II. No. 442. „Dispensat. Jacobo nato nobilis viri Pet. de Columna, clerico Romano."

5) Petrini, Memorie Prenestine. Rome, 1795, in 4.

Der Kardinal setzte sich in völligen Besitz, so daß er seine Brüder in gänzlichem Mangel ließ. [1]) Auf dieses hin appellirten sie an den Papst, welcher mit Recht ihre Partei ergriff und ihren Bruder vergebens aufforderte, ihnen ihr Recht widerfahren zu lassen. Dies wird in der gegen den Kardinal erlassenen Absetzungsbulle erwähnt; aber Sismondi nimmt keine Notiz davon. Wenn man ihn liest, so könnte man meinen, die Colonna seien in jeder Beziehung unschuldig und die benachtheiligsten Leute von der Welt, und Bonifaz sei ausschließlich der Tyrann. Des Papstes Streit war so weit entfernt, ein Streit gegen die ganze Familie Colonna zu sein, daß einer der Brüder, Landulf, bei der Expedition gegen Palästrina von ihm zum Capitän ernannt wurde. [2]) Die zweite Quelle des Streites war die, welche Sismondi mit einigem Zweifel erwähnt, — nämlich die entschiedene Anhänglichkeit, welche die Colonna für das Haus Arragonien, das damals mit dem Papst in Krieg war, beurkundeten. Unser Geschichtschreiber würde uns natürlich annehmen lassen, die Bulle des Bonifaz sei der erste Schritt gewesen, der in ihrer Sache gethan wurde. Nun audi alteram partem; hören wir des Papstes eigene Angabe. Er sagt, Friedrich von Arragonien habe Abgesandte in dessen Gebiet geschickt, um Feindseligkeiten gegen ihn anzuzetteln, und sie seien von der Familie Colonna unterstützt und begünstigt worden. Bonifazius habe nach den Grundsätzen des hl. Stuhles, der mehr zu Milde und Verzeihung, als zu Strenge geneigt sei, bald gestrebt, sie dadurch zu gewinnen, daß er sie mit väterlicher Milde anredete, bald sie durch Worte liebenden Verweises zu überreden sich bemüht; [3]) erst, als dieses fehlgeschlagen, habe er ihnen ernste Drohungen entgegengehalten, indem er ihnen den spitzigen Pfeil zeigte, ehe er vom Bogen entsendet wurde. Aber nichts half, und deßhalb verlangte der Papst als ein Pfand ihrer Treue die Bewachung ihrer Schlösser, ein Recht, das von Lehnsherren überall in Anspruch genommen wird, wenn sie Grund haben, an der Treue ihrer Vasallen zu zweifeln. Dies verweigerten

1) „Considerantes fore indignum, ut quibus de una substantia competit *aequa successio*, alii abundanter affluant, *alii paupertatis incommodis ingemiscant*, quos tamen [die Kardinäle] rationibus, precibus sive minis nequivimus emollire.“ — Bonif. Bull. ap. Rayn. p. 1297.

2) Ap. Petrini, p. 419.

3) Eos studuit (Apost. sedis benigna sinceritas) nunc paternae lenitatis dulcedine alloqui, nunc verbis charitativae correctionis inducere.“ — Bonif. Bull. ap. Rayn. p. 225.

sie, und der Papst nahm seine Zuflucht zu weiteren Schritten, aber nicht auf einmal. [1])

3. Die Urkunde, aus der wir diese öffentlichen Erklärungen des Papstes entnahmen, ist die, welche Sismondi eine heftige Bulle nennt, und welche, wie er erzählt, von ihnen durch ein Manifest beantwortet wurde, worin sie sein Recht auf den päpstlichen Stuhl läugneten. Er ist wieder so genau, wie gewöhnlich; das Manifest der Colonna wurde innerhalb weniger Stunden zu gleicher Zeit, wie die Bulle, erlassen; es hatte wahrscheinlich den Vortheil, zuerst ausgegeben worden zu sein. Wir müssen indessen ein paar Auslassungen M. Sismondi ergänzen. Aus seiner Erzählung würde man schließen, die Läugnung der Rechte des Papstes sei von den Colonna ersonnen worden, um wegen der Bulle Rache zu nehmen und sie zu widerlegen. Wir wollen nun ein wenig auf die Chronologie der Ereignisse sehen. Der Leser bemerke, daß diese Urkunde, welche Sismondi im Auszuge gibt, vom **10. Mai** 1297 datirt ist. Die Erklärungen der zwei Kardinäle, des Onkels und des Neffen, gegen die Gültigkeit der Wahl des Bonifaz waren vor dieser Periode so offen, daß am **Samstag dem vierten** jenes Monats der Papst den Johann von Palästrina, einen seiner Hausgeistlichen, zu dem Kardinal Peter Colonna sandte und ihn auffordern

---

1) Bonifaz spielt nie auf eine Gewaltthätigkeit an, die nach der Aussage vieler Zeitgenossen durch Wegelagerung und Plünderung des päpstlichen Schatzes von Sciarra Colonna gegen ihn begangen worden sein soll. Dieses Stillschweigen konnte für eine genügende Widerlegung der Thatsache gehalten werden; aber wir achten es für angemessen, einige der vielen Autoritäten für dessen Richtigkeit anzuführen: —

„Nam et ipse dicebat quod Stephanus (Sciarra) de Columna suum thesaurum fuerat depraedatus: propter quod inter ipsum Bonifacium et dictos Columnenses summa discordia extitit suscitata." — Amalricus, R. I. S. tom. III. pt. II. p. 435.

„In Roma fu grandissima divisione e quistione e guerra tra Papa Bonifacio VIII., e quei della Colonna, perocchè i Colonnessi rubarono un grandissimo tesoro al detto papo." — Cronica di Bologna, ib. tom. XVIII. p. 301.

„Eodem anno Columnenses Romani accesserunt et derobaverunt magnum thesaurum auri et argenti Dno Papae Bonifacio." — Chronicon Estense, ib. tom. XV. p. 344, sehr feindlich gegen Bonifaz.

„Nobiles etiam de Columna inimicos habebat, contra quos processit, quia Stephanus de Columna ipsius papae fuerat praedatus thesaurum." — Georgii Stellae Annales Genuenses, lib. II. ib. tom. XVIII. p. 1020.

ließ, an jenem Abend noch vor ihm zu erscheinen, weil es sein Wunsch sei, ihm in Gegenwart der anderen Kardinäle die Frage vorzulegen, ob er ihn für den wahren Papst halte, oder nicht. Der Prälat überbrachte die Botschaft; aber statt zu gehorchen, flohen die zwei Kardinäle mit vielen Gliedern ihrer Familie in jener Nacht aus Rom. [1]) Die Colonna geben in ihrem Libell oder Manifest selbst zu, es sei ihnen diese Botschaft überbracht worden. [2]) Wo sie sich zuerst verbargen, ist nicht bekannt; aber dies ist gewiß, daß sie am Morgen des **zehnten** zu Lunghezza, einem der Familie Conti gehörigen Hause, in Gesellschaft mit dem apostolischen Schreiber Giovanni da Gallicano, zwei niederern Mönchen, dem Deodato Rocci von Monte Prenestino und dem ausgezeichneten und später sehr heiligen Jacopone da Todi und einem Notar von Paläſtrina, Domenico Leonard sich befanden, welch' Letzterer auf ihren Befehl das Manifest schrieb, worin dem Bonifaz die päpstliche Würde abgesprochen wird; und von diesem Manifest spricht Sismondi als von einer Antwort auf eine Bulle, die zu Rom, zwölf Meilen entfernt, am nämlichen Tage und wahrscheinlich später am Tage veröffentlicht wurde! Diese Schmähschrift, wie es Zeitgenossen mit Recht nennen, sandten sie nach jeder Richtung hin aus, [3]) und ließen es sogar an die Thüren der St. Peterskirche anheften und

---

1) Pierre du Puis, Histoire particulière du grand Différend entre Bonif. VIII. et Philip le Bel. — Thuan. Append. tom. VII. p. IX. p. 33.

2) „Dicendo vos velle scire utrum sitis papa, prout in mandato per vos facto, si mandatum dici debet, per mag. Joannem de Penestre clericum camerae continebatur expresse." — Ap. Raynald. p. 228.

3) Bernardus Guido schreibt davon: „Deinde Domini Jacobus et Petrus de Columna, patruus et nepos cardinales videntes contra se motum papam, libellum famosum conficiunt contra ipsum, quem ad multas partes dirigunt, asserentes in eodem ipsum non esse papam, sed solummodo Caelestinum. Unde citati a Bonif. Papa non duxerunt comparendum, et facti sunt contumaces." — R. I. S. tom. III. p. 670. Dies scheint sogar auf eine Libell hinzudeuten, welche noch vor der Vorladung durch Johann von Paläſtrina geschrieben wurde. Amalricus Augerius beschreibt es folgendermaßen: —

„Jacobus patruus et Petrus ejus nepos de domo Columnensium tunc Ecclesiae Romanae cardinales contra ipsum Bonifacium quendam libellum famosum composuerunt, et ad plures et diversas partes ipsum transmiserunt, et publicari fecerunt; asserentes in ipso libello dictum Bonifacium non esse papam, sed Caelestinum Papam V., quem captum ipse detinebat." — Ibid. p. 435.

auf den Hochaltar legen.[1]) Ist es ein Wunder, daß Bonifaz nach diesem kühnen Akte des Trotzes gegen seine weltliche und geistliche Gewalt beide Schwerter ergriff und gegen seine widerspenstigen Geistlichen und rebellischen Vasallen den Krieg verkündete? Seinen Einladungen an seine Freunde wurde Folge geleistet; die Nachbarstaaten sandten ihm Truppen,[2]) oder bemächtigten sich, wie das Volk von Forli, der seinen Feinden gehörigen Schlösser;[3]) und bald blieb Palästrina allein in ihrem Besitz.

4. Diese Stadt war immer der feste Platz der Colonna gewesen, das Nest, in welchem alle ihre Verräthereien ausgeheckt wurden, der Zufluchtsort, in den sie in Sicherheit fliehen konnten; Bonifaz richtete deßhalb alle seine Macht gegen dieselbe. Hierüber brauchen wir keinen Kommentar zu geben.

5. Aber nun kommt die elende Geschichte von Guido von Montefeltro. Zuerst wollen wir fragen, welche historische Autorität gibt es für die von Sismondi mit so großer „Zuversicht" angeführte Erzählung von Perfidie, daß Guido überhaupt bei der Belagerung gegenwärtig war, oder einen Rath ertheilte, wie der, welcher ihm zugeschrieben wird? Er führt wirklich drei Gewährsmänner an — Dante, Ferrettus und Pipino,[4]) giftige Feinde des Papstes. Zwischen den Erzählungen der beiden Letzteren bestehen offenbare Widersprüche, von denen wir wenigstens einen zu berühren Gelegenheit haben werden; und Ferrettus hat, wie Muratori richtig bemerkt, keinen anderen Gewährsmann oder Führer für seine Erzählung, als den Dichter, dessen Worte er auch citirt. Ueberdies schreibt er, wie der gelehrte italienische Kritiker bemerkt, die ganze Erzählung über Bonifazius hindurch offenbar vom Hörensagen und verläumderischen Berichten, indem er Ausdrücke gebraucht, wie „sie sagen," „man berichtet." Ja es ist in der That noch auffallender, wenn wir finden, daß Sismondi sich für seine Autoritäten auf die Schriften Muratoris bezieht und nie zu verstehen gibt, daß ihr scharfsinniger Herausgeber gerade die Stellen, auf welche er sich

---

1) Histoire etc. ubi supra p. 34.

2) Z. B. Florenz: „Il commune di Firenze vi mandò in servigio del Papa seicento tra balestrieri e pavesari crociati con le sopransegne del commune di Firenze." — Giov. Villani, ubi sup. p. 37. Simon della Tosa Cron. sub anno 1297. Orvieto that, wie Manenti uns erzählt, so wie Matelica, das Nämliche. — Ap. Petrini, p. 148.

3) Annales Foroliv. R. I. S. tom. XII. p. 174. 4) Seite 140.

bezieht, an beiden Stellen als bloße Erdichtungen und Verläumdungen verwirft. So schreibt er über Ferrettus: „Quae hic habet Ferrettus de Bonifacio VIII. et Guidone antea Montis Feretri Comite pervulgata jam sunt; eadem enim paucis ante Ferrettum annis literis consignarat Dantes Aligherius. . . . *Sed probrosi hujus facinoris narrationi fidem adjungere nemo probus velit.* . . . Ferrettus haec a satyrico poeta ambabus manibus excepit, quippe et is ad maledicendum pronus. A quo autem fonte hauserit hic auctor universam ejusdem pontificis historiam, *contumeliis ubique ac paene maledictis contextam* conjicere poteris, Lector [könnte er nicht zum Voraus von einem neueren Werke sprechen?], ab illis verbis quae aliquando intermiscet, *dijudicant, ferunt;* ea siquidem procul dubio indicant *iniquos vulgi rumores corrupti a famosis, ut aiunt, libellis* Columnensium urbe depulsorum. Ceterum illustres ipsius virtutes, et praeclare gesta enarrant coaevi scriptores apud Rainaldum, quem vide." [1]) Und dieser von Muratori so charakterisirte Autor ist der eine, dem Sismondi genau folgt, ohne seinen Lesern die entfernteste Andeutung zu geben, daß noch eine andere Erzählung existirt! Aber kam Guido von Montefeltro zu der Belagerung, oder gab er den perfiden Rath, der ihm von Dante beigelegt wird? Wir sehen viele starke Gründe, es zu bezweifeln, ja es ganz zu läugnen. Guido von Montefeltro, dessen Nachkommen als Herzoge von Urbino lange ruhmvoll in Italien regierten, war während seines Lebens als General berühmt, und im Anfang seiner Laufbahn ein mächtiger Feind der Kirche. Im Jahre 1286 wurde er mit dem heiligen Stuhle ausgesöhnt [2]) und blieb ihm treu, bis er zuletzt der Welt und ihrer Eitelkeiten müde um die Erlaubniß nachsuchte, seinen Helm mit der Mönchskappe und seine Kuppel mit dem Strick des demüthigen heil. Franz vertauschen zu dürfen.

Vater Wadding hat uns den Brief gegeben, den Bonifaz an den Franziskanerprovinzial von La Marra richtete, worin er seine Zustimmung zu dem frommen Wunsche gibt, von dem er die Meinung hat, er komme von Gott. [3]) Der Brief ist von Anagni, den 23. Juli 1296 datirt. Im darauffolgenden November wurde Guido zu Ankona eingekleidet. Diese merkwürdige Lebensänderung konnte diejenigen, welche

1) Note zu Ferrettus, wie oben S. 969.

2) Istoria Fiorentina di Giachetto Malespini, cap. CCXXVIII. R. I. S. tom. VIII. p. 1045. 3) Annales Minorum, tom. V. ed. 2. fol. 349.

Zeugen derselben waren, nur mächtig in Staunen setzen, und deßhalb finden wir sie fast in jeder gleichzeitigen Chronik. Aber setzen wir nun den Fall, nach einiger Zeit habe der Mönch sich wieder in einen Soldaten verwandelt, er sei noch einmal auf das Schlachtfeld zurückgekehrt und habe die Belagerung von Paläſtrina geleitet, ist es da nicht wahrscheinlich, daß ein so auffallendes Ereigniß nicht gleichfalls angemerkt worden wäre. Und doch spielt kein Einziger darauf an. Wadding bemerkt mit Recht, die einfache durch gewichtige und kompetente Zeugnisse bestätigte Angabe, Quido habe bis zu seinem Tode in heiliger Demuth und ununterbrochenem Gebete verharrt, sei sicherlich den Erdichtungen der Dichter vorzuziehen.[1]) Niemand wird, wie wir glauben, geneigt sein, die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln, die sich auf die Aussage des Marianus und Jakobus von Perugia, eines gleichzeitigen Schriftstellers, stützt. Wir wollen uns mit einigen weiteren Auszügen aus solchen Schriftstellern begnügen, um Waddings Beweis zu bekräftigen.

Die Annalen von Cesena sagen von Guido: „Millmo. CCLXXXXVI die XVII Novembris, Guido Comes Montis Feretri, Dux bellorum, Fratrum Minorum est religionem ingressus. Currente MCCXCVIII die Dedicationis B. Michaelis in Civitate Anconae est viam universae carnis ingressus, et ibi sepultus.“ [2])

Nicobaldus von Ferrara schreibt einfach: „Guido Comes de Monteferetro quondam bellorum dux strenuus abdicato saeculo, Ordinem Minorum ingreditur, in quo moritur.“ [3]) Und in einem anderen Werke spricht er von ihm als von einem damals Lebenden: „Hoc tempore Quido comes de Monteferetro, Dux bellorum strenuus, depositis honoribus saeculi, Minorum Ordinem ingressus est, ubi hodie militat in castris B. Francisci.“ [4])

Die Chronik von Bologna sagt von ihm: — „1296. Il Conte Guido di Montefeltro, nobile e strenuo in fatti d'arme .... abbandonato il mondo, entrò nell' Ordine dei Fratri Minori, dove finì sua vita.“ [5])

---

1) „At domestici testes, et serii scriptores, dicentes hominem in sancta religione et perpetua oratione reliquos vitae dies transegisse, et quam laudabiliter obiisse, praeferendi sunt poetarum commentationibus.“ — Ib. fol. 351.

2) Annales Caesenates, R. I. S. tom. XIV, p. 1114. Diese Stelle bestätigt das Datum, auf welches Wadding nach Rubäus den Tod Guidos verlegt.

3) Compilatio Chronologica, ib. tom. IX. p. 253.

4) Hist. Imperat. ib. p. 144.

5) Cronica di Bologna, R. I. S. tom. XIV. p. 299.

Dieses Stillschweigen aller Chroniken über ein so außerordentliches Ereigniß ist gewiß ein mächtiger Beweis gegen die Angaben geschworner Feinde, die zudem in beträchtlicher Entfernung vom Schauplatze waren. Einige andere Erwägungen kommen noch dazu, um unseren Glauben an Letztere noch wankender zu machen. Zuerst ihre verschiedenen Angaben über wichtige Umstände. Ferrettus z. B. läßt ihn wirklich zu der Belagerung von Palästrina kommen, die Festungswerke untersuchen und sie für unüberwindlich erklären; und dann läßt er ihn, wie es Sismondi nachbetet, ehe er seinen perfiden Rath gibt, um Absolution „perpetrandi criminis" anhalten. [1]) Auf der anderen Seite erzählt uns Pipino, er habe sich wegen seines Alters und seines religiösen Gelübdes positiv geweigert, zu kommen, und er müsse deßhalb seinen elenden Rath dem Bonifaz bloß übersendet haben. [2]) Diese Verschiedenheit der zwei einzigen Geschichtschreiber, welche die Geschichte berichten, über eine so klare und wichtige Thatsache, ob Guido nämlich bei der Belagerung war und die Stelle eines Generals versah, oder nicht, ist für die ganze Erzählung gefährlich. Zweitens die gänzliche Abwesenheit eines Dokuments über den Gegenstand in den Regesten des Bonifazius. Unter diesem Namen versteht man die Originalabschrift aller Dokumente, die während der Regierung eines Papstes erlassen wurden, und deren Sammlungen die Hauptmasse der päpstlichen Archive ausmachen. Die des Bonifazius bestehen aus ungeheuren Bänden (wir glauben einer von jedem Jahr), in welchen jeder Brief, jedes Reskript oder Dekret, die Tag für Tag erlassen wurden, schön auf feines Pergament geschrieben sind; sie sind in zwei Klassen getheilt, von denen die zweite die sogenannten Curialbriefe bildet. Wenn wir die Geschichte des thätigen Lebens des Bonifazius lesen und finden, daß ungeachtet seiner beständigen Residenzveränderungen jedes Dokument mit schöner Hand ohne eine Ausradirung oder ein Zeichen der Eile eingetragen ist, so werden wir dahin geführt, uns von der Ordnung und Regelmäßigkeit seiner weltlichen und kirchlichen Verwaltung einen vortheilhaften Begriff zu bilden. Aber dann muß auch die gänzliche Abwesenheit jedes Dokuments, das sich auf eine angenommene Unterhandlung seiner Regierung bezöge, mit der Aussage, daß sie nicht stattgefunden habe, gleichbedeutend sein.

1) Ubi sup. p. 970.

2) „Qui cum constantissime recusaret id se facturum, dicens se mundo renuntiasse, et jam esse grandaevum, papa respondit," etc. — Ibid. p. 741.

Um auf unseren gegenwärtigen Fall zu kommen; wir haben in dem zweiten Bande seiner Regesten, Ep. 63, einen Brief gefunden, durch welchen Konrad von Montefeltro citatur ad Curiam, — zu einem Geschäft nach Rom vorgeladen wird; und einen anderen in den Kurialbriefen (Nr. 2), in welchem Guido selbst auf einen gewissen Tag nach Rom vorgeladen wird, damit sich der Papst über wichtige die Pacification Italiens betreffende Geschäfte mit ihm berathen könne. Ferner haben wir gesehen, daß eine Urkunde existirt (und zwar in den Regesten), in welcher Landulf Colonna zum Kapitän bei der Expedition ernannt wird, und eine ähnliche findet sich daselbst in Bezug auf Matthäus Colonna, welcher gegen seine Familie eine ähnliche Partei ergriff. [1]) Ist es nun glaublich, daß in dieser Sammlung oder in einem anderen Theil der päpstlichen Archive sich keine Spur einer zweiten, entweder direkten oder durch seine religiösen Oberen vermittelten Vorladung Guido's, auf das Schlachtfeld zu kommen, noch ein Befehl, im Kriege ein Kommando zu übernehmen, oder als Rathgeber zu handeln, sich finden sollte? Ja und so ist es auch. Nicht zufrieden mit unseren eigenen Mitteln, die Sache zu erforschen, wagten wir es, uns an den gefälligen und erfahrenen Präfekten der päpstlichen Archive zu wenden, damit er eine genauere Untersuchung anstellen möge. Das Resultat des gelehrten Prälaten wurde nicht bloß uns persönlich gefällig mitgetheilt, sondern in einer eben erschienenen Abhandlung in die Welt gegeben. Wir machen daraus folgenden Auszug, der zu unserem Zwecke genügt: „Was soll ich von dem Rathe sagen, den Guido von Montefeltro dem nämlichen Bonifaz bei der Belagerung von Paläſtrina gegeben haben soll, welcher er sich zu unterziehen geweigert habe, weil er, um einen glücklichen Erfolg zu erzielen, nothwendig eine Sünde hätte begehen müssen, von der ihn indessen loszusprechen, der Papst sich sehr bereit gezeigt habe? Dies ist die Erzählung Dante's, eines notorischen Ghibellinen. Ich wurde von der nämlichen Person mehrere Male aufgefordert, in den vatikanischen Archiven nachzusehen, ob sich dort keine Urkunde über den Umstand finde, und ich kann meine Ehre einsetzen, daß ich keine gefunden habe, — ein sicherer Beweis, daß keine vorhanden ist. Wenigstens hätte der Brief, in welchem Bonifaz den Guido vorladet, mir unter die Augen kommen sollen; allein selbst von ihm findet sich keine Spur in den

1) Lib. III. Ep. 598.

vatikanischen Regesten." [1]) Diese Abwesenheit jeder Urkunde an solch' einem Platze ist, wie wir glauben, ein schlagender Beweis gegen den angenommenen Vorfall. Schlüßlich halten wir das Ganze für eine Fabel, weil wir überzeugt sind, daß kein so perfider Weg, wie die Erzählung annimmt, eingeschlagen wurde.

6. Um zu dem letzten Theil der Erzählung Sismondis über den Streit der Colonna zu kommen, läugnen wir, daß Bonifaz solche Bedingungen, wie die Beschriebenen, stellte, oder daß ihm die Stadt unter Bedingungen ausgeliefert wurde, die er verletzte, oder daß die Colonna auf die Warnung hin, ihr Leben sei in Gefahr, sich zu kommen weigerten und die Flucht ergriffen. Ehe wir zur Widerlegung dieser Erzählung schreiten, müssen wir ein wenig zurückgehen. Nach der Veröffentlichung des Manifestes der Colonna blieben die Häupter der Familie in Palästrina verschanzt, und am vierten September erfuhr man, daß die Feindseligkeiten beginnen. Auf dieses hin hielten die Municipalitäten von Rom auf dem Kapitol eine feierliche Versammlung und sandten eine Deputation nach Palästrina, um die Colonnesi zu bewegen, sich vor dem Papst zu demüthigen und vollständig zu unterwerfen. Sie versprachen Alles, was gefordert wurde, und die Deputirten gingen zu Bonifaz nach Orvieto und verwendeten sich für sie. Er gab nach und versprach, ihnen Gnade zu Theil werden zu lassen, unter der Bedingung, daß sie ihre Schlösser und Personen auslieferten. [2]) Statt dessen nahmen sie den Franzesco Crescenzi und Nikola Pazzi, seine anerkannten Feinde, und zudem einige Gesandte des Königs von Arragonien, mit dem er im Kriege lag, offen in ihre Burg auf. Erst dann und nicht vorher, zuerst am 18. November, und noch einmal am

1) Diplomatica Pontificia. Rom, 1841, p. 23.

2) Nachdem er den Weg, den die Deputirten zuerst in Hinsicht auf die Colonna, dann auf ihn selbst eingeschlagen hatten, berichtet hat, fährt er fort: — „Nos igitur illius vices gerentes, qui mortem non fecit, nec delectatur in perditionem virorum, et filios . . . . . humiliter revertentes suaque recognoscentes peccata ad poenitentiam libenter admittit, praefatis schismaticis, hostibus atque rebellibus . . . . . [hier folgen die Bedingungen] gremium non claudemus quin eos taliter redeuntes, sic misericorditer et benigne tractemus, quod sit gratum Deo, honorabile nobis et ipsi Ecclesiae, et ex nostris, et ipsius Ecclesiae actibus exemplum laudabile posteris relinqnamus. — Apud Petrini, ex Archiv. S. Angeli, p. 420. Welch' eine verschiedene Idee von dem Charakter des Bonifaz geben uns diese Worte, als die Schilderung der modernen Geschichtschreiber! Wer, der diese Worte liest, glaubt nicht, daß er gnädig gehandelt haben würde?

14. Dezember traf er seine endlichen Maßregeln zum Kriege.[1]) Diese Unterhandlung oder dieser Vertrag kann natürlich nicht derjenige sein, von dem Sismondi spricht; wir haben es aber für gut befunden, seine Erzählung zu berichten, um den Charakter derjenigen, mit denen es Bonifaz zu thun hatte, und die Natur des Streites zu zeigen.

Die Stadt Paläſtrina wurde ſtreng belagert und ebenſo tapfer vertheidigt; die Frage iſt, wurde ſie zuletzt unter Bedingungen übergeben, die nicht gehalten wurden? Wir antworten, gewiß nicht; und hier ſind unſere Beweiſe für uns überzeugend. Im Jahre 1311 gab Clemens V. zu Avignon ſeine Zuſtimmung zu einem Prozeſſe, der von Philipp von Frankreich, Nogaret, den Colonna und allen anderen Feinden des Bonifaz gegen deſſen Andenken eingeleitet wurde. Die Präliminarien bekundeten Alles, nur nicht den Wunſch, ſeinen Vorgänger zu begünſtigen. In der über die Sache erlaſſenen Bulle iſt Clemens voll vom Lobe des Königs und ſpricht ihn von allen unſchicklichen Beweggründen völlig frei, während er befiehlt, es ſollen alle Briefe und Erlaſſe gegen Frankreich aus den Regeſten ausgetilgt werden. Dies geſchah, wie ſich aus ihren Bänden ergibt; gleichwohl hatten die Freunde des Bonifazius glücklicherweiſe Abſchriften von vielen bewahrt. Es wurde ebenfalls jedem vollkommene Freiheit gegeben, Anſchuldigungen gegen ihn vorzubringen. Die Colonna beſchuldigten ihn des Verbrechens, das ihm von Sismondi aufgebürdet wird, er habe nämlich die Uebergabe ihrer Stadt und ihrer Schlöſſer unter der ausdrücklichen Bedingung — „per bullas et solemnes personas“ (die römiſchen Geſandten oder Deputirten) erhalten, daß er bloß ſein Banner auf den Wällen aufpflanze, und ihre Bewachung in den Händen der Familie bleibe. Wir haben auf dieſe Beſchuldigung zwei Antworten; eine kürzere, die wir gerne zuletzt geben wollen,[2]) und eine ausführlichere, die von Kardinal Francesco Gaetani beigebracht wurde und auf einem Pergamente in den vatikaniſchen Archiven beruht. Wir wollen das Weſentliche der Antworten geben, indem wir ſie durch mittelbare Beweiſe verſtärken.

Fürs Erſte nun iſt es klar, daß mit den Colonna kein ſolcher Vergleich gemacht wurde, weil ſie ſich ſelbſt dem Papſt zu Füßen warfen und um Gnade baten. Sismondi erzählt uns, ſie ſeien gewarnt worden, es drohe ihrem Leben Gefahr, wenn ſie vor dem Papſt erſchienen, und ſeien, nachdem ſie ſich entſchloſſen hatten, die

1) Siehe Petrini, 147. 2) Ap. Petrini, p. 431.

Stadt zu übergeben, geflohen und hätten es nicht gewagt, sich ihm zu nähern. Kardinal Cajetan sagt, die Colonna seien von Paläſtrina nach Rieti gekommen, seien von den Thoren an mit schwarzen und weißen Stricken um ihre Nacken vor den Papst getreten und hätten sich ihm zu Füßen geworfen, wobei Einer von ihnen ausgerufen: „Peccavi pater in coelum et coram te, jam non sum dignus vocari filius tuus," und der Andere habe beigefügt: „Afflixisti nos propter scelera nostra." Für diese Erzählung nun, welche der von unserem Geschichtschreiber gegebenen gerade entgegengesetzt ist, beruft sich der Kardinal auf die Kardinäle und Prälaten, welche dabei zugegen waren, und auf den Prinzen von Taranto, der an Ort und Stelle sich befunden und gerne Zeugniß dafür ablege. [1]) Diese Erzählung wird durch viele Zeugnisse bestätigt. Pipino gibt sie auf seine Art. Er erzählt, sie seien zu ihm gekommen, wie es oben beschrieben wurde, und der Papst „spretis lacrymis eorum confessionibus atque precibus, velut aspis surda, non est misertus eorum." [2]) Aber die letztere Behauptung wird von Anderen, so wie von Kardinal Francesco widersprochen. Eine Chronik von Orvieto sagt, sie seien „a Romana curia cum letitia multa" aufgenommen worden. [3]) Villani, welcher behauptet, die Stadt sei durch Verrath in Besitz genommen und zerstört worden, sagt uns „die Colonnesi, Geistliche und Laien, seien nach Rieti gekommen, und hätten sich dem Papst um Verzeihung zu Füßen geworfen, welcher ihnen auch verziehen und sie von der Exkommunikation freigesprochen habe." [4]) Paolino de Piero, kein Freund des Bonifazius, sagt, sie seien gekommen, um Gnade zu erlangen, „die ihnen der Papst gnädig und auf freundliche Art (grosamente e di buon aria) zukommen ließ, und er habe sie von der Exkommunikation befreit; darnach sei Paläſtrina dem Vertrag zufolge zerſtört worden." [5])

Zweitens; als sie nach Rieti kamen, war die Stadt bereits in den Händen des Papstes, da sein General Besitz von ihr genommen hatte. Ist es wahrscheinlich, daß er sich nach diesem begnügt haben würde, bloß seine Fahne aufzupflanzen oder mit seinen unterworfenen Rebellen Bedingungen einzugehen?

Drittens; der Kardinal läugnet, daß irgend solche Bullen, wie die angeführten, existiren oder aufgewiesen werden können, da es nie welche gab.

1) Petrini, ubi supra. 2) Ubi sup. p. 737. 3) Angeführt bei Petrini, S. 422.
4) Ubi sup. p. 39. 5) Cronica, R. I. S. tom. II. p. 53.

Viertens; er widerspricht der Behauptung, daß irgend andere Gesandte oder Vermittler zugegen waren, als solche Fürsprecher, welche die Colonna selbst mitgebracht hatten.

Fünftens; er behauptet, es sei kein wahres Wort an der Aussage, der Papst habe, nachdem er ihnen vergeben und dem Stephan Colonna eine Buße aufgelegt hatte, Ritter nach ihm ausgesendet, um ihn zu ermorden.

Dies ist die Beweisführung zu Gunsten des Papstes, bezüglich welcher es freilich nutzlos ist, sich wieder zu beklagen, daß der Geschichtschreiber der italienischen Republiken nicht die geringste Notiz davon nimmt oder auch nur eine Andeutung darüber gibt. Die Sache des Bonifaz, aus dessen „Prozeß," wie er in den vatikanischen Archiven genannt wird, diese Urkunden ausgezogen sind, wurde von dem allgemeinen Konzil von Vienne, welches im Jahre 1312 hauptsächlich zu diesem Zwecke zusammenberufen und abgehalten wurde, untersucht und entschieden. Die Entscheidung fiel ganz zu seinen Gunsten aus; sein Andenken wurde im Angesichte jedes feindlichen kirchlichen und weltlichen Einflusses auch von dem geringsten Vorwurf entlastet. Er war der Ketzerei, Zauberei, Götzendienerei und des Unglaubens beschuldigt worden. Der Beweis für seine Götzendienerei war der, er habe sein Portrait auf einige Geschenke an Kirchen eingraben lassen; er habe demnach gewünscht, göttlich verehrt zu werden. Der Beweis für sein Nichtglauben an die wirkliche Gegenwart war der, er habe einem Altare den Rücken gekehrt, während auf demselben die Messe gelesen wurde. Die Rechtfertigung waren die reichlichen Thränen, mit welchen er die göttlichen Geheimnisse feierte, und die prachtvollen Geschenke, welche er vielen Altären machte![1])

III. Wir müssen nun zu seinem Ende eilen, ein Gegenstand, der nicht weniger falsch dargestellt wurde, als der Anfang seiner Regierung. In einem Punkte lassen ihm in der That Alle Gerechtigkeit widerfahren, in seinem edlen Dulden und seiner Unerschrockenheit, als er von seinen Feinden ergriffen wurde. Wilhelm von Nogaret und Sciarra Colonna, welcher, wie seine Familie, die Verzeihung von Rieti längst vergessen hatte, bahnten sich, Ersterer mit einem französischen Heere, Letzterer mit einer Bande von Söldlingen, durch Verrath den Weg nach Anagni, der von Bonifaz so geliebten und begünstigten Stadt. Sie rannten durch die Straßen mit dem Geschrei: „Lange lebe der

1) Raynald, ex Processu, p. 550, ad. an. 1312.

König von Frankreich, Tod dem Bonifaz!" Das Volk leistete von panischem Schrecken ergriffen keinen Widerstand; und als sich die zwei Banden den Weg zu seinem Palaste gebahnt hatten, betraten sie zu verschiedenen Momenten und auf verschiedenen Wegen den päpstlichen Audienzsaal. Inzwischen hatte sich Bonifaz in vollständigen päpstlichen Ornat geworfen; und auf seinem Throne sitzend (oder, wie Sismondi schreibt, vor dem Altare knieend) mit einem Kruzifix in seinen Händen, über welches er sich beugte,[1]) erwartete der ehrwürdige alte Mann ruhig die Ankunft seiner Feinde. Der ungestüme Sciarra stürzte an der Spitze seiner Bande mit zur Rache gezücktem Schwerte in den Saal, blieb aber auf der Schwelle furchtsam und unentschlossen vor seinem Herrn stehen. Wilhelm von Nogaret folgte, und drohte ihm weniger bestürzt mit Schimpfwörtern, er werde ihn nach Lyon führen, damit er durch ein allgemeines Konzil abgesetzt werde. Bonifaz antwortete mit ruhiger Würde, welche den dreisten Franzosen beschämte und demüthigte: „Hier ist mein Haupt, hier ist mein Nacken; ich will es gerne ertragen, daß ich, ein Katholik und der gesetzmäßige Oberpriester und Stellvertreter Christi von den Patarenern[2]) verdammt und abgesetzt werde. Ich verlange, für den Glauben Christi und seine Kirche zu sterben."[3]) Diese Scene, von der wir uns bloß wundern, daß sie nie zum Gegenstand des Pinsels eines Malers gewählt worden ist, zeigt beinahe mehr, als jede andere in der Geschichte, den Triumph der moralischen über die thierische Stärke, die Gewalt des in seiner äußeren Haltung mit wahrer Würde bekleideten Geistes über Leidenschaft und Ungerechtigkeit. Selbst Dante ließ sich bei seiner Betrachtung erweichen, und sang voll Unwillen von seinem Feinde —

„Veggio in Alagna entrar lo fiordaliso
E nel vicario suo Cristo esser catto.
Veggiolo un altra volta esser deriso;
Veggio rinnovellar l'aceto e 'l fele
E tra vivi ladroni essere anciso."[4])

---

1) Siehe die Erzählung bei Villani, cap. 63, p. 116. Pipino erzählt uns, er habe in seiner Hand einen Theil des wahren Kreuzes gehalten, und er habe, wie unser heiliger Thomas, ausgerufen: „Aperite mihi portas camerae, quia volo pati martyrium pro Ecclesia Dei." — S. 740.

2) Nogarets Vater war wegen Ketzerei bestraft worden.

3) Dies wurde durch seinen Prozeß bestätigt. Siehe Rayn. ubi sup.; Rubaeus, p. 214.

4) Fegfeuer, XX, 86 — 90.

Nach dreitägiger Gefangenschaft befreite ihn das aus seiner Apathie erwachte Volk, und in wenigen Tagen wurde er nach Rom geleitet, wo er am dreißigsten Tage starb. Daß der Tod des Papstes durch den Schlag und die Leiden seiner Gefangenschaft beschleunigt wurde, ist nicht zu verwundern, wenn man erwägt, daß er im siebenundachtzigsten Lebensjahre stand, und daß sein hoher und empfindsamer Geist durch die Undankbarkeit seiner Unterthanen und durch die über ihn ausgegossenen Beschimpfungen gewaltig niedergebeugt war. Aber ein solcher Gesichtspunkt würde bloß unser Mitleiden erregt haben, und man hielt es für erforderlich, die durch die Scene seiner Gefangenschaft erregten Sympathien durch ein Schauspiel anderer Art auszulöschen. Sismondi nimmt deßhalb wiederum Ferrettus zu seinem Führer und erzählt uns, Bonifaz sei, als er von dem Kardinal in seinen Gemächern gefangen gehalten wurde, in eine heftige Leidenschaft verfallen, habe seinen treuen Diener Johann Campano hinausgeworfen, die Thüre verriegelt, und nachdem er seinen Stab zernagt hatte, seinen Kopf gegen die Mauer gestoßen, daß seine grauen Haare mit Blut befleckt wurden, und dann habe er sich mit den Betttüchern erwürgt.[1])

Wir nehmen an, Sismondi habe sich geschämt, dem Ferrettus aufs Aeußerste zu folgen, und habe deßhalb ausgelassen, daß Bonifazius seinen ganzen Stab, der doch ziemlich lang war, bis auf ein Stückchen zernagt habe („baculum satis procerum dentibus conterit;" und ferner: „baculo *minutatim* trito"); daß er den Beelzebub angerufen habe, obgleich Niemand im Zimmer war, der ihn hätte hören können, und daß er von dem Teufel besessen gewesen sei.[2]) Solche Dinge würden in Frankreich von 1809 sehr bezweifelt worden sein; sie wurden deßhalb klugerweise ausgelassen und gerade so viel von der Erzählung aufgenommen, als zu einem guten Romane gehört; denn Roman ist es von Anfang bis zu Ende. Unten auf der Seite, welche Mr. Sismondi anführte, hätte er die gerade Erklärung Muratoris gehabt, daß die ganze Erzählung eine unwürdige Lüge (indignum mendacium") sei, und es wird darauf verwiesen, wo eine vollständige Widerlegung gefunden werden könnte. Aber den Bonifaz mit den Sakramenten der Kirche versehen und wie einen guten Katholiken in seinem Bette sterben zu lassen, würde in der That sehr matt gewesen sein, und das Melodrama, welches Sismondi aus seiner Geschichte gemacht hatte, seiner Spitze beraubt haben. Ja wir fürchten, wir müssen mit dieser

1) Sism. p. 150. 2) Ubi sup. p. 1008.

weniger tragischen, aber tröstlicheren Ansicht von dem Hintritte des Bonifazius uns begnügen. In seinem „Prozesse" stellte sich heraus, daß er auf seinem Krankenbette „nach dem Gebrauche der römischen Päpste alle Glaubensartikel in Gegenwart von acht Kardinälen hersagte und bekannte, worüber wir die Briefe unseres Bruders Kardinal Gentili haben;" [1]) und ferner wurde von ihm gesagt, „er habe in Gegenwart vieler Kardinäle und anderer ehrenwerther Personen das Bekenntniß abgelegt, er habe immer den katholischen Glauben festgehalten und wünsche, in ihm zu sterben." [2]) Ferner gibt Kardinal Stephanesius, ein Augenzeuge, die nämliche Erzählung und versichert uns, sein Tod sei sehr ruhig gewesen: —

—— „Christo dum redditur almus
Spiritus, et divi nescit jam judicis iram,
Sed mitem placidamque patris, ceu credere fas est." [3])

Sicherlich sollte der Humanität wegen auf diese authentischen Berichte wenigstens angespielt worden sein. Was sollen wir aber von dem Stoßen seines Kopfes gegen die Wand und von seinen wilden und schrecklichen Blicken bei seinem Tode sagen, die Ferrettus erwähnt? der überdies noch beifügt, sein Körper sei in die Erde begraben und ein Marmorstein darauf gesetzt worden? Oder von seinen zernagten Händen und Fingern, wie Einige berichten? [4]) Es gefiel der göttlichen Vorsehung, diese Verläumdungen im Jahre 1605, genau dreihundert Jahre nach seinem Tode, auf schlagende Weise zu widerlegen. Die Kapelle im Vatikan, welche er zu seinem Grabmal gebaut hatte, mußte niedergerissen und sein Leichnam entfernt werden. Als das Grab (ein Sarkophag, nicht die Erde) geöffnet wurde, fand man seinen Körper fast ganz unverletzt, mit einem sehr ruhigen Ausdruck; so vollkommen war er erhalten, daß man die kleinsten Adern verfolgen konnte. Er wurde von Medizinern sorgfältig untersucht, und es wurde von einem Notar über seinen Zustand und den kostbaren Ornat, in den er gehüllt war, ein genauer procès verbal aufgenommen. Dies kann man bei Rubäus ausführlich finden. [5]) Nun ist es gewiß, daß die Natur nach dem Tode keine Wunden vernarben läßt; und doch konnte keine Spur einer Wunde am Haupte gefunden werden, die

1) Prozeß, p. 37. 2) Ibid. p. 131.
3) De Canoniz. Caelest. lib. I. cap. XI. R. I. S. tom. III. p. 660.
4) „Mori, secondochè per più si disse, di rabbia, e mameandosi le mani." — Paolino de Piero, ubi sup. p. 65.
5) Seite 346.

Haut war unverletzt, und was die zernagten Hände anbelangt, so waren sie so schön, „daß sie Alle, die sie sahen, mit Bewunderung erfüllten."

Wir können nun zum Schlusse eilen. Wir hoffen, daß das, was wir geschrieben waren, genügen mag, um die Leser zu warnen, daß sie vor den kühnen Behauptungen von Geschichtschreibern über Gegenstände, wie diese, auf ihrer Hut sind. Wir dürfen indessen ein paar Bemerkungen nicht unterlassen. Obgleich der Charakter des Bonifaz gewiß streng und unbeugsam war, so kann doch kein Beispiel gefunden werden, daß er grausam und rachsüchtig gewesen ist. In seiner ganzen Geschichte kann kein Beispiel aufgefunden werden, daß er einen einzigen Feind mit dem Tode bestraft hätte. Als er den Johann von Paläſtrina zu dem Kardinal Colonna sandte, hätte er eben so leicht eine Abtheilung seiner Garden senden und ihn mit Gewalt vor sich bringen lassen können. Als sämmtliche Colonna zu Rieti vor ihn kamen, konnte er ganz nach Belieben mit ihnen verfahren, und doch that er ihnen nichts zu Leide. Wie können demnach Sismondi's Andeutungen bestehen, er habe die Absicht gehabt, ihnen das Leben zu nehmen? Ferner vergab er dem Guido von Montefeltro seine vielen Beleidigungen, so wie dem Ruggieri dell' Oria, einem anderen Todfeind der Kirche. [1]) Als er nach seiner Befreiung in einem zuvor nie gesehenen Triumphe nach Rom zurückkehrte, wurde, wie Kardinal Stephanesius uns erzählt, sein Todfeind vom Volke ergriffen (Muratori meint, es sei entweder Sciarra Colonna oder Nogaret gewesen), und vor ihn gebracht, damit er nach Gefallen über ihn verfügen möge; er begnadigte ihn und ließ ihn frei. [2]) Als Fra Jacopone in seine Hände fiel, verfuhr er ebenfalls gnädig mit ihm und sperrte ihn ein, in welchem Falle Andere die Beleidigung als ein Kapitalverbrechen behandelt haben würden. [3]) Diese Beispiele von Versöhnlichkeit und Edelmuth, denen wir noch andere beifügen könnten, sollten sicherlich bei der Beurtheilung des Charakters des Papstes ihr gebührendes Gewicht haben.

---

1) „Questi Ruggieri dell' Oria era molto stato gran nemico della Chiesa e del Re Carlo, al quale a prego della reina e di Don Jacomo, Bonfazio che allora era papa, benignamente e graziosamente perdonò." — Paolino di Piero, pag. 50. 2) Ubi sup. p. 459.

3) Siehe die schöne Geschichte dieses heiligen Mannes (obgleich sie in diesem Theile seines Lebens aus irrthümlichem Eifer falsch dargestellt ist) in dem zehnten Buch der köstlichen Mores Catholici, p. 407. Die vorhergehende Seite gibt eine Erzählung von Guido von Montefeltro.

Ueberdies finden wir bei keinem Schriftsteller, selbst unter den ihm feindlich gesinnten, die leiseste Andeutung gegen seine moralische Aufführung oder seinen Charakter; und dies will bei einem Papst, der ärger angegriffen wurde, als fast jeder andere, nicht wenig heißen. Der Beschuldigung des Geizes, welche oft wiederholt wurde, kann man leicht durch die Freigebigkeit begegnen, welche er bei seinen kirchlichen Stiftungen und Geschenken, namentlich zu Gunsten der St. Peterskirche entwickelte. Seine Gerechtigkeit scheint allgemein anerkannt worden zu sein. Hallam bezeugt die Billigkeit seines Urtheils zwischen England und Frankreich. [1]) Er versöhnte die Republiken Genua und Venedig; und alle seine Unterhandlungen zwischen streitenden Mächten zielten darauf ab, Frieden zu stiften. Selbst seine energischsten Verhandlungen hatten diesen Zweck. Unter seinen Nachbarn forderte ihn, wie uns Dino Compagni versichert, Florenz auf, in seinen eigenen Zwistigkeiten wegen der Entschädigung des Giano della Bella zu entscheiden; [2]) und die Bologneser sandten, wie wir aus Matthäus de Griffonibus ersehen, drei Gesandte zu ihm, und er wurde zwischen ihnen, Ferrara und Modena zum Schiedsrichter auserwählt. [3]) Velletri ernannte ihn zum Podesta oder obersten Statthalter; Pisa erwählte ihn mit einem jährlichen Tribut zum Lenker des Staates; und als er einen Statthalter dahin sandte, so mußte er schwören, die Gesetze des Ortes zu beobachten und all sein Einkommen dort auszugeben. [4]) Endlich errichteten ihm Florenz, Orvieto und Bologna zum Zeichen ihrer Verpflichtungen und ihrer Bewunderung mit großem Aufwande Statuen. [5]) Von seinen wissenschaftlichen Kenntnissen brauchen wir nicht zu sprechen; Niemand hat sie bestritten, und das sechste Buch der Dekretalen wird sie bezeugen, so lange Christi unvergängliche Kirche bestehen wird.

1) Europe in the Middle Ages, ubi sup.

2) Cronica, lib. I. R. I. S. tom. IX. p. 478.

3) Memoriale Historicum, ib. tom. XVIII. p. 131.

4) Rub. ex Archiv. S. Aug. p. 90.

5) „Dicto anno [1301] statua sive imago Papae Bonifacii VIII. posita fuit in palatio Bladi." — Cronica di Bologna, R. I. S. tom. XVIII. p. 304. [Diese Statue aus Bronze kann man noch zu Bologna sehen.]

Die
heilige Elisabeth von Ungarn.

Aus dem Dublin Review, Oktober, 1837.

Die heilige Elisabeth von Ungarn.

Art. V. — Histoire de Sainte Elizabeth de Hongrie, Duchesse de Thuringe (1208 — 1231). Par *Le Comte de Montalembert*, Pair de France, Paris 1836.

Beim Durchlesen der verschiedenen Werke, welche uns bei unserem Berufe als Kritiker in die Hände kommen, müssen sich unsere Gefühle nach deren Charakter ändern. Wir sprechen gegenwärtig nicht von solchen, welche Regungen des Unwillens und Mißfallens hervorrufen; das vor uns liegende Buch verbannt den Gedanken an alles Derartige aus unserem Geiste. Wenn wir aber Blätter von angenehmerer Natur durchgehen, so können wir bald staunen über die von dem Verfasser dargelegte Gelehrsamkeit, bald können wir vielmehr seinen Scharfsinn und sein Genie bewundern; einige Bücher geben uns eine hohe Meinung von seinen moralischen Eigenschaften, und andere erregen in uns das Verlangen, seine Bekanntschaft als eines Mannes von liebenswürdigem und tugendhaftem Charakter zu machen. Selten indessen ward es uns zu Theil, die besonderen Gefühle zu empfinden, welche die Lektüre des vor uns liegenden Buches begleiteten. Es war nicht die Forschung, noch der reiche poetische Genius, noch der tiefe religiöse Ton, noch die beredte Sprache seines jugendlichen Verfassers, so augenfällig und bewundernswürdig alle diese Eigenschaften sind, was unsere Aufmerksamkeit anzog und unsere Sympathie sicherte; es war die aufrichtige Liebe, die enthusiastische Andacht, mit der sein Werk unternommen und vollendet wurde, was uns die Tage und die Jahre, welche er auf seine Vollendung verwendete, beneiden ließ. So rein mußte das Herz und die Seele gewesen sein, während sie mit dem geheiligten Gegenstande ihrer geistigen Neigung beschäftigt waren; so verschlossen mußten die Gefühle gegen den rohen Materialismus des

Lebens in dieser trockenen Generation gewesen sein, während sie die gesunde Frische eines grüneren Zeitalters einathmeten; so voll von süßer Betrachtung, mannigfaltiger Hoffnung und bewußtem Erfolg mußte seine Pilgerfahrt gewesen sein, als er in dem tiefsinnigen einfachen Deutschland von Stadt zu Stadt wanderte, um die noch im Andenken des Volkes lebenden Traditionen zu sammeln oder in seinen Bibliotheken modernde Berichte zu entdecken; endlich so voll von Befriedigung und Frieden mußte sein Leben erschienen sein, während er manche Versuchung überwand, die starken Trost brauchte, daß wir freudig viele unserer dürren Jahre für wenige so angenehm und doch so nützlich angewendete austauschen würden.

Allein wir haben vergessen, daß wir weder den Autor, noch sein Buch unserem Leser vorgeführt haben, außer der bloßen Ceremonie der Ankündigung ihrer Namen an der Spitze unseres Artikels, und wir haben geschrieben, als glaubten wir, er besitze das nämliche Glück, wie wir, nämlich das persönlicher Bekanntschaft mit beiden. Der beste Bericht, den wir von dem Verfasser geben können, ist unsere Anzeige seines Werkes; denn sein Charakter ist jeder Seite aufgeprägt. Wenige einleitende Worte werden deßhalb genügen. Der Graf von Montalembert ist kein Schwärmer, der seine Studien und Betrachtungen auf vergangene Jahrhunderte koncentrirt und die Pflichten, welche die Gegenwart in Anspruch nimmt, vernachläßigt. Als Pair von Frankreich wurde er in der Kammer seines Standes gefunden; einst in früheren Tagen vor ihren Schranken, um die Rechte der christlichen Erziehung gegen das barbarische Monopol einer halbungläubigen Universität zu vertheidigen, und seitdem auf seinem Platze, um bei seiner edlen und beredten Vertheidigung der kirchlichen Rechte, die in der Person des Erzbischofs von Paris verletzt wurden, den Beifall aller Parteien zu vereinigen. In fast jeder Sprache des civilisirten Europas bewandert und sie sogar fließend sprechend, mit unserem Lande so gut wie mit Frankreich durch Bande des Bluts, mit Belgien durch neuere häusliche Bande, mit Italien und Deutschland durch wiederholte Besuche, während welcher er von dem einen den Geist der christlichen Kunst, von dem andern den Geist der christlichen Philosophie einsog, mit Polen durch eine begeisterte Bewunderung seiner Kämpfe für die Unabhängigkeit, so wie durch eine seltene Bekanntschaft mit seiner Literatur verbunden, geht er nicht schlafend oder träumend unter seiner Generation einher, sondern ist ebenso fähig, ihre Bedürfnisse und ihre

Heilmittel zu verstehen, als Jeder, der seine Zeit für das allgemeine Wohl für verloren halten wird, wenn er sie nicht auf Entwürfe von Eisenbahnen und Budgetberathungen verwendet hat. In England wird man natürlich denken, ein Pair, dem es einfallen könne, das Leben einer Heiligen zu schreiben, müsse bigott und illiberal sein, um nichts Schlimmeres zu sagen. Nun ist M. de Montalembert keines von beiden; er knüpft das Glück seines Landes nicht an die Vorbedeutung eines Namens; er vertheidigt die Sache der vernünftigen Freiheit unter der Regierung, die gegenwärtig besteht, weil er der Ansicht ist, wahre Freiheit gründe sich auf ein religiöses, ein katholisches Prinzip, welches bei jeder Regierungsform vorwiegen sollte und das unveräußerliche Recht eines jeden christlichen Volkes ist. [1]) Aber wir wollen ihn selbst am Schlusse seiner schönen Einleitung sprechen hören, von der wir für jetzt nicht mehr sagen werden.

„Es würde uns schmerzen, wenn man in Folge dessen, was wir gesagt haben, dächte, wir seien blinde Enthusiasten für das Mittelalter, oder wir halten es in jeder Hinsicht für bewundernswürdig, beneidenswerth und tadellos, und wir wähnen, in dem Zeitalter, in welchem wir leben, können die Nationen nicht geheilt werden, wie vormals. [2]) Ferne von uns ist der Wunsch, in nutzlosem Gram zu vergehen oder über dem Grabe von Nationen, deren Erben wir sind, die Augen auszuweinen. Ferne ist von uns der eitle Gedanke, Zeiten, die für immer vorüber sind, zurückführen zu wollen. Wir wissen, daß der Sohn Gottes am Kreuze starb zum Heile der Menschheit, nicht bloß während fünf oder sechs Jahrhunderten, sondern für die ganze Dauer der Welt.... Wir bedauern deßhalb in Gemäßheit des Schicksals, dem alles Menschliche unterworfen ist, keine menschliche Einrichtung, die einst geblüht hat, so sehr wir sie auch bewundern mögen; aber wir bedauern bitterlich die Seele, den göttlichen Geist, der sie belebte, und der in den Einrichtungen, die an ihre Stelle traten, nicht mehr gefunden wird. Es ist demnach nicht eine trockene Betrachtung der Vergangenheit, es ist keine Verachtung oder feiges Verlassen der Gegenwart, was wir empfehlen; noch einmal sagen wir, ferne von uns sind solche elende Gedanken. Wie derjenige, welcher wegen seiner Treue gegen die Gesetze des Himmels von seinem Herde verbannt wurde, oft seine liebenden Gedanken auf diejenigen richten wird, welche ihn liebten und welche ihn in seiner Heimath erwarten, wie der Soldat,

---

1) [Es ist unnütz, beizufügen, daß dieser edle Schriftsteller allen vorgefaßten Meinungen, die sich Katholiken von ihm als einem unerschrockenen öffentlichen Vorkämpfer der Religion, ihrer Rechte und ihrer Diener gebildet hatten, entsprach. Seine Laufbahn ist jetzt jedem Katholiken besser bekannt, als zur Zeit, in der diese Skizze im Text geschrieben wurde.]

2) Sanabiles fecit omnes nationes terrae. — Sap. I. 14.

der an entfernten Küsten ficht, durch die Erzählung der Kämpfe, die seine Voreltern daselbst gewannen, angefeuert wird, so sei es auch uns, die unser Glaube einigermaßen zu Verbannten mitten in der modernen Gesellschaft macht, erlaubt, unsere Herzen und unsere Blicke zu den seligen Bewohnern unseres himmlischen Vaterlandes zu erheben, und als einfache Soldaten bei der Sache, die sie verherrlichten, unsere Herzen durch die Erzählung ihrer Kämpfe und ihrer Siege zu entflammen." — S. CX.

* * * * * *

„Dies waren die Gedanken, welche uns begeisterten, als wir das Leben der Elisabeth von Ungarn schrieben, die viel liebte und viel litt, aber in deren Religion jede Neigung Läuterung und jeder Kummer Trost empfing. Unseren Brüdern im Glauben bieten wir dieses Buch, das sowohl seinem Inhalt, als seiner Form nach von dem Geist „„der Zeit, in welcher wir leben,"" abweicht. Aber die Einfalt, die Demuth, die Liebe, deren Wunder wir erzählen wollen, stehen wie der Gott, der sie eingibt, hoch über allen Forderungen der Zeit oder des Ortes. Möge nur diese unsere Arbeit in einige Seelen, seien sie arglos oder sorgenvoll, einen Wiederschein der süßen Rührungen bringen, welche wir beim Schreiben empfanden; möge sie sich zu dem Throne Gottes erheben, als ein schwacher und schüchterner Funken der alten katholischen Flamme, welche noch nicht in allen Herzen erloschen ist." — S. CXV.

Diese Auszüge werden mehr, als Alles, was wir sagen können, dazu dienen, bei unseren Lesern das Vorurtheil zu zerstreuen, als müsse der Verfasser eines solchen Werkes ein bloßer Träumer sein, der sich vom thätigen Leben in die Abgeschlossenheit seines Studiums hinwegstiehlt oder für Systeme, die ohne praktischen Nutzen sind, eine blinde Parteilichkeit affektirt. Es sei uns hier eine Bemerkung vergönnt, die an einem solchen Platze fast profan erscheinen wird, wie nämlich in den modernen Entwürfen des industriellen Materialismus, in den Planen, die Lage der Menschen auf ihrer niedersten Stufe nach den Ansichten des Zeitalters zu civilisiren und zu verbessern, mehr eingebildete Nutzlosigkeit ist, als in all' den Wünschen guter und gelehrter Männer, den Enthusiasmus für den Geist des Mittelalters wieder zu entflammen und selbst seine Gebräuche wieder aufleben zu lassen. Der Lanark'sche Unsinn [1]) und der St. Simonistische Wahnsinn, welche sich anmaßen, die Menschen durch die vollständigere Ausbildung der utilitarischen Prinzipien, die gegenwärtig gang und gebe sind, zu verbessern, sind mehr Träume, als irgend einer

1) [Das jetzt fast vergessene System gemeinschaftlicher Wohnungen, welches Mr. Owen vorschlug.]

von jenen, und was noch schlimmer ist, sie sind aegri somnia, die wahnsinnigen Faseleien kranker Phantasien und eines zerrütteten Gehirns. Aber zur Sache.

Wir verdanken das gegenwärtige Werk einer der glücklichen Verknüpfungen der Umstände, welche das Individuum, welches ihnen unterworfen ist, überzeugen, daß eine wohlwollende Vorsehung über seinem Wohlergehen wacht. Unser Verfasser kam am 19. November zu Marburg an und forschte sofort nach dessen Kirche, welche die erste in Deutschland war, in welcher der reine gothische Baustyl angewendet wurde. Obgleich sie jetzt in den Händen der Lutheraner ist, so war sie doch an jenem Tage offen, aber es waren bloß einige Kinder anwesend, die auf den Grabmälern in derselben spielten. Der Art waren die Ehrenbezeugungen, welche den Festtag ihrer hl. Patronin Elisabeth auszeichneten! Er sah ihre verstümmelte Statue auf einem der Pfeiler der Kirche; er studirte fleißig die reichen Spuren einstiger Malereien und Bildhauereien auf ihren entheiligten Altären, welche die hauptsächlichsten Ereignisse ihres Lebens darstellen; er besuchte den jetzt vernachläßigt in der Sakristei stehenden silbernen Schrein, in welchem ihre heilige Asche aufbewahrt worden war, bis die kirchenräuberische Barbarei der Reformation in der Person eines ihrer eigenen Abkömmlinge sie von dort wegnahm und in die Winde zerstreute. Rings um denselben bemerkte er die durch die Kniee der Wallfahrer ausgehöhlten Steine, und nachdem er diese Denkmale alter Frömmigkeit geküßt hatte, setzte er seinen gedankenvollen Weg weiter. Das Bild der „lieben heiligen Elisabeth," wie sie in Deutschland vom Volke und von ihren Biographen von jeher genannt wurde, und wie auch er sie in seinem Werke nennt, umschwebte ihn auf seiner Reise als eine süße Erscheinung; er suchte unter den Lebenden sowohl wie bei den Todten nach Berichten über ihr Leben; er pilgerte von einem Ort zum andern, den sie vormals in ihrem Leben durch ihre Tugenden verherrlicht hatte, und spähte in den Sammlungen alter Urkunden nach Allem, was ihre Zeit in Betreff ihrer Tugenden der Nachwelt hinterlassen hat. Die Resultate dieser Forschungen sind in vorliegendem Bande enthalten.

Wenige ausgezeichnete Personen irgend einer Zeit haben zahlreichere und eifrigere Biographen gefunden, als die heil. Elisabeth von Ungarn. Die Liste der von Montalembert angeführten Autoritäten

enthält achtunddreißig gedruckte Werke und vierzehn Manuskripte. [1]) Ja viele, von denen man weiß, daß sie existirten, sind verloren gegangen oder zerstört worden. Von den aufgezählten Schriften war eine beträchtliche Anzahl von Zeitgenossen unserer Heiligen; einige enthalten die gerichtlichen Aussagen ihrer besonderen und unzertrennlichen Gefährten. Unter den späteren Schriftstellern ist ein beträchtlicher Theil Protestanten. Von den zwei Reden Happels, eines lutherischen Geistlichen (1645), unter dem Titel „Diva Elisabetha magnifice coronata," bis zu dem dritten Bande von v. Raumers großem historischen Werke über das Haus Hohenstaufen, wurde es dem Vorurtheil nicht gestattet, die reine begeisterte Liebe zu vermindern, welche der Name der Elisabeth von jeher in ganz Deutschland hervorgerufen hat. Aber ihr neuer Biograph wollte sich mit dem Studium dieser Quellen nicht zufrieden stellen; er fühlte natürlich, wie nothwendig und wie interessant es zur geeigneten Würdigung ihres Charakters sei, sie in Verbindung mit der Zeit zu betrachten, in welcher sie lebte und an deren Geist sie so gewaltig Theil nahm. Zu diesem Zwecke verwob er in seine Geschichte die Literatur und die Künste ihres Zeitalters, und damit seine Leser die bewundernswürdigen Eigenschaften seiner Heldin durch das nämliche Medium sehen sollten, hat er weislich in Form einer Einleitung einen summarischen Ueberblick der Periode, in welcher sie blühte, ihrem Leben vorausgeschickt. Diesen Theil seines Werkes müssen wir auf die Gefahr hin, seinen Verdiensten nicht ganz gerecht zu werden, in Kürze unserem Leser zur Kenntniß bringen.

Aus dem Titel des Buches wird er ersehen, daß die Periode, welche die Geschichte der hl. Elisabeth einnimmt, ein kurzer Abschnitt der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (1207 — 1231) ist; eine Periode, die nach den allgemeinen Begriffen von Lesern der Geschichte in den Schleier der Finsterniß gehüllt war, die gewöhnlich unter dem Namen „Mittelalter" bekannt ist, und die sich in ihrem Geiste mit einigen vagen Ideen von Unwissenheit und Aberglauben verbindet, welche, wenn sie je mit der Periode in einem Zusammenhang stehen, solchen bloß in ihrem eigenthümlichen Sitze, nämlich nur in des Lesers eigenem Geiste, finden. Denn in Wahrheit, das dreizehnte Jahrhundert ist eines der wichtigsten und interessantesten in den Annalen des christlichen Europas.

---

1) Eines dieser, die von den Bollandisten vorbereitete Sammlung von Handschriften, enthält allein vierzehn verschiedene Urkunden.

Die spätere Hälfte des Jahrhundertes, welches ihm vorausging, hatte die Versprechungen seines Beginnes arg Lügen gestraft. Der Einfluß des heil. Bernhard und des unsterblichen Hildebrand waren durch die Triumphe, welche rohe Gewalt nach und nach über die geistige Macht der Religion, des Rechtes und des Geistes in Europa und Palästina gewann, fast neutralisirt worden. Aber gerade am Schlusse des Schlimmes weissagenden Jahrhunderts wurde der Stuhl Petri von einem Manne eingenommen, dessen Geist, Talente und Energie der Krisis gewachsen waren und die jugendlichen Kräfte einer neuen Zeit zum Guten wendeten. Innocenz III. sollte nicht so oberflächlich berührt werden, wie es unser gegenwärtiges Thema erfordert; aber seine vollständige und gerechte Biographie von Hurter, einem protestantischen Kleriker, [1]) wird unsere künftige und besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es genüge, zu sagen, daß nicht eine große oder gute Eigenschaft zu fehlen schien, um seinen Charakter vollständig zu machen. Als Dichter müssen seine 2 Hymnen **Stabat Mater** (?) und **Veni Sancte Spiritus**, welche ihres Gleichen nicht haben, seinen Ruhm zur Genüge begründen; seinen Ruhm als Staatsmann müssen ihm seine verwickelten und erfolgreichen Bemühungen für die Wohlfahrt jedes europäischen Landes sichern. Als einen Mann, der über jeder Versuchung des Ehrgeizes stand, erklärt ihn die Thatsache, daß seine bittersten Feinde ihn als den alleinigen Vormünder ihrer unmündigen Erben hinterließen; seinen Werth als oberster Priester bezeugen sein Eifer und seine Erfolge bei der Zurückführung einiger Nationen zur religiösen Einheit, während sein gewaltiger Geist sich am augenscheinlichsten in dem Einflusse offenbart, den seine Grundsätze und Handlungen auf seine würdigen Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle ausübten.

Der weltliche Staat ward nicht minder durch große und wohlthätige Handlungen zum Wohle der Menschheit ausgezeichnet. Das kaiserliche Haus erreichte allerdings seine große Bestimmung nicht; aber unter seinem Schatten wuchs ein erlauchter Ableger, die Wurzel eines mächtigen Geschlechtes heran, das Geschlecht Rudolphs von Habsburg, der im Jahre 1218 geboren worden. Er ist es, welcher bei seiner Krönung, als der Scepter nicht gefunden werden konnte, das Kruzifix vom Altare nahm und es in die Höhe haltend ausrief: „Sehet meinen Scepter, ich wünsche keinen anderen." Die zwei Codices deutscher und rein christlicher Gesetz-

1) [Ist seitdem Katholik geworden.]

gebung, der Sachsen- und Schwabenspiegel, gehören dieser Periode an, während welcher auch die großen Städte zu Ansehen gelangten, und fast jedes Geschlecht sich eines großen Namens unter seinen Häuptern rühmen konnte. Von Frankreich genügt zu sagen, daß es nach einander von Philipp Augustus und dem größten Könige der Neuzeit, dem heil. Ludwig, regiert wurde; von England, daß wir dieser Periode die Magna Charta und unser erstes Parlament verdanken; von Spanien, daß es unter seine Souveräne Jakob, den Eroberer Valencias, Alfonso, den Gründer der Universität Salamanca, den Helden des großen Tags der „Navas de Tolosa," der die Macht der Mauren brach, und den heil. Ferdinand, den katholischen, den Befreier seines Landes durch die Eroberung von Sevilla, zählt. Jeder andere kleinere Theil Europas war wegen eines ausgezeichneten Schrittes, den er seiner Wiedergeburt entgegen machte, dieser Periode gleichmäßig verpflichtet.

Im geistigen Leben war diese Periode noch bemerkenswerther. Die Gründung der zwei großen religiösen Orden des heil. Franziskus und des heil. Dominikus genügt, um dem Zeitalter den Charakter unauslöschlichen Ruhmes aufzuprägen. Diese zwei Patriarchen, von welchen Dante schreibt, —

„L' un fu tutto serafico in ardore,
L' altro per sapienza in terra fue
Di cherubica luce uno splendore. — Paradis. XI. [1])

zogen nicht bloß zwei Schulen von Heiligen heran, sowohl unter ihren strengen Nachfolgern, als unter ihren Schülern in der Welt (zu welchen die heilige Elisabeth gehörte), sondern sie erfüllten eine Mission des Friedens und guten Willens unter den kriegerischen Nationen Europas; sie bewirkten, daß die Armuth, welche sie heiligten, geachtet wurde, und daß dem Unterdrückten die Gerechtigkeit, die sie immer vertheidigten, zu Theil wurde. Sie erzogen gelehrte Männer, die kein Gebiet des Wissens unerforscht ließen, die, wie Vincenz von Beauvais, ganze Encyklopädien menschlicher und göttlicher Gelehrsamkeit verfaßten, die, wie Albertus Magnus und der engelgleiche heil. Thomas, jeden Irrthum zerstreuten und alle Labyrinthe des philosophischen Zweifels entwirrten, oder die, wie Roger Bacon, die Geheimnisse der Natur ergründeten und deren geheime Gesetze enthüllten, oder die endlich, wie der heilige Bonaventura, den besseren Theil

1) „Der eine war in Liebe ein Seraph, der andere in Weisheit vom Licht des Cherubim ein Strahl auf Erden."

erwählten und in himmlischer Innigkeit sich zu den Füßen Christi und seiner seligsten Mutter in Betrachtung versenkten.

Der Theil der Einleitung, welcher die geistigen Reichthümer des Zeitalters der heil. Elisabeth darlegt, wird keine Abkürzung zulassen; er ist an sich schon eine zu eilige Skizze, um noch weiter zusammengezogen werden zu können, und dies würde ihr überdies die warme Farbe, die lebendige Farben-Gluth des Enthusiasmus benehmen, von der sie so reich durchdrungen ist. Nie gab es in irgend einer Periode der Kirche in jeder Stufe und Ordnung des gesellschaftlichen Lebens so viele große Beispiele von Tugend und Frömmigkeit, wie solche dieses Jahrhundert schmückten; und wenn unser Verfasser ein einziges aus denselben zu seinem Wegweiser gewählt hat, um durch selbes seine Wanderung durch die historischen Verwicklungen geleitet zu wissen, so hat er noch einen reichen Vorrath anderer zurückgelassen, die nicht weniger glänzend sind, um die hingebenden Forschungen eines verwandten Geistes zu belohnen.

Von dem Eifer, mit welchem in dieser Periode jeder Zweig der heiligen Gelehrsamkeit betrieben wurde, haben wir bereits einige Beispiele angeführt und es könnten noch viel mehr hinzugefügt werden. Die profane Wissenschaft — wenn man sagen kann, es habe in einem Zeitalter, in dem die Religion jede Feder leitete, eine solche existirt — hatte angefangen, sich aus ihrer Asche zu erheben, und namentlich erreichte die Wissenschaft der Gesetzgebung in den vielen Gesetzbüchern, die aus dieser Periode stammen, einen hohen Grad von Vollendung. In Betreff der Kunst in derselben müssen wir unsere Leser auf einen anderen Artikel in dieser Nummer [1]) verweisen, in dem wir, freilich unvollkommen genug, Einiges über die prachtvollen Kathedralen, welche das nördliche Europa im dreizehnten Jahrhundert entstehen sah, und von dem Antrieb gesprochen haben, den die Schwesterkünste, die Malerei und Skulptur in Italien von den Schulen von Pisa, Siena und Florenz aus erhalten haben. Dies ist vielleicht der Ruhm des Zeitalters, welcher am allgemeinsten bekannt ist; denn wer hat nichts gehört von Cimabue, Giotto und Nicolo Pisano? Aber von der Dichtkunst dieser Periode, wenigstens außerhalb Italiens, wird wenig gesprochen. Und doch erzeugte Frankreich damals wahrscheinlich mehr wahrhaft poetische Werke, als seitdem. Der Graf von Montalembert schließt klüglich die provençalische Schule aus, von welcher man sagen kann, sie habe durch ihre Ausgelassenheit und fast heidnische Unheilig-

1) Ueber Mr. Pugin's „Kontraste."

keit von ihrer Verwandtschaft mit dem Manichäismus der Albigenser und anderer solcher Häretiker einen Flecken erhalten; dagegen bemerkt er, es seien unter den religiösen Dichtern epische, lyrische, elegische, satyrische und sogar dramatische Kompositionen so zahlreich in Gebrauch gewesen, als zu den Zeiten Ludwigs XIV.

„Ueber zweihundert Dichter," schreibt er, „deren Werke noch vorhanden sind, blühten in diesem Jahrhundert; vielleicht wird der Tag kommen, wo es die Katholiken der Mühe werth halten, in ihren Werken einige der köstlichsten Erzeugnisse christlicher Thätigkeit aufzusuchen, statt sich mit Boileau der Einbildung hinzugeben, die Poesie habe in Frankreich erst mit Malherbe begonnen." — P. LXXV.

Dem Stephan Langton, Erzbischof von Canterbury, verdankt Europa sein erstes modernes Drama, so wie England seine Magna Charta, ein doppelter Ruhm, mit dem nicht leicht zu wetteifern ist. Der Gegenstand dieses Gedichtes war die Erlösung der Menschen. Deutschland indessen ist dem Ruhme seiner ersten Barden, die dieses Jahrhundert zierten, gerechter geworden, als jedes andere Land. Seine Minnesänger oder Troubadours, an deren Spitze in Bezug auf Genie Walther von der Vogelweide steht, haben in seiner Literatur ihre eigene Stelle; das große Epos, das Nibelungenlied, wird in den Schulen von der Jugend gelesen. Aber die Geschichte der heiligen Elisabeth ist mit der der deutschen Poesie genau verwandt. In dem Augenblicke ihrer Geburt in Ungarn waren sieben der berühmtesten Dichter Deutschlands, worunter der vorhin erwähnte Walther und der nicht weniger berühmte Wolfram von Eschenbach, am Hofe ihres künftigen Schwiegervaters auf der Wartburg versammelt und stritten um die Palme der „heiteren Wissenschaft" in einer Reihe von Gedichten, die unter dem Namen „der Singerkriec uf Wartburg" bekannt sind und 1830 von Ettmüller veröffentlicht wurden. Klingsohr, der als Schiedsrichter in dem Streite, welcher das Urtheil minder gebildeter Hörer verschmähte, abgesandt worden war, verkündete die Geburt der heil. Elisabeth und sagte voraus, sie werde den Erben des königlichen Hauses von Thüringen heirathen.

Hier könnte man erwarten, werden wir auf den Haupttheil unseres Buches eingehen, da wir auf natürlichem Wege zu der Geburt unserer Heldin gekommen sind. Aber zu diesem Zwecke müßten wir über 20 Seiten überschlagen, welche die entzückendsten in dem Buche sind. Die Geschichte der Poesie im dreizehnten Jahrhundert — dem Zeitalter Dante's — kann nicht vollkommen sein, wenn sie nicht Ita-

lien umfaßt. Aber sogar seine erste Hälfte, von der Montalembert hauptsächlich handelt, ehe der göttliche Dichter geboren war, war nicht unfruchtbar an glücklichen Pflegern der heiligen Muse. Dante erwähnt selbst seine großen Vorgänger; es ist indeß eine interessante Thatsache, daß der Erste, von dessen Gedichten ein Datum angegeben werden kann, der wunderbarste Heilige dieser Periode — der heil. Franz von Assisi ist. Wir staunen nicht darüber, daß sich unser jugendlicher Autor bei Erwähnung dieses Namens dem Strome religiöser Begeisterung überläßt, die er in jedem Busen erregen muß, der ein Herz einschließt, das im Stande ist, übernatürliche Tugenden richtig zu würdigen. Unser Autor charakterisirt dieses Zeitalter trefflich in wenigen Worten, wenn er uns sagt, man könne es als das Zeitalter des heil. Franziskus und des heil. Ludwig ansehen. Zwar war der Einfluß des Letzteren verhältnißmäßig auf das Land beschränkt, welches er in Gerechtigkeit und Wahrheit regierte, während sich der „des Seraphs von Assisi" auf ganz Europa ausdehnte. Er war der Erste, der in der modernen Gesellschaft eine Stiftung für die Bedeutung und den Vortheil des Volkes gründete; er machte, wie wir bereits bemerkt haben, die Armuth ruhmwürdig und eine niedrige Stellung beneidenswerth; denn während auf der einen Seite seine Tugenden die Verehrung der Großen ihm und den Seinigen verschafften, waren die Töchter von Königen und die edelsten Ritter unter den Ersten, die sich in sein weltliches Institut aufnehmen ließen. Wie er während seines Lebens der Wiederhersteller der Volkspoesie war, so wurde er nach seinem Tode der Lieblingsgegenstand der Kunst, und sein Grabmal war ihr frühestes Heiligthum. Die wunderbare Vereinigung von kindlicher Einfalt und erhabener Gesinnung, von sympathetischer Liebe zur Natur und Allem, was sie enthält, und dem höchsten Streben nach himmlischen Dingen, die seit dem apostolischen Zeitalter je einem Menschen zu Theil wurde, bildet einen Charakter, in welchem sich alle Vollkommenheiten der ersten Kirche mit den Keimen eines neuen Zustandes, in den die Gesellschaft eingetreten war, vermischt zu haben und ihnen eine moralische Energie gegeben zu haben schienen, welche sie nie sonst in gleicher Stärke besaßen.

Es wird demnach nicht Wunder nehmen, daß die heil. Elisabeth, obgleich sie in Deutschland lebte, den Einfluß seines Charakters fühlte, daß sie sich in der allgemeinen Bewunderung seiner bevorzugten Heiligkeit mit ihrem Zeitalter vereinigte und die Erste war, welche seinen Orden in ihrem eigenen Lande einführte. Es können zwischen den

Charakteren Beider leicht viele Vergleichungspunkte gezogen werden, aber es gibt einen, bei dem Viele versucht sein können, an unserer Klugheit zu zweifeln, wenn wir darüber viel sagen. Es ist nicht die Herzenseinfalt, durch die sich Beide gleichmäßig auszeichneten, nicht ihre unbedingte Liebe der Armuth, noch irgend eine andere so seltene Tugend, was wir meinen; es sind die wunderbaren Ereignisse und Mirakel, welche alle gleichzeitigen Geschichtschreiber in deren Lebensbeschreibungen erzählen. Ueber diesen Gegenstand halten wir es für besser, die eigenen Worte Montalembert's anzuführen, weil sie die Ueberzeugung eines Mannes kundthun, der die Denkmale jenes Zeitalters tief studirt hat, und der, da er nicht anonym schreibt, wie wir, den ungerechten Verdacht nicht erregen kann, er habe nicht den Muth, seine Gesinnung offen darzulegen. Am Schlusse seiner Einleitung schreibt er:

„Wir wissen wohl, daß wir, um eine Biographie, wie diese, in ihrer vollständigen Form herauszugeben, gefaßt sein müssen, eine Klasse von Thatsachen und Ideen zu berühren, über welche die haltlosen, religiösen Ansichten der modernen Zeit schon seit lange das Verdammungsurtheil ausgesprochen haben, und welche eine aufrichtige, aber furchtsame Frömmigkeit zu oft von der Religionsgeschichte ausgeschlossen hat; wir meinen die übernatürlichen Erscheinungen, welche in dem Leben der Heiligen so häufig sind, welche der Glaube durch den Namen von Wundern geheiligt, und weltliche Weisheit mit dem von Legenden, Volksaberglauben und fabelhaften Traditionen gebrandmarkt hat. Solche Ereignisse gibt es viele in dem Leben der heil. Elisabeth. Wir waren bei der Erzählung derselben so gewissenhaft genau, wie bei jedem anderen Theile ihrer Geschichte. Schon der Gedanke, sie auszulassen, zu bemänteln oder mit geschickter Mäßigung auszulegen, würde uns zuwider gewesen sein. Es würde in unseren Augen ein Kirchenraub gewesen sein, aus Rücksicht auf das hochmüthige Raisonnement unserer Zeit etwas zu unterdrücken, wovon wir glauben, daß es wahr ist; es würde ein strafbarer Mangel an Genauigkeit gewesen sein; denn diese Erzählungen werden von den nämlichen Autoritäten berichtet, wie die anderen Ereignisse, welche wir erzählen, und wir hätten nicht gewußt, nach welcher Regel wir ihre Glaubwürdigkeit in dem einen Falle zulassen und in dem andern läugnen sollten. Schließlich würde es ein Akt der Heuchelei gewesen sein; denn wir gestehen ohne Bedenken, daß wir mit dem festesten Glauben die wunderbarsten Ereignisse glauben, welche von den Heiligen Gottes und insbesondere von der heil. Elisabeth erzählt werden. Zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, hat uns nicht einmal ein Opfer unserer schwachen Vernunft gekostet; denn es erscheint uns nichts vernünftiger und natürlicher für einen Christen, als sich mit Dankbarkeit vor der Gnade seines Herrn zu beugen, wenn er sieht, daß sie die natürlichen Gesetze, welche sie aufstellte, aufhebt und modifizirt, um den Triumph der höheren Gesetze der moralischen und religiösen Ordnung zu sichern und zu verherrlichen. Ist es nicht

angenehm und leicht zu begreifen, wie Seelen in der Stimmung, gleich Elisabeths und ihren Zeitgenossen, die durch Glauben und Demuth über das kühle Raisonnement des Erdhaften erhoben, durch jedes Opfer und jede Tugend geläutert worden, die aus Gewohnheit gleichsam zum Voraus im Himmel lebten, ein Feld darboten, das immer bereit war für die Einwirkungen Gottes, und wie der glühende und einfache Glaube des Volkes die häufige und vertraute Vermittlung der allmächtigen Gewalt, welche der gefühllose Stolz unserer Zeit durch Läugnen verwirft, forderte und gewissermaßen rechtfertigte!" — S. 104.

So lange dieses Citat sein mag, so haben wir in Wirklichkeit bei dem Anfange einer wahrhaft beredten und gefühlvollen Stelle abgebrochen, die wir gerne ausführlich gegeben hätten. Wir haben diesen Theil wegen des moralischen Muthes gewählt, den sie kundgibt, und der in Frankreich so gut, wie in England, erforderlich ist, um ein solches Geständniß abzulegen. Wir sind sehr erfreut darüber, und sprechen ohne Zögern aus, daß das Leben der heil. Elisabeth bloß eine moralische Erzählung sein würde, die an jeder Kundgebung der Tugend reich, aber ihrer eindruckvollsten und tröstlichsten Umstände beraubt wäre, ohne das erhabene Interesse, welches die enge Gemeinschaft einer Seele, und zwar der einfachsten und reinsten, mit dem Himmel erregen muß, hätte feige Berücksichtigung eines spottenden und zweifelnden Zeitalters unseren Autor verleitet, eine Reihe von Thatsachen zu unterdrücken, die so gut bezeugt sind, als es irgend eine in der Geschichte sein kann. Wir bedauern eben so sehr die Nothwendigkeit, daß wir einige andere anziehende Stellen übergehen müssen, welche von der Ehre handeln, welche in diesen Zeiten einfachen Glaubens den Heiligen Gottes gezollt wurde. Die reiche Quelle praktischer Gedanken, welche die Tugenden der seligsten Mutter unseres Herrn erschlossen, der sanfte und heilsame Einfluß, den ihre Verehrung auf Gesellschaft und Charakter ausübte, die vielen Formen, in welchen sich dieses Gefühl mit der Liebe zur Natur oder dem Ritterthum des Lebens vermischte, wie sie durch die gedruckten und geschriebenen Werke aus jener Zeit erläutert werden, bilden ein Thema, über welches sich unser Autor in einem glühenden Tone verbreitet, der seiner Gelehrsamkeit und seinem Herzen gleichmäßig zur Ehre gereicht.

Indem wir fühlen, daß wir in Bezug auf die Einleitung in dieses schätzbare Werk unserer Pflicht sehr unangemessen nachgekommen sind, empfinden wir bei dem Gedanken, die Zergliederung der Biographie selbst vorzunehmen, keine geringere Entmuthigung. Wir bekennen wahrlich zugleich unsere Unfähigkeit, etwas zu thun, um ihr gerecht

werden zu können. Sie zusammenzuziehen, ist unmöglich, ohne das Leben der Schönheit seiner Einzelheiten zu berauben; und einen Auszug zu geben, ist schwierig, wo jedes Kapitel seinen eigenthümlichen Reiz hat. Wir setzen uns deßhalb kein höheres Ziel, als die Begierde des religiösen Lesers zur Lektüre des ganzen Werkes anzuregen, und wenn möglich; einen derselben zu bestimmen, das ganze Buch in unsere Sprache zu übersetzen, wie es bereits in das Deutsche und Italienische übersetzt worden ist. [1])

Das Leben der heil. Elisabeth ist merkwürdig, weil es die lauterste Vollkommenheit christlicher Tugend bis nach jedem Grenzpunkte des Lebens, in der Fürstentochter und im Bettler, ausprägt, und alles dies in der kurzen Dauer von vierundzwanzig Jahren von der Geburt bis zum Tode. Tochter des Königs von Ungarn wurde sie, kaum vier Jahre alt, von Hermann, Herzog von Thüringen und Hessen, für seinen Sohn zur Ehe gebeten. Ihr Vater willfahrte dem Gesuch und übergab sie mit schätzbaren Geschenken den Händen der Gesandten des Herzogs; sie wurde dann auf das herzogliche Schloß Wartburg, oberhalb der Stadt Eisenach, gebracht, um in Gemeinschaft mit ihrem künftigen Gemahl Ludwig, der wenige Jahre älter war, als sie, erzogen zu werden. Sie wuchsen wie Bruder und Schwester auf, mit welchen Namen sie sich sogar nach ihrer glücklichen Heirath zu benennen fortfuhren. Ihre frühe Frömmigkeit und Verachtung alles Pompes zog ihr das Uebelwollen des Hofes zu, und nach dem Tode Hermanns wurde jede Anstrengung versucht, Ludwig zu bewegen, sie nach Hause zu senden und sich eine andere seiner Würde angemessenere Heirath zu suchen. Aber der junge Fürst hatte ihre Tugenden kennen und schätzen gelernt; denn sein eigenes Leben war von Jugend auf makellos und gestählt gegen alle Versuchungen, die absichtlich in seinen Weg geworfen wurden. Sie wurden verheirathet, als sie erst dreizehn Jahre alt war, und führten ein Leben ehelicher Liebe, wie es die Welt selten gesehen hatte. Im Jahre 1227 nahm Ludwig das Kreuz, und nach einem Abschied, dessen Einzelheiten das stumpfeste Gefühl rühren müssen, schloß er sich an den Kaiser in Italien mit der Blüthe der deutschen Ritterschaft an, für deren schönste Zierde er galt. Er fiel zu Otranto in ein Fieber und starb mit solch' erbauender Frömmigkeit, daß er die Ehren eines Heiligen empfing.

---

1) [Dies ist jetzt geschehen durch Ambrose Lisle Phillipps, Esqu.]

Während der ersten Periode des Lebens der heil. Elisabeth ist man in Verlegenheit, was man am meisten bewundern soll, die kindliche Einfalt ihres Charakters oder die königliche Freigebigkeit ihrer Nächstenliebe. Was die erste anbelangt, so schien sie, obgleich sie an allen Festlichkeiten und glänzenden Scenen ihres Hofes Theil nahm, obgleich ihre Heiterkeit und Freundlichkeit das Leben ihrer Umgebung war, nie ihrer hohen Stellung oder ihrer überlegenen Eigenschaften sich bewußt zu sein. Da sie als Gattin mit unbegrenzter Liebe an einem Manne hing, der ihre Liebe gewissenhaft erwiederte, trug sie das Diadem und das gestickte Kleid einfach deßhalb, weil seine Stellung es erforderte und sie dadurch seinen Augen angenehm wurde. So wenig schien sie den Werth dieses glänzenden Tandes zu kennen, daß sie, wenn sie in königlichem Anzug von einer öffentlichen Gelegenheit zurückkehrte und ihre Börse erschöpft fand und die Armen nicht sämmtlich Unterstützung erhalten hatten, einen gestickten Handschuh oder ein mit Juwelen geschmücktes Armband oder sogar ihren Staatsmantel weggab, als seien diese Dinge zu nichts besser nütze, als um ihre Noth zu lindern. Wenn deßhalb ihr Gemahl sich zu weit von Hause wegbegab, als daß sie ihn begleiten konnte, so warf sie sich sogleich in ein schmuckloses Wittwengewand und trug es bis zu seiner Rückkehr. Sie fand immer an der Gesellschaft der Niedrigen und Bedrängten Gefallen; und wenn sie bei solchen Gelegenheiten der Absonderung selbst die Kleidung wählte, welche diese Klasse von Leuten im Allgemeinen trug, so rief sie in einem Geiste des Vorhersehens, wenn nicht der Prophezeiung, aus: „So werde ich einhergehen, wenn ich wegen der Liebe meines Gottes arm und elend sein werde." Aber über diese Eigenschaft ihres Charakters müssen wir ihren Biographen hören.

„Wir anerkennen gerne, daß in dem Leben dieser Heiligen, welches wir mit so viel Liebe studirt haben, kein Zug uns so rührend, so bewunderungs- und beneidenswürdig erschien, als die kindliche Einfalt, welche auf manchen Lippen ein verächtliches Lächeln erregen mag. Diese Arglosigkeit, welche sich jeder Anregung hingibt, ihr häufiges Lächeln und ihre Thränen, ihre mädchenhaften Freuden und Leiden, das unschuldige Entzücken ihrer Seele, wenn sie am Herzen ihres himmlischen Vaters ruhte, die Mischung aller dieser Eigenschaften mit so peinlichen Opfern, so ernsten Gedanken, einer so glühenden Frömmigkeit und einer so hingebenden, so thätigen und brennenden Nächstenliebe, all' dies bildet für unsere Augen einen äußerst reizenden und ausgezeichneten Zug. Aber ganz besonders in einer Zeit, wie die unsrige, deren Blüthen alle verwelken, ehe

sie zur Frucht gereift sind, in der alle Einfalt des Charakters im Herzen und im häuslichen, so wie im socialen und öffentlichen Leben erloschen ist, kann kein Christ ohne Rührung und Neid daran denken, wie sich diese Eigenschaft in der Seele unserer Elisabeth von selbst entwickelte und kundgab, deren kurzes Leben nichts war, als eine verlängerte und himmlische Kindheit, — ein unaufhörlicher Gehorsam gegen die Worte unseres Heilandes, als er ein kleines Kind nahm und es mitten unter seine Jünger stellte, mit den Worten: „„Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen."" — Seite 63.

Von der außerordentlichen oder, wie Mancher heutzutage sagen würde, überspannten Mildthätigkeit der heil. Elisabeth haben wir eben ein Beispiel gegeben. Sie war bei ihr eine unermüdliche Tugend und so mannigfaltig in ihren Kundgebungen als die Formen des menschlichen Elends. Sie gründete Spitäler, damit sie in denselben den Kranken mit ihren eigenen Händen pflegen konnte; sie verweigerte Niemand Nahrung und Almosen, der sie darum bat, und täglich machte sie den rauhen Weg von ihrem Schlosse in die Stadt, um Solche aufzusuchen, welche zu schwach waren, hinaufzugehen. Sie beraubte sich ihrer Juwelen, und mehrmals entleerte sie ihre Garderobe, bis sie kein Kleid mehr hatte, welches ihrem Stande angemessen war, und in dem sie Besuche ihres Standes annehmen konnte. Um diese mildthätige Verschwendung zu begreifen und sogar zu rechtfertigen, muß bemerkt werden, daß ihr tugendhafter Gemahl ihr in dem, was ihr in dieser Hinsicht beliebte, vollkommene Freiheit ließ, und nie murrte, wenn er die offenbare Vergeudung ihrer und seiner Besitzungen sah. Ein merkwürdiges Beispiel dieses gegenseitigen guten Einverständnisses kam im Jahre 1226 vor. Der Herzog wurde von dem Kaiser aufgefordert, nach Italien zu kommen, um ihm in seinen Kriegen beizustehen, und er ließ seine ausgedehnten Staaten unter ihrer Regierung. Er war kaum abgereist, als eine furchtbare Hungersnoth ganz Deutschland und insbesondere Thüringen heimsuchte. Die Herzogin verwendete auf die Unterstützung der Armen alles Geld im Schatze, im Betrag von 64,000 Goldgulden, eine für die damalige Zeit enorme Summe, welche durch den Verkauf gewisser Domänen angehäuft worden war. Vergebens machten die Staatsbeamten Vorstellungen und widersetzten sich ihrem Edelmuthe; als der Schatz erschöpft war, öffnete sie die königlichen Kornhäuser, in welchen Getreide um den Preis von zwei der größten herzoglichen Schlösser und einiger Städte angesammelt worden war. Alles dies wurde sehr weise vertheilt,

so daß neunhundert Arme ihren täglichen Unterhalt auf dem Schlosse erhielten. Zweimal täglich ging die Herzogin in die Stadt hinab, um die Kranken zu warten; auch eröffnete sie denselben zwei neue Spitäler. Als die Ernte nahe kam, versammelte sie alle Armen, gab jedem eine Sichel, ein Kleid und einiges Geld und sandte sie aus, um auf den Feldern zu arbeiten. In wenigen Monaten kehrte der Herzog zur großen Freude seines ganzen Volkes zurück, und wurde in einiger Entfernung von seinen ersten Beamten bewillkommt, welche seinen Zorn dadurch abzuwenden wähnten, daß sie seine Gattin beschuldigten, sie habe trotz ihres festen Widerstrebens seinen Schatz verschleudert und seine Vorräthe erschöpft. „Seine einzige Antwort war: „„Befindet sich mein liebes Weib wohl? Das ist Alles, was ich wissen will; was kümmert mich alles Andere?"" Er fügte dann hinzu: „„Ich wünsche, daß ihr meiner lieben Elisabeth gestattet, so viel Almosen zu geben, als ihr beliebt, und sie eher zu unterstützen, als ihr zu widerstreben. Lasset sie Alles, was sie will, aus Liebe zu Gott hingeben, wenn sie mir bloß Eisenach, Wartburg und Naumburg läßt. Gott wird alles Uebrige, wenn es ihm gefällt, wiederherstellen; Almosen wird uns nie in's Verderben stürzen."" Dann eilte er, seine liebe Elisabeth zu begrüßen. Als sie ihn sah, kannte ihre Freude keine Grenzen, sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn tausendmal mit Herz und Mund. Und während sie sich so umfangen hielten, sagte er zu ihr: „„Meine liebe Schwester, wie ist es deinen Armen in dieser harten Zeit gegangen?"" Darauf erwiderte sie demüthig: „„Ich habe Gott gegeben, was sein war, und er hat für uns bewahrt, was dein und mein war."" — S. 115.

Wenn man dem einmüthigen Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller, welches nicht bloß durch die Beistimmung protestantischer Geschichtschreiber, sondern auch durch die Ueberlieferung der lutherischen Bevölkerung unterstützt wird, Glauben schenken kann, so hatte Ludwig in der That Recht, ihrer grenzenlosen Mildthätigkeit volle Freiheit zu geben. Eine der schönen Geschichten, die das gläubige Andenken des Volkes so sehr liebt, ist der Vorfall, welcher in frommen Schriftstellern oft erwähnt wird; ihr Gatte nämlich habe sie getroffen, als sie mit Lebensmitteln für die Armen beladen den Hügel zur Stadt hinabstieg, und habe sie scherzhaft gebeten, sie möge ihn sehen lassen, was sie in den verschlossenen Falten ihres Kleides trage, worauf er sie zu seinem

Staunen, das um so größer war, als es mitten im Winter war, mit schönen Rosen angefüllt fand.

Der Leser mag urtheilen, wie viel Interessantes, welches dieser Theil des Lebens unseres Heiligen enthält, wir ausgelassen haben, wenn wir ihm sagen, daß wir in diese wenigen Paragraphen zusammengezogen haben, was im Originale hundert und fünfzig Seiten großes und enggedrucktes Oktav einnimmt. Bei der zweiten Periode ihres Lebens, welche mit dem Tode ihres Gemahls beginnt, angelangt, warnt ihr Biograph die wenigen Leser, welche, wie er bescheiden annimmt, ihm durch sein Werk gefolgt sind, sie werden von diesem Augenblicke keine aus menschlichem Interesse hervorgehenden Reize mehr finden, alle romantischen Züge ihrer früheren Geschichte verschwinden, und statt der jugendlichen Prinzessin, die mitten unter den Lockungen einer gefährlichen Stellung Gott in Einfalt des Herzens dient, müssen sie eine Büßerin erwarten, die in allen Abhärtungen eines ascetischen Lebens bewandert ist, und den weniger besondern, aber rauheren Pfad gewöhnlicher christlicher Vollkommenheit betritt.

Auf den Rath schlimmer Rathgeber bemächtigten sich ihre Schwäger der obersten Gewalt zum Nachtheil der Rechte der Kinder Ludwigs und befahlen seiner Wittwe, ohne Verzug und ohne Vorbereitung mit ihnen das Schloß zu verlassen. Zu gleicher Zeit wurden in der Stadt gegen diejenigen, welche sie beherbergen würden, strenge Strafen verkündet. Mit Thränen in den Augen stieg sie den Schloßberg herab, auf ihren Armen ein Kind tragend, das seit dem Tode ihres Gatten zur Welt gekommen war, während ihre anderen drei Kinder von ihren treuen Ehrendamen geführt wurden, deren Aussagen nach ihrem Tode die hauptsächlichste Quelle ihrer Biographie bilden. Es war tiefer Winter, und jedes Thor Eisenachs ihr verschlossen; von den Tausenden, welchen ihre Güte Gutes gethan hatte, war kein Einziger so edelmüthig, dem unmenschlichen von ihren Verwandten verkündeten Befehl zu trotzen. Endlich fand sie eine Zuflucht in dem Schuppen einer öffentlichen Herberge, neben dem Schweinstall, und ernährte sich durch Spinnen, während ihr Herz im Gebete begriffen war und ihre Seele sich täglich mehr von jeder irdischen Neigung läuterte. In dieser Zeit erreichte sie die erhabene Höhe betrachtender Vollkommenheit, welche selten jemand Anderem gewährt wird, als dem Armen und Demüthigen, und welche ein Thema bildet, das zu heilig ist, um an diesem Platze abgehandelt zu werden.

Ihre Familie konnte nicht lange über ihre hülflose Lage in Unwissenheit sein, und ihr Onkel, der Bischof von Bamberg, wies ihr auf dem Schlosse Botenstein einen Zufluchtsort an. Hier fuhr sie fort, ihre Zeit mit jeder Uebung der Tugend, Andacht und Nächstenliebe hinzubringen, bis sie ein wichtiges Ereigniß nach Bamberg rief. Ihr Gemahl hatte vor seinem Tode seinen edlen Begleitern das Versprechen abgenommen, nach vollendetem Kreuzzuge seine sterblichen Ueberreste in sein Land zu bringen und dort unter seinen lieben Mönchen zu Reinhartsbrun zu beerdigen. Nach zwei Jahren kehrten sie von Palästina zurück und als sie nach Otranto, wo er gestorben war, kamen, gruben sie seine Gebeine aus, legten sie in einen reichen Schrein und trugen sie in feierlicher Prozession nach Bamberg. Dort kam ihnen die gebeugte Wittwe entgegen und ließ dem letzten Ausbruch ihrer menschlichen Gefühle freien Lauf. Aber die treuen Ritter schwuren, als sie das ihr widerfahrene Unrecht hörten, sie zu rächen, und gleich nach den Leichenfeierlichkeiten ihres Gemahles zwangen sie ihre Schwäger, die sich jetzt ihres unnatürlichen Benehmens schämten, sie in ihre Stellung wieder einzusetzen. Die Stadt Marburg mit ihrem Territorium wurde ihr zugewiesen. Hier baute sie sich selbst eine Hütte neben einem Spital, das sie gegründet hatte, nahm das Ordenskleid des hl. Franziskus, mit dem sie kurz vor seinem Tode Briefe gewechselt hatte, und brachte zwei himmlische Jahre zu, die zwischen thätiger Nächstenliebe und göttlicher Betrachtung getheilt waren. Ihrem Tod, der ihres Lebens würdig war, und dessen Einzelnheiten in der einfachen Sprache der alten Chronikenschreiber, in welcher sie M. de Montalembert gibt, äußerst schön und rührend sind, folgte bald allgemeine Verehrung. Ihr Bruder Konrad that, nachdem er mehrere Jahre sich den schrecklichsten Verbrechen hingegeben hatte, aufrichtige Buße, trat in den deutschen Orden, dessen schönste Zierde er bald wurde, und wandte seine Talente dazu an, die Heiligsprechung derjenigen, welche er in ihrem Leben so arg mißhandelt hatte, zu befördern. Er lebte lange genug, um die große Kirche von Marburg zu ihrer Ehre beginnen zu können, welche, wie wir oben bemerkt haben, die erste im gothischen Style in Deutschland ist. Wir wollen unsere Leser mit einem Bericht über die schöne Ceremonie der Wiederausgrabung und Uebertragung der heil. Elisabeth nicht ermüden, wobei mehr als eine Million Wallfahrer aus allen Theilen Europas zugegen waren, und Erzbischöfe ihren Leib trugen; Kaiser Friedrich,

welcher ebenfalls anwohnte, nahm sein Diadem vom Haupte, setzte es auf das ihrige — denn der Leichnam war unversehrt — mit den Worten: „Da ich sie nicht als meine Kaiserin krönen konnte, so will ich sie heute als eine unsterbliche Königin in dem Reiche Gottes krönen.“ [1]) Noch weniger wollen wir ihnen Ekel verursachen durch die Erzählung, welche lutherische Schriftsteller uns von der Entweihung ihres Sarges durch ihren Abkömmling, den Landgrafen Philipp, gegeben haben, welchem die Protestanten den Beinamen „der Großmüthige“ geben, und welcher der nämliche Gutedel ist, welchem Dr. Martin Luther zwei Weiber zu haben erlaubte. Es ist im höchsten Grade empörend und schrecklich und zeigt den Charakter eines der Fürsten, welche die Reformation durch ihre Protektion und die erste Annahme ihrer Grundsätze unterstützten, in seinem gehörigen Lichte.

Die Skizze, welche wir von dieser interessanten und erbaulichen Biographie gegeben haben, wird genügen, zu zeigen, daß sie vielleicht schroffere Gegensätze der Lage und ein edleres Feld zur Entwicklung des Charakters enthält, als ein Werk der Dichtung zu erfinden wagen würde. Das Schauspiel eines Weibes, das heute eine Herzogin und morgen eine Verstoßene, des Morgens eine reiche Prinzessin und Abends eine Bettlerin ist, scheint kaum im Bereiche historischer Möglichkeit zu liegen, nicht einmal in unserer Zeit revolutionärer Entthronungen. Aber die erhabene Würde katholischer Tugend, welche der plötzliche Wechsel in Thätigkeit setzt, und der ächte Werth, den der Uebergang dem Leben in besseren Tagen aufdrückt, sind der Art, wie sie in verschiedenen Graden zu den Merkmalen unserer heiligen Religion gehörten und noch gehören. Jeder Katholik muß dieses Leben — ein Muster vieler anderer, die seine Kirche aufzuweisen hat — mit Gefühlen des Stolzes und der Dankbarkeit lesen, und was wichtiger ist, zur Veredlung seiner besten und schätzbarsten Seelenstimmungen. Es enthält Lehren für den Reichen und Trost für den Armen; es bietet Muster für den betrachtenden Religiosen und für den, der sich mitten in den thätigen Geschäften des Lebens bewegt; es enthält wunderbare Lebensregeln für den Einzelnen, den Verheiratheten und den Verwittweten; es gibt schöne Beispiele von Gerechtigkeit und Herablassung für einen

1) Dies bezieht sich auf den Heirathsantrag, der ihr vom Kaiser nach dem Tode ihres Gemahls gemacht worden war, und den sie, wie einige andere, standhaft zurückgewiesen hatte.

Souverän auf dem Throne, sowie der Ergebung und edlen Unabhängigkeit für die niedersten Klassen der Gesellschaft.

Historische Parallelen sind ein interessantes Thema, und unsere gegenwärtige Nummer hat bereits eine zwischen zwei Kanzlern Englands durchgeführt; [1]) wir fühlen uns fast versucht, eine ähnliche zwischen unserer Königin Elisabeth und der Heiligen zu ziehen, welche drei Jahrhunderte früher ihren Namen trug. Bei der Lektüre des vor uns liegenden Werkes wurden wir fast unwillkührlich gezwungen, Beide einander gegenüberzustellen — die eine anmuthig und demüthig, die andere stolz und herrschsüchtig; die eine gütig und mildthätig, die andere knickig und geizig; die eine die gröbsten Beleidigungen mit einem Lächeln vergebend, die andere ihre Günstlinge wegen eines Verdachts zum Tode verfolgend; die eine strahlend in Schönheit und doch unbedacht auf ihre Reize, und ihr reiches Gewand den Armen hinwerfend, die andere künstliche Jugend mitten unter Runzeln affektirend und die Beutel ihrer Höflinge zu Geschenken von Putzsachen und sogar gewöhnlichen Kleidern ausbeutend; [2]) die eine makellos als Jungfrau und als Weib; die andere eine unsichere Fahrt zwischen dem Rufe der Jungfräulichkeit und der Schlüpfrigkeit eines skandalösen Favoritismus versuchend; die eine in einem Alter von zwanzig Jahren bereit, ihre Krone mit dem bescheidenen Strick des hl. Franziskus und ihre Reichthümer mit Armuth um des „theuren Jesu" willen zu vertauschen, und im vierundzwanzigsten Jahre mit Freuden sterbend, die andere, an Körper und Geist verwelkt, nach einem Leben von siebenzig glücklichen Jahren und einer Regierung von fünfunddreißig, unfähig, sich darauf einzurichten, die Welt zu verlassen oder nur von einem Nachfolger zu sprechen: ja die erste ist bloß eine unter vielen katholischen Souveräninen und Prinzessinen ihrer Zeit, ihrer Tante, der heil. Hedwig von Polen, ihrer Tochter Sophie von Hessen, ihrer Nichten, der heil. Kunigunde und der heil. Margaretha von Ungarn, ihrer Schwägerin, der seligen Salome, ihrer Großnichte und Namensschwester, der heil. Elisabeth von Ungarn, ihrer Zeitgenossin und Bewunderin, Blanka von Kastilien, Mutter des heil. Ludwig, während die andere ganz allein steht — der Ausbund protestantischer Königinnen! Die Post berichtete uns kürzlich, im vergangenen August habe

1) [Ueber Ozanam's interessantes Werk: Les Deux Chancelliers d'Angleterre.]

2) Lingard, VI, p. 658, 5. Ausg.

bei einem zu Worcester abgehaltenen Meeting, um unsere junge und gnädige Fürstin zu begrüßen, der protestantische Bischof der Stadt folgende Anekdote erzählt: —

„Vor ungefähr acht oder neun Jahren ersuchte die Herzogin von Kent die Bischöfe von London und von Lincoln, nach Kensington zu kommen, um die Fortschritte der jungen Prinzessin in ihrer Bildungslaufbahn zu prüfen. Als einer der sehr ehrwürdigen Prälaten bemerkte, daß die Prinzessin kurz vorher die Geschichte von England gelesen hatte, sagte er zu ihr: „„Sagen Sie mir, was haben Sie sich für eine Meinung über die Königin Elisabeth gebildet?““ Die Prinzessin antwortete mit der ihrem Charakter eigenen Bescheidenheit und furchtsamen Ehrerbietigkeit: „„Ich bin der Ansicht, die Königin Elisabeth war eine sehr große Königin, aber ich bin nicht so ganz sicher, ob sie ein so gutes Weib war.““ (Großer Applaus.)

Wir kommen in Versuchung zu zweifeln, ob der sehr ehrenwerthe Fragesteller bei der Aufwerfung der Frage den zweiten Satz in der Antwort vorausgesehen habe; denn die Frage scheint darauf abgezielt zu haben, einen Ausspruch sektirischen Gefühls, vielleicht einer Gesinnung hervorzulocken, welche darauf führen könnte, sie als das Muster einer protestantischen Königin hinzustellen. Wenn dem so ist, so wurde Alles durch den geraden Sinn und das aufrichtige Herz der jungen Prinzessin vereitelt, die, wir freuen uns, es auszusprechen, so frühe gelernt hat, moralische Größe höher zu schätzen, als königliche. Wir vermuthen sogar, obgleich die Anekdote nichts davon erwähnt, daß der sehr ehrwürdige Fragesteller mit der Bemerkung fortfuhr, es habe sich in die weise und tugendhafte Antwort ein Irrthum eingeschlichen, und daß er seinen königlichen Zögling erinnerte, kein Souverän verdiene groß genannt zu werden, der nicht zugleich gut sei. Wenn nach den Darlegungen der modernen historischen Forschung wirklich noch ein idealer Reiz um den königlichen Namen „Elisabeth“ verbreitet ist, so sind wir sicher, daß er sich bei ihr, die, so weit es die Umstände erlauben, die milden und liebenswürdigen Tugenden der deutschen Prinzessin nachahmt, bälder in einen reellen verwandeln wird, als bei jeder andern, die sich die Mörderin der Maria Stuart zum Vorbilde wählen wird. Das Blut *unserer* heil. Elisabeth hat sich in jedes edle Geschlecht Deutschlands ergossen, bis es, glauben wir, jetzt unseren Thron erreicht hat: mögen ähnliche Tugenden den stolzen Sprößling bekleiden!

Kurzer Bericht

über das

im Jahre 1166 zu Konstantinopel abgehaltene Konzil.

(Aus dem Catholic Magazine.)

Kurzer Bericht

über

das im Jahre 1166 zu Konstantinopel abgehaltene Konzil.

Mit Bemerkungen über das neu entdeckte Zeugniß des heiligen Amphilochius, Bischofs von Iconium, im vierten Jahrhundert, zu Gunsten der wirklichen Gegenwart in der heiligen Eucharistie.

In einem Moment, in dem, wie man sagen darf, der Socinianismus in Europa Grund faßt, muß es interessant sein, die näheren Umstände des im Jahre 1166 zu Konstantinopel über einen wichtigen Theil der arianischen Kontroverse abgehaltenen Konzils kennen zu lernen, dessen Akten kürzlich ans Licht gezogen worden sind. Außer dem Interesse, den es durch seinen unmittelbaren Gegenstand erregen muß, ist es noch aus anderen Gesichtspunkten, welche wir zu geben versuchen werden, für Katholiken von ungeheurem Werthe.

Daß ein solches Konzil abgehalten wurde, ist aus der Kirchengeschichte bekannt, und Leo Allatius hat sogar die Originalakten gesehen, welche kürzlich veröffentlicht worden sind.[1]) Diese wichtige Veröffentlichung verdanken wir dem verstorbenen unermüdlichen Bibliothekar des Vatikans, Monsignor Mai. Die Akten finden sich in einigen Manuskripten, aber der gelehrte Herausgeber hat natürlich das MS. 1176 vorgezogen, welches eine Abschrift des Originals ist und

1) De Consensu, lib. II, 12.

gewiß zu Lebzeiten des Kaisers Manuel Comnenus und wahrscheinlich während des Konzils selbst gefertigt wurde. Das erste geht aus den Porträten des Kaisers und seiner Gemahlin Maria hervor, die am Anfange des Werkes sich befinden. Diese konnten unter einer späteren Regierung nicht wohl gefertigt worden sein; denn Andronikus, welcher auf Manuel folgte, war der Todfeind seines Hauses und ließ seinen Sohn Alexius und selbst jene Kaiserin Maria grausamerweise ermorden. Aber ein noch genauerer Beweis für die Authentizität dieser Abschrift findet sich in den autographirten Signaturen aller auf dem Konzil anwesenden Patriarchen und Bischöfe, welche in diesem Manuskript zweimal vorkommen. Diese hat Monsignor Mai in seiner Ausgabe stechen lassen. [1])

Die Akten haben den Titel: „Synode über den Ausspruch „„der Vater ist größer, als ich."" Die erste Aktion beschäftigt sich beinahe ganz mit einleitenden Gegenständen, ist aber in Wirklichkeit der interessanteste Theil. Es wird mitgetheilt, daß in dem dreiundzwanzigsten Jahre des Kaisers Manuel Comnenus in Bezug auf die wahre Auslegung von Joh. XIV, 23.: „Der Vater ist größer, als ich," große und beunruhigende Streitigkeiten in der griechischen Kirche entstanden seien und selbst unter dem Volke Unruhen erregt haben. „Die Straßen, die Gassen, die Häuser" waren voll von heftigen Erörterungen über den Gegenstand. [2]) Eine Partei behauptete, die Worte drücken bloß die Verbindung der göttlichen Natur mit dem Vater und folglich bloß das Ausgehen von demselben aus; Andere sagten, sie sprechen von der Beziehung der menschlichen Natur und demnach von einem wirklichen untergeordneten Zustand. Beide Parteien nahmen wie gewöhnlich ihre Zuflucht zu harten Ausdrücken; Erstere beschuldigten ihre Gegner des Nestorianismus und wurden dagegen mit dem Namen Monophysiten beehrt. Der königliche Theologe, — denn Ephrämius versichert uns, der Kaiser habe katechetische Reden, σελέντια genannt, mit großer Gewandtschaft und ohne daß ein Verdacht ihrer Unächtheit vorhanden sei, verfaßt, und habe sich dadurch ermuthigt in tiefe Geheimnisse eingelassen, als wäre er von dem heiligen Geiste beseelt, [3]) — hielt es mit der zweiten dieser Meinungen.

1) Scriptorum Vet. nova collect. 4to. tom. IV. Romae, 1831.

2) Ibid. p. 4.

3) Die Ausdrücke dieses metrisch schreibenden Chronikschreibers sind seltsam, und Folgendes mag als eine Probe seines Styls dienen.

Was schlug er nun für einen Weg ein, um zu einer genügenden Lösung dieser Frage zu gelangen? Las er seine Bibel fleißig, um andere Stellen zu finden, welche auf diese dunklen Worte ein Licht werfen könnten? Oder sandte er einige vielversprechende Gelehrte, wie Birch, Adler oder Scholz, auf eine biblische Reise, um zu erfahren, ob nicht irgend ein Manuskript eine abweichende Lesart enthalte, die zur Erläuterung der Stelle dienlich wäre? Oder endlich schrieb er es als den Gegenstand eines Preisaufsatzes für junge Theologen aus, damit sie die Frage erörtern und ihren Scharfsinn daran üben? Statt dieser modernen Wege, zur Auslegung des Textes zu gelangen, ging unser kaiserlicher Theologe auf sehr papistische Weise zu Werke. Ungeachtet, wie die Akten uns erzählen, die Sorgen der Regierung so „dick, wie Regentropfen," auf ihn fielen, hatte er doch alle Ansichten der alten Kirchenväter über diesen Gegenstand gesammelt, und nicht zufrieden mit seinem eigenen souveränen Urtheil unterwarf er sie der Einsicht seiner Patriarchen und forderte ihre Entscheidung.[1]) Nach der Darlegung dieser Umstände folgen in den Akten die so gesammelten Stellen, die theilweise aus jetzt verlorenen Werken sind und nicht bloß die griechischen, sondern auch viele lateinische Kirchenväter umfaßen. Die Liste besteht aus den Heiligen Johann von Damaskus, Gregor von Nazianz, Athanasius, Amphilochius, Cyrillus, Johannes Chrysostomus, Leo, Anastasius, Gregor von Nyssa, Augustinus, Ambrosius, Agatho, dem Sophronius und dem heiligen Basilius. Nach diesen kommen die gelehrten Beweise des Kaisers, der wechselweise verschiedene Theologen anredet, um sie zu seiner Meinung zu bekehren. Mit dem Resultate seiner Bemühungen nicht zufrieden, beschloß er eine förmliche Synode zu halten. Sie kam in dem Theil des kaiserlichen Palastes zusammen, den er gebaut hatte, — *Ἐν τῇ ὑπερῴᾳ τροπικῇ τῇ πρὸς μεσημβρίαν τοῦ ἐν τῷ μεγάλῳ παλατίῳ πορφυρομανυηλάτῳ τρικλίνου,*[2]) und zwar am Dienstag den 2. März 1166. Mit dieser Sitzung beginnt die zweite Aktion. Die ganze königliche

---

[1]) *Ἀλλ' ὠδινων γε, και κατηχητηριους ἡ παιδας ἀπετικτεν εὐγενεις λογους οὑς φασι σελεντια συνετους ἀγαν ὁδῳ προϊων ἡμμενος και δογματων, περι Θεου λεγειν τι και κλυειν θελει νοον δυσεφικτοις δογμασι δ'ἐφιστανων πευσεις προσηγε και λυσεις τουτων περι, ὡς ἀν μυηθεις προς Χριστου του των περι.*

Ephraemii Caesares, Scriptor. Vet. tom. III. p. 116. Sein Bericht über unser Konzil auf der nämlichen Seite ist nicht richtig.

1) Seite 5. 2) Seite 37.

Familie und die Großwürdenträger des Hofes umgaben den Kaiser, welcher präsidirte; es waren drei Patriarchen und neununddreißig Bischöfe zugegen. Nachdem von dem Kaiser die Frage vorgelegt worden war, gaben die Bischöfe einer nach dem anderen ihre Meinung zu Gunsten der Auslegung des Textes ab, nach welcher die menschliche Natur niederer ist und die göttliche vom Vater ausgeht. Viele geben ausdrücklich als ihren einzigen Grund die Uebereinstimmung der Väter an. Die dritte Aktion nahm die Unterzeichnung des dogmatischen Beschlusses des Konzils ein, wobei der Kaiser zuerst unterschrieb und seine Gründe mit einer Schärfe des Ausdruckes angab, die den ängstlichsten Theologen befriedigen könnte. In der vierten wurden die Kanones beschloßen, welche das Anathema gegen alle Anfechter und ewiges Gedächtniß allen Vertheidigern des wahren Glaubens verkünden. Die fünfte ward ausgefüllt mit dem Entwurf einer ausführlicheren Darlegung des Glaubens, da die vorher unterzeichnete nicht von Allen für genügend erachtet wurde; und in der sechsten legten Solche, welche im Verdachte der Heterodoxie standen, eine offene Erklärung ihres Glaubens ab. Johannes Pantechnes, der kaiserliche σκευοφύλαξ, und die Bischöfe von Myrä, Larissa, Rhodus, Adrianopel, Neopaträ, Theben und Maronea unterzogen sich dieser wichtigen Prüfung. Eine neue und sehr lange Verfügung wurde dann entworfen, weil neue Einwürfe erhoben worden waren, und ein neuer Kanon beigefügt, welcher angeführt zu werden verdient: „Wer die Worte der heiligen Väter, die zur Bekräftigung der wahren Lehren der Kirche Gottes gesprochen wurden, verwirft, ... ebenso wer die Beschlüsse der allgemeinen Konzile, nämlich des vierten und sechsten, verwirft, sei Anathema.“ [1]) Die siebente Aktion wurde ganz damit ausgefüllt, daß man das kaiserliche Edikt für die Promulgation der Akten empfing; aber die achte bietet eine Scene tieferen Interesses.

Sie beginnt mit der Erklärung, daß es eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Sprechen gebe. Georg, Metropolit von Nicäa, war gegen die Beschlüsse der Synode widerspänstig gewesen und ihren Strafen verfallen. Er bereute aber jetzt und flehte mit vielen Thränen die Gnade des Kaisers an. Er bat das Konzil um Milderung der kanonischen Strafe, und während diese die Absetzung gewesen wäre, so wurde der ungehorsame Prälat nur auf zwei Jahre von seinem Amte sus-

1) Seite 75.

pendirt. Denn einige Stunden lag er hingestreckt da, indem er den Boden mit seinen Thränen benetzte und weiter um Gnade bat; seine Brüder ließen sich erweichen und der Patriarch, welcher den Vorsitz führte, setzte die Strafzeit auf ein Jahr herab. Die Synode schloß darauf, nachdem sie jeden Segen auf den Kaiser herabgerufen hatte. Am Ende des Bandes sind die autographirten Signaturen der Bischöfe.

Es ist kaum nothwendig, die Umstände zu wiederholen, welche diese Akten für Katholiken zu schätzbaren Dokumenten machen. 1) Obgleich keine der Parteien, deren widerstreitende Meinungen hier untersucht wurden, sich einen Augenblick an den Arianismus anlehnte, so ist doch der hier untersuchte Text von großer Wichtigkeit bei der Kontroverse mit diesen Sektirern; wir haben hier einige neue Autoritäten, um seine Auslegung sicher zu stellen. 2) Die von dieser Synode aufgestellte Glaubensregel ist die nämliche in der griechischen Kirche, wie in der katholischen, namentlich bei der dogmatischen Auslegung der Texte; nämlich die Uebereinstimmung der Väter oder das überlieferte Wort Gottes. 3) Die Richter, welche diese Regel anzuwenden und darnach zu entscheiden haben, sind die nämlichen, wie die, welche wir anerkennen, — die Hirten der Kirche. 4) Die Gewalt dogmatische Entscheidungen durch kirchliche Censuren und Strafen zu erzwingen, wird klar beansprucht und ausgeübt.

Aber außer der Wichtigkeit und dem Interesse dieser Akten im Allgemeinen wird ihr Werth dadurch sehr erhöht, daß sie uns eine Stelle des hl. Amphilochius aufbewahrt haben, die sich auf das wichtige katholische Dogma von der Eucharistie bezieht. Da dieser große Kirchenvater nicht so gut bekannt ist, wie Viele seiner Zeitgenossen, so mag es von Nutzen sein, einige ihrer Zeugnisse für seine Verdienste anzuführen.

Der heilige Amphilochius war während der Regierung des Theodosius Bischof von Iconium in Lycaonien. Theodoret erzählt eine Anekdote von ihm, welche seine Unerschrockenheit bei Vertheidigung des Glaubens gegen die Arianer beweist. Bei einer Audienz vor dem Kaiser ersuchte er diesen, die arianischen Zusammenkünfte in den Städten zu verbieten. Theodosius, der die Maßregel für hart hielt, weigerte sich, seinem Gesuch zu willfahren. Der heilige Bischof zog sich zurück, aber nach einiger Zeit bat er um eine zweite Audienz. Sie wurde bewilligt; und als er sich dem Kaiser näherte und ihn begrüßte, nahm er von dessen Sohn Arkadius, der eben den Titel Augustus

erhalten hatte, keine Notiz. Der Kaiser hielt es für ein Versehen und verlangte von ihm, er solle zurückgehen und seinen Sohn küssen. Amphilochius antwortete, es sei genug, daß er ihm seine Ehrfurcht bezeugt habe. Theodosius ward dadurch sehr aufgebracht, als der Bischof ausrief: „Siehe, o Kaiser, wie du jeden deinem Sohn zugefügten Schimpf übel aufnimmst; glaubst du denn, der Regierer des Alls werde die Lästerungen und Beschimpfungen, die gegen seinen Sohn ausgestoßen werden, weniger übel aufnehmen?“ [1]) Unter den Briefen des heiligen Basilius sind einige an den heiligen Amphilochius. An einer Stelle nennt er ihn seinen Bruder, der ihm theuer sei, und den er mehr, als alle andere, schätze; [2]) an einer anderen sagt er, er bewundere seinen Eifer zu lernen, und zu gleicher Zeit seine Demuth, welche bewirke, daß er sich, um zu lernen, an Solche wende, welche er lehren könnte. [3]) Der heilige Gregor von Nazianz nennt ihn „den untadeligen Oberhirten, den Boten der Wahrheit und sein Entzücken.“ [4]) Der heilige Hieronymus stellt ihn mit den zwei eben angeführten Vätern zusammen, als ihnen gleichstehend in heiliger und profaner Wissenschaft, [5]) und sagt uns, er habe ihn kürzlich sein Werk über den heiligen Geist lesen hören. [6])

Diese hohen Lobeserhebungen von „Solchen, welche selbst rühmenswerth sind,“ müssen ein Verlangen rege machen, den Glauben dieses Vaters über Punkte einer modernen Kontroverse kennen zu lernen; und obgleich der Katholik der Entdeckung eines neuen Kirchenschriftstellers immer ruhig entgegensehen kann, weil er versichert ist, daß derjenige, welcher der Freund eines Gregors, eines Basilius und Hiero-

---

1) Theod. Hist. Eccles. lib. V. c. XVI. tom. III. p. 214, ed Reading. Diese Anekdote und der Glaube der griechischen Kirche, dieser Heilige sei in einer Vision von Engeln zum Bischof ernannt worden (siehe das griech. Menol. des Kaisers Basilius, 19. Okt. p. 1. p. 127, ed Urbin. 1727.) sind in seinen Akten, die Metaphrastes gibt, in großer Ausführlichkeit erzählt. Siehe diese bei Combefis, inf. cit. p. 228, seqq.

2) De Spiritu S. c. I. tom. III. p. 1, ed. Maur. 1730. Diese Abhandlung ist in der That von dem heil. Basilius dem heil. Amphilochius gewidmet.

3) Epist. CXCIX. ib. p. 290.

4) Carm. paraenet. ad Olympiad. Virg. v. 102, tom. II. p. 134. Paris, 1611. (Siehe das römische Martyrologium 23. November.)

5) Epist. LXX. ad Magnum Orat. tom. I. p. 427, ed Vallars.

6) De Viris illustr. c. CXXXIII. tom. II. 938.

nymus — war, ebenso glauben mußte, wie sie, so muß er doch aus eben diesem Grund sein Herz in ängstlicher Erwartung klopfen fühlen, wenn er die Blätter eines neu entdeckten Vaters durchgeht. Unglücklicherweise sind die meisten Werke des heiligen Amphilochius zu Grunde gegangen. Vater Combefis, der sie mit denen des heiligen Methodius und Andreas von Creta veröffentlicht hat,[1]) war bloß im Stande, einige Reden, einen Brief in Versen und einige verstümmelte Fragmente, die von anderen Schriftstellern aufbewahrt wurden, zu entdecken. Unter diesen findet sich eine Stelle aus einer Rede über den auf unserem Konzil erörterten Text, die Theodoret aufbewahrt hat.[2]) Sie entsprach so sehr dem Zwecke der Synode, daß sie in ihren Akten nicht fehlen konnte. In der That finden wir sie wiederholt,[3]) aber glücklicherweise viel weitläufiger, indem der jetzt erst veröffentlichte Theil einen Ausdruck von großer Wichtigkeit enthält.

Der heilige Amphilochius wünscht zu erklären, in welcher Weise Jesus Christus zugleich dem Vater gleich und untergeordnet war, und gibt zu diesem Zweck eine große Anzahl antithetischer Handlungen seines Lebens, welche die verschiedenen Verrichtungen seiner zweifachen Natur charakterisiren. Folgendes sind seine Worte: —

„Der Vater ist deßhalb größer, als er, der ein Bestandtheil von ihm ist, er ist nicht größer, als er, der immer in ihm ist. Und um kurz zu sprechen; er (der Vater) ist größer und doch gleich: größer, als er, der fragte: „„Wie viel Laibe habt ihr?““[4]) gleich ihm, der die ganze Menge mit fünf Laiben sättigte; größer, als er, der fragte: „„Wo habt ihr Lazarus hingelegt?““ gleich ihm, der den Lazarus durch sein Wort von den Todten erweckte; größer, als er, der sagte: „„Wer berührte mich?““ gleich ihm, der den unstillbaren Blutfluß heilte; größer, als er, der in dem Schiffe schlief, gleich ihm,

---

1) SS. Patrum Amphilochii, Methodii et Andreae Cretens. Opera omnia; Paris, 1644. Wiederabgedruckt mit Verbesserungen in Gallandi Biblioth. Patr. tom. VI. Ven. 1770, pp. 463, seqq.

2) Ed. Combefis, p. 143, Bib. Pat. p. 502. Dieser Theil der Rede steht im Theodoret, Dialog. 1, tom. IV. p. 43. Paris, 1642.

3) Ps. 9, 10. aber unter dem Titel einer Rede gegen die Arianer.

4) Es ist sonderbar, daß dieses Satzglied in dem gedruckten Griechischen ausgelassen ist, dagegen in der lateinischen Uebersetzung unten steht. Dies beweißt, daß die Auslassung ein typographischer Irrthum ist. Der Sinn zeigt gleichfalls die Nothwendigkeit eines solchen Gliedes als Gegensatz.

der das Meer beruhigte; größer, als er, der von Pilatus verurtheilt wurde, gleich ihm, der die Welt vom Gerichte befreite; größer, als er, der geschlagen und mit Mördern gekreuzigt wurde, gleich ihm, der dem Schächer Verzeihung gewährte; größer, als er, der seiner Kleider beraubt wurde, gleich ihm, der die Seele bekleidet; größer, als er, dem Essig zum Trinken gegeben wurde, gleich ihm, der uns sein eigenes Blut zu trinken gibt, größer, als er, dessen Tempel zerstört wurde, gleich ihm, Er, welcher seinen eigenen Tempel nach seiner Zerstörung wieder aufrichtete; größer, als der Erstere, gleich dem Letzteren."

Indem ich diesen Text zum ersten Male der Aufmerksamkeit der Theologen und, ich darf fast sagen, des Publikums unterbreite, möge es erlaubt sein, einige Bemerkungen zu machen. 1) Man wird auf den ersten Anblick sehen, daß der heilige Amphilochius auf der einen Seite seiner Parallele solche Handlungen unseres göttlichen Erlösers aufführt, welche seine Gleichheit mit dem Vater zeigen, indem sie Beweise seiner Allmacht sind. Obgleich zwischen den Wundern unseres Heilandes und denen seiner Jünger immer der große Unterschied war, daß sie bekannten, sie handeln bloß als seine Diener und in seinem Namen, während er kühn aussprach, er wirke seine Wunder kraft eigener Machtvollkommenheit, so hätte doch die Anführung gewöhnlicher Wunder von den Arianern durch die Vergleichung derselben mit ähnlichen von den Aposteln gewirkten widerlegt werden können, welche deßhalb keineswegs göttliche Eigenschaften in Anspruch nehmen. Der heilige Amphilochius ist deßhalb bedacht, indem er immer höher steigt, solche Beispiele zu geben, die jeder Vergleichung Trotz bieten und den Besitz der Allmacht beweisen können. Er sagt: Christus zeigt sich dem Vater gleich, „indem er die Welt vom Gerichte befreit, indem er dem reuigen Schächer umsonst Verzeihung gewährt, indem er die Seele mit Gnade kleidet, indem er selbst vom Tode ersteht." [1]) Niemand wird zweifeln, daß dies die schlagendsten Er-

1) Dieses Argument von der Auferstehung hat der heilige Amphilochius in seiner beredten Rede über diesen Gegenstand sehr schlagend durchgeführt. — Bib. Pat. ubi sup. p. 487. Die wenigen Ueberbleibsel, die wir von seinen Werken besitzen, rechtfertigen in der That seinen Anspruch auf die hohe Stelle, auf die ihn der heilige Hieronymus setzt. Seine Beredsamkeit ist tief und glühend und athmet eine ernste und eindringliche Frömmigkeit.

läuterungen seines Anspruchs auf Gleichheit mit dem Vater sind, die aus seinem heiligen Leben genommen werden konnten.

2) Unter diese Wunder der höchsten Ordnung, unter diese unbestreitbaren Beweise der Allmacht unseres Heilandes setzt der heilige Amphilochius die Einsetzung der heiligen Eucharistie: „Er (der Vater) ist ihm gleich, **der uns sein eigenes Blut zu trinken gibt.**" Der heilige Amphilochius nimmt demnach in der heiligen Eucharistie ein Wunder an, und zwar ein Wunder der erstaunlichsten Art. Glaubte er demnach, sie sei ein bloßes Symbol? Aber die Einsetzung eines Symbols erfordert keinen Anspruch auf Allmacht. Jeder, der Schüler versammelt oder eine Schule bildet, mag Symbole einsetzen. Die Pythagoräer und die ägyptischen Priester hatten viele; die Freimaurer und Oranienmänner haben sie; und doch ist bei allem diesem kein Wunder. Das Zeichen des Kreuzes ist ohne Zweifel ein höchst kostbares und ausdrucksames Symbol des Leidens unseres Heilandes, und doch hat derjenige, welcher es einsetzte, dadurch nicht bewiesen oder gezeigt, daß er dem Vater gleich sei. Einen Zusammhang und Sinn in dem Raisonnement dieses großen Kirchenlehrers können wir bloß in seinem Glauben an die wirkliche Gegenwart des Blutes Christi auf dem Altare finden.

3) Der heilige Amphilochius gebrauchte den Ausdruck τὸ οἰκεῖον αἷμα, sein eigenes Blut. Daß dies der eigentliche Sinn des Ausdrucks ist, wird aus einem andern Gliede des Satzes hervorgehen, wo er sagt: „gleich ihm, der seinen eigenen Tempel (d. h. seinen Leib) wieder aufrichtete," wo die Worte τὸν οἰκεῖον ἐγείραντος ναόν stehen. Hier ruht die Stärke des Beweises fast ganz auf dem Worte οἰκεῖον, das Wunder besteht darin, daß Christus seinen eigenen Leib auferstehen ließ; ebenso legt dieser Parallelismus des Ausdrucks in unserem Satzgliede den Nachdruck auf das nämliche Adjektiv, und das Wunder besteht gleichfalls darin, daß er „sein eigenes Blut uns zu trinken gibt." Diese Schlußfolgerung schließt die protestantische Lehre vollständig aus.

4) Das ganze Raisonnement des heiligen Amphilochius wird noch schlagender durch die eigenthümliche Wendung seines Satzes. Denn er sagt in demselben nie, daß Christus dem Vater gleich sei, sondern daß der Vater Christus gleich ist. Es ist wahr, daß die Nothwendigkeit, eine dem Satze „der Vater ist größer" gleichlaufende Konstruktion einzuhalten, ihn zu dieser ungewöhnlichen Form zwang, welche einfach

die vollkommene Gleichheit der zwei göttlichen Personen aufstellt. Gleichwohl muß sie dem Leser auffallen, indem sie seinen Schlüssen größeren Nachdruck verleiht und ihn nöthigt, in der Auswahl wirklicher und gesunder Beweise dieser Gleichheit sorgfältiger zu sein.

5) Hier ist indessen noch eine wichtige Erläuterung des Textes übrig. Sollte Einer meiner Leser die Stelle des heiligen Amphilochius in der Ausgabe des Monsignor Mai nachschlagen, so wird er sogleich finden, daß ich in meiner Uebertragung der Worte, welche ich bisher erläutert habe, von ihm abgewichen bin; und da meine Uebersetzung schwächer ist und eine starke theologische Stellung, welche der gelehrte Theologe genommen hat, aufzugeben scheint, so bin ich es der Aufrichtigkeit und mir selbst schuldig, die von mir gegebene Uebersetzung zu rechtfertigen. Die Worte des Textes lauten *ἴσος τοῦ τὸ οἰκεῖον οἰνοχοοῦντος αἷμα.* Der gelehrte Herausgeber hat diese Worte übersetzt mit „aequalis ei qui proprium sanguinem *ex vino facit;*" und hat in einer Anmerkung beigefügt, wir haben hier ein gewichtiges Zeugniß zu Gunsten der Transsubstantiation. [1]) Dies ist wirklich in gewisser Ausdehnung wahr, aber nicht in der Art, wie aus seiner Uebersetzung gefolgert werden kann, eine klare, deutliche Angabe einer Verwandlung. Es geschieht indessen nicht aus einem tadelsüchtigen Wunsche, Fehler aufzufinden, daß ich auf eine philologische Prüfung dieser Worte eingehe, noch weil ich glaube, eine solche Kritik gehe besser von einem Freunde, als von einem Feinde aus, sondern theils aus Liebe zur Wahrheit, theils aus Furcht, es möchte ein Gegner, der auf die nämliche Art, aber mit einem von dem Herausgeber ganz abweichenden Geiste, getäuscht wurde, schließen, die Zusammensetzung des Verbums modifizire seinen Sinn, und *οἰνοχοεῖν* bedeute Wein, der in der Eucharistie gegenwärtig sei.

Es ist wirklich wahr, daß dieses Verbum in seiner ursprünglichen Bedeutung Wein ausgießen oder damit aufwarten bedeutet, in welchem Sinn, dem einzigen der Wörterbücher, es oft im Homer und anderen alten Schriftstellern vorkommt, z. B. Odyss. V, 233.

Κέλευσέ τε οἰνοχοῆσαι. [2])

Aber ebenso gewiß ist, daß es später eine allgemeinere Bedeutung annahm und in dem einfachen Sinn von propinare, bei einem

1) Seite 10.

2) Siehe auch Odyss. XV, 322.; Iliad. II, 127. u. a. a. O.

Feste zu trinken geben, gebraucht wurde. So haben wir bei dem nämlichen Dichter: —

Αὐτὰρ ὁ τοῖς ἄλλοισι θεοῖς ἐνδέξια πᾶσιν
Οἰνοχόει γλυκὺ νέκταρ. [1])

Und ferner im vierten Buch:

Μετὰ δέ σφισι πότνια Ἥβη
Νέκταρ ἐωνοχόει [2])

Der Kommentar des Eustathius über diese Stellen wird diesen Gegenstand außer den Bereich des Streites versetzen. Ueber die erste sagt er: „Wisse, daß *οἰνοχοεῖν* eigentlich nicht vom Nektar, sondern vom Weine gesagt wird; aber es wird nothgedrungen auch auf den Nektar angewendet, wie im dritten Buche erklärt werden wird, weil dem Dichter kein würdevollerer, gastlicher Ausdruck zu Gebote stand. Es gibt noch andere dergleichen Ausdrücke, wie *ἐχειρονόμησε τοῖς σκέλεσι.*" [3]) Die Verweisung auf das dritte Buch ist vielleicht ein Irrthum, und er meinte den Kommentar, den er bei der Erläuterung der Stelle, die ich aus dem vierten Buche angeführt habe, über dieses Wort gibt; in dem Kommentar zum dritten Buch steht kein Wort über diesen Ausdruck. Folgendes sind seine Worte: „Siehe, wie er das Wort *οἰνοχοεῖν* uneigentlich auf Nektar anwendet, wie in dem Kommentar über das erste Buch vollständiger erläutert wurde; er gebraucht es aber auch einfach als ein gastliches Wort, wie wenn Einer sagte, er gab ihm Nektar zu trinken, als ob es Wein wäre." [4])

---

1) Il. I, 597. 2) Il. IV, 3.

3) *Ἰστέον δὲ ὅτι τὸ οἰνοχοεῖν οὐ κυριολεκτεῖται ἐπὶ τοῦ νέκταρος, ἀλλὰ πάντως ἐπὶ τοῦ οἴνου τέθειται δὲ καὶ ἀνάγκην καὶ ἐπὶ νέκταρος, ὡς καὶ ἐν τῇ γ' ῥαψῳδίᾳ φανήσεται, διὰ τὸ μὴ εὐπορεῖν τὸν Ποιητὴν σεμνοτέρας συμποσιακῆς λέξεως. Εἰσὶ δὲ καὶ ἕτερά τινα τοιαῦτα, οἷον καὶ τὸ ἐχειρονόμησε τοῖς σκέλεσι* Comment. tom. I. p. 302, ed. Pol. Flor. 1730. Er fährt noch einige Seiten fort, das Wort zu kommentiren, indem er bemerkt, der Nektar sei eine flüßige Nahrung, und deßhalb könne man von ihm sagen, *οἰνοχοεῖσθαι*, S. 304. Er bringt noch einige andere Beispiele ähnlicher Phrasen, wie *ᾠκοδόμησε πόλιν*. Wirklich haben wir im Thucydides *τὰ τείχη οἰκοδομησαμένων*. — Hist. lib. VII. p. 451, ed. Wetst.; ferner p. 563, lib. VIII. Wir können ferner das Wort *πολιορκέω* vergleichen: so haben wir in Dionys von Halikarnassus *πολιορκεῖν τὸ φρούριον*. — Antiq. lib. IX. c. XVII. p. 552, ed. Oxon. 1704.

4) *Ὅρα δέ, ὅπως, ὡς καὶ ἐν τῇ ά ῥαψῳδίᾳ πλαιύτερον ἐῤῥήθη, ἐπὶ νέκ-*

Wir haben eine andere Stelle, welche diese Beobachtungen ferner bestätigt. Es ist dies ein Vers der Sappho, den Athenäus aufbewahrte. Indem er von den Göttern spricht, deren Getränk gewiß kein Wein war, sagt er: —

Καδδ' ἀμβροσίας μὲν κρατὴρ ἐκέκρατο
Ἑρμᾶς δὲ ἔλων ὄλπιν θεοῖς οἰνοχόησε.[1])

Ich bin von dem Wunsche weit entfernt, mich auf die See kritischer und philologischer Kontroversen, zu welchen diese Verse Veranlassung geben können, einzuschiffen. Ich muß indessen bemerken: — erstens, daß Ambrosia hier den Trank der Götter oder Nektar bedeutet. Athenäus führt an einer anderen Stelle, die in seinem Epitome aufbewahrt ist, selbst den Vers an, um zu beweisen, daß Ambrosia für den Trank der Götter gebraucht wird, wie bei Anaxandrides und Alcman Nektar für die Speise derselben steht.[2]) Deßhalb sagt Suidas: *νέκταρ καὶ τὸ βρῶμα τῶν Θεῶν.*[3]) Zweitens, daß aus dem Gebrauche des außerordentlichen Wortes *ἔρπιν*, welches in einem anderen Citat statt *ὄλπιν* vorkommt, und welches Casaubonius hier einzuführen wünschte, keine Schwierigkeit entstehen kann. Nichts kann wahrer sein, als was er aus Eustathius, und Lycophron beweist, daß *ἔρπις*, oder vielmehr, wie im Koptischen, *EPΠ*, im Egyptischen wirklich Wein bedeutet; denn Champollion und Rosellini haben es in den Hieroglyphen gefunden.[4]) Wenn wir indessen auch dies zugeben, was

---

ταρος οὐκ εὐκαίρως εἶπε τὸ οἰνοχοεῖν, ἀλλὰ ἁπλῶς καὶ νῦν, ὡς λέξιν συμποσιακὴν ὡς εἴ τις εἴποι ἐδίδου νέκταρ πιεῖν οἷα τινα οἶνον. — Tom. III. p. 962.

1) Deipnosoph. lib. X. tom. IV. p. 55, ed. Schweigh.

2) Epitome, lib. II. tom. I. p. 148. 3) Tom. II. p. 605, ed. Kust.

4) Champollion, Lettres à M. le Duc de Blacas, relatives au Musée royal de Turin. Prem. Lettre, Paris, 1824, p. 37. Er spricht davon, auf den egyptischen Denkmalen seien Flaschen abgebildet, die bis zu einer gewissen Höhe roth bemalt seien, um die Flüßigkeit vorzustellen. In einem Gebete, auf einem Grabmal in der Gallerie von Florenz, das, wie Rosellini annimmt, an Athyr gerichtet ist, wird die Göttin ersucht, dem Verstorbenen Wein, Milch u. s. w. zu geben. Beides wird durch Vasen dargestellt, ringsum welche die Namen ihres beziehungsweisen Inhalts mit Hieroglyphen geschrieben sind. Um die erste stehen die Feder, der Mund und das Viereck, die phonetischen Zeichen der Buchstaben *EPΠ*. Siehe den Abdruck in Rosellini's Werk unter dem Titel Di un Basso-rilievo Egiziano della I. e. R. Galleria di Firenze, ib. 1826, und die Erläuterung, S. 40.

der gelehrte Schweighäuser in Zweifel zu ziehen zu wünschen scheint, so scheint doch das Argument dieses gelehrten Kritikers keinen Zweifel zu lassen, daß ὄλπιν, und nicht ἔρπιν die wahre Lesart ist, so daß die Stelle in dem Epitome zum zweiten Buch vielmehr aus dem Citat im Zehnten zu verbessern ist.[1]) So ist alle Erwähnung von Wein aus dem Texte ausgeschlossen. Es muß sicherlich überflüßig sein, zu beweisen, daß das Getränke des Olympus mit dem Saft der Trauben nichts gemeinschaftlich hat.

Diese Citate, namentlich die ausdrücklichen Zeugnisse des Eustathius, stellen zur Genüge die Bedeutung fest, die ich dem Verbum οἰνοχοεῖν beigelegt habe, nämlich zu trinken geben, namentlich auf feierliche Weise, wie es bei einem Feste durch den οἰνοχόος geschah. Wie Eustathius von Homer bemerkt, so konnte auch der heilige Amphilochius keinen würdevolleren Ausdruck gebraucht haben, um den heiligen und erhabenen Trank zu bezeichnen, den uns unser Heiland am Altare bietet. Zu gleicher Zeit ist jede Idee von dem Dasein von Wein in dem Kelche beseitigt; wenigstens kann kein protestantischer Polemiker aus dem gewählten Worte den Schluß ziehen, der heilige Amphilochius wolle andeuten, er sei noch vorhanden.

---

1) Dieses Argument stützt sich hauptsächlich auf den Gebrauch des Participiums ἕλων, capiens, welches nach sich den Namen irgend eines Gefässes, wie ὄλπιν, nicht einer Flüßigkeit verlangt, welch' letzterer vielmehr ἀρύων, hauriens, oder ein derartiges Wort vorausgegangen wäre. Animadversiones in Athen. Argentor. 1804, tom. V. p. 375.

Rom, im September 1833.

Ueber die

Schriften des heil. Ephrem.

(Aus dem Catholic Magazine.)

Liber de

Scholiis des hl. Ephrem.

Ueber die

Schriften des heil. Ephrem,

mit Beispielen aus dem Original.

Der heil. Ephrem ist ein Beispiel einer in der Literaturgeschichte nicht ungewöhnlichen Erscheinung.[1]) Wie Moses im Hebräischen, Homer im Griechischen, Mohammed im Arabischen, Chaucer im Englischen, Dante und Boccaccio im Italienischen, ist er zugleich der erste und reinste Schriftsteller, der uns aus dem alten wissenschaftlichen Syrien bewahrt wurde. Seit seiner Zeit, dem dritten und vierten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, haben die Sprache und die Wissenschaft seines Landes keine Fortschritte mehr gemacht; seine Schriften wurden von allen späteren Autoren als das Muster von Eleganz angesehen. Und doch zeigt uns kaum ein Fragment, wie die Sprache allmählig einen solchen Grad von Eleganz und Vollkommenheit erreicht hat. Von seinen Landsleuten wird er genannt: der Prophet der Syrier, die Harfe des heiligen Geistes, der beredte Mund, die Säule der Kirche. Er wurde auch der syrische Chrysostomus genannt. Es mag für unsere Leser interessant sein, zu wissen, was ihn zu den ehrenvollen Benennungen berechtigte. Sie können zwar sein Leben in Alban Butler's Sammlung lesen, aber die Auszüge, welche dort aus seinen Schriften gegeben werden, können bloß einen schwachen Begriff von seinen erhabenen und oft begeisterten Ausbrüchen poetischer Beredsamkeit geben. Wir haben diesen Aus-

---

1) Die Werke dieses Vaters im Syrischen und Griechischen wurden zuerst vollständig in sechs Foliobänden von P. Ambarach (Benediktus), einem Maroniterjesuiten, veröffentlicht; Rom, 1737 ff.

druck gebraucht, weil, so außerordentlich es auch erscheinen mag, das, was gewöhnlich für die Reden des heiligen Ephrem angesehen wird, lauter metrische Kompositionen sind.

Die ersten, welche in der syrischen Kirche die bezaubernden Reize des Versbau's in polemische und doktrinelle Kompositionen einführten, waren die berühmten Gnostiker, Bardesanes und sein Sohn Harmonius.[1]) Gegen diese Erzketzer und ihre Anhänger sind die meisten Schriften des heiligen Ephrem gerichtet; und seine Widerlegung ihrer Irrthümer ist so vollständig, daß ihr ganzes Lehrsystem aus seinen Werken entnommen werden kann. Vor einigen Jahren war es unsere Absicht, dieses Geschäft zu unternehmen, allein wir gaben sie auf, als wir die gelehrte und interessante Abhandlung von Augustus Hahn über den Gegenstand lasen.[2]) Der heilige Ephrem, welcher sah, daß die Leute durch die fließenden Verse dieser trügerischen Männer angereizt werden, deren Worte zu lesen und im Gedächtniß zu behalten, beschloß, die nämliche Waffe gegen sie zu gebrauchen, und deßhalb verfaßte er seine Widerlegungen in Versen, wobei er bald das Metrum des Bardesanes selbst, welches fünfsylbig ist,[3]) öfter noch ein anderes aus sieben Sylben bestehendes anwendet, welch' Letzteres von den Syriern allgemein das Metrum des heiligen Ephrem genannt wird.[4]) Es könnten Zweifel erhoben werden, ob diese Reden je dem Volke vorgetragen wurden; es können indessen Stellen daraus angeführt werden, welche beweisen, daß es geschah. Gewiß ist, daß der Strom einer reichen Allegorie, welcher sich durch viele derselben windet, indem er bald durch aufeinanderfolgende schön verschlungene Bilder hinströmt, bald plötzlich durch einen schnellen Uebergang abgebrochen wird, daß die kühnen Redefiguren und die Wahl erhabener Worte und die bündige Kürze seiner Schlüsse kaum für Reden an das Volk passend zu sein

1) Siehe S. Ephr. Opp. tom. II. p. 558; und seine Geschichte, die vor dem zweiten Bande steht, S. 51.

2) Bardesanes Gnosticus Syrorum, primus hymnologus. Lip. 1819.

3) Wir haben sieben Reden des heiligen Ephrem in diesem Versmaße; sie stehen unter denen gegen die Forscher (searchers), welche mit der fünfundsechzigsten (tom. III. p. 128) endigen, wo im Original eine Note diesen Umstand erwähnt.

4) Dieses findet sich in Manuskripten häufig dem Gedicht vorangestellt; z. B. im Cod. Vat. (Syr.) CLIII. steht ein anonymes Gedicht über die sieben Klimate: B'nisho d'mor Ephrem, — in dem Versmaße des heiligen Ephrem.

scheinen. Auf der andern Seite müssen wir uns aber erinnern, daß wir Menschen einer andern Zeit, eines andern Landes, einer andern Sprache und Denkweise sind; daß im Osten, wie ein trefflicher Schriftsteller sehr gut bemerkt, die Beredtsamkeit nie zwischen ihrem Gebiete und dem der Poesie eine Grenze gezogen hat,[1]) wie es in westlichen Ländern geschah. Und wirklich haben wir viele andere metrische Reden außer denen des heiligen Ephrem, welche keinen Grund darbieten dürften, zu zweifeln, daß sie mündlich gehalten wurden. Solche heißen im Syrischen mimre.

Unter den Ketzern, welche dieser große Heilige mit dem größten Eifer angriff, war ein Zweig der Aëtianer oder Eunomianer, welche er Bolzooie, d. h. Forscher nennt, Leute nämlich, die sich anmaßten, in die Geheimnisse des Glaubens einzudringen und sie durch die bloße Vernunft zu ergründen und zu begreifen. Gegen diese Männer verfaßte er siebenundachtzig Reden. Die sieben Letzten derselben werden ganz besonders Reden „über die Perle," d. h. über den Glauben genannt, von welchem in denselben unter diesem Sinnbild allegorisch gesprochen wird. Wir geben unseren Lesern eine Uebersetzung der ersten derselben aus dem Original; denn die lateinische Uebersetzung dieser Reden ist oft sehr mangelhaft, was ihrem concisen und dunklen Style zuzuschreiben ist. Wir waren genöthigt, viele Ausdrücke zu umschreiben, weil sie sonst nicht hätten verstanden werden können; und dadurch wurde die Kraft des Originals ohne Zweifel geschwächt.

„Erste Rede des heiligen Ephrem über die Perle."[2])

„Bei einer gewissen Gelegenheit, meine Brüder, kam ich in Besitz einer Perle. Auf ihr sah ich königliche Embleme, Bilder und Vorbilder der göttlichen Majestät; und darin war eine Quelle, aus der ich die Geheimnisse des Sohnes Gottes trank. Ich legte sie, meine Brüder, auf die Fläche meiner Hand, um sie so aufmerksamer beschauen zu können. Ich besichtigte sie auf einer Seite, aber sie hatte auf allen ihren Seiten Gesichter, das Bild des Sohnes Gottes, der unbegreiflich ist, weil er lauter Licht ist. In dieser ihrer Klarheit betrachtete ich

---

1) Michaelis in seiner Vorrede zu Lowth's Praelectiones, wiederabgedruckt in der oxforder Ausgabe 1810, vol. II.

2) In seinen syrischen Werken, tom. III. p. 150. [Seit dies gedruckt worden ist, hat der Ehrw. J. B. Morris einen Band Uebersetzungen des heiligen Ephrem, worunter auch diese Rede, veröffentlicht. Der Unterschied der Uebertragung ist im Ganzen sehr unbedeutend.]

den heitern Einen, der nie umwölkt ist; durch ihre Reinheit war das große Vorbild des Leibes unseres Herrn ausgedrückt, und in ihrer Untheilbarkeit sah ich die Untheilbarkeit der Wahrheit. Darin konnte ich ferner seinen reinen Sprößling, die Kirche, unterscheiden, in deren Mitte der Sohn und sie war, die ihn gebar, deren Bild die Wolke (des Elias), deren Emblem der Himmel ist, von welchem der schöne Glanz ausging. Ich sah dort die Trophäen seiner Siege und seiner Kronen; ich erblickte alle seine Wohlthaten und Kräfte, mochten sie verborgen oder offenbar sein.

„Ich pries mich wegen dieser Perle mehr, als wenn sie die Arche des Bundes gewesen wäre, so war ich in Bewunderung versunken. Ich sah in ihr keine beschatteten Winkel, denn sie war eine Lichtzeichnung, tönende Buchstaben ohne Zunge, geheimnißvolle Worte ohne Lippen, eine schweigende Leier, welche ohne eine Stimme klangvolle Noten spielte. — Der verworrene Laut einer Trompete und das Murmeln des Donners! „„Erkühne dich nicht! Laß' was verborgen ist, betrachte, was geoffenbart wurde!"" Ferner sah ich mitten in der Heiterkeit Regen, eine Quelle für die Ohren, als tröpfelte er aus Wolken der Auslegung. Und wie das Manna durch seinen verschiedenen Geschmack für das Volk (Israel) alle andere Nahrung ersetzte, so galt mir die Perle statt der Bücher und des Lesens und Erklärens derselben. Und wenn ich fragen würde, ob es noch andere Geheimnisse gebe, so hätte sie keinen Mund, von dem ich es hören würde; sie hätte keine Ohren, die mich hören würden; sie hätte keine Sinne, durch welche ich neue Ideen von ihr lernen könnte.

„Endlich redete sie mich an und sagte: „„Ich bin eine Tochter des unermeßlichen Meeres, und von dem Ocean, aus dem ich emporgestiegen bin, kommt der reiche Schatz von Geheimnissen, der in meinem Busen ist. Ergründe das Meer, aber bilde dir nicht ein, den Herrn des Meeres zu ergründen. Ich sah die Verschiedenen, welche mit Furcht nach mir hinabstiegen; schnell kehrten sie aus den Tiefen zu dem Ufer zurück. Kaum eine kurze Zeit konnten sie es aushalten; wer kann in der Durchforschung der Abgründe der Göttlichkeit beharren?""

„Die Wogen des Sohnes Gottes sind mit Wohlthaten beladen, aber sie sind voll Gefahr. Habt ihr nicht gesehen, wie die Wellen des Meeres die Barke in Stücke zertrümmern, welche gegen sie kämpft; wenn sie dagegen nachgibt und nicht widersteht, dann soll sie gerettet werden? Im Meere wurden die Egypter ertränkt, obgleich sie nicht nachgrübelten, und ebenfalls ohne diese Nachforschung, sogar auf trockenem Lande, wurden die Israeliten verschlungen: Wo seid demnach ihr sicher? Durch Feuer wurden (auf gleiche Weise) die Sodomiter aufgefressen, und wie könnet demnach ihr widerstehen? [1]) Durch das Geheul (der Egypter) wurden sogar die Fische des Oceans und die Wallfische desselben gerührt. Wahr-

1) Unser Heiliger sammelt Beispiele des Gerichtes Gottes, das durch verschiedene Elemente über seine Feinde ausgeübt wurde, um dadurch zu zeigen, daß es für Solche keine Sicherheit gibt, und kehrt dann zu dem der Egypter zurück, welches er zuerst erwähnte.

lich! ihr müßt ein Herz von Stein haben, wenn ihr diese Dinge leset und sie doch vergesset. Groß ist eure Gefahr; denn lange hat die Gerechtigkeit geschwiegen.

„Neugierde ist mit eurem Danksagen vermischt, und was soll (vor Gott) am meisten gelten? Preis und eitles Grübeln steigen mit einander wie Weihrauch von euren Lippen auf, und welches soll er ansehen? Gebet und thörichtes Forschen kommen aus einem Munde, und auf welches soll er hören? — denn drei Tage war Jonas ein Bewohner des Abgrundes; die Ungeheuer der Tiefe wurden davon gerührt, (indem sie sagten): „„Wer soll vor Gott fliehen?““ Jonas floh bloß (vor ihm), ihr dagegen maßt euch an, ihn zu erforschen."

Der heilige Ephrem wurde von der griechischen Kirche fast ebenso bewundert, wie von der seines eigenen Landes. Er war durch die innigste Freundschaft mit dem großen heiligen Basilius verbunden und wir haben von dem heiligen Gregor von Nyssa eine glühende Lobrede auf ihn. Deßhalb ist es nicht zu verwundern, daß seine Schriften früher in die griechische Sprache übersetzt wurden. Die Sammlung seiner Werke enthält drei Foliobände solcher Uebersetzungen, die von Joseph Assemani herausgegeben wurden. Es sind hauptsächlich Auszüge aus diesen, die in neuere Sprachen übertragen wurden. In dem dritten Bande dieser griechischen Uebersetzungen sind viele Gebete, die sich durch die warmen und begeisterten Gefühle und Ausdrücke der Andacht, welche sie enthalten, auszeichnen. Keine indessen sind so treffend, als die zu der seligsten Jungfrau. Wenn die Gebetbücher der neueren Katholiken durchstöbert wurden, um zu beweisen, daß dieser Königin der Heiligen göttliche Ehre erwiesen wird, und wenn die unschuldigsten Ausdrücke, die von uns Allen wohl verstanden werden, für genügende Beweise gegen uns gehalten wurden, so fürchte ich, unser Heiliger, von dem der heilige Gregor von Nyssa so rühmliche Dinge gesagt hat, muß uns beistehen, die Bürde der modernen Verdammung zu tragen. Denn er geht weit über Alles hinaus, was eine moderne Zunge auszusprechen wagen würde, wenn sie ihre Bitten an Maria richtet. Und da wir von einem gewichtigen Schriftsteller und in einem umfangreichen Buche [1]) schon einmal feierlich beschuldigt worden sind, wir hätten die Lehren der syrischen Kirche verfälscht, um die unsrigen zu rechtfertigen, so wollen wir einige Ausdrücke aus einem dieser Gebete hersetzen, um das, was wir gesagt haben, zu rechtfertigen. Es fängt so an: „Auf dich, Patronin und Vermittlerin

1) Wir meinen eine Anmerkung in des gelehrten Professor Lee's Prolegomena zu Bagster's Polyglotte.

mit Gott, der aus dir geboren wurde,[1]) setzt das Menschengeschlecht, o Mutter Gottes, seine Freude; und immer stützt es sich auf deinen Schutz, und bei Dir allein sucht es Zuflucht und Hülfe, die du volles Vertrauen auf ihn hast. Siehe, auch ich nähere mich dir mit einer glühenden Seele, da ich nicht den Muth habe, mich deinem Sohne zu nahen, sondern ich flehe, es möge mir durch deine Vermittlung (μεσιτείας) Gnade zu Theil werden. Verwirf demnach nicht deinen Knecht, der nach Gott alle seine Hoffnung auf dich setzt; verwirf ihn nicht, der in großer Gefahr schwebt und durch vieles Weh niedergebeugt ist; aber du, die du mitleidig und die Mutter eines barmherzigen Gottes bist, habe Gnade mit deinem Knechte, befreie mich von gefährlichen Lüsten, u. s. w." Im Laufe dieses Gebetes wird unsere Frau genannt „die kostbare Vision der Propheten, die deutlichste Erfüllung aller Prophezeiungen, der beredte Mund der Apostel, die Stärke der Könige, der Ruhm der Priesterschaft, die Verzeihung der Sünder, die Besänftigung des gerechten Richters, die Erhebung der Gefallenen, die Erlösung von den Sünden, u. s. w." In einem anderen Gebete finden wir folgende Worte, die an die nämliche glorreiche Jungfrau gerichtet sind: „Nach der Dreieinigkeit (bist du) die Herrin des Alls; nach dem Geiste ein anderer Geist, nach dem Mittler die Mittlerin der ganzen Welt."[2]) Sicherlich ist dies mehr, als hinreichend, um zu beweisen, daß diese Glorie der syrischen Kirche, dieser Freund des großen heiligen Basilius, wenn er in unserer Zeit gelebt hätte, nie die Erlaubniß erhalten haben würde, in der englischen Kirche als Diakon (denn er erhielt nie eine höhere Weihe) zu funktioniren, sondern daß er sich zu einer bescheidenen Kapelle hätte zurückziehen müssen, wenn er seine heiligen Funktionen hätte ausüben wollen, wo er Männer gefunden hätte, die sich, um die heilige Prophezeiung zu erfüllen, nicht fürchten, den Titel seligste vor den Namen der Mutter Gottes zu setzen und sie in flehentlichem Gebete anzureden, ohne Furcht, ihren Sohn zu beleidigen.

Ueber die Kommentare des heiligen Ephrem könnten wir viel sagen, aber es würde vielleicht für Viele nicht interessant sein. Ueber

---

1) *Μεσίτην πρὸς τὸν ἐκ σοῦ τεχθέντα Θεόν.* Dieses Gebet steht in seinen griechischen Werken, Bd. III. S. 532.

2) *Ἡ μετὰ τὴν Τριάδα παντῶν δέσποινα, ἡ μετὰ τὸν Παράκλητον ἄλλος παράκλητος, καὶ μετὰ τὸν Μεσίτην μεσίτης κοσμοῦ παντός.*

ihren Werth in kritischen Fragen bezüglich der syrischen Version mag der Leser einen fleißigen und gelehrten Aufsatz von Cäsar Lengerke [1]) zu Rathe ziehen, dem wir indessen nicht in allen Dingen beistimmen. Als wir diese Kommentare durchlasen, bemerkten wir oft eine Verschiedenheit des Styls, sowohl in der Auslegung selbst, als in der Sprache, die hie und da eine spätere Zeit verrieth, und wir nahmen keinen Anstand, solche Theile dem Jakobus von Edessa zuzuschreiben. Wir zogen indessen, um sicher zu gehen, das Manuskript zu Rathe, aus welchem die römische Ausgabe veranstaltet wurde, und fanden unsere Konjektur bestätigt, indem einige Theile, welche als dem heiligen Ephrem angehörig gedruckt sind, wirklich dem anderen Schriftsteller, den wir so eben genannt haben, angehören. Allein dies würde ein Gegenstand sein, der eine ausführlichere Untersuchung erforderte.

---

1) Commentatio critica de Ephraemo Syro S. S. interprete. Halis, Sax. 1828.

Bericht

über eine neulich entdeckte

christliche Inschrift.

(Aus dem Dublin Review, November 1840.)

Bericht

über eine neulich entdeckte

christliche Inschrift.

Art. IX. — *Epigramma Greco-Cristiano de' primi secoli, etc.* — Griechisch-christliches Epigramm der ersten Jahrhunderte, das kürzlich nahe bei dem alten Augustodunum, jetzt Autun, in Frankreich gefunden wurde; wiederhergestellt, wo es nothwendig war, und kommentirt von Vater Johann P. Secchi von der Gesellschaft Jesu. Rom 1840.

Zwei Worte der Vorrede müssen unsere Leser aufhalten, ehe wir auf das vor uns liegende interessante kleine Werk eingehen.

Das erste betrifft die Wissenschaft, von der es handelt. Die christliche Archäologie der ersten Jahrhunderte ist ein Zweig des heil. Studiums, der bis jetzt außerhalb Italien kaum gepflegt wurde und seinen Sitz und Mittelpunkt im ewigen Rom hat. Selbst das, was die Mabillons und Montfaucons dafür gethan haben, muß bloß als ein Ausfluß aus dieser Quelle angesehen werden. Dies hat seine guten Gründe. Die Geologie konnte nicht mitten in der Sahara entspringen, wo eine Schichte unergründlichen, sowie unermeßlichen Sandes keine Verschiedenheit physischer Bildungen darbietet; und ebenso wenig konnte das Studium der frühesten christlichen Denkmale entstanden und gepflegt worden sein, wo keine vorhanden sind, um die Aufmerksamkeit anzuziehen und Materialien zur Anwendung zu liefern. Italien besitzt beinahe in jedem Theile einige Ueberbleibsel der ersten christlichen Jahrhunderte. Verona ist reich an Inschriften, Mailand hat seine ambrosianischen Denkmale, Brescia besitzt viele interessante Gegenstände. Ravenna ist ein vollkommenes christliches Museum; Stadt

und Vorstädte sind voll von prächtigen Gebäuden der ersten christlichen Jahrhunderte, von Kirchen, die von Justinian, Valentinian oder Galla Placidia gebaut wurden. Die Hauskapelle, welche der heil. Peter Chrysologus erbaute, dient noch ohne eine wesentliche Aenderung seinem würdigen Nachfolger, dem jetzigen ehrw. Erzbischofe; die schönen Frescogemälde von Giotto sind von der Kirche Sta. Maria in Porto fuori verschwunden oder durch Rauch verwischt worden, während die noch einmal so alten Mosaiken in der Apsis der benachbarten Basilika von St. Apollinaris in Classe noch jetzt beinahe ihre ursprüngliche Frische zeigen. Aber alle diese monumentalen Reichthümer dieser und aller anderer italienischen Städte zusammen sind arm in Vergleich mit denen, die Rom allein in seinen alten Mauern und seinem Stadtgebiete enthält. Kein Glied fehlt in ihrer Reihe. Diese beginnt mit dem Altare des Apostels Petrus, der in den Hochaltar des heil. Johann vom Lateran eingeschlossen ist, mit seinem Stuhle und seiner Asche — der Glorie des Vatikans, mit seinem Gefängnisse und dem seines Mitapostels Paulus und mit den Plätzen ihres Märtyrertodes. Von da aus leitet sie den andächtigen Wallfahrer durch die Labyrinthe der Katakomben und Krypten, die Schlafstätten der Heiligen, die Gemächer der als Märtyrer gestorbenen Oberpriester; sie lenkt seine Aufmerksamkeit auf die unter Gräbern stehenden Altäre, auf die Malereien, welche die Grabmäler bedecken, auf die Taufsteine, welche noch durch unterirdische Ströme genährt werden,[1]) was lauter Beweise der Mischung von Freud und Leid, von Ergebung und Angst, von Leben und Tod am nämlichen Orte sind, welche den ersten Zustand der Verfolgung, in dem die katholische Kirche so lange befangen war, für den Geist und das Gefühl so mächtig charakterisirt. Von da an beginnen ihre Denkmale sich über den Boden zu erheben; ihre Bekenntnisse oder Gräber von Märtyrern (und solcher Märtyrer, wie Laurentius oder Agnes) stehen unten mit den Katakomben, von

1) Wie in dem Kirchhofe des Pontianus, an der Via Portuensis, einer Straße, die uns besonders theuer ist. Ueber dem viereckigen Taufsteine, der aus dem Felsen gehauen und mit reinem fließenden Wasser angefüllt ist, das tief genug zum Eintauchen ist, befindet sich ein Gemälde, welches die Taufe unseres Herrn vorstellt. Daneben ist ein Gemälde der heil. Abdon und Sennen, deren Leiber hier ruhen oder ruhten. Siehe einen interessanten Bericht über die Entdeckung dieser Katakombe von dem Entdecker selbst, Bosio, Roma Sotteranea, p. 125; oder von Aringhi, Roma Subterranea, tom. I. p. 375.

denen sie ein Theil sind, und oben mit den prachtvollen Kirchen, die sie überragen, zugleich in Verbindung. Durch diese ehrwürdigen Anfänge gewinnen wir die obere Sphäre und gehen durch einen natürlichen Uebergang von Kapellen zu Kirchen, von Katakomben zu Basiliken über. Wir halten uns jetzt nicht auf, um aus diesem Gegensatz Trost zu schöpfen, so angemessen er uns in diesem Augenblicke wäre. Wie wir glauben, könnten wir viele Anzeichen eines ähnlichen Uebergangs von der Kapelle zur Kirche in unseren gegenwärtigen heiligen Gebäuden und einen nicht unähnlichen von Nebengäßchen in öffentliche Straßen nachweisen; ja, wenn wir recht unterrichtet sind, bietet im gegenwärtigen Augenblick Birmingham ein Beispiel dar, daß sich eine prachtvolle Kirche über einer andern erhebt, die in den Grund gesunken ist und jetzt ihre Krypte bildet. [1]) Aber wir übergehen für jetzt diese Betrachtungen, um auf unserem antiquarischen Gange weiter zu eilen. Der Name Konstantins, der als der Gründer vieler römischer Basiliken erwähnt wird, gibt uns das früheste Datum, das möglich ist, für die Errichtung großer christlicher Bauten und läßt uns den nächsten Schritt in unserer monumentalen Chronologie der alten Christenheit mit Sicherheit thun. Leider ist es wahr, daß die Vandalen, die alten und modernen, sie mögen das Schwert oder den Kompaß gehandhabt haben, sie mögen zerstört oder wiederhergestellt haben, viel weggeräumt und verhältnißmäßig wenig gelassen haben, was wir verehren; aber noch sind die granitnen Säulen oder der verkleidende Porphyr, das Pflaster oder die äußeren Mauern vorhanden; und wenn Alles bedeckt und übertüncht ist, so bleibt die Stelle mit ihrer sicheren Ueberlieferung, der Schrein mit seinen gewißen Reliquien unverändert, um den fühlenden Geist in die Zeit zurückzuversetzen, in der die Gräben zu den Grundmauern des Baues von kaiserlicher Hand eröffnet, oder in der die heilige Niederlage von einem heiligen Oberpriester unter seinem Altare niedergelegt wurde. Nach dieser Periode wird das Geschäft, die Bahn des Besuchers vorzuzeichnen, für uns zu verwickelt, um es zu unternehmen. Jede Region der Stadt nimmt seine nächste Aufmerksamkeit für sich in Anspruch; jedes Thor ladet ihn — der auch durch die lachenden Hügel, welche ihn zuvor einnehmen, angezogen wird — ein, aus jeder Exkursion eine Wallfahrt zu machen, und auf seinem Wege bei einem oder mehreren der heiligen Oerter

1) [Die Kathedrale von St. Chad, die damals gerade erbaut wurde.]

zu verweilen, welche eine große Kirche oder eine Kapelle oder eine einfache Inschrift an der der Straße zugekehrten Seite seiner andächtigen Aufmerksamkeit empfiehlt.

Während unsere Feder fast ungeleitet diese Paragraphen in Eile niederschrieb, wanderte unser Geist über die Scenen hin, welche sie ins Gedächtniß rufen. Wir haben sie alle im Geiste wieder besucht, und viel mehr, als wir hier niedergeschrieben haben. Wir haben in den wenigen letzten Minuten manches unterirdische Labyrinth mit keinem anderen Schlüssel, als dem Gedächtnisse betreten; wir weilten hier in einer Ecke, wo die Sandmauer durchgebrochen ist, um die matte Grabeslampe, welche die entgegengesetzten Korridore beleuchtet, eindringen zu lassen; wir blickten in die halbgeöffneten Gräber, in denen jedes Bein unberührt an seinem Platze liegt, weil ihm jedes Zeichen des Märtyrertodes fehlt. Wir haben die Namen der Heiligen neben ihren Bildnissen gelesen, die in den kleinen Kapellen — den Squares dieser unterirdischen Straßen — gemalt sind. Wir sind fast von Heiligthum zu Heiligthum gesprungen, mit der Schnelligkeit, welche bloß die Einbildungskraft haben kann, wenn die Liebe ihr Schwingen leiht; wir haben die ausgeprägten Formen, die scharf unterschiedenen Züge eines jeden, ihre specifischen Schätze der Kunst und Heiligkeit uns ins Gedächtniß zurückgerufen; wir haben sie für ihre Festtage bevölkert, wir haben in ihnen in dämmernder Einsamkeit Gott gedient; und jetzt erwachen wir aus unserer Entzückung, um uns bei unseren Lesern zu entschuldigen, daß wir gewähnt haben, wir können Andere ebenso schnell uns nachziehen, als wir selbst über einen Boden weggeeilt sind, der Jahre vertrauten und liebenden Verkehrs braucht, um ihn kennen zu lernen, wie er es verdient, Jahre eines solchen Verkehrs, der die Steine eines stehenden Tempels uns so theuer macht, als die zerstreuten des Heiligthums Sion den Israeliten waren, und der uns Freundschaft für unberedte Formen eingibt. Man wird wenigstens als vollkommen natürlich zugeben, daß Personen, welche einmal diese Gefühle empfunden und sie genährt haben, ihrem Geist bald die nämliche Richtung, wie ihrem Herzen geben, und nicht zufrieden, zu bewundern, bemüht sein werden, zu begreifen. Deßhalb wurden kurz nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften Werke von großer Gelehrsamkeit verfaßt, um die ersten christlichen Denkmale Roms zu erläutern. Die Namen eines Aringhi, Bottari, Bosio, Boldetti, Marangoni, Ciampini und vieler Anderer der näm-

lichen Klasse sind den Liebhabern dieser interessanten Bestrebungen wohl bekannt. Wir glauben, Rom ist die einzige Stadt, welche in seinen theologischen Schulen einen Lehrstuhl der christlichen Archäologie oder ein Museum hat, welches, wie das der vatikanischen Bibliothek, ausschließlich ihr gewidmet ist.

Der Pontifikat Benedikts XIV. war der Verfolgung dieses Studiums besonders günstig. Dieser große Papst, der selbst in ihm wohl bewandert war, unterstützte die Forschungen anderer Gelehrten; und obgleich unglücklicherweise der schlechte Geschmack, welcher in seiner Zeit herrschte (er war immerhin nicht so schlecht, als in der unmittelbar vorhergehenden Periode) Schuld daran ist, daß sein Name und Wappen auf alten Bauwerken steht, die erbärmlich modernisirt wurden, so wußte er doch das Alte und Ehrwürdige wohl zu schätzen und zu bewahren. Das Unglück einer späteren Periode führte vielleicht einige Erschlaffung in der Verfolgung dieses Studiums herbei; gleichwohl werden die Namen Marini, Cancellieri und Visconti viel von diesem Vorwurfe wegnehmen. Dagegen kann man von dem gegenwärtigen Papst, [1]) der drei klassische Musen — das egyptische, das etrurische und lateranische — gestiftet und reichlich ausgestattet hat, nicht annehmen, er sei gegen dieses Studium gleichgültig, das seinen Bestrebungen sehr verwandt und ganz besonders sein eigen ist, da er der Bischof ist, welchem die Bewahrung der heiligen Denkmale seines Stuhles offiziell angehört. Demgemäß hat er das christliche Museum mehr bereichert, als alle seine unmittelbaren Vorgänger; er hat ihm Siegel, Ringe, Silbergeräthe und Bücher einverleibt; er hat in ihm eine ganz neue Abtheilung alter heiliger Gemälde, die bereits bewundernswürdig ausgestattet ist, geschaffen. Diese Aufmerksamkeit von seiner Seite hat natürlich neues Leben in die Bestrebungen des entsprechenden Fleißes gebracht; und wir glauben, es ist nicht unrichtig, wenn wir sagen, daß dieser Monat die Veröffentlichung der ersten Nummer eines Werkes sehen wird, das monatlich fortgesetzt wird und eine Erläuterung der heiligen Archäologie zum Vorwurf hat. Es wird mit Statuen und Basreliefs beginnen, wird dann zu Werken in Elfenbein und Metall fortschreiten und so auf Gemälde und andere Gegenstände religiösen Zweckes und Interesses kommen.

Dies führt uns auf den zweiten Punkt unserer Einleitung. Er

---

1) Gregor XVI.

soll nicht so weitläufig behandelt werden, wie unser erster. Er betrifft den Verfasser der Schrift, mit welcher wir unsere Leser bekannt zu machen wünschen. Vater Secchi ist Professor des Griechischen an dem römischen Kollegium, das der Gesellschaft Jesu gehört. Er ist noch jung; und obgleich er noch kein großes Werk veröffentlicht hat, so hat er doch keinen geringen Ruhm durch seine tüchtigen philologischen und antiquarischen Aufsätze erlangt, die hauptsächlich in den archäologischen Annalen enthalten sind und von einer deutschen Gesellschaft in Rom und in andern periodischen Blättern dieser Stadt veröffentlicht wurden. In der Verfolgung seiner griechischen Studien hat er die Grenzen gewöhnlicher Talente überschritten und hat sich den Sanskrit als ein Hülfsmittel bei seinen grammatischen Studien angeeignet. Jetzt ist er mit den Vätern Marchi, Tessieri und einem oder zwei andern Mitgliedern seines Ordens der Hauptbeförderer und Verfolger des außerordentlichen, höchst jesuitischen Planes, die alten Denkmale der Christenheit vor das Publikum und in den Bereich aller Gelehrten zu bringen. So viel wegen der Annahme, Rom habe ein Interesse, den Glauben und die Interessen der ersten Zeiten zu verheimlichen, und die Jesuiten seien ängstlich bemüht, von solchen genauen Forschungen abzuschrecken und das Volk in Unwissenheit und Unterwürfigkeit zu halten.

Nach dem, was wir gesagt haben, wird es unsere Leser nicht in Staunen setzen, wenn sie finden, daß eine christliche Inschrift der ersten Jahrhunderte, die in Frankreich entdeckt wurde, nach Rom wandert, um entziffert zu werden, so wie wenn sie sehen, daß der Name Vater Secchi's als ihres Auslegers auf der Schrift steht. Wir werden wenig mehr zu thun wagen, als ihm als unserem Führer in diesem Artikel zu folgen.

Die Stadt Autun, das alte Bibracte, nachher Augustodunum, später den Flaviern (Constantius Chlorus und Constantin) zu Gefallen Urbs Flavia genannt, und endlich mit dem beneidenswertheren Namen Aedua Christi Civitas begabt, war schon unter den ersten Kaisern wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Schulen berühmt. Unter Constantius Chlorus, der den berühmten Rhetoriker, seinen nachherigen Lobredner Eumenius, berief, um daselbst zu lehren, war sie wegen ihrer scholae Maenianae berühmt, ein Ausdruck, der vielleicht nicht ganz klar ist. Das Christenthum wurde in Autun frühe eingeführt und faßte bald starke Wurzel. Ihr Apostel, der heil. Benignus, fand

in der Mitte des zweiten Jahrhunderts daselbst eine bereits christliche Senatorfamilie. Das Haupt dieser Familie war Faustus, der die Anwesenheit der ersten Missionäre benützte, um seinen Sohn Symphorianus taufen zu lassen. Der Jüngling wurde unter der Leitung seines Vaters und seiner Mutter Augusta ein Muster christlicher Tugend. Bald kamen Verfolgungen, um die Standhaftigkeit der jugendlichen Kirche zu versuchen. Von Lyon breitete sich die Wuth der Heiden nach Autun aus; einige seiner Apostel fielen, und Faustus und sein Sohn sammelten deren Blut und ehrten deren Ueberreste mit der größten Sorgfalt. Endlich konnte der Eifer des Symphorianus nicht mehr in solchen Grenzen sich halten; er verspottete eine öffentliche Prozession zu Ehren der Cybele, wurde gefangen gesetzt und verurtheilt; von seiner frommen Mutter ermuthigt, starb er standhaft. [1])

Die gewöhnlichen Zufluchtsorte der Christen in Zeiten der Verfolgung waren die Kirchhöfe oder Gräber. Die ersten Versammlungen der Christen zu Autun wurden in einem Kirchhofe an der öffentlichen Straße beiseits von der Stadt gehalten. Im Laufe der Zeit wurden daselbst einige Kirchen gebaut, von denen eine der hauptsächlichsten die von St. Peter ist; von ihr heißt der Kirchhof bis auf diesen Tag S. Pierre l'Estries (a via strata). Er wurde in der Folge ein Ort andächtiger Wallfahrten, und unter Anderen wird von unserem Apostel, dem heil. Augustinus, dem heil. Germanus und dem heil. Gregor von Tour erwähnt, daß sie ihn besucht haben. Die französische Revolution vollendete, was vorausgegangene Vernachläßigung theilweise vorbereitet hatte, — die gänzliche Zerstörung oder vielmehr Vernichtung jeder Spur von Denkmalen an diesem ehrwürdigen Orte. Indessen existirt der Kirchhof noch, insofern oft Inschriften und Gräber ans Licht gebracht werden, die genügen, den Platz und seine Bestimmung zu bezeichnen. Von diesen Inschriften sind einige profan, und beweisen, daß der Ort ein Begräbnißplatz war, ehe ihn die Christen hatten. Andere sind christlich, und ist die, welche den Gegenstand unseres Artikels bildet, ohne Zweifel die interessanteste. Sie wurde im Juni vergangenen Jahres von dem würdigen Bischof von Autun und dem Abbé Découdoux, in 9 Stücke, von denen 2 noch nicht gefunden sind, zerbrochen gefunden. Die Platte, auf welche sie geschrie-

---

1) Siehe für alle diese Punkte die Autoritäten in einem ausgezeichneten Artikel in den Annales de Philosophie Chrétienne, März, 1840.

ben ist, trägt die Zeichen der metallenen Klammern an sich, mit welchen sie einst in eine Wand oder ein Grabmal eingefügt gewesen war. Um alle ins Einzelne gehende Beschreibung abzuschneiden, haben wir es vorgezogen, unseren Lesern eine genaue Abschrift zu geben, die von dem Original, so wie von einem Stich, der zuerst in Paris erschien, abgezeichnet ist.

Glücklicherweise ist der erste Theil der Inschrift, welcher für uns der interessanteste ist, am besten erhalten. Die lacuna in der ersten Linie allein bietet eine ernstliche Schwierigkeit. Wir wollen deßhalb sogleich die ganze Inschrift geben, wie sie von V. Secchi wiederhergestellt und in die entsprechenden lateinischen Verse übersetzt wurde, wobei wir uns wegen seiner scharfen philologischen Bemerkungen auf sein Werk beziehen. Sie lautet also:

Ἰχθυος ο[ὐρανίου θε]ῖον γένος ἤτορι σεμνῷ
Χρῆσε λαλῶ[ν φωνή]ν ἄμβροτον ἐν βροτέοις·
Θεσπεσίων ὑδά[τω]ν τὴν σὴν, φίλε, θάπτε ψυχήν,
Ὕδασιν ἀενάοις πλουτοδότου σοφίης·
Σωτῆρος [δ'] ἁγίων μελιηδέα λάμβανε βρ[ῶμον],
Ἔσθιε, πῖνε δ[υοῖ]ν ἴχθυν ἔχων παλάμαις.

Ἰχθυι χ[ηρεί]α [γ]αλιλαίῳ, δέσποτα Σῶτ[ερ],
Εὐειδε[ιν] [μ]ητήρ σε, λίταξέ με, φῶς τὸ θανόντων.
Ἀσχάνδ[ε]ιε [πα]τὲρ, τῷμῷ κε[χα]ρισμένε θυμῷ
Σὺν μ[ητρὶ γλυκερῇ, σύγε καὶ δακρ]ύοισιν ἐμοῖσιν
Ἰ[λασθεὶς υἱοῦ σέο] μνήσεο Πετρορίοιο.

IXΘYC, patre Deo Deus, immortalia, sancto
Mortales inter, corde locutus ait:
Rite sacris animâ sepelitor, amice, sub undis;
Dives ab aeternis mente redibis aquis:
Sume cibum sanctis quem dat Servator alendis;
Mande, bibe, amplectens *IXΘYN* utraque manu.

Orba viro mater Galilaeo pisce, Redemptor,
Cernere te prece me petiit, lux luce carentûm
Aschandee pater, vita mihi carior ipsa,
Tu cum matre mea, nato lacrymante, piatus
Pectorii, pater, ipse tui memor esto precantis.

Wir müssen uns mit einer weiteren Uebersetzung in einfacher Prosa begnügen: — „Der göttliche Sprößling des himmlischen *ἰχθύς* (Fisch) sprach in seinem heiligen Herzen unter den Sterblichen mit seiner unsterblichen Stimme: — „„Begrabe, Freund, deine Seele in

das göttliche Wasser, das ewige Wasser der reichsten Weisheit; und nimm die süße Nahrung der Heiligen, welche der Erlöser gibt; iß, trink, den ἰχθύς in deinen beiden Händen habend.""

„Herr! Erlöser! die Wittwe eines galiläischen Fisches, meine Mutter, bat mich, dich zu sehen, Licht der Verstorbenen! Aschandeus, mein Vater, der Theuerste meines Herzens, du gedenke, mit meiner theuren Mutter durch meine Thränen versöhnt, deines Sohnes Pektorius."

Die Inschrift ist in Wahrheit ein in zwei Theile getheiltes Epigramm. Der erste enthält drei Distichen von Hexametern und Pentametern, der zweite fünf Hexameter. Die Gegenstände beider Theile sind gleichfalls ganz verschieden. Der erste hat Bezug auf die Glaubensgeheimnisse; der letztere ist eine Grabschrift, wahrscheinlich auf die Mutter des Errichters des Denkmals. Der erste Theil hat eine andere Eigenthümlichkeit. Die fünf ersten Verse bilden ein Akrostichon, indem ihre Anfangsbuchstaben das Wort ΙΧΘΥΣ bilden, von dem wir sogleich einige Worte zu sagen haben werden.

Ehe wir über die in diesem Epigramm enthaltenen Lehren sprechen, wird es am Platze sein, Einiges über sein Alter zu sagen. Die Form der Buchstaben und einige Eigenthümlichkeiten in ihrer Anordnung veranlassen Vater Secchi, ihm ein hohes Alterthum zuzuschreiben. Ein weiterer Beweis kann aus seiner Sprache genommen werden. Man kann sagen, daß die griechische Kirche von Autun durch die Verfolgungen, denen sie bald nach ihrer Gründung ausgesetzt war, fast zerstört wurde; als unter Constantius die Christenheit wieder zur Ruhe kam, blühte sie wieder auf, aber als eine lateinische Kirche. Ein griechisches Epigramm in eleganten Versen muß demnach vernünftigerweise der ersteren Periode zugeschrieben werden. Der Ort, an dem es gefunden wurde, bestätigt gleichfalls diese Annahme. Es war mitten unter Mauerstücken und römischen Antiken, die offenbar dieser früheren Periode angehören. Einige andere Erwägungen kommen uns hier zu Hülfe. Erstens wird das Beiwort galiläisch von Pektorius auf seinen Vater in dem Sinne von christlich angewendet. Dies nun zwingt uns, die Inschrift für älter zu halten, als die Zeit Julians des Apostaten, durch den dieses Beiwort infamirend gemacht wurde, damit es fortan von den Christen nicht mehr gebraucht würde. Zweitens die dunkle und symbolische Natur der Ausdrücke, wenn von Mysterien gesprochen wird, zeigt eine frühere Periode des Christen-

thums an, in der ein solcher Rückhalt nothwendiger war. Da wir daran sind, so wird es vielleicht für einige unserer Leser wünschenswerth sein, über den Sinn des Wortes ἰχθύς, welches wir unübersetzt gelassen haben, und welches buchstäblich Fisch heißt, Aufschluß zu erhalten. Indem wir es in der Ursprache stehen ließen, sind wir bloß dem Beispiele der lateinischen Väter gefolgt, welche es im Allgemeinen griechisch schreiben. Unter den sinnbildlichen Darstellungen auf christlichen Denkmälern oder den Ringen ist nichts gewöhnlicher, als ein Fisch. Hie und da haben wir statt der Abbildung bloß das Wort mit großen Buchstaben geschrieben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Christus durch das Wort oder die Abbildung vorgestellt wird; sein Ursprung indessen ist sehr zweifelhaft. Im Alterthum herrschten darüber drei Meinungen. Die erste war, es komme von dem Fisch des Tobias her, der wegen seiner Kraft, geistige und körperliche Uebel zu heilen, Christus vorstelle. Dies scheint die Meinung des Clemens von Alexandrien gewesen zu sein, welcher das zusammengesetzte Wort Καλλίχθυς gebraucht. Die zweite leitete dieses Symbol von dem Umstand ab, daß der Name als Akrostichon in fünf sibyllinischen Versen, die sich auf Christus beziehen lassen, angewendet wurde. Diesen Grund führen Constantinus und der heil. Augustinus auf. Die dritte wird von einigen Vätern aufgestellt, welche die Buchstaben des Wortes in so viele andere Wörter, welche mit diesen Buchstaben anfangen, auflösen. Der heil. Optatus erklärt es so: „Piscis nomen secundum appellationem Graecam, in uno nomine, per singulas literas, turbam sanctorum nominum continet. *IXΘΥΣ* enim latine est Jesus Christus Dei Filius Salvator.“ [1]) Der heil. Augustinus schreibt in der nämlichen Weise: „Graecorum quinque verborum quae sunt *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ*, quod est latine *Jesus Christus Dei Filius Salvator*, si primas literas jungas, erit *IXΘΥΣ*, id est *piscis*, in quo nomine mystice intelligitur Christus.“ [2]) Es ist möglich, daß diese mystische Erklärung ein Nachgedanke war, das für ein Symbol auszugeben, dessen Ursprung ungewiß und dessen Anwendung problematisch geworden war. Zweierlei kann indeß mit ziemlicher Gewißheit beigefügt werden, daß nämlich der Ausdruck gelegenheitlich sogar auf Christen angewendet wurde, und daß dies in Bezug auf ihre Wiedergeburt aus dem Wasser geschah. Daher wurde hie und da

1) Adv. Parmen. lib. III. 2) De Civ. Dei, lib. XVIII. c. 23.

angenommen, das Symbol zeige, wenn es auf einem Grabmale gefunden werde, das Grab eines Katechumenen oder Neophyten an. Diese zwei Punkte, welche bei der Erklärung unserer Inschrift von großem Nutzen sind, scheinen durch folgende Worte Tertullians deutlich bestimmt zu werden: „Nos pisciculi secundum *IXΘΥΝ* nostrum Jesum Christum in aqua nascimur.“ [1]) In unserer Inschrift scheint der Ausdruck in dieser Weise auf Aschandeus, den Vater des Pectorius, angewendet zu sein. Aus der ganzen Haltung der Inschrift sollten wir schließen, er sei gleich nach der Taufe gestorben. Auf diese Weise können wir uns den ersten Theil der Grabschrift besser erklären; diese enthält eine Erwähnung des zweifachen sakramentalischen Befehls Christi — zuerst aus dem Wasser wiedergeboren zu werden, und zweitens sein Fleisch zu essen (Taufe und Eucharistie sind nämlich die zwei Sakramente der neuen Christen), und daraus können wir die Anwendung dieser mystischen Benennung auf ihn erklären. Wir wollen nun fortfahren, den dogmatischen Werth unserer Inschrift zu untersuchen.

1. Die zwei ersten Linien geben uns trotz ihrer lacunae ein hinlänglich klares Zeugniß von dem göttlichen Ursprung des Ichthys oder Christus, indem sie von ihm als von einem Unsterblichen unter Sterblichen sprechen.

2. Das zweite Distichon lehrt uns offenbar die Lehre von der Taufe. Es wird darin anbefohlen, die Seele und nicht den Körper in das heilige Wasser zu tauchen, in das Wasser, welches die Gabe des ewigen Lebens und der auserlesensten Weisheit verleiht.

3. Das dritte ist noch interessanter. „Nimm die süße Nahrung der Heiligen, welche dein Erlöser gibt: iß, trink, den *IXΘΥΣ* (d. h. Christus) in deinen beiden Händen habend.“ In dem vorhergehenden Distichon war die Anspielung auf das Symbol in die Einladung, sich in das mystische Wasser zu tauchen, verhüllt; hier soll der göttliche *ἰχθύς* in die Hände genommen, und er selbst wirklich gegessen und getrunken werden. Die Wirklichkeit seiner Gegenwart konnte in einer Inschrift, die zu einer Zeit verfaßt wurde, in welcher die disciplina arcani in voller Blüthe stand und eine entschiedene Anspielung auf das, was in der heiligsten Eucharistie enthalten ist und empfangen wird, verbot, nicht deutlicher angedeutet werden. Zugleich kann

1) De Baptismo, lib. II. cap. II. n. 2.

ein weiterer Beweis für die Vollständigkeit des Aktes, wenn Christus bloß unter einer Gestalt empfangen wird, abgeleitet werden. Wir waren überdies erstaunt über den Kontrast zwischen dem Ausdruck dieses frühen christlichen Dichters und dem eines modernen Anglikaners von der Schule, welche vorgibt, zu den reinen Lehren des ursprünglichen Christenthums zurückgekehrt zu sein.

„O komm zu unserem Abendmahle: Dort wird der ewige Priester, im Herzen, nicht in den Händen gegenwärtig, sein wahres Selbst mittheilen." [1])

Wenn wir uns recht erinnern, kritisirt Mr. Froude diesen Ausdruck, indem er fragt, wie wir wissen, daß er nicht ebenso in den Händen, als im Herzen sei. Unser alter gallischer Christ würde der kritischen Bemerkung beigetreten sein, oder vielmehr der Behauptung positiv widersprochen haben.

4. Die große Beschädigung, welche der untere Theil des Steines erlitten hat, verpflichtet uns, vorsichtiger zu Werke zu gehen, wenn wir aus der Inschrift auf diesem Theile Konsequenzen ziehen wollen. Was indessen immer für ein Theil der vorgeschlagenen Ausbesserungen verworfen oder beanstandet werden mag, immerhin bleiben folgende Worte zur Genüge lesbar, um keinem Zweifel Raum zu geben: — *Ἀσχάνδ[ε]ιε [πα]τὲρ τῷμῷ κε[χα]ρισμένε θυμῷ . . . μνήσεο Πεκτορίοιο*: — „Vater Aschandeus, Theuerster meiner Seele . . . gedenke des Pectorius." Wir haben hier offenbar eine Anrufung eines Todten von Seite eines Lebenden, ein Gebet um Erinnerung von einem Sohne auf Erden an seinen Vater im Himmel.

5. Wenn wir die Ausbesserungen als richtig annehmen, müssen wir der vorhergehenden Liste noch weiter die Kraft beizählen, welche die Thränen der Lebenden haben, um die Beleidigungen der Abgeschiedenen zu sühnen.

Unsere Leser werden, wie wir sicher wissen, zugeben, daß eine Inschrift, die so viele bestrittene Punkte der Lehre enthält, eine höchst schätzbare Entdeckung ist. Wir halten sie in der That für die kostbarste christliche Inschrift, welche bis jetzt ans Licht gezogen wurde. [2])

---

1) „O come to our communion feast:
There present in the heart,
Not in the hands, th' eternal Priest
Will his true self impart."
Keble's Christian Year, „Gunpowder Treason."

2) [Es wurden seitdem andere kaum minder interessante und nützliche entdeckt.]

Sie ist die einzige, welche auf den Ritus der Eucharistie anspielt. Eine Erwägung wird unsern Bericht schließen. Jede neue Entdeckung in ursprünglichen oder sehr frühen Dokumenten, die mit der christlichen Religion zusammenhängen, fügen unseren Beweisen von der Lehre etwas Neues, den Meinungen unserer Gegner dagegen nichts hinzu. Hiefür haben wir viele Beweise bei der Hand, zu deren Mittheilung wir eine günstigere Gelegenheit erhalten werden. Es genüge, wenn wir sagen, daß, mag ein früheres Werk eines Kirchenvaters durch die gelehrten und systematischen Nachforschungen des unermüdlichen Kardinals Mai ans Licht kommen, oder eine neue Inschrift durch den Spaten eines Arbeiters in einem französischen Kirchhofe zufällig aufgedeckt werden, dieselben sicherlich in der Lehre, Gesinnung und im Ausdruck mit dem Glauben und den Gebräuchen der unwandelbaren unsterblichen Kirche übereinstimmen werden.

[In vorstehendem Aufsatze wird bloß auf V. Secchi's Auslegung angespielt. Als er geschrieben wurde, waren mir andere Schriften über den Gegenstand nicht zugänglich. Seitdem sind die hauptsächlichsten von dem Finder und ersten Veröffentlicher der Inschrift, Dom Pitra, einem französischen Benediktiner, in dem ersten Bande seines Spicilegium Solesmense veröffentlicht worden. Im Juni 1839 begleitete dieser ausgezeichnete Gelehrte den Monseigneur d'Héricourt, Bischof von Autun, auf den im Texte erwähnten Kirchhof und war glücklich genug, sechs Fragmente der Inschrift, die eben ausgegraben wurden, zu finden; als er später allein zurückkehrte und fleißige Forschungen anstellte, entdeckte er ein siebentes kleines, aber wichtiges Fragment; denn es enthielt den Namen der Person, welche das Denkmal errichtet hatte.

Er veröffentlichte kurz darauf die Inschrift mit seinen Bemerkungen unter dem Zeichen L. J. C. .

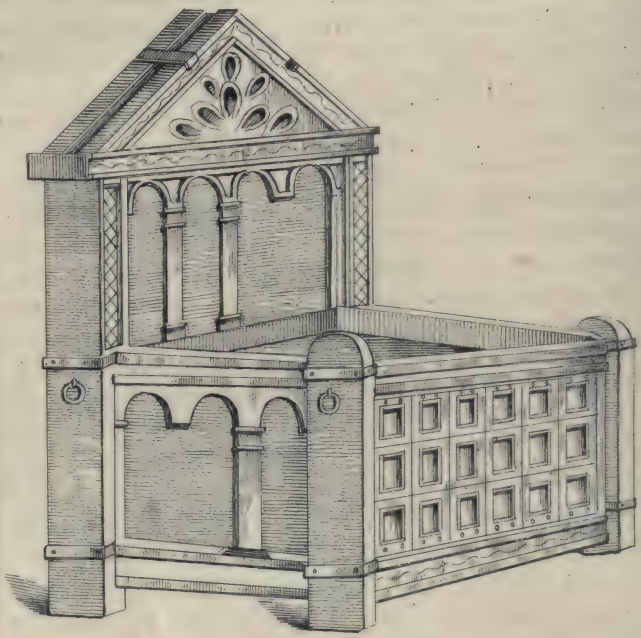
Der zweite Kommentar war der von V. Secchi, welcher in diesem Aufsatze gegeben wurde. Dom Pitra rügt an ihm, er habe Buchstaben, die auf dem Marmor im Original klar genug seien, willkührlich geändert, damit sie zu seinen konjektirten Lesarten passen. Die bemerkenswerthesten Fälle sind, daß er *λαλῶν* statt *λαρῶν*; und *θάλις* statt *θάλλεο* gesetzt habe.

Dr. Franz und Dr. Windischmann lieferten die zwei nächstfolgenden Kommentare; jeder derselben, so wie Borret, wirft auf einige Ausdrücke einiges neue Licht.

Der ehrw. Christoph Wordsworth gab ebenfalls eine Auslegung, in welcher sich der Gelehrte und der Protestant das Gleichgewicht halten. Da der zweite Theil der Inschrift nach jedem andern Kommentar ein Gebet des Pectorius zu seinem Vater Aschandeus, der nicht mehr unter den Lebenden ist, enthält, so kam es ganz natürlich, daß eine so unprotestantische Idee um jeden Preis weggeräumt werden mußte. Dies wurde auf zweierlei Art versucht. Für's Erste behauptet

der Kanoniker von Westmünster, der zweite Theil der Inschrift sei um einige Jahrhunderte jünger, als der erste, obgleich man unmöglich die auf den Stein eingegrabenen Buchstaben, von denen D. Pitra sagt, sie seien äußerst sorgfältig ausgeführt, ansehen kann, ohne zu bemerken, daß das Ganze zu gleicher Zeit eingehauen wurde. Die Größe, Form und Dicke der Buchstaben sind in beiden Theilen gleich. Man vergleiche einzelne Buchstaben, zum Beispiel *M, Φ, Ψ, Υ,* in beiden Theilen oder die Anwendung von cursiven Lettern in jedem, und sehe, ob es möglich ist, zu behaupten, es liegen Jahrhunderte zwischen dem Eingraben beider Theile. Ferner ändert Dr. W. nach Willkühr Wörter und Buchstaben, die so deutlich sind, wie ein Stock, um einen Ausdruck des gewöhnlichen Lebens zu gebrauchen; so z. B. *Ἀσχάνδιε* in *Ἀθάνατον,* um jeder Gelegenheit einer Anrufung los zu werden. Eine einem Gelehrten so unähnliche Behauptung, die zudem von einem so gelehrten Hellenisten, wie dem Kanoniker von Westmünster, ausgeht, kann als Anomalie klingen; aber die Alternative, zu welcher man getrieben wird, ist peinlicher, obgleich nicht abschreckend für einen, der über seiner polemischen Laufbahn gewacht hat.

Ein kurzer Aufsatz von Fr. Dübner schließt die Reihe. Wir müssen indessen nicht unterlassen, einen weiteren Kommentator, unseren verstorbenen und tief beklagten Dr. Lingard, in die Liste aufzunehmen. Bei der Veröffentlichung des Artikels in dem Review setzte ihn die Schönheit und der Werth der Inschrift in großes Staunen, und er gab sie mit seinen eigenen Anmerkungen im fünften Bande des Catholic Magazine (Jan. 1841). Seine konjektirten Lesarten einiger Hiatusse stimmen mit denen einiger der hervorragendsten Kritiker, die in dieser Anmerkung angeführt sind, überein. So schlägt er z. B. vor, die zweite Linie mit *πηγὴν* auszufüllen, wie Franz und Windischmann, welche Beide lange nach ihm schrieben. Einige Briefe von ihm an einen Freund über diesen Gegenstand liegen jetzt vor uns und beweisen, welch' wahres Interesse er an diesem schätzbaren christlichen Denkmale nahm.]



St. Peters Stuhl in Rom.

Bemerkungen

zu

Lady Morgan's Angaben

über

den Stuhl des heiligen Petrus.

Dieser kleine Aufsatz ist neunzehn Jahre hindurch unbeachtet geblieben. Jedoch als die Einsetzung der katholischen Hierarchie in England ein gewaltiges Geschrei hervorrief, und jeder Angriff auf den Verfasser als willkommen angesehen wurde, unternahm es Lady Morgan, ihn zu antworten. Ich habe ihre Antwort, von der ich keine andere Ansicht haben konnte, als sie sei damals veröffentlicht worden, um einen Parteizweck zu erreichen, nicht gelesen, ja nicht einmal gesehen. Sie wurde natürlich in den Zeitungen hoch gepriesen, die sich sogar in gelehrten Erörterungen darüber ergingen, ob der heilige Petrus je in Rom gewesen sei. Es genüge, anzuführen, daß die Times von dem Aufsatze, der jetzt wieder abgedruckt wird, sprach, als würde er eben erst veröffentlicht, und als läge ich mit Lady Morgan noch im Streite. So sehr waren Leute, die damals die öffentliche Meinung Englands leiteten, auf Wahrheit bedacht!

Bemerkungen

zu

Lady Morgan's Angaben

über

den Stuhl des heiligen Petrus.

Lady Morgan war dem Publikum ursprünglich nur als Romanschreiberin bekannt. So lang sie diesen Charakter beibehielt, hatte sie ein Recht, anmuthige Erzählungen zu erfinden, um die Neugierde ihrer Leser zu befriedigen. Gleichwohl sind auch die Regionen der Dichtung den großen Gesetzen der Gerechtigkeit und Glaubwürdigkeit unterworfen; auch kann der Schriftsteller keine Nachsicht hoffen, der unter dem Deckmantel einer fabelhaften Erzählung einen Angriff auf den Ruf und Charakter Anderer verhüllt. Wenn dem so ist, welchen Namen können wir dem Schriftsteller geben, der ernstlich vorgibt, er wolle belehren und unterrichten, und dabei kein Bedenken trägt, eine unwahre Geschichte zu fabriziren und zu verbreiten, die, wenn sie bewiesen wäre, genügen würde, den Charakter vieler achtbarer und würdiger Individuen für immer zu vernichten, die Hierarchie einer Religion, zu der sich Millionen von Christen bekennen, dem öffentlichen Abscheu preiszugeben und gegen die Religion selbst eine gewichtige Beschuldigung der Heuchelei und des Betrugs vorzubringen. Und dies hat die Lady in der Stelle gethan, auf welche ich die Aufmerksamkeit meiner Leser richten will. Sich nicht mehr länger für eine Romanschreiberin ausgebend, trat sie vor das Publikum als eine Schriftstellerin, die dasselbe durch neue Belehrungen über ein entferntes Land, seine Einwohner, seine Gewohnheiten und seine Religion aufklären und richtigere

Ansichten darüber beibringen wollte; und das Publikum hatte ein Recht, Wahrheit und Genauigkeit ihrer Angaben von ihr zu erwarten; und die Verpflichtung, welche sie so eingegangen hatte, wurde durch die Ansprüche verdoppelt, welche diejenigen, über die sie schrieb, auf eine gerechte und wahre Darstellung hatten. Statt dessen hat sie nur zu oft ein ganz ungetreues Bild des Charakters und der Ansichten derselben entworfen, und hat deren heiligste Gefühle mit einem unziemlichen Leichtsinn und einer grausamen Unachtsamkeit behandelt, welche, mag man sie als Frau, als Christin oder als Schriftstellerin ansehen, mit keinen Ausdrücken getadelt werden können, welche für ihr Verschulden zu strenge wären.

Folgendes ist die Stelle, welche ich jetzt hauptsächlich in Erwägung ziehen will: — „Die kirchenräuberische Neugierde der Franzosen durchbrach alle Hindernisse, den Stuhl des heiligen Petrus zu sehen. Sie entfernten in der That dessen herrliche Ueberkleidung und enthüllten die Reliquie. Auf seiner modernden und staubigen Oberfläche waren Figuren eingegraben, welche die Gestalt von Buchstaben hatten. Der Stuhl wurde schnell in ein besseres Licht gestellt, der Staub und die Spinnengewebe entfernt, und die Inschrift (denn das war es) getreu abgeschrieben. Die Schrift besteht aus arabischen Buchstaben und ist das wohlbekannte Bekenntniß des mohamedanischen Glaubens: „„Es ist bloß ein Gott, und Mohamed ist sein Prophet.““ Es wird angenommen, dieser Stuhl sei unter der Beute der Kreuzfahrer der Kirche angeboten worden, zu einer Zeit, in der der Geschmack für antiquarisches Wissen und die Entzifferung von Inschriften noch nicht Mode war. Diese Geschichte ist seitdem vertuscht, der Stuhl an seine alte Stelle versetzt worden, und Niemand, als die Ungeweihten erwähnten das Faktum, und Niemand, als die Kühnen, wiederholt es. Und Solche gibt es gleichwohl selbst in Rom.“ [1])

Die in dieser Stelle enthaltene Beschuldigung ist ernstlicher Natur. Sie behauptet kühn, die ehrwürdige Reliquie, welche in der vatikanischen Basilika als der Stuhl des heil. Petrus verehrt wird, sei bloß ein mohamedanisches Denkmal; und was noch unendlich schlimmer ist, der Klerus habe, als er dies entdeckte, dessenungeachtet verruchterweise fortgefahren, das Volk zu täuschen, indem er dessen Ehrfurcht auf einen Gegenstand gelenkt habe, von dem er wußte, daß er

1) Italy by Lady Morgan, vol. II. p. 283, Anmerkung †, 4te Ausg.

eine unächte Reliquie sei, und er eine gotteslästerliche Inschrift trage, welche die Wahrheit des Christenthums läugnet. Die kürzeste Weise, diese schamlose Verläumdung zu widerlegen, würde die sein, durch die Personen, welche seit einer der Invasion der Franzosen in Rom vorangehenden Periode im Dienste der St. Peterskirche standen, die Thatsache bezeugen zu lassen, daß die Siegel von diesen nie verletzt, noch auch die Reliquie besehen wurde. Darauf würde man indessen erwiedern, Männer, welche das Publikum in der gottlosen Weise, wie Lady Morgan annimmt, betrügen konnten, würden auch wenig Skrupel gehabt haben, ein Zeugniß zu geben, das zur Unterstützung ihres Betrugs nothwendig geworden.

Es ist indessen mein Wunsch, diese Verläumdung für immer zu beseitigen und meine katholischen Leser über diese heilige Reliquie des Alterthums zu belehren, was nicht uninteressant sein mag. Ich will zuerst den Stuhl des heiligen Petrus kurz beschreiben; durch diese Beschreibung wird zugleich bewiesen werden, daß er nicht mohamedanischen Ursprungs ist, und daß alle antiquarischen Argumente darauf hinausgehen, daß sie die fromme Tradition der Kirche bestätigen. Ich will zunächst die schlagenden Gründe anführen, auf welchen diese Tradition beruht, und dabei zeigen, daß diese Reliquie lange vor den Kreuzzügen, ja sogar vor Mohamed selbst existirte. Um jeden Schatten des Zweifels in Betreff der Erlogenheit der Erzählung der Lady zu entfernen, will ich endlich einen kurzen Bericht von den Umständen geben, welche höchst wahrscheinlich zu solcher Erdichtung führten.

Ein prächtiger Schrein von vergoldeter Bronze, der von vier riesenhaften Figuren aus demselben Stoff, welche die vier Lehrer der Kirche vorstellen, getragen wird, beschließt die Aussicht des Schiffes der St. Peterskirche und muß die Aufmerksamkeit meiner Leser auf sich gezogen haben. Der Schrein hat die Gestalt eines Thrones und enthält einen Stuhl, den, wie man annimmt, der Apostelfürst als Bischof von Rom eingenommen haben soll. Es ist eine Tradition von gewiß sehr hohem Alter, der heil. Petrus sei in das Haus des Senators Prudens aufgenommen worden und habe dort den Grund der römischen Kirche gelegt.[1]) Nach der Gewohnheit der Juden und aller ersten Kirchen saß er, wenn er lehrte oder dem Gottesdienst anwohnte, auf einem Stuhle oder Throne. Es kommt in der That von diesem

1) Siehe die Akten der heil. Prudentia, Bolland. 19. Mai. S. 297.

Umstande her, daß die Ausdrücke sedes, cathedra, θρόνος, Sitz, Stuhl oder Thron die gewöhnliche Benennung der bischöflichen Jurisdiktion wurden.[1]) Der Stuhl des heiligen Petrus ist genau von der Art, wie man annehmen darf, daß ein reicher römischer Senator einem Vorsteher der Kirche, den er achtete und schätzte, einen solchen gegeben habe. Er ist aus Holz, fast ganz mit Elfenbein bedeckt, so daß man ihn mit allem Recht für einen kurulischen Stuhl halten kann. Er kann in zwei Haupttheile zerlegt werden, den viereckigen oder kubischen Theil, welcher den Rumpf bildet, und die aufrechte Erhöhung hinten, welche den Rücken bildet. Der erstere Theil ist vorne vier römische Palmen, auf der Seite zwei und eine halbe breit und drei und eine halbe hoch. Er besteht aus vier senkrechten Pfosten, die oben und unten durch wagerechte Querbalken verbunden sind; die Seiten sind durch eine Art von Bogen ausgefüllt; zwei viereckige Pfeiler nämlich von geschnitztem Holz tragen mit den Eckpfosten drei kleine Bogen. Die Vorderseite ist außerordentlich reich, indem sie in achtzehn Felder eingetheilt ist, welche drei Reihen bilden. Jedes enthält ein Basrelief in Elfenbein von der ausgezeichnetsten Arbeit, und ist mit Verzierungen vom reinsten Gold eingefaßt.[2]) Diese Basreliefs stellen nicht die Thaten Mohameds oder Alis oder Osmans, oder eines andern heidnischen Oberhauptes dar, wie die Leser der Lady Morgan erwarten könnten, wenn sie nicht wissen, daß die Religion des Propheten überhaupt keine eingegrabenen Bilder duldet, sondern die Thaten des Ungeheuer bändigenden Herkules.[3]) Die Gewohnheit, kurulische Stühle mit elfenbeinernen Skulpturen zu verzieren, wird von den Alten erwähnt: —

„Signa quoque in sella nossem formata curuli,
Et totum Numidae sculptile dentis opus.“[4])

„Conspicuum signis cum premet altus ebur.“[5])

---

1) Siehe Suicer, Thesaur. Ecclesiast. Amst. 1728, tom. I. p. 1410. Deßhalb wird die bischöfliche Autorität auf christlichen Denkmalen durch einen Thron oder Stuhl vorgestellt. Siehe Beispiele bei Aringhi, Roma Subterranea, Rom, 1651, tom. II, pp. 55, 666; und Mamachi, Orig. et Antiq. Christ. tom. V. Rom, 1755, p. 596.

2) De Identitate Cathedrae in qua S. Petrus Romae primum sedit; Romae, 1666, p. 69. (Von F. Franciscus Maria Phoebeus.)

3) Ib. p. 31. 4) Ovid, Pontic. lib. IV. ep. IX. 27, 28.

5) Ib. ep. V. 18.

Die Rückseite des Stuhles wird von einer Reihe von viereckigen Pfeilern getragen, auf denen, wie auf den Seiten, Bogen ruhen; es sind drei Pfeiler und vier Bogen. Ueber dem Karnieß, welches auf diesen ruht, erhebt sich ein dreieckiger Giebel, der dem Ganzen ein geschmackvolles und architektonisches Aussehen verleiht. Außer den oben erwähnten Basreliefs, ist das Uebrige der Vorderseite, sowie die Sinse der Lehne und das Giebelfeld durchaus mit schön gearbeitetem Elfenbein überzogen. Der Stuhl ist demnach offenbar römische Arbeit, ein kurulischer Stuhl, wie ihn das Haupt der Kirche einnehmen mochte, geziert mit Elfenbein und Gold, wie er für das Haus eines reichen römischen Senators passen mochte, während die ausgezeichnete Ausführung der Skulpturen nicht gestattet, daß wir ihn für neuer halten, als aus dem augustischen Zeitalter, in welchem die Künste in ihrer größten Blüthe standen. Es gibt hier noch einen anderen Umstand, der bei der Beschreibung dieses Stuhles besondere Erwähnung verdient und der Zeit der ersten Reise des heiligen Petrus nach Rom genau entspricht. Dieses Ereigniß fand unter der Regierung des Klaudius statt, und genau um diese Zeit begannen, wie Justus Lipsius gut nachgewiesen hat, sellae gestatoriae von Männern von Stand in Rom gebraucht zu werden.[1]) Denn nach dieser Periode erwähnen Sueton, Seneka, Tacitus, Juvenal und Martial den Gebrauch, in Sesseln sich tragen zu lassen. Dies geschah vermittelst an ihren Seiten angebrachter Ringe, durch welche Stangen gingen; und so wurde der Stuhl von Sklaven auf deren Schultern getragen. Auf jeder Seite des Stuhles des heiligen Petrus sind zwei Ringe, die offenbar diesen Zweck hatten. Während somit die Arbeit dieser ehrwürdigen Reliquie ihr Datum nothwendig auf eine frühe Periode des römischen Reiches verlegt, bestimmt diese Eigenthümlichkeit dafür eine Periode, die nicht früher ist, als die Regierung des Klaudius, unter welcher der heilige Petrus nach Rom kam.

So weit demnach ist es augenscheinlich, daß dieser Stuhl genau der Art ist, wie der Antiquar einen zu finden erwarten würde, der die Ehre beansprucht, der bischöfliche Stuhl des ersten römischen Bischofs gewesen zu sein. Dies würde allein genügen, die verläumderischen Angaben der Lady Morgan umzustoßen, und die Widerlegung wird noch viel vollkommener sein, wenn wir die Gründe für die mora-

---

1) Just. Lips. Elector. c. I. cap. 19.

lische Wahrscheinlichkeit anführen, daß er genau der nämliche Stuhl ist, der zu diesem Zwecke gebraucht wurde.

Es herrschte in den apostolischen Kirchen unzweifelhaft die Gewohnheit, die Stühle, welche ihre ersten Bischöfe inne gehabt hatten, mit großer Andacht zu bewahren und darauf ihre Nachfolger zu inthronisiren. Eusebius im vierten Jahrhundert hat folgendes Zeugniß in Bezug auf die Kirche von Jerusalem: — „Der Stuhl des Jakobus, welcher von unserem Erlöser und den Aposteln zum Bischof von Jerusalem eingesetzt worden war, wurde bis auf unsere Zeit bewahrt, und wird von den Brüdern dieser Kirche von alten Zeiten her mit der größten Ehrfurcht geehrt." [1]) Bei einer andern Gelegenheit, bei welcher er von der Gelangung des Hermon auf diesen Stuhl spricht, drückt er sich so aus: „Er erlangte den apostolischen Stuhl des Jakobus, welcher bis jetzt aufbewahrt wird." [2]) Nicephorus versichert das Nämliche: „Wir wissen, daß der Thron des Jakobus bis auf unsere Zeit bewahrt worden ist. Seine Nachfolger haben diese Reliquie verehrt." [3]) Valesius bemerkt in seinen Noten zu der letzten aus Eusebius angeführten Stelle, in den Akten des heiligen Markus werde gesagt, sein Stuhl sei in der Kirche von Alexandrien lange aufbewahrt worden. Die Akten des heiligen Petrus, Bischofs dieses Stuhls, berichten, er habe sich aus Achtung davor und wegen einer Erscheinung, die er gehabt habe, geweigert, selbst auf diesen Stuhl zu sitzen und habe höchstens dessen Fußschemel einnehmen wollen. [4]) Dies beweist, daß solche Gegenstände nicht bloß als Merkwürdigkeiten bewahrt, sondern in diesen ersten und glücklichen Zeiten der Christenheit wahrhaft verehrt wurden. [5])

---

1) Euseb. Histor. Eccles. lib. VII. c. 19, ed. Turin, 1746, tom. I. p. 301.

2) Ib. c. XXXII. p. 326. 3) Niceph. Cal. lib. VI. c. 16.

4) Akten des heil. Petrus von Alex. ap. Baron. ad an. 310.

5) Es scheint diese Gewohnheit ist nicht allein katholisch. In dem Saturday Magazine, das von der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Kenntnisse veröffentlicht wird, vom 14. Juli 1832, S. 16. wird uns eine Zeichnung vom Stuhle Wickleff's gegeben, der, wie uns erzählt wird, „noch jetzt in der Kirche von Lutterworth mit dem Pulte, von dem er zu predigen gewohnt war, einem Stücke seines Mantels und einem eichenen Tische, der ihm gehörte, aufbewahrt wird." Was hat es für einen Sinn, daß solche Gegenstände in einer protestantischen Kirche aufbewahrt werden? Diese wohlfeile periodische Schrift mag nützlich sein; es ist indessen zu bedauern, daß so wenig Mühe an-

Diese zwei Beispiele, denen noch andere beigefügt werden könnten, werden genügen, um es höchst wahrscheinlich zu machen, daß die römische Kirche dem Throne ihres ersten Bischofs nicht weniger Verehrung erwies und ihn zur Installation seiner Nachfolger aufbewahrte. Jedenfalls entfernen sie zur Genüge jedes Vorurtheil, welches aus dem Grund, die ersten Christen werden kaum daran gedacht haben, eine solche Reliquie zu bewahren, oder es sei unwahrscheinlich, daß sie so lange habe aufbewahrt werden können, gegen die ehrwürdige Tradition der römischen Kirche vorhanden sein könnte. Denn wenn die Stühle des Jakobus und Markus in solcher Verehrung gehalten und bis auf die Zeit des Eusebius und sogar die des Nicephorus ganz bewahrt wurden, so ist es noch wahrscheinlicher, daß der Stuhl des heil. Petrus von der römischen Kirche als ein werthvollerer Schatz bewahrt wurde. Und wenn er so einmal bis auf die Zeit des Constantinus reichte, so konnte keine fernere Schwierigkeit vorhanden sein, warum er nicht bis auf unsere Zeit bewahrt worden sein sollte.

Ich will nun sofort einige Stellen aus alten Kirchenschriftstellern anführen, welche die Tradition der römischen Kirche bestätigen. Ich will mit Tertullian beginnen, obgleich die Meisten unserer Leser sogleich eine Stelle wiedererkennen werden, der sie eine weniger materielle Auslegung zu geben gewohnt waren. Ich will sie indessen anführen, indem ich die Entscheidung darüber, was wirklich ihr Sinn ist, den Kritikern überlasse. „Durchgehe die apostolischen Kirchen, in welchen die Stühle der Apostel selbst noch an ihren Orten vorstehen; bist Du in der Nähe von Italien, so hast Du Rom, woher auch wir unsere Autorität haben.“ [1]) Wenn hier unter Stuhl das nämliche,

---

gewendet wird, über religiöse Punkte richtige Belehrung zu liefern. Wenige Seiten nach der eben angeführten Stelle wird uns im Ernste gesagt, „die verworfene Lehre der Kirche von Rom bezüglich der Glocken sei die, daß sie ein Verdienst haben und Gott für Lebendige und Todte bitten.“ — S. 20. Der Art ist die schätzbare Belehrung, welche von einer gelehrten Gesellschaft, die einen erbaulichen Titel führt, dem Volke um einen Pfennig wöchentlich verkauft wird. Es wäre ehrlich gewesen, wenn sie uns für eine so wunderliche Meinung eine katholische Autorität angeführt hätten.

1) Percurre ecclesias apostolicas, apud quas ipsae adhuc cathedrae apostolorum suis locis praesident: si Italiam adjaces, habes Romam, unde nobis quoque auctoritas praesto est. — De Praescript. Haeretic. c. XXXVI. Der gelehrte Valesius nimmt an dem oben angeführten Orte die nämliche Auslegung dieser Stelle des Tertullian an, wie unser Autor.

wie Bischofssitz zu verstehen ist, so liegt sicherlich nicht viel Kraft in dem Ausdruck; denn da eine apostolische Kirche genau eine Kirche ist, die von den Aposteln gegründet wurde und einen von ihnen abstammenden Bischof hat, so liegt es sicherlich nicht in dem gewöhnlichen, ausgefeilten, durchdachten Style Tertullians, mit so viel Emphase zu sagen, in den apostolischen Kirchen werden eben die Stühle der Apostel noch jetzt aufbewahrt (ipsae adhuc apostolorum cathedrae). Die Worte ipsae und adhuc scheinen etwas Außerordentliches und Unerwartetes in sich zu schließen. Tertullian erwähnt darnach Rom als eine dieser Kirchen.

Das Zeugniß des heil. Optatus im vierten Jahrhundert hat ein bedeutendes Gewicht; es ist folgendes: — „Gebet Rechenschaft von dem Ursprung eures Stuhles, da ihr darauf Anspruch macht, die heil. Kirche zu sein, und sogar sagt, ihr habet einen Theil in der Stadt Rom. Wenn ihr indessen den Makrobius fraget, wo er in jener Stadt sitze, kann er antworten, auf dem Stuhle des Petrus? Ich zweifle, ob er ihn vom Sehen kennt; und der Kirche (memoriam [1]) desselben nähert er sich nicht. Siehe dort bestehen die Kirchen (memoriae) zweier Apostel; saget, ob er im Stande gewesen ist, in dieselben einzutreten um das Opfer dort darzubringen?" [2]) Der heil. Optatus spricht hier von der cathedra als von etwas Sichtbarem und Materiellem; er unterscheidet es von Rom oder dem apostolischen Sitze, und erwähnt seine Kirche, als die des Apostels, wo es gebräuchlich war, das Opfer darzubringen. Es scheint wahrlich schwer zu sein, diese Stelle zu lesen, ohne darin etwas von der bischöflichen Jurisdiktion Verschiedenes zu verstehen.

---

1) „Nos in martyribus nostris non templa sicut Diis, sed memorias sicut hominibus mortuis, quorum apud Deum vivant spiritus, fabricamus." — St. Aug. De Civ. Dei, lib. XXII. cap. X. Das Wort wird von den Heiligen Paulinus und Hieronymus, vom Konzil von Karthago u. s. w. in dem nämlichen Sinne gebraucht. Die Erwähnung des Opfers im Texte beweist auch hier seine Bedeutung.

2) Vestrae cathedrae vos originem reddite, qui vobis vultis S. Ecclesiam vindicare, sed et habere vos in urbe Roma partem aliquam dicitis. — Denique si Macrobio dicatur, *ubi illic* sedeat, numquid potest dicere *in cathedra Petri? quam nescio si vel oculis novit, et ad cujus memoriam non accedit.* Ecce praesentes sunt ibi duorum memoriae apostolorum; dicite si ad has ingredi potuit ita ut obtulerit illic. — Lib. II. adv. Parmenian.

Vom Jahre 503 haben wir ein Zeugniß, welches keinen Zweifel zuläßt. Es ist eine Stelle des Ennodius von Pavia in seinem apologetischen Werke gegen die Bekämpfer der vierten römischen Synode. Er sagt, durch ihre Ränke „mundi caput Romam esse prostratam, et *nutricem pontificii cathedram quasi ultimum videri sedile despectam.*“ [1]) Diese Vergleichung ist zur Genüge klar; die Worte indessen, welche folgen, entfernen den geringsten Schatten des Zweifels: „Ecce nunc ad *gestatoriam sellam apostolicae confessionis* uda mittunt limina candidatos.“ [2]) Diese Worte scheinen auf einen Besuch anzuspielen, den die Neugetauften bei dem Bekenntnisse des heil. Petrus machten, wie es heutzutage von getauften Erwachsenen geschieht; und die Beschreibung, welche wir von dem Stuhle gegeben haben, wird zeigen, wie genau er durch den Ausdruck gestatoriam sellam apostolicae confessionis bezeichnet ist.

Diese Zeugniße sind, wie wir glauben, mehr als genügend, um die thörichte Geschichte, welche Lady Morgan ihren Lesern aufgetischt hat, zu widerlegen. Ich könnte den Festtag zu seinem Andenken, den Augustinus erwähnt, und die Thatsache beifügen, daß ein Stuhl von eben so alter und heidnischer Arbeit eben so viele Jahrhunderte hindurch in einer solchen Kirche aufbewahrt wird. Niemand zweifelt an der Identität des Krönungsstuhles unserer Könige von England mit dem Eduards des Bekenners, einfach wegen der Thatsache, daß er zu diesem Zwecke immer in der Westmünster-Abtei aufbewahrt wurde; und die nämliche Tradition besteht zu Gunsten des Stuhles des heil. Petrus.

Es scheint indessen von Protestanten gegen die Authentizität dieses Stuhles ein ernstlicher Einwurf erhoben worden zu sein, weil die Thaten des Herkules darauf ausgehauen sind. Ist es glaublich, daß ein Apostel einen so profanen Sitz benützt haben würde? Würde er das Christenthum von einem Stuhle aus gelehrt haben, der mit den Sinnbildern des Heidenthums geschmückt war? Dies ist der Einwurf, der zuerst von älteren Gegnern vorgebracht wurde, und der jetzt von

---

1) In Labbei Concilia, tom. IV. Par. 1671, p. 1356, C. „Rom, das Haupt der Welt, liegt zu Boden gestreckt, und den Stuhl, welcher das oberpriesterliche Ansehen nährt, sieht man verachtet, wie den geringsten Stuhl.“

2) Ibid. p. 1358, B. „Siehe, wie der Taufstein die Neugetauften in ihren weißen Gewändern zu dem tragbaren Stuhle des Bekenntnisses der Apostel sendet.“ Die meisten Besucher Roms werden wahrscheinlich wissen, daß das Grab des heil. Petrus sein Bekenntniß genannt wurde und noch genannt wird.

dem ehrw. H. J. Owen, in seiner Rede, die den Titel: „Christus, und nicht Petrus, ist der Fels" führt,[1]) mit einem Lächeln des Selbstbeifalls wiederholt wird. Seine Worte lauten: „Man hat lange angenommen, die Kirche von Rom besitze eine andere entscheidende Bestätigung der nämlichen Thatsache. Diese war der identische Stuhl, auf dem der Apostel Petrus zu sitzen gewohnt war. So allgemein und ununterbrochen ist die Tradition in Bezug auf diesen Punkt gewesen, daß der 18. Januar regelmäßig als der Festtag des heiligen Stuhles gefeiert wurde [wird]; und bei dieser Gelegenheit wurde er der öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Als er im Jahre 1662 gereinigt wurde, um an einen ausgezeichneten Platz im Vatikan gestellt zu werden, bot sich den gaffenden Beschauern zu ihrem großen Staunen der Anblick der Thaten des Herkules dar, die darauf eingegraben waren." In einer Hinsicht behandelt uns dieser Schriftsteller gelinder, als unsere weibliche Kritikerin; er scheint anzunehmen, daß auf diese fatale Entdeckung hin alle Verehrung, oder wie er es zu nennen beliebt, Anbetung aufgehört habe. Er spricht in der vergangenen Zeit, nicht wissend, daß wir die Tradition noch für so überzeugend ansehen, als je.

Wahrlich, wir Katholiken befinden uns in einem harten Falle; mag durch die arabische Inschrift der Lady Morgan bewiesen werden, daß der Stuhl neu ist, oder durch Mr. Owen's heidnische Skulpturen, daß er alt ist, immer ist ein genügender Beweis für seine Unächtheit vorhanden. Wie würden denn diese Antiquare ihn haben wollen? Mit christlichen Darstellungen? Dann sollte uns gesagt worden sein, Jablonsky habe siegreich dargethan, daß solche Gräuel erst durch die Karpokratianer oder andere Gnostiker in die Kirche eingeführt worden seien; daß Schnitzereien und Abbildungen der Dinge auf Erden u. s. w. den steigenden Löwen und das Einhorn, indessen, wie wir als loyale Unterthanen annehmen müssen, stets ausgenommen, an Plätzen des Gottesdienstes nicht zugelassen worden seien, bis der Papismus das Christenthum verdorben habe. Nehmen sie demnach an, er sei so kahl gewesen, wie ein presbyterianisches Pult oder die Wände eines Versammlungshauses? Oh dann sollte man uns gesagt haben, es seien keine Merkmale vorhanden, um darnach sein Alter zu bestimmen, somit

1) Gehalten an der Tavistock-Kapelle für die Hülfsreformationsgesellschaft von St. Aegidius, S. 26. Anmerkung.

könne er ein Betrug jeder Zeit oder jedes Ortes sein. Schließlich, wenn Einer entschlossen ist, nicht zu glauben, so ist es nicht schwierig, Gründe zum Zweifeln zu finden.

Aber Niemand, der in kirchlichen Antiquitäten bewandert ist, wird der Beweisführung Mr. Owen's das geringste Gewicht zugestehen. Es ist erwiesene Thatsache, daß die ersten Christen, wohl wissend, daß „ein Götzenbild nichts ist," kein Bedenken trugen, mit den Sinnbildern des Götzendienstes verzierte Gegenstände zu frommen Zwecken zu gebrauchen und bei dem Gottesdienst der Kirche anzuwenden. Aringhi hat dies in Bezug auf viele Sinnbilder des heidnischen Gottesdienstes, die zur Erläuterung christlicher Lehren angewendet gefunden werden, zur Genüge dargethan. [1]) Er hat ein besonderes Kapitel den zahlreichen Darstellungen des Orpheus gewidmet, welchen man auf den ältesten Gemälden der Katakomben begegnet, und von denen er annimmt, sie stellen unseren Heiland vor. [2]) Auch Boldetti erörtert bei der Erklärung des Sarkophags der Aurelia Agapetilla, der, obgleich er offenbar einer Christin angehört, mit heidnischen Skulpturen verziert ist, die nämliche Frage vollständig und beweist durch zahlreiche Beispiele, daß die ersten Christen kein Bedenken trugen, Denkmale mit heidnischen Darstellungen zu ihrem Gebrauche zu verwenden. [3]) Der gelehrte Marangoni hat über diesen Gegenstand ein besonderes Werk geschrieben unter dem Titel: Delle Cose gentilesche ad Uso delle Chiese. Diesen Autoritäten kann man noch die Namen Bottari, Ciampini, Mamachi, Allegranza und den Senator Bonarroti beifügen, lauter Männer, die in der Erklärung gelehrter Denkmale den ersten Rang einnehmen und derselben Meinung beipflichten. Aber die neueste Abhandlung über diesen Punkt ist die Dissertation des Kanonikers Giuseppe Antonio Botazzi unter dem Titel: Ueber die Embleme oder Symbole des sehr alten Sarkophags zu Tortona. [4]) Dieses Denkmal aus dem Zeitalter Hadrians haben Mabillon und Montfaucon wegen seiner heidnischen Embleme für heidnisch gehalten. Der gelehrte Antiquar nun hat, wie anerkannt

1) Roma Subterranea, tom. II. p. 450.

2) Seite 560.

3) Osservazioni sopra i Cimiteri de' SS. Martiri; Rom, 1720, p. 465.

4) Degli Emblemi o Simboli dell' antichissimo Sarcofago Tortonese. Tortona, 1824. Wegen dieses Werkes hat Seine Majestät der König von Sardinien seinem Verfasser den Titel seines kirchlichen Antiquarius verliehen.

ist, ihre Einwürfe gegen dessen christlichen Ursprung widerlegt und zur Genüge bewiesen, daß solche Symbole auch auf christlichen Denkmalen vorkommen. Wir haben unzählige Beispiele, in welchen von heidnischen Zierathen ein solcher Gebrauch gemacht wurde. Viele Sarkophage dienen in den ältesten Basiliken als Altäre; viele Kirchen, welche einst Tempel waren, tragen anerkanntermaßen noch die Zierathen an sich, welche sie ausschmückten. Das Mausoleum der Konstantia an der Via Nomentana ist noch mit den Gemälden geschmückt, welche es zierten, als es noch ein Tempel des Bacchus war; Anastasius erzählt uns, der Papst Simplicius habe die Kirche St. Andreas auf dem esquilinischen Hügel, welche die Catabarbara genannt wurde,[1]) eingeweiht und doch die Geschichte der Diana und ihrer Jagd, welche daselbst in Mosaik abgebildet war, unberührt gelassen. Diejenigen, welche Sicilien bereist haben, werden sich der prachtvollen Urne zu Girgenti (Agrigentum) erinnern, die als Taufstein in der Kathedrale benützt wird und mit den schönsten griechischen Reliefs verziert ist. Ein kostbares Denkmal dieser Art ist das elfenbeinerne Kästchen, welches der heil. Gregor der Große dem Kloster Bobbio gegeben hat und das die Asche von Märtyrern enthält. Es wurde zuerst von Botazzi am Schlusse seiner Abhandlung über den Sarkophag von Tortona veröffentlicht und stellt die Fabel des Orpheus dar.

Es kann deßhalb aus den heidnischen Skulpturen auf unserer Reliquie kein Einwurf gegen ihre Authentizität gemacht werden, so wenig als aus der angeblichen arabischen Inschrift der Lady Morgan. Diese Skulpturen sind im Gegentheil, wie wir gezeigt haben, entschiedene Beweise ihres Alterthums, und man darf sagen, daß sie zugleich Beweise ihrer Authentizität sind; denn nach einer gewissen Periode in der Geschichte der Kirche, wenn wir nämlich zu den Jahrhunderten kommen, welche gewöhnlich als die finsteren Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens bezeichnet werden, würde es schwierig, um nicht zu sagen, unmöglich gewesen sein, Embleme des Heidenthums zur öffentlichen Verehrung auszustellen. Denn die Leute, die in dieser Zeit lebten, und namentlich die Geistlichen, werden von modernen Archäologen allgemein und zwar in nicht sehr gemäßigten Ausdrücken gerügt, sie haben ihren Eifer gegen den Götzendienst so weit getrieben, daß sie viele kostbare Denkmale, bloß weil sie heidnisch waren,

1) De Vitis Romanorum Pontificum, ed. Vat. 1731, tom. I. p. 61.

in Stücke zerschlagen und gänzlich vernichtet haben. Es ist deßhalb vielmehr inkonsequent, sie auf der einen Seite zu beschuldigen, sie seien in ihrer Bigottrie so grausam gewesen, daß sie nichts, was heidnisch war, verschont haben, und ihnen auf der andern Seite zur Last zu legen, daß sie solche Dinge als Reliquien bewahren und der öffentlichen Verehrung aussetzen. Man füge noch die große Unwahrscheinlichkeit hinzu, daß ein heidnischer aus so zerbrechlichen Stoffen, wie Holz und Elfenbein, das so verführerisch ist, wie Gold, verfertigter Stuhl den Plünderungen der Kriege, den Zufälligkeiten der Zeit oder sogar der frommen Begierde der Zeloten entgangen wäre, wenn sich nicht religiöse Erinnerungen an ihn geknüpft und Frömmigkeit sich für seine besondere Erhaltung interessirt hätte. Somit dürfen wir die heidnischen Verzierungen unserer Reliquie als einen Beweis nicht bloß ihres Alterthums, sondern auch ihrer Authentizität ansehen.

Es will vielleicht unseren Lesern dünken, die Widerlegung der unrichtigen Angaben der Lady Morgan sollte hier enden. Aber es ist hier ein Punkt, welcher, wie wir glauben, noch fehlt, um der Ungläubigkeit einiger ihrer Bewunderer Genüge zu leisten. Die Geschichte, werden diese sagen, mag nicht ganz richtig sein; aber es ist unmöglich, daß sie sich nicht einigermaßen auf Thatsachen stützen sollte. Ist es glaublich, daß die Lady oder ihre Berichterstatter ein bloßes Mährchen ohne die geringsten Gründe erdichtet haben sollten? Um selbst solche Gegner zufrieden zu stellen, will ich die Umstände angeben, welche, wie ich nicht zweifle, ihr zur Grundlage dienten, und somit keinen Einwurf unbeantwortet lassen. Die literarische Kontroverse, welche ich darzulegen haben werde, ist in England, wenn überhaupt, noch wenig bekannt und mag deßhalb noch unter einem anderen Gesichtspunkt interessant sein.

In der Kirche zu St. Peter in Venedig, welche bis 1807 die Patriarchalkirche war, wurde lange ein steinerner Stuhl aufbewahrt, der vom Volke der Stuhl des heil. Petrus genannt wurde. Er steht nicht auf einem Altar, sondern an der Wand zwischen dem zweiten und dritten Altar. Im Jahre 1749 veröffentlichte Flaminio Cornaro oder Cornelius seine Ecclesiae Venetae Antiqua Monumenta. Im zweiten Band, S. 194, findet sich eine Abzeichnung dieses Denkmals, welches die Beschreibung desselben begleitet. Die Geschichte, welche er erzählt, ist die nämliche, wie die, welche auf einer Tafel über dem Stuhle erwähnt wird, nämlich der Kaiser Michael habe ihn im Jahre

1310 dem Dogen Peter Grandonicus gegeben. Die Rückseite des Stuhles war indessen mit einer reichen kufischen Inschrift verziert, und Cornaro ersuchte den gelehrten Jos. Assemani, sie für sein Werk zu entziffern. Es ist unnütz zu versuchen, für die irrige Auslegung welche er gab, den Grund anzugeben oder sie zu entschuldigen. Eines ist klar, daß er dadurch keinem Betrug Vorschub leisten wollte. Die Schrift enthielt nach seiner Lesart einige Theile des zweiten Psalms, und unter diesen die Worte: „Das Werk Abdalla's, des Dieners Gottes" und „Antiochien, die Stadt Gottes." Der gelehrte Orientalist Norberg bestätigte inzwischen diese Erklärung. Auf Grund der Berechnungen, welche Assemani aus Veranlassung dieser Inschrift anstellte, kam Cornaro zu folgendem Schlusse in Bezug auf das Datum des Denkmals: — „Dieser Stuhl wurde demnach im achten Jahrhundert verfertigt und es ist gewiß, daß er weder von dem Fürsten der Apostel, noch von einem seiner Nachfolger auf dem Stuhl von Antiochien vor dem Jahre 742 gebraucht wurde." [1])

Solchen, die es nie versucht haben, Inschriften zu entziffern und vor Allem Solche, welche die Schwierigkeiten der arabischen Sprache und der kufischen Schrift nicht kennen, mag es wunderbar vorkommen, daß eine Inschrift, wie diese, ein Geheimniß sein soll. Es hat indessen in Europa immer nur wenige Männer gegeben, welche die Erklärung mit großer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs unternehmen konnten, und Einer dieser wenigen war der gelehrte Professor von Rostock, Oluf Gerhard Tychsen, der am Schlusse des letzten Jahrhunderts lebte. Aus dem Stich in dem Werke Cornaro's entzifferte er die Inschrift, und veröffentlichte sie in einer interessanten Dissertation, welche bald zwei Auflagen erlebte. Die erste erschien im Jahre 1787, die zweite zu Rostock zwei Jahre später gedruckte führt den Titel: Interpretatio Inscriptionis Cuficae in marmorea Templi Patriarchalis S. Petri Cathedra, qua S. Apostolus Petrus Antiochial sedisse traditur. In dieser Abhandlung beweist er klar, daß die Inschrift muhamedanisch ist und aus einigen Versen des Korans besteht. [1]) Es ist sonderbar, daß auf dem eben angeführten Titel der Name Venedig nicht vorkommt,

---

1) Bei Tychsen (s. unten), Seite 8.

2) Diese Verse sind Sura III. 194. XXXIII, 118. Die erste Ausgabe (Buetzouvii, 1787) enthielt auf dem Titel einen Irrthum, indem sie den Stuhl in die St. Markuskirche statt in die St. Peterskirche versetzte.

so daß ein oberflächlicher Leser unter der Patriarchalkirche zu St. Peter leicht die vatikanische Basilika verstehen kann.

Meine Leser werden sogleich begreifen, daß dieses Werk zu der Erzählung, die von Lady Morgan ohne Untersuchung angenommen und mit so großer Zuversicht gegeben wird, Veranlassung gegeben haben muß. Aber ging in dem gegenwärtigen Beispiel der katholische Klerus darauf aus, die Entdeckung zu unterdrücken? Wir haben die Handlungsweise Cornaro's und Jos. Assemani's bereits gesehen, und was folgte, trägt den Stempel derselben reinen Liebe der Wahrheit an sich. Monsignor Gioannelli, Patriarch von Venedig, theilte den Aufsatz Tychsen's, als er zuerst erschien, dem berühmten Simon Assemani mit, dem Schatz von Padua, wie ihn Sacy zu nennen pflegte. Dieser gelehrte und liebenswürdige Orientalist, welcher durch seinen Tod im April 1821 die lange literarische Laufbahn der Assemani in Europa schloß, gab ihm sogleich seinen Beifall, mit Ausnahme weniger Worte, welche auf dem Stich Cornaro's unrichtig waren, und die zu verbessern er durch eine genauere Besichtigung des Denkmals in Stand gesetzt wurde. Es gab indessen zwei Punkte, in denen Assemani sehr von Tychsen abwich; diese theilte er ihm durch ihren gemeinschaftlichen Freund De Rossi von Parma mit. Sie kamen indessen für die zweite Auflage nicht zu rechter Zeit an; Assemani glaubte, es habe einen anderen Grund, daß sie übergangen worden seien; es entstand eine lebhafte Korrespondenz, welche Tychsen veröffentlichte [1]) und welche Beiden zur Ehre gereicht.

Die betreffenden Punkte sind folgende: — Erstens. Assemani meint, die zwei Verse aus dem Koran lassen sich offenbar nicht auf einen Stuhl, sondern auf Personen anwenden, die im Kampfe gegen die Christen gefallen seien; deßhalb bilde der Rücken, auf welchem sie eingeschnitten sind, keinen Theil des Stuhles, sondern sei ein Cippus oder Grabstein. Zweitens. Dies werde ferner durch den Umstand bestätigt, daß er ein abgesondertes Stück Stein und von verschiedener Qualität, als das übrige sei. In der That ist er der Ansicht, das Ganze bestehe aus sieben Stücken, die Arme seien aus veronesischem Marmor und folglich weder sicilianischen, noch maurischen

1) In seinem Appendix ad Inscriptionis Cuficae Venetiis in marmorea Templi Patriarchalis S. Petri Cathedra conspicuae Interpretationem. Rostock, 1790.

Ursprungs, wie Tychsen glaubte. Er nennt ihn nie anders, als cosi detta cattedra, [1]) pretesa cattedra. [2]) Tychsen berief sich auf die Abwesenheit eines Datums auf dem Grabsteine, auf die Schenkung des Kaisers Michael Balbus, welche den ganzen Stuhl erwähnte, und auf andere Umstände. Assemani erwiederte, die Schenkung sei, wie er bewiesen habe, unächt; und nach einer sorgfältigen Durchsicht der gedruckten Kontroverse und unedirter Aufsätze über den Gegenstand glaube ich, daß Assemani in diesem Punkte Recht hatte. Das Faktum scheint mir das zu sein, daß dieser Stein aus Sicilien oder dem Osten als Trophäe gebracht und in der Kirche aufgestellt wurde, um die nämliche Verehrung zu genießen, wie die türkischen Flaggen in der Kirche der Ritter von St. Stephan zu Pisa oder die Fahnen der spanischen Armada in der St. Paulskirche.

In der That behandeln auch die Wegweiser von Venedig dieses Denkmal mit wenig Achtung; folgendes ist der Bericht, den Quadri gibt, den ich gerade zuerst öffne: — „Ein sehr alter marmorner Stuhl, von dem man gewöhnlich glaubt, der heil. Petrus habe ihn zu Antiochien benützt. Es sind in Bezug auf denselben viele Meinungen aufgestellt worden, welche indessen die Sache nicht außer Zweifel gesetzt haben. Es ist auf demselben eine Inschrift in kufischen arabischen Charakteren eingegraben, welche nach einigen Gelehrten aus zwei Versen des Korans besteht. Andere halten ihn für den Thron eines afrikanischen Fürsten." [3]) Es besteht kein Festtag ihm zu Ehren, und es haben mir Personen, die viele Jahre in Venedig lebten, versichert, sie seien häufig in der Kirche gewesen, haben aber, ehe ich sie darauf aufmerksam machte, den Stuhl nie beachtet, noch von ihm als von einer Reliquie etwas gehört.

Ich würde indessen meiner Sache nicht gerecht werden, wenn ich nicht als Gegensatz zu der Geschichte der Lady Morgan die Handlungsweise einiger gelehrten Katholiken Spaniens und Italiens bei dieser Entdeckung Tychsens, der, obgleich Protestant, gegen etwas schrieb, was Einige für eine Reliquie gehalten hatten, anführen würde. Mariano Pizzi zu Madrid schrieb an ihn einen Brief vom 28. Juni 1788, worin er seiner Auslegung vollkommen beitritt, sein Staunen über die Irrthümer des älteren Assemani ausdrückt und eine Meinung

1) Append. p. 2. 2) Ib. p. 12.

3) Quattro Giorni a Venezia; Milano, 1827, p. 83.

in Betreff des Ursprungs des Denkmals aufstellt. [1]) Der gelehrte Areta von Madrid schrieb am 13. September 1787 in der nämlichen Weise und versprach das Werk in Spanien bekannt zu machen. Tychsen schrieb auch über den Gegenstand an den gelehrten Perez Bayer zu Valencia, der bei einer anderen Gelegenheit sein siegreicher Gegner gewesen war, und an den ausgezeichneten Kanoniker D. Juan B. Herman, auch an den D. Ignacio de Asso, den Grafen von Floriblanca und an F. Antonio, Professor des Arabischen zu Lissabon; und nicht Einer scheint die Sache in einem anderen Lichte betrachtet zu haben, denn als einen wissenschaftlichen Streit. [2]) In dem Memorial Literario von Madrid, 1788, S. 579 und 582 findet sich ein Bericht über das Werk Tychsens, von dem er bemerkt: — „Quae sive stylum, sive *sentiendi libertatem*, candorem, humanitatem et eruditionem eximii scriptoris spectes, summam omnino meretur attentionem, *censuraeque Hispanicae, a maledicis tam inique perstrictae*, praestantiam in aprico ponit.“ [3]) In Italien können wir außer der Anerkennung Assemani's und De Rossi's die des gelehrten Fürsten von Torremuzza zu Palermo anführen. [4])

Hier ist demnach der Ursprung der falschen und erbärmlichen Erzählung der Lady Morgan offen dargelegt. Der steinerne Stuhl der vom Volke der des heil. Petrus genannt wird und in der Patriarchalkirche dieses Apostels zu Venedig aufbewahrt wird, ist von einer unüberlegten und boshaften Person mit dem elfenbeinernen Throne der vatikanischen Basilika verwechselt worden; die Geschichte wurde der Lady wiederholt, und sie hielt sie für ihre Zwecke falscher Darstellung zu geeignet, um eine Prüfung zu verdienen, und setzte sie dem Publikum vor mit all' der Zuversicht, welche die giftigsten Pfeile der Verläumdung spitzt, und mit all' dem Leichtsinn, welcher sie schwingt.

Als mich meine Nachforschungen nach Venedig führten, konnte ich die Bitte eines gelehrten und lieben Freundes, ich solle diese Gelegenheit ergreifen, um dem Bericht der Lady über eine Unterhaltung mit ihm öffentlich zu widersprechen, nicht abschlagen. Die Erzählung,

1) Tychsens Appendix, p. 38.

2) Siehe den wesentlichen Inhalt dieser Korrespondenzen in A. Th. Hartmann's Werk: Oluf G. Tychsen oder Wanderungen durch die mannigfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur, 2. Bd. 2. Thl. Bremen, 1820, Seite 164 und 168.

3) Tychsens Appendix, p. 39. 4) Hartmanns Wanderungen, S. 165.

welche ich meine, findet sich am Schlusse ihres Werkes, wo sie ihren Besuch in einem berühmten Kloster der mechitaristischen Armenier auf der Insel St. Lazzaro zu Venedig erzählt. Ich wurde von Vater Pasquale Aucher ersucht, zu erklären, daß die Darstellung seiner Unterhaltung mit Lady Morgan, welche sie in ihrem Buche gibt, total unrichtig ist. In der That kann Niemand, der mit ihm bekannt ist, auf den Verdacht kommen, er habe in solchem Tone gesprochen. Eine Bemerkung namentlich war zu absurd und seinen bekannten Gesinnungen zu widersprechend, als daß sie hätte über seine Lippen kommen können. Sie läßt ihn sagen, „die Päpste haben ihre Kongregation (die Mechitaristen), obgleich sie ketzerisch sei, unter ihre besondere Protektion genommen.“ [1]) Der heilige Stuhl hat keine Unterthanen, die wahrhafter katholisch und ihm mehr ergeben sind, als die Armenier auf St. Lazzaro. Sie differiren mit uns nicht in dem geringsten Punkt, und der Ehrw. Vater Aucher namentlich unterläßt, da er des Englischen ganz mächtig ist, keine Gelegenheit, seine protestantischen Bekannten und Besuche über diesen Punkt zu überzeugen.

Dies sei ein Beispiel von der Freiheit, welche sich diese Dame mit dem Rufe Einzelner herausnimmt; der Gegenstand dieser langen Untersuchung mag als ein Beispiel einer großartigeren Verläumdung dienen. Hätte ich es für wahrscheinlich gehalten, daß sie auf ihr Buch beschränkt sein würde, so hätte ich sie kaum einer so förmlichen Widerlegung für werth gehalten. In demselben ist, wie bei allen übrigen schädlichen Dingen, das Gift mit seinem Gegengift vereinigt. Aber die Geschichte ist eine zu hübsche Zugabe zu den stehenden Verdrehungen katholischer Gebräuche, um der Person, welche ihr brevet d'invention beanspruchen kann, lange den ausschließlichen Besitz zu gestatten. Demgemäß finden wir sie Wort für Wort wiederholt von Mr. Hone in seinem Every-day Book, [2]) einem Werke, das für die mittleren und niedersten Klassen bestimmt ist; und sie hat wahrscheinlich ihren Weg in viele andere Werke von größerer Verbreitung, als Lady Morgan's Italy, gefunden. Diese Erwägung läßt uns hoffen, daß eine vollständige Widerlegung, wie gegenwärtige, nicht für überflüssig gehalten werden wird.

1) Italy, B. II. S. 465. 2) B. I. S. 122.

Anhang zum vorstehenden Aufsatze.

Obgleich ich vorhin gesagt habe, ich habe den Brief der Lady Morgan über den vorhergehenden Aufsatz nicht gesehen, so wurde doch durch einen Korrespondenten meine Aufmerksamkeit auf eine Stelle darin gelenkt, von der er glaubte, sie werde wahrscheinlich einen meinem Charakter ungünstigen Eindruck auf das Publikum machen. Die Stelle bezieht sich auf die Leichenrede, welche ich bei der Leichenfeier der verstorbenen Begum Sumroo hielt, die am 28. Januar 1838 in der Kirche San Carlo in Corso (nicht, wie Lady M. mit ihrer gewöhnlichen Ungenauigkeit sie nennt, San Carlo della Valle, denn eine solche Kirche gibt es in Rom nicht) auf Kosten ihres Adoptivsohnes, des verstorbenen Mr. Dyce Sombre, begangen wurde.

Folgendes ist die betreffende Stelle: —

„Frauen, mein Herr Kardinal, sind in der Kirche immer hülfreich und einflußreich gewesen, von der heil. Pudentiana, die den Fürsten der Apostel bediente, und der frommen und prachtliebenden Mathildis, Gräfin von Toskana, der Freundin Gregors des Großen, die durch ihren Reichthum und ihre Freigebigkeit seine Macht gründete, bis auf die Begum Sombre, welche neulich durch die thätige Mission der Propaganda in heidnischen Gegenden bekehrt worden war. Die Leichenrede dieser Fürstin wurde von Ihrer Eminenz, als Sie noch Bischof waren, mit hinreißender Beredtsamkeit gehalten, welche an die Eloges Funèbres der Bossuets und Massillons an den Gräbern der La Vallières und anderer schönen Büßerinnen am Hofe Ludwigs XIV. erinnerte. Die Römer sprachen bis auf die Zeit der Flucht Pius IX. (in der sie an etwas Anderes zu denken hatten) von dem prächtigen sechzig Fuß hohen Katafalk, der in der Kirche San Carlo della Valle errichtet wurde, von der Statue der Religion, welche ihm zu Häupten stand, und von der gebietenden Gestalt Ihrer Eminenz, die Sie in Ihren bischöflichen Gewändern an seinem Fuße standen. Sie machten keine Anspielung auf das vergangene Leben dieser Exbayadere und späteren Herrscherin über eines der reichsten Fürstenthümer Indiens. Die reiche Magdalena fand Gnade in den Augen der Kirche, und „„ihre Sünden wurden ihr vergeben, denn sie hatte viel geliebt,““ und große Opfer gebracht.“ — Brief der Lady Morgan an Kardinal Wiseman, S. 10, 4. Ausg.

Dieser kurze Abschnitt ist ein ganz passendes Beispiel von dem gewöhnlichen Style der Verfasserin. Den Schnizer in Bezug auf die

Kirche habe ich bereits angeführt. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Gräfin Mathildis, welche am Ende des elften Jahrhunderts lebte, nicht wohl die Freundin Gregors des Großen, der im sechsten Papst war, gewesen sein konnte. Lady Morgan verwechselt ihn ohne Zweifel mit Gregor VII. Zweimal wird in der Stelle gesagt, ich sei Bischof gewesen, als ich die fragliche Leichenrede, nämlich im Januar 1838, gehalten habe, während ich doch diese Würde erst im Juni 1840 erhielt.

Was indessen am wichtigsten ist, ist der Charakter, welcher der Rede selbst zugeschrieben wird. Ich habe es deßhalb für das Beste gehalten, sie hier abdrucken zu lassen, und zwar wörtlich, wie sie gehalten wurde, und von der Abschrift, die vorher davon gemacht wurde.

Leichenrede auf die Begum Sumroo.

„Ich sage Euch, es werden Viele vom Aufgange und Niedergange kommen und im himmlischen Reiche bei Abraham, Isaak und Jakob Platz nehmen." — Matth. VIII, 11.

Warum, meine Brüder, dürfet ihr mit Recht mich fragen, warum auf den Blättern des von Gott eingegebenen Buches nach einem Thema suchen, während Alles ringsum uns eine so passende Lehre zu geben scheint? Sind nicht die Bilder des Todes vor unseren Augen zu sprechend, um unserem Geiste zu erlauben, eine entferntere Belehrung zu suchen? Verkündet nicht die Trauerbekleidung dieses Tempels, dieser Denkstein der Gruft, diese klagende Musik, dieses Zusammenströmen von Menschen, diese Feier heiliger Gebräuche, daß der Tod einen Triumph gefeiert hat, dessen Preis der Entwicklung seines Pompes angemessen ist? Ich weiß zwar nicht, wie groß er ist, aber wir Alle, groß und klein, geben zu, daß unser besseres Gefühl und lange Erfahrung durch die Täuschungen der Welt hintergangen wird; wir sind einigermaßen betroffen, wenn wir den unparteiischen Schlag eines gemeinschaftlichen Verhängnisses auf Einen von höherem Range oder größerem Reichthum oder erhabeneren Vorzügen, die ihn im Leben von den gewöhnlichen Menschen getrennt und ausgezeichnet zu haben schienen, fallen sehen. Ach! wir vergessen, daß unter dem königlichen Gewande bloß das nämliche vergängliche Fleisch verborgen ist, wie unter dem Kittel eines Bauern, daß eine Hand Beide gebildet hat und Beide auflösen wird, und daß wir, wenn ein entsprechender Zustand und Verhältnisse jedem über das Grab zu folgen scheinen, wenn der, welcher mit dem Sammtmantel bedeckt war, jetzt mit einem sammtnen Leichentuch bedeckt ist, und der, welcher armselig gekleidet war, auch armselig beerdigt wird, doch bloß die letztere, sowie die erstere Bekleidung wegnehmen dürfen, um zu lernen, daß Beide, wenn sie zuvor gleichmäßig Fleisch waren, jetzt gleichmäßig Staub sind! Ja, abgesehen von allen Gefühlen religiöser Zuneigung, die uns dazu antreiben, halte ich es für schicklich, den Großen

und Mächtigen Leichenbegängnisse zu halten, die ihres Ranges würdig sind. Viele können nie das Innere eines Palastes betreten oder fürstliche Pracht beurtheilen; es ist gut, daß wir sie ihnen sehen lassen, wo sie dieselbe nicht beneiden werden, unter den untrügerischen Umständen, welche sie hier begleiten. Das Schauspiel eines auf seinem Throne lächelnden oder finster blickenden Fürsten ist bloß einem kleinen und auserwählten Hofe vorbehalten; ihn machtlos und auf seine schmale Bahre ausgestreckt zu sehen, ist eine zu große Lehre, als daß sie den Tausenden vorenthalten werden dürfte. Die Handlungen der Großen scheinen der Menge über der Prüfung und dem Urtheil des menschlichen Gesetzes zu stehen, ihre Laster oder schlimmen Leidenschaften werden entweder entschuldigt oder es wird mit Entschuldigung davon gesprochen; deßwegen ist es recht, daß man diese Menschen einmal wenigstens der Sühne unterworfen sieht und durch die pathetische Sprache der Liturgie (wie es Theodosius that, als er zur öffentlichen Buße verurtheilt wurde) die Fürbitten Aller, welche in Gottes heiligen Raum eintreten, anflehen hört. Wie eindringlich klingen deßhalb die Worte des königlichen Psalmisten: „Aber ihr sollet sterben wie Menschen und umkommen wie einer der Fürsten!" (Psalm LXXXVI, 7.) Und dann erscheint er allein groß, der nicht stirbt und sich nicht verändert, dessen Glorie nie in Trauer übergeht, und dessen Reich nie einem Anderen gegeben wird.

Allein bei gegenwärtiger Gelegenheit sind andere Erwägungen vorhanden, welche dieser traurigen Funktion ein besonderes Interesse verleihen. Wer ist es, der uns diesen Morgen zusammengerufen hat? Ist es ein Edler des Landes, einer seiner hl. Fürsten, dessen Jahrestag seine Freunde und seine Familie der Frömmigkeit der Gläubigen ins Gedächtniß rufen? Oder ist es ein ausgezeichneter Fremder, der auf einer Reise nach dieser heiligen Stadt in ihr sein Grab gefunden hat? Nein, es ist eine Person, die keine socialen und politischen Bande mit uns verbanden, für die weder die Umstände ihres Lebens, noch ihrer Familie nach menschlicher Berechnung die hier stattfindende Feier eines so feierlichen Leichenbegängnisses veranstaltet haben würden. Sie war wirklich eine Fürstin, aber viele tausend Meilen waren ihre Besitzungen und ihre Interessen von Rom getrennt. Eine weit sich ausbreitende See, eine beschwerliche Breite unbetretener Einöde, Ketten riesiger Gebirge, viele Reiche und verschiedene Sprachen, die zwischen ihr und uns liegen, scheinen alle Sympathie und noch mehr allen Verkehr wegen eines gemeinschaftlichen Zweckes zu verbieten. Aber eine heiligere Verbindung, als die gewöhnlichen Bande menschlicher Freundschaft, fesselte sie trotz der Entfernung an diesen apostolischen Stuhl. Ihr Fürstenthum bildete einen der vielen entfernten Punkte, auf welchen die Strahlen, welche von diesem Mittelpunkt katholischer Einheit ausgingen, ruhten, um Kirchen zu bilden, die mit dieser ihrer Mutter innig verbunden sind. Als sie die katholische Religion angenommen hatte, widmete sich die Fürstin mit Ernst und Eifer ihrer Vertheidigung und ihrem Ruhme. In ihrem Hause fanden die ehrwürdigen Väter der thibetanischen Mission eine Heimath und jede Gelegenheit, ihren Pflichten nachzukommen. Sie konnte in Wahrheit sagen: „Herr, ich habe den Ruhm deines Hauses geliebt."

Denn sie erbaute dem wahren Gott einen Tempel, in einem so großen Maßstabe, daß er in neuerer Zeit in jenen Ländern nicht seines Gleichen findet; sie verschwendete auf ihn alle Pracht und Schönheit, welche einheimische Kunst, die großmüthig angespornt wurde, zu seiner Verschönerung beitragen konnte; sie versah ihn mit Allem, was zur Feier des göttlichen Dienstes auf fürstliche Art nothwendig ist, und sie hatte die Genugthuung, ehe sie ihre Tage schloß, ihre Kathedrale konsekrirt und geöffnet zu sehen und die Plane und Zeichnungen derselben der väterlichen Approbation des heiligen Vaters zu unterstellen. Seine Briefe und die schätzbaren Zeichen der Billigung, welche sie enthielten, erreichten sie nur kurze Zeit vor ihrem Tode. Sie ließ indessen das Ende ihres Lebens welches gerade vor zwei Jahren eintrat, ihre frommen Absichten nicht unterbrechen. Ein Kollegium, das zu Sirdanah errichtet und durch ihr Testament ausgestattet wurde, dient dazu, ihren Namen fortzupflanzen, und zwei Millionen Franken, die zu wohlthätigen Zwecken vermacht wurden, werden ihr die Gebete und Segnungen von Tausenden, die im Elend sind, sichern.

Und jetzt kommen wir hier am entgegengesetzten Ende der Welt zusammen, um unsere Stimmen mit den ihrigen zu vereinigen und im Geiste religiöser Einheit und mit den Worten der alten Kirche die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, damit seine barmherzige Nachsicht ihr vergebe, was sie aus menschlicher Schwachheit gefehlt haben mag. Den Zufluchtsort, den sie in ihrem Leben den Predigern der Wahrheit Gottes eröffnete, gibt Rom, welches dieselben aussandte, jetzt ihrer abgeschiedenen Seele zur Vergeltung, indem es Gott bittet, er möge ihr in seinen Wohnungen des Segens Erfrischung zu Theil werden lassen, wenn sie dieselbe noch nicht erlangt hat. Die Unterwerfung und den kindlichen Gehorsam, den sie auf Erden dem Stuhle des heil. Petrus gezollt hat, zahlt dieser jetzt mit väterlichen Segnungen und glühenden Gebeten zu dem Throne der Gnade heim. Und wenn ich finde, daß ich selbst von dem westlichen Ende dieser Hemisphäre gekommen diese innige Verwandtschaft zwischen Beiden in einer Sprache ausdrücke, die keinem von Beiden angehört, kann ich in dieser Uebereinstimmung der Willen etwas anderes sehen, als eine Erläuterung der Worte meines Textes: „Ich sage euch, es werden Viele vom Aufgange und vom Niedergange kommen, und im himmlischen Reiche (d. h. in der Kirche Gottes) bei Abraham, Isaak und Jakob Platz nehmen."

Auf so schlagende Weise wird dieser Verkehr der Liebe und ihrer Ausübungen in der traurigen Ceremonie dieses Morgens, welche so passend die Gemeinschaft der Heiligen genannt wurde, dargestellt. Aber wenn wir hier sehen, wie der Ort der Ausübung dieses heiligen und tröstlichen Verkehrs der Neigungen keine Grenzen setzen kann, wie so die entferntesten Länder in den heiligsten Sympathien an einander gekettet werden können, so wird uns hier dargestellt, wie die Zeit nicht weniger ihrer Herrschaft unterworfen ist und ihren Lauf nicht hemmen oder unterbrechen kann. Denn der Tod, meine Brüder, ist der Bezwinger der menschlichen Neigungen, wie aller andern menschlichen Kräfte. Die Geliebtesten bleiben, wenn sie unserem Anblick entzogen sind, allmählig weniger

innig in unserer Erinnerung und werden zu oft im Laufe der Zeit ganz vergessen. Und jedenfalls ist dann die Macht, mit denen, die wir verloren haben, in Gemeinschaft zu bleiben, ihnen zu helfen und sie zu trösten, für immer dahin. Nicht so ist es mit der geistigen Verwandtschaft, die uns in der Einheit des Glaubens verbindet. Sie spottet der Macht des Todes, dessen Stachel von ihm ausgerissen wurde, der unser Urtheil umgestoßen hat; sie zieht über das Grab, über welches der Sieg der Erlösung errungen wurde, die goldenen Saiten der Liebe, und beansprucht ihre Rechte auf brüderliche Liebe und übt ihre süßen Pflichten aus. Zwei Jahre sind jetzt entschwunden, seitdem die Fürstin durch die Sakramente und Gebete der Kirche vorbereitet zu ihrem Schöpfer ging, und wir dürfen die fromme Hoffnung hegen, daß sie, da ihre Lampe brennend und ihre Aufmerksamkeit wachend gefunden wurde, in die Herrlichkeit ihres Herrn aufgenommen worden ist. Aber die Schwäche der Menschheit hat vielleicht nicht Alles entfernt, die Schlacken niederer Neigungen klebten vielleicht noch ihrer Seele an, und die Gerechtigkeit Gottes wies ihr eine Zeit weiterer Läuterung in dem Feuer seiner Gnade an. Deßhalb erneuert die Neigung, wenn sie durch die entschwundene Zeit vermindert wurde, durch die zweite Rückkehr des Tages, der ihren Heimgang sah, wieder entflammt nach altem Gebrauche den nämlichen Ritus der Sühne, welcher unmittelbar ihrer abgeschiedenen Seele folgte, und sie sucht und findet Trost in dem Gedanken, daß die Religion, mächtiger, als die zärtlichsten Neigungen der Natur, derselben Erleichterung verschaffen, oder wenigstens von der unveränderten, ungeminderten Liebe Beweis ablegen kann, welcher mitten in ungetrübter Freude bezeugt und anerkannt wird. Wie tröstend für das beraubte Herz ist dieser selige Gedanke! Wie lindernd für den zurückkehrenden Schmerz jedes Jahrtags, die Religion immer bereit zu finden, ihren heilenden Balsam in die Wunde zu gießen, welche frisch geöffnet wird!

Aber wenn wir hier ein schlagendes Beispiel von der Unabhängigkeit dieser Macht von allen gewöhnlichen Grenzen irdischer Neigungen haben, so haben wir nicht weniger einen Beweis von ihrer schönen Gleichförmigkeit. Von welchem Lande des Ostens oder Westens Menschen kommen mögen, um sich bei dem Mahle des Hauses Gottes niederzulassen, so werden sie die nämliche Nahrung für sich zubereitet finden, die zudem ihre Bedürfnisse am besten befriedigen kann. Was wir heute in einer europäischen Stadt thun, wird mehr, als wahrscheinlich, in einer indischen, zu dem nämlichen Zwecke verrichtet. Das nämliche Opfer, welches auf diesem Altare mitten im Winter dargebracht wird, wird am nämlichen Tage zur nämlichen Sühne in einem in Sommerhitze glühenden Lande dargebracht. Kein Ritus, kein Gebet wird die äußere Form ändern, und der innen wohnende Geist wird der nämliche sein; beide sind bloß Pulsschläge, der eine im Herzen, der andere in einem entfernten Gliede des mystischen Leibes Christi, Pulsschläge der nämlichen lebendigen Kraft, welche seine ganze Gestalt beseelt. Deßhalb brauchte es keine weite Reise, um einen Platz zu finden, wo solche Gefühle, wie sie auf ihrem Grabe ausgedrückt worden sein würden, gleichartig empfunden werden konnten. Das geistige Haus des Katholiken ist, wo ein Altar

steht und ein Priester gefunden werden kann, um den Tisch zu decken, an welchem wir Alle Theil nehmen; es ist ein Tabernakel, das in der Wildniß, wie in dem Hause des Obededom, oder in der königlichen Wohnung aufgestellt werden kann; aber wo immer es aufgestellt wird, die nämlichen Gefühle werden stets vorwiegen, und es bildet einen wesentlichen Theil der Versammlung des Herrn: es gehört zu dem Haushalt Abrahams, Isaaks und Jakobs.

So finden wir in dem traurigen Dienste, der uns zusammengeführt hat, einigen Stoff zur Belehrung, die uns kaum eine andere ähnliche Funktion hätte bieten können. Wir wollen indessen die Lehren nicht vergessen, welche unseren Herzen näher liegen. Die Fürstin, deren wir am Altare Gottes gedenken, war mächtig in ihren Tagen; sie lenkte ihre Besitzungen mit mehr als weiblichem Arme, sie fürchtete nicht die Unruhen und Gefahren des Kriegs, sie leitete mit Geschick die schwierigen Räthe des Friedens, von Vielen wurde sie geliebt, von Anderen gefürchtet. Und doch ist sie jetzt für immer geschieden, ihre Macht und ihre Weisheit sind verschwunden, ihre Stelle wird von Anderen ausgefüllt. Wahrlich, „alles Fleisch ist wie Gras, und die Herrlichkeit desselben wie die Blume des Feldes. Das Gras verdorrt und die Blume fällt ab." (Is. XL. 6.) Und so werden auch wir verdorren, die wir bloß Fleisch sind, und alle die geringe Herrlichkeit, welche wir haben, wird wie eine Blume abfallen und verwelken. Oh hier ist ein Spiegel, in welchem wir auf unser künftiges Selbst blicken und sehen können, welches Ende Alles, was die Erde geben kann, in Bälde erreichen muß. Statt der schmeichelnden Laute von Freunden das wispernde Gebet um Barmherzigkeit, statt üppiger Weisen die ernsten und feierlichen Töne der Todtenmusik, statt der geräumigen Wohnung das enge Todtengewölbe, statt des weichen Bettes der knappe harte Sarg, statt kostbarer Kleider die verhüllenden Grabgewänder, statt prächtigen Hausraths Staub und Moder! Dies ist der Tausch, den wir eines Tags machen werden, wie sie, von der wir gesprochen haben, ihn gemacht hat. Mit solch' heilsamen Gedanken wollen wir an der feierlichen Ceremonie, die jetzt beginnt, Theil nehmen, indem wir über uns so gut, wie über sie nachdenken, und an dem Beispiele Anderer das Ende lernen, das uns alle erwartet. Und du, ewiger, unendlicher Gott, König von schrecklicher Majestät, blick mit barmherziger Gunst auf diese unsere Verrichtung. Wir sind im Begriffe, dir nicht das Blut von Ochsen und Ziegen, sondern das allgenügende Opfer des anbetungswürdigen Leibes und Blutes deines heiligsten Sohnes darzubringen, welches besser gefiel, als das des Abel. Höre unsere ernstlichen Bitten für diese deine Dienerin, reinige ihre Seele von jedem Makel der Sünde, der noch nicht genügend gesühnt ist; nimm sie in die ewige Ruhe und den ewigen Frieden auf, und versetze sie in deine unbegreifliche Herrlichkeit, damit sie dich von Angesicht zu Angesicht sehe, der du mit deinem Sohne und dem heiligen Geiste als gleicher Gott lebst und regierst bis ans Ende der Welt. Amen.

Plan des Romanum

ten Ausgrabungen bestimmt.

Forum. III.

Das

Römische Forum.

(Aus dem Dublin Review, Juli 188.)

Das Römiſche Forum.

Art. I. — 1. *Descrizione del Foro Romano, e sue adjacenze, dell' Architetto Cav. Luigi Canina.* — Beſchreibung des römiſchen Forums und ſeiner Umgebungen, von dem Ritter L. Canina, Architekt. Rom, 1834.

2. *Le Forum Romain expliqué selon l'état actuel des Fouilles, le 21 Avril*, 1835. Von C. Bunſen. Rom, 1835.

3. *Annali dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica.* — Annalen des Inſtituts der archäologiſchen Korreſpondenz. Bd. VIII. No. II. und III. Rom, 1836.

Es gibt, wie wir annehmen, wenige Leſer der römiſchen Geſchichte, die ſich nicht in Gedanken auf das Forum der ewigen Stadt verſetzt haben. Sie haben ſich daſſelbe wahrſcheinlich nach ihren betreffenden Ideen von Pracht aufgebaut, aber die Hauptzüge des Gemäldes werden ziemlich allgemein die nämlichen ſein. Das Kapitol mit ſeinen prächtigen Tempeln gekrönt, zugleich ein Heiligthum und eine Feſtung, wird die weite unten liegende Fläche beherrſchen; auf der einen Seite wird es ſanft anſteigend erſcheinen, um die Scharen von Bürgern hinaufſteigen zu laſſen, auf der andern düſter durch die geheimnißvollen jähen Abgründe des tarpeiſchen Felſen. Die Via Sacra, die mit Tempeln und Baſiliken beſetzt iſt, wird man entweder gedrängt voll durch das großartige Schauſpiel eines militäriſchen Triumphes, oder der anziehenden Scene, wie Horaz von ſeinem Aufdringling zugeſetzt wird, überlaſſen ſehen. Auf der einen Seite denken wir uns die Roſtra mit Gracchus oder Cicero, die eine ungeſtüme Volksmenge haranguiren, auf der andern Seite das Haus des Senates, in dem ruhigere Berathungen vor ſich gehen. Aber außer dieſen Hauptgegenſtänden, die wir oft ganz nach Belieben

hinsetzen, geben wir uns wenig Mühe, den weiten Raum, welchen das Forum eingenommen haben muß, auszufüllen, oder die vielen Gegenstände zu lociren, welche, wie uns unsere Wanderungen durch die Klassiker belehren, auf demselben oder in seiner Nähe sich befanden. Nicht so der römische Antiquar, dem dieser interessante Ort, der jeden Tag seinen Anblick ändert, durch die langsame, aber sichere Vermittelung des Spatens und der Haue Material zu genaueren Studien und zu sorgfältigeren Wiederherstellungen liefert. Dies ist in der That eine Art von Ackerbau, aus dem jedes Jahr eine frische Aehre von Basiliken und Tempeln, von Säulen und Fußgestellen und, was noch gewisser ist, von Theorien und Kontroversen entspringt.

Die Revolutionen, welche auf dem alten Forum stattzufinden pflegten, sind nichts im Vergleich mit denen, von denen man jetzt täglich Zeuge auf demselben ist. In alten Zeiten konnten die Senatoren oder Tribunen die Parteien ändern, aber gewiß nicht die Tempel; ein Kandidat konnte einen anderen von seinem Platze verdrängen, aber ein großes Gebäude konnte gegen seinen Kameraden von Stein und Mörtel kaum so unnachbarlich sein; eine Faktion konnte die andere zurückschlagen und sogar aus dem heiligen Bereiche verdrängen, aber es würde, glauben wir, ungewöhnlich gewesen sein, wenn ein Portikus einen anderen mit allen seinen Säulen, groß und klein, aus der Stellung verjagt hätte, die er seit Jahrhunderten eingenommen; ein Patriot mag einen ungestümen Demagogen offen der Schande preisgegeben haben, aber wir glauben, die Alten sahen nie, daß die Front eines Gebäudes einem andern Trotz bot, bis dieses seinem Gegner den Rücken zukehrte. Und doch haben wir alle diese wunderbaren Evolutionen unter den Gebäuden des römischen Forums gesehen — was der verstorbene Sir W. Gell nicht unpassend mit einem Contretanz vergleicht, in welchem Tempel ihre Seiten wechseln, Denkmale die Hände kreuzen, und Säulen gegen die Mitte sich bewegen. Wir können uns keinen Fall denken, in welchem die väterliche Autorität der Verachtung mehr preisgegeben würde, als wenn ein Herr, der Rom bloß vor zwanzig Jahren besucht hatte, sein Tagebuch und die Bemerkungen, welche er nach den besten Wegweisern jener Zeit gemacht hatte, hervorsuchte und sofort in Person seinen Knaben die Löwen des alten Roms zeigte. Die jungen Herren würden (wir sprechen aus Erfahrung) dem Alten in's Gesicht lachen, wenn sie seinen antiquirten Antiquarianismus hörten. Er führt sie natürlich zu der

Kirche Aracöli auf dem Kapitol und sagt ihnen mit vielem Gefühl, es sei dies die Stelle des Tempels des Jupiter Kapitoliums, und versucht ihren Geist zu einer gehörigen Höhe des Enthusiasmus zu erheben. Aber die Schelme haben in ihren Wegweisern gefunden, daß der besagte Tempel, seit ihr Vater zuletzt in Rom war, ruhig über die Fläche oben auf der Spitze des Hügels gewandert ist und sich selbst an seinem anderen Ende aufgestellt hat, wo sich durch einen glücklichen Zufall das archäologische Institut eingerichtet hat. Er steigt in das Forum herab und macht auf drei Säulen von schöner Form aufmerksam, die am Fuße des Kapitols einen Winkel eines Portikus bilden. Diese hat seit undenklicher Zeit Jedermann für einen Theil des Tempels des Jupiter Tonans gehalten. (Plan, No. 4.) Aber Jedermann hatte hier Unrecht; denn jetzt hält man sie für einen Theil des Tempels des Saturn. Acht andere Säulen stehen neben diesen, und ihr hättet vor zwanzig Jahren jede Wette angenommen, daß sie zu dem Tempel der Konkordia gehören, welcher als Schauplatz der zürnenden Beredsamkeit Cicero's berühmt ist. Aber ach! in den letzten zwanzig Jahren hat das Gebäude viele Veränderungen erlitten, indem es zuerst von Nibby in einen Tempel der Fortuna, dann von Fea in den der Juno Moneta, später von Piale in den des Vespasianus verwandelt wurde, was er auch für jetzt noch bleibt. (No. 17.) Der Held einer Christfestpantomime könnte nicht mehr Veränderungen erlitten haben. Ferner begegnet ihr drei anderen Säulen, die ein Fragment von Gebälke tragen und wegen ihrer eleganten Form mit Recht bewundert werden; diese hat bis in die letzten Jahre herein jeder Antiquar, Nardini und Piranesi ausgenommen, die Ueberbleibsel des Tempels des Jupiter Stator genannt, als Nibby im Jahre 1819 sie in die Gräcostasis oder Halle zum Empfange der Gesandten verwandelte; 1827 ließ sie Fea den Tempel des Kastor und Pollux werden, 1834 verwandelte sie Canina in die Basilika Julia, 1835 gab sie M. Bunsen den Zwillingsbrüdern wieder zurück und ein Jahr später nahm er sie ihnen wieder und weihte sie der Minerva Chalcidia (No. 33). Der Tempel des Friedens schien ein zu großes und zu solid aufgeführtes Gebäude zu sein, als daß er solchen antiquarischen Grillen unterworfen sein könnte; aber auch er hat in letzter Zeit seine Metamorphosen gehabt. Nibby war der erste unter den Neueren, der seine verwogene Hand an ihn legte, und aus einem Tempel verwandelte er ihn in einen Gerichtshof unter dem Namen Basilika des Constantinus; Piale

nannte ihn 1832 Vorhalle des Nero, Canina gab ihn dem Constantinus zurück; wir glauben indessen, er wird in das Forum Pacis zu verwandeln sein (No. 56).

Diese Beispiele werden genügen, um unsere Leser zu überzeugen, daß es so schwer ist, mit den Entdeckungen der römischen Archäologen Frieden zu halten, wie mit den Verbesserungen der Dampfmaschinen. Wenn ihr das Forum fünf Jahre aus dem Gesicht verliert, so seid ihr auf eure Studien zurückgeworfen und findet, daß ihr von vorn anzufangen habt. Wenn ihr darauf besteht, ihr habet bei eurer letzten Anwesenheit in Rom, d. h. vor drei Jahren, die Gräcostasis auf der linken Seite des Forums verlassen und ihr sehet sie jetzt auf der rechten Seite, so kann euer antiquarischer Wegweiser euch antworten, wie Sganarelle bei einer ähnlichen Beschwerde über seine auffällige Ansichtänderung von der Lage des Herzens: „Oui; cela était autrefois ainsi; mais nous avons changé tout cela.“ [1]) Aber was werden Reisende einer jüngeren Zeit sagen, wenn wir ihnen mittheilen, daß sie wahrscheinlich nahe daran sind, das ganze Forum zu verlieren, welches ernstlich an einen anderen Platz zu wandern droht, indem es die Denkmale, welche sie als zu ihm gehörig betrachteten, einem anderen Inhaber überläßt. Denn Professor Nibby hat jetzt, wie wir es auffassen, eine Theorie aufgestellt, daß das wirkliche Forum Romanum nicht einen Punkt von dem Platze einnahm, auf den wir es gegenwärtig versetzen, sondern daß es zwischen dem Kapitol und dem palatinischen Hügel in der Richtung lag, der auf unserem Plan durch die mit No. 18, 19 und 54 bezeichneten Gebäude bestimmt wird. Da die Scheuern, welche gegenwärtig diesen Platz einnehmen, von der Regierung zu dem Zwecke angekauft wurden, um die Ausgrabungen in dieser Richtung fortzusetzen, so kann diese neue Idee einer befriedigenden Probe unterworfen werden. Und sollte sich die Theorie des gelehrten Antiquars als wahr erweisen, so müssen alle diejenigen, welche ihre Phantasie durch ihre Erinnerungen an das, was sie sich als das Forum vorstellten, ergötzt haben, sich gefallen lassen, entweder nach Rom zurückzukehren, um sie zu erneuern oder zu verbessern, oder sie müssen auf die Vorrechte Reisender verzichten und — schweigen.

Aber wie wurden alle diese wunderbaren Wechsel der Systeme

---

1) Diese Versetzung findet Statt zwischen den zwei Planen, die Ritter Bunsen in den Jahren 1835 und 1836 veröffentlicht. (N. 18.)

und Meinungen erzeugt? Das ganze Geheimniß liegt in dem magischen Wort „Ausgrabung.“ In Rom liefert dieses Wort Stoff zu ernster Erörterung und zu Gesprächen nach Tisch; es bestimmt die Richtung des Spaziergangs oder der Spazierfahrt; es bietet einen Gegenstand vereinter Spekulation oder individueller Industrie. In Rom könnte ohne Ausgrabung nichts geschehen; sie wird eine allgemeine Manie. Englische Kinder lernen bald, den Boden mit ihren Spazierstöcken nach Marmorstückchen durchzustöbern oder Fragmente von Mosaik wegzurapfen; ihre Eltern kaufen ein ungeöffnetes etruskisches Grab, wie sie zu Hause ein Faß Wein kaufen würden, bloß haben sie das leibliche Unglück, es leer zu finden; Edelleute zahlen in einem Monat drei oder vier Jahresrenten für ein Stück Boden, das schon zwanzigmal durchwühlt worden ist, um die unvergleichliche Befriedigung zu haben, Tag für Tag einige Ladungen ausgegrabener Backsteine zu sehen, während die Statuen, welche sie suchen wollen, seit einem oder zwei Jahrhunderten in dem Museum sind.

Die Ausgrabungen von wirklichem Nutzen indessen sind diejenigen, welche von der Regierung geleitet werden, nicht so fast in der Erwartung, Kunstwerke zu entdecken, als zu dem Zwecke, die Risse des alten Roms, namentlich des Forums, herauszufinden. Zuerst indessen die Art, auf welche sie angestellt werden. Die dabei beschäftigten Arbeiter sind Leute, die auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen sind; anstatt daß sie in Arbeitshäuser eingesperrt werden, erhalten sie einen geringen Lohn, um in freier Luft zu arbeiten, wenn es diesen Namen verdient. Sie sind keine eurer starken vierschrötigen Männer mit Axt und Karren. Es ist eine bunte Race jeden Alters, von dem Knaben bis zu dem „magern und Pantoffeln tragenden Pantalon;“ sie sind in die verschiedenartigsten Kostüme gekleidet, und die Meisten bewahren in ihrem Aeußern einige Ueberbleibsel entschwundenen Glanzes. Sie tragen ihre Hüte mit einem gewissen Anstand, der trotz all' seiner Eleganz euch zum Lachen reizt, und sie führen ihre Spaten etwa mit so viel Geschmack, als wären es geladene Büchsen. Aber in einer Hinsicht zeigen sie gewiß und fast ohne Ausnahme, daß sie die gesetzmäßigen Erben und Eigenthümer des Forums sind. Sie sind sammt und sonders eine „gens togata.“ Jeder von ihnen würde aus der Kaste ausgestoßen werden, würde er während des Winters seine Arbeit anders fortsetzen, als in ein langes Gewand gehüllt, dessen Draperie sich künstlich um seine Person schmiegt, während er mit seiner

klassischen Arbeit beschäftigt ist. Es ist wahr, daß ihre Voreltern an dem nämlichen Ort ihre Kleider aufzuschürzen oder aufzugürten pflegten, wenn sie im Begriffe waren, etwas sehr Anstrengendes zu unternehmen; der Leser darf indessen durchaus nicht wähnen, die Arbeit dieser Leute könne irgend einen Anspruch auf dieses Beiwort machen. Sie ist im Gegentheil das angenehmste Beispiel, aus der Arbeit ein Vergnügen zu machen, das wir uns denken können. Wenn ein Arbeiter seinen Schubkarren bringt, nicht um ihn mit ausgegrabener Erde füllen, sondern bloß um ihn bestreuen zu lassen, so setzt er sich zu seinen Freunden von der Schaufel, welche auf die ruhigste Weise, die möglich ist, ihm seine gebührende Last zumessen. Wenn er diese hat, so folgt er der Spur seines unmittelbaren Vorgängers und bildet ein anderes Glied in der Prozession, die sich im leisesten Frieden, den man sich denken kann, fortbewegt. Die Schubkarren lassen bei jeder Drehung des Rades ein sympathetisches Knarren hören und scheinen an der Antipathie ihrer Herren gegen Anstrengung Theil zu nehmen. Ihr Zug kommt nie weit ohne eine allgemeine Stockung. Einer der Vorderen hält bald stille, um auszuruhen oder eine Prise zu nehmen, und hält den ganzen Zug auf; aber gleichwohl hört man kein Murmeln des Unwillens. Wenn nach vielen solchen Unterbrechungen jeder Arbeiter den Ort seiner Bestimmung erreicht, so geschieht es wahrscheinlich bloß, um seinen Theil dazu beizutragen, einen ungeheuren Erdberg zu bilden, welcher in drei Monaten so ruhig als möglich um einige hundert Yards zugenommen haben muß. Es ist zugleich eine Scene von Entomologie in gigantischem Maßstabe, — indem Männer das Amt der Ameisen ohne ihre Emsigkeit versehen. Denn durch die langen schwarzen Züge dieser Arbeiter, welche buchstäblich über die Erde hinkriechen, sind mit der Zeit ungeheure Haufen von Schutt weggeführt oder aufgethürmt worden. Sie sind gewiß nicht die „Ardelionum quaedam natio," die in den Klassikern als sehr zahlreich vorhanden in Rom und als

„Multum agendo nihil agens." — Phaed. II. 5.

erwähnt wird; denn im Gegentheil durch Nichtsthun vollenden diese Leute am Ende ein großes Werk; und überdies muß das Merkmal „occupata in otio" hier umgekehrt werden, indem unsere Leute ihre Beschäftigung mit der größten Muße verrichten.

Durch solche Mittel kam das große Werk der Ausgrabung zu Stande — die erste und Haupturſache und der Hauptbeförderer der neuen

Theorien über das römische Forum. Aber man muß nicht meinen, jeder Wechsel in den Benennungen eines Bauwerkes beweise eine neue Ausgrabung oder die Entdeckung einer neuen Inschrift oder einer Stelle in den Klassikern. Die nämlichen Angaben liefern dem einen Antiquar ein Resultat, das von dem ganz verschieden ist, welches ein anderer vorher daraus gezogen hatte, ja die nämlichen Augen scheinen in verschiedenen Jahren die nämlichen Worte in ganz verschiedenem Sinne zu lesen. Bevor wir es indessen versuchen, die Verwicklungen der modernen Systeme zu entwickeln, müssen wir den gegenwärtigen Zustand des Forums in Bezug auf seine verschiedenen Ausgrabungen beschreiben. Wenn der Reisende von dem Kapitol bei dem mamertinischen Gefängniß (No. 8), bei dem Clivus Asyli, der jetzt über einen Theil des Tempels der Concordia führt (No. 3), herabsteigt, so befindet er sich auf der neuen Fläche des Forums, die jetzt unter dem Namen Campo Vaccino bekannt ist, aber immer noch viele Fuße über dem alten Pflaster. Sein natürlicher Wunsch ist, die ganze Aera sollte unbedeckt und auf die alte Fläche zurückgeführt sein. Ernstliche Schwierigkeiten stellen sich diesem Plane entgegen. Denn da der benachbarte Boden in gleicher Proportion sich erhöht hat, so müßten die Straßen, welche in das Forum einlaufen, einen sehr unbequemen, um nicht zu sagen gefährlichen Abhang herabführen, wenn es bis auf seine alte Tiefe ausgegraben würde. Zu gleicher Zeit würden die Kirchen und Buden, welche es in der Richtung der Via Sacra bedecken, bis auf ihre Grundmauern entblößt und ihrer gegenwärtigen Eingänge beraubt werden. Die Regierung hat es deßhalb vorgezogen, für jetzt wenigstens, große Ausgrabungen bloß rings um die hauptsächlichsten Ruinen machen zu lassen, wobei zwischen ihnen ein erhabener Dammweg gelassen wird, und manchmal unter diesem gewölbte Durchgänge angebracht sind. Die Ausgrabung wurde begonnen von der französischen Regierung und unter der päpstlichen fortgesetzt. Die Arbeit der Franzosen gedieh nicht weiter, als einen Graben oder eine Vertiefung um den Triumphbogen des Septimius Severus (No. 13), so wie um den des Konstantinus zu ziehen, welcher außer dem Bereiche liegt, der gegenwärtig untersucht wird. Das Werk wurde unablässig, obwohl langsam, bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Folgendes ist eine allgemeine Uebersicht über die Ausgrabungen, wie es gegenwärtig damit steht. Der ganze Raum zwischen dem Kapitol und dem Bogen des Severus ist offen gelegt, so daß die von No. 2, 3, 4, 5, 6, 13,

14, 15 und 17 bedeckte Fläche mit den dazwischen liegenden Straßen vollkommen bloß gelegt ist. Eine andere beträchtliche Ausgrabung fand rings um die Säule des Phokas mit den drei daranstoßenden Grundflächen (No. 22) bis zu No. 16 statt. Diese steht mit der vorhin erwähnten, von der sie durch einen Dammweg getrennt ist, durch einen gewölbten Durchgang in Verbindung. Die übrige Fläche des Forums, das eigentlich so genannt wird, ist noch bedeckt und wird von dem Triumphbogen des Severus bis zu dem des Titus von einer Baumallee durchschnitten. [1]) Es befindet sich indessen bei No. 33 eine theilweise Ausgrabung, um die Basis der drei dort stehenden Säulen zu entdecken. Der Portikus des Tempels des Antoninus und der Faustina (No. 36) ist vollständig bloß gelegt, und da eine kleine Kirche auf oder in den Tempel selbst gebaut worden war, so erschien die Thüre der Vorderseite, welche auf der neuen Fläche stand, viele Jahre nach der Ausgrabung erhaben wie ein Fenster über der neu entdeckten Fläche. Kürzlich wurde über die Kluft eine Brücke gebaut und die Kirche von der Vorderseite zugänglicher gemacht. An dieser Stelle endigt das Forum, aber die Aushöhlungen sind umfassender und vollständiger über seine Grenzen ausgedehnt worden. Der Tempel des Friedens, wie er gewöhnlich genannt wird (No. 56), ist vollständig bloß gelegt und umzäunt worden; die Plattform des Doppeltempels der Roma und der Venus ist sammt den Stufen, die zu ihr führen (No. 57), abgeräumt worden. Der Bogen des Titus (No. 58) ist von allen späteren Hindernissen befreit worden; eines derselben, die Turris Chartularia wenigstens, würde unserem Urtheil nach besser von der Zerstörung verschont und durchaus hergestellt worden sein; von ihr bis zu dem Kolosseum und über den Bogen des Konstantin hinaus kann man ganz nahe auf der alten Fläche gehen.

Wir haben uns vielleicht zu lange damit aufgehalten, unsere Leser über den diesem Artikel angehängten Plan einigermaßen zu belehren. Da wir fanden, daß nicht daran zu denken sei, ohne eine bildliche Darstellung von den vorstehenden Werken und dem interessanten Theile antiquarischer Topographie, auf den sie sich beziehen, einen Bericht zu geben, so hatten wir keine Wahl, außer entweder die nackte Oberfläche des Forums zu geben, wie sie bloß durch solche Denkmale, die wirk-

1) [Sie wurden von den letzten Republikanern zur großen Verunstaltung, und Unbequemlichkeit der Straße umgehauen!]

lich noch vorhanden sind, unterbrochen wird, oder sonst einen der vielen Plane auszuwählen, die mit den beurtheilten Werken veröffentlicht wurden, obgleich sie nothwendig für ein besonderes System ausgeführt sind. Da wir letztere Methode als die interessantere und weil sie dem Auge einen besseren Führer gibt, um sich eine natürlichere Idee von der möglichen Abtheilung dieses großartigen Platzes zu machen, vorgezogen haben, so konnten wir nicht lange zögern, welcher zu wählen sei. Der von Ritter Bunsen von 1836, von dem der unsrige ein Auszug im halben Maßstabe ist, ist zugleich der neueste und im Punkte der Ausmessung, wie wir glauben, der genaueste. Er wurde durch G. Angelhard, einem deutschen Architekten von entschiedenem Geschick, mit großem Fleiße entworfen. Wir haben den unsrigen einen Auszug genannt, weil das Original nicht bloß das römische Forum, sondern auch die anliegenden des Trajan, Nerva, Augustus und Julius Cäsar, welche jetzt fast ganz überbaut sind, nebst dem Forum Transitorium enthält, welches diese mit dem römischen Forum verbindet. Sie liegen nördlich und nordöstlich von Letzterem und wurden nach regelmäßigeren Planen und mit größerer Pracht überbaut. Aber es würde uns zu weit führen, wollten wir es versuchen, über sie und über die sie betreffenden Theorien einen Bericht zu erstatten. Wir können bemerken, daß der Plan, dem wir gefolgt sind, obgleich er das Datum von 1836 trägt, doch erst im folgenden Jahre veröffentlicht wurde. Auch dehnt er sich bloß bis zur Basilika des Konstantinus oder dem Tempel oder Forum des Friedens (No. 56) aus, welches in Wirklichkeit außerhalb der Grenzen des Forums liegt. Wir haben indessen für gut gefunden, ihn bis zu dem Bogen des Titus (No. 58) auszudehnen, einmal weil die Schriftsteller über das Forum die Fläche im Allgemeinen so weit einschließen, und dann weil er die neuere Grenze der Fläche bildet, welche gewöhnlich unter diesem Namen bekannt ist. Vorstehende Bemerkungen werden unsere Leser zur Genüge vor der Meinung gewarnt haben, als existiren alle oder ein großer Theil der aufgezeichneten Gebäude in Wirklichkeit noch oder seien bloß von ihren Ueberbleibseln bedeckt. Aus denen, von welchen wir bereits erwähnt haben, sie seien ausgegraben worden, steht bloß der runde Tempel (No. 55), jetzt die Kirche der Heiligen Cosmas und Damian, oder vielmehr ein Vorhof zu ihr. Wir haben in unserem Plane durch dunklere Linien hervorgehoben, was bei den auf demselben verzeichneten Gebäuden vom Alterthum übrig ist.

Die Dimensionen des römischen Forums setzen auf den ersten Anblick den Beschauer in Staunen, weil sie dem Zwecke, für welchen sie bestimmt waren, nicht angemessen erscheinen. Denn wenn wir von dem Bogen des Severus (No. 13) bis zu dem Tempel des Antoninus (No. 26) oder den ihm gegenüberliegenden, jetzt zerstörten Bogen des Fabius (No. 46) rechnen, welches, wie Alle zugeben, die Ausdehnung der Fläche in dieser Richtung war, so haben wir bloß eine Länge von 630 pariser Fuß. Was die andere Dimension betrifft, so wird es wahrscheinlich erscheinen, daß es sich nicht weiter, als bis zum palatinischen Hügel auf der einen Seite und zu der Reihe von Gebäuden auf der anderen ausdehnen konnte, und dies wird uns eine Breite geben, die sich von 190 bis zu 110 pariser Fuß verengt. Professor Nibby, so wie Fea, sind der Ansicht, was wir die Länge genannt haben, sei die Breite des Forums, welches sich deßhalb auf einer Seite beträchtlich weiter ausdehnte, so daß es nach der Regel des Vitruvius ein Quadrat bildete. Allein die Lage des palatinischen Hügels und die Spuren alter Straßen, welche bei den Ausgrabungen entdeckt wurden, scheinen der Annahme dieser Theorie entgegen zu sein. Auch war nicht einmal der ganze Raum, der für eine so volkreiche Stadt, wie das alte Rom, klein erscheinen muß, dem Zwecke öffentlicher Versammlungen eingeräumt. Von den zwei Abtheilungen, welche auf der Area des Forums bemerkt sind, soll die mit 41 bezeichnete nach der Annahme Bunsens das Comitium sein, wo die Versammlungen zu religiösen und politischen Zwecken gehalten wurden. Es war dies kein Gebäude, sondern bloß ein abgesonderter Platz. Die andere Abtheilung (No. 21) ist das eigentlich so genannte Forum, welches als ein öffentlicher Platz für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens bestimmt war. Beide, das Comitium und das Forum, waren mit öffentlichen Denkmalen bedeckt, welche viel dazu beitrugen, ihren Raum zu verengen. Sie hatten natürlich mit der Zeit zugenommen, aber schon von den frühesten Zeiten an muß die Versperrung groß gewesen sein. Denn auf dem Comitium war das Grabmal des Romulus (No. 42), die Statue des Accius Navius (No. 38), der ruminalische Feigenbaum (No. 39), die Statuen der Wölfin (No. 43) und der Cloacina (No. 37), und an dem äußersten Ende das Tribunal, um Rechtssachen auszumachen mit dem unter dem Namen Puteal Libonis bekannten Altare (No. 43, 44). Dies sind wenigstens die Stellungen, welche H. Bunsen in seinem letzten Plane diesen Denkmalen ange-

wiesen hat. Das Forum wurde ebenfalls von Statuen eingenommen, die zur Ehre verschiedener Befehlshaber errichtet wurden und seinen Umfang sehr beengt haben müssen. Indessen glauben wir, daß die Erwartung eines Fremden eben so sehr getäuscht sein wird, wenn er, nachdem er in den Zeitungen von den Wahlumtrieben in Coventgarden so viel gelesen hat, beim ersten Besuch entdeckt, wie klein der Raum ist, auf welchem die Tausende, die dort von Westmünster versammelt sind, die öffentliche Beredtsamkeit ihrer Kandidaten zu hören haben.

Wir gehen jetzt zu den Gebäuden und hauptsächlichsten Denkmalen über, welche das römische Forum umgaben und schmückten, und zuerst wollen wir die Bahn öffnen durch Aufzählen solcher, welche als gewiß angesehen oder wenigstens von allen Antiquaren zugestanden werden. Ihre Zahl wird in der That sehr klein befunden werden.

No. 1. Der Clivus Asyli, oder der Weg, auf dem man vom Kapitol zum Forum herabsteigt.

No. 2. Das Tabularium und Aerarium, oder die Nationalarchive und der Nationalschatz. Es befindet sich noch unter den neuen Gebäuden des Kapitols und in großem Maße abgeräumt.

No. 3. Der Tempel der Concordia. Inschriften, sowie topographische Beschreibungen der Alten, lassen keinen Zweifel darüber, daß dies die wahre Stelle dieses Gebäudes ist. Seine Fläche oder sein Pflaster ist aufgedeckt, so weit der neue Weg vom Kapitol es gestattet.

No. 5. Schola Xantha. Der Ausdruck *Schola*, der diesen erst kürzlich bloß gelegten Ruinen gegeben wird, muß in dem Sinn von Zimmern genommen werden, welche die Notare, Schreiber und Läufer, die den Aedilen beigegeben waren, und andere forensische Beamte inne hatten. Diese Ueberreste wurden schon früher bloß gelegt und hatten damals eine Inschrift mit dem Namen, der ihnen jetzt beigelegt wird, und der von A. Fabius Xanthus, welcher das Gebäude repariren ließ, abgeleitet wird.

No. 6. Porticus Clivi. Tacitus und Livius erwähnen das Dasein eines Portikus an diesem Ort, und die letzten Ausgrabungen haben ihn entdeckt. Aehnliche Beamtungen, wie die vorigen, bestanden wahrscheinlich unter ihm.

No. 8. Das mamertinische Gefängniß.

No. 13. Triumphbogen des Septimius Severus. Da das

Denkmal ganz ist, so reizt seine Inschrift den antiquarischen Scharfsinn, seine Benennung zu ändern.

Bisher haben wir uns mehr mit dem Clivus Capitolinus, als mit dem Forum selbst beschäftigt, welches, wie wir sehen werden, an sicheren Denkmalen noch ärmer ist. Zwei interessante Denkmale, die kürzlich entdeckt wurden, finden wir daselbst.

No. 14 ist eine zirkelförmige Basis, die ein kleineres Fußgestell trägt, auf welchem eine kurze dicke Säule stand, die nahe dabei gefunden wurde und offenbar mit Metall bedeckt war. Canina und Bunsen haben sich unseres Dafürhaltens mit einiger Wahrscheinlichkeit dahin entschieden, dieses Denkmal sei das Milliarium Aureum, so genannt von dem Umstande, daß es vergoldet gewesen war. Es vertrat im alten Rom die Stelle der Ecke von Hyde Park oder des Pfundes des heil. Aegidius, indem es der Punkt war, von dem aus auf den verschiedenen vom Kapitol auslaufenden Straßen alle Meilen gemessen wurden. Da indessen einige Antiquare dieser Meinung noch nicht beipflichten, so wollen wir es nicht wagen, es unter die entschieden gewissen Denkmale zu stellen.

No. 15. Die durch diese Zahl bezeichnete Linie bietet die Ueberbleibsel eines Rostrum oder einer Tribüne zu Reden, welche mit viereckigen Pfeilern geziert ist. Canina wendete sehr glücklich zu dessen Erläuterung ein Basrelief auf dem Triumphbogen Constantins an, auf welchem der Kaiser dargestellt wird, wie er von einer niederen Bühne, in deren Front ein Geländer ist, das nur in der Mitte, wo der Sprecher steht, unterbrochen wird, das Volk anredet. Die Bogen des Tiberius und des Severus sind klar dargestellt, wie es vielleicht das Tabularium ist. Alles dies weist genau auf diesen Ort des Forums hin und auf keinen anderen. Auch würde die Figur der Plattform zu den alten Rostra nicht passen, von denen uns auf einer Medaille des Palikanus eine deutliche Abbildung aufbewahrt ist.

No. 22. Die Säule des Phokas. Dieses Denkmal einer barbarischen Zeit und einer höchst unwürdigen Person steht in der Mitte des Forums, gleichsam als wollte es sich über den Standpunkt edlerer Werke und die Grillen der Antiquare lustig machen. Da die Säule von einem alten Denkmal gestohlen und über ihrer Basis mit Erde bedeckt war, so hatte sie ganz den Anschein, als gehöre sie zu einem Gebäude; und auf diese Art hat sie ältere Antiquare in große Verlegenheit versetzt. Die Ausgrabungen enthüllten die Inschrift ihrer

Basis und gaben ihnen auf einmal den Trost der Gewißheit und Einmüthigkeit in ihrer Entscheidung.

No. 36. Tempel des Antoninus und der Faustina. Auch hier wieder läßt eine Inschrift in großen Buchstaben auf dem Gebälke des noch stehenden Portikus keinen Raum für antiquarische Streitigkeiten.

No. 57. Der Tempel der Roma und der Venus außerhalb des Umfangs des Forums kann als ziemlich gewiß angesehen werden. Die doppelte Cella ist hinlänglich erhalten und die Grundlage kann, Dank den verständigen Ausgrabungen, genau verfolgt werden.

No. 58. Der Bogen des Titus. Das Nämliche kann man von diesem Denkmale sagen, das für den christlichen Glauben so interessant ist, weil die Darstellung der jüdischen Beute, wie sie im Triumphe getragen wurde, nachdem kein Stein des geweihten Tempels auf dem andern gelassen worden war, darauf ausgehauen ist.

Hier schließen wir unsere Liste der gewissen Denkmale, die ärmlich ist im Verhältniß zu denjenigen, welche noch unentschieden sind und Stoff zu endlosen Streitigkeiten und verwirrenden Theorien bieten. Derjenige, welcher die römischen Antiquitäten studirt, muß nach diesen geringen Ueberbleibseln von den zahlreichen Gebäuden des Forums sich gefallen lassen, im Dunkeln zu wandeln, oder wenigstens auf alle Hoffnung verzichten, je das Ende seines Studiums zu erreichen. Ungefähr ein Dutzend Denkmale von beinahe sechzig kann man als bestimmt ansehen, und fast bei jedem von diesen geschieht dies durch Inschriften, welche auf ihnen stehen oder unter ihren Ruinen gefunden werden. Die Erde ist rings um sie alle umgewühlt worden, so daß für die meisten von ihnen wenig Hoffnung zu weiteren Entdeckungen gelassen ist; und wir fürchten deßhalb, wir müssen zu dem unvermeidlichen Schluß kommen, daß wir überall, wo wir zur Bildung unserer Schlüsse bloß auf die Vergleichung klassischer Zeugnisse angewiesen sind, wenig oder gar keine Aussicht auf Uebereinstimmung oder Sicherheit haben. Wir wollen eines oder zwei Beispiele nehmen.

Die drei Säulen am Winkel No. 4 wurden immer der Tempel des Jupiter Tonans genannt. Die Beweise für diese Benennung waren der Art, daß sie auf den ersten Anblick genügend erscheinen können. Fürs Erste wissen wir aus Sueton, daß Augustus, weil er wunderbar aus der Gefahr vom Blitze erschlagen zu werden, errettet worden, in Spanien dieser Gottheit einen Tempel errichtete. Die Architektur dieses Tempels ist genau aus dem Zeitalter dieses Kaisers. Zweitens erzählt

uns Viktor, einer der Regionarii oder Schreiber, welche von den Gebäuden in den verschiedenen Distrikten oder Regiones von Rom Verzeichnisse lieferten, er habe ihn auf dem Clivus Capitolinus errichtet. Dieser Tempel steht genau an diesem Orte. Drittens stellt ihn eine Medaille des Augustus mit einem Porticus von sechs Säulen der korinthischen Ordnung in der Front dar, und die Ueberreste dieses Gebäudes tragen genau diese Merkmale an sich. Viertens ist das Karnieß mit der Kappe der Priester des Jupiter, die mit Donnerkeilen bekränzt ist, verziert, eine Devise, die auf solch' ein Gebäude sehr paßt, und kaum auf ein anderes. Kraft dieser Beweise hat jeder Schriftsteller von einigem Gewicht über das Forum erklärt, die drei Säulen gehören zu dem Tempel des Donnerers. Aber im Jahre 1835 verwarf H. Bunsen wenigstens stillschweigend alle diese Beweise und erklärte, unseres Dafürhaltens auf noch vagere Gründe hin, die Säulen für einen Theil des Tempels des Saturnus. Daß nach Servius ante clivum Capitolinum, juxta Concordiae templum ein solcher Tempel stand, läßt sich nicht läugnen. Allein ist diese Angabe genügend, die verschiedenen Beweise aufzuwiegen, welche die ältere und allgemeinere Ansicht unterstützen? Von den Inschriften auf den drei Tempeln auf dem Clivus (No. 3, 4, 17), welche der Anonymus von Einsiedeln im achten Jahrhundert gibt, geben zwei die Namen der Gebäude, auf welchen sie standen, nämlich der Tempel des Vespasianus und der Concordia, aber die dritte erwähnt bloß die Restauration des Gebäudes, ohne es zu benennen. Insofern es demnach eine Frage wegen der Beweise ist, so weit sie dem Publikum vorgelegt sind, sind wir nicht überzeugt, daß ein Grund vorhanden ist, den alten Namen der Ruine zu ändern. Aber die Folgen solch' widerstreitender Meinungen gehen weit über das individuelle Gebäude hinaus, welches sie unmittelbar berühren, und richten in seiner ganzen Nachbarschaft Verwirrung an. So erzählt uns Tacitus, der Bogen des Tiberius sei neben dem Tempel des Saturnus gestanden, und demzufolge setzt ihn der Plan des Ritter Bunsen quer über die Straße bei No. 9, obgleich weder auf dem Pflaster, noch in den Ausgrabungen die geringste Spur eines Triumphbogens, der dort gestanden sein soll, gefunden werden kann. Auf der andern Seite hat Nibby, nachdem er die drei Säulen den Tempel des Jupiter genannt hat, plausible Gründe, die acht jonischen Säulen No. 17 (welche jetzt von Bunsen der Tempel des Vespasianus genannt werden), den Tempel der Fortuna zu nennen.

Denn von dieser wird in einer alten Inschrift als in der Nähe des Tempels des Donnerers stehend Erwähnung gethan; er brannte unter Maxentius ab und wurde unter ihm wieder aufgebaut, und dieser Zeit mögen wohl die Säulen angehören, da sie ganz roh zusammengestellt sind; überdies ist er noch in der Nähe anderer Punkte, welche von alten Schriftstellern bestimmt werden.

Indessen wirft sich hier eine natürliche Frage von selbst auf: wohin haben die neueren Theoretiker den Tempel des Jupiter versetzt? Antwort, sie haben ihm auf dem Forum überhaupt keinen Platz eingeräumt. Dies nun scheint uns zu noch ernstlicheren Zweifeln Veranlassung zu geben, ob eine endliche Ausgleichung der Ansprüche zwischen den Inhabern des römischen Forums möglich ist; denn der einleitende Schritt zu solch' einer Uebereinkunft scheint natürlich der zu sein, welche Gebäude sind in seinen heiligen Umfang zuzulassen und welche davon auszuschließen? Es ist wahr, daß bei Plinius und Suetonius von dem Tempel des Jupiter Tonans gesprochen wird, als stehe er in Capitolio, Andere dagegen sagen, er sei auf dem Clivus gestanden, und ersterer Ausdruck wird zu der letzteren Stellung passen, obgleich dies uns kaum gestatten wird, den Tempel auf den Hügel selbst zu versetzen. Aber welche Hoffnung können wir haben, daß die Antiquare endlich in der Locirung der Gebäude, welche das Forum schmückten, auf eine Vergleichung klassischer Autoritäten hin übereinstimmen werden, so lange diese sie nicht in Bezug darauf zur Einheit bringen, ob sie überhaupt auf seiner Fläche standen? Jede Seite des Forums wird uns von dieser auffallenden Ungewißheit genügende Beispiele geben. Fea nennt die acht Säulen von No. 17 den Tempel der Juno Moneta, von dem in den Planen von Bunsen, Nibby oder Canina keine Spur gefunden wird. Einige halten das Milliarium aureum und was der Umbilicus Romae, der Mittelpunkt Roms genannt wurde, für zwei verschiedene Sachen, andere es für ein und dasselbe. Fea setzt das Templum Martis Ultoris auf das Forum zu No. 11, Bunsen dagegen auf ein anderes Forum, und weder Nibby noch Canina geben ihm einen Platz auf ihrem römischen Forum. Die Bogen und Tempel des Janus in und um diesen Platz bilden eine andere fruchtbare Quelle des Streites; nicht zwei stimmen darüber überein, wie viele dieser Gebäude in das Forum zuzulassen seien. Die Basiliken, welche das Forum umgaben, sind weit entfernt, bestimmt zu sein. Die Lage der Basilika Julia (No. 29) auf der Südseite des Forums scheint ziemlich allge-

mein angenommen zu werden, aber die eigentliche Lokalität differirt in jedem Plane. Die auf der nördlichen Seite sind bestrittener und geben zu verwickelten Beweisen Veranlassung. Das Räsonnement des H. Bunsen, nach welchem die Basilika Fulvia und Aemilia (No. 20) bloß ein Gebäude und unterschieden von einer zweiten Basilika Aemilia (No. 30) sind, jedoch so, daß diese zwei mit einander kommuniziren, und ein einziges Gebäude (No. 19) unter dem Namen der Basilika Pauli genannt werden können, ist scharfsinnig und wird durch die kapitolinischen Fragmente des Planes von Rom, welche die Form dieser doppelten Basilika beibehalten haben, bestätigt. Aber sie ist unseres Dafürhaltens eine kühne Theorie, die wohl ernstlich bestritten werden kann. Doch löst sie wenigstens theilweise eine ernstliche Schwierigkeit in der römischen Topographie — die Locirung so vieler Basiliken, die von alten Schriftstellern um das Forum gesetzt werden.

Durch bloße Beschreibung eine vollständige Idee von den verschiedenen Planen des Forum Romanum geben zu wollen, würde ein endloses und schwieriges Geschäft sein. Wir haben es deßhalb vorgezogen, unseren Lesern eine tabellarische Uebersicht zu geben, die sich auf den Plan, den wir entworfen haben, bezieht. Dadurch werden sie in kurzer Zeit im Stande sein, die Differenzen zwischen verschiedenen Schriftstellern zu verfolgen, wobei sie sich immer erinnern, daß Jeder natürlich dem Gebäude eine verschiedene Stelle gibt, wie er ihm einen verschiedenen Namen verleiht. Die erste Kolumne enthält den Plan Bunsen's von 1836, den wir verkleinert geben; die zweite seinen Plan vom vorhergehenden Jahr; die dritte den Canina's von 1834; die vierte den Fea's von 1827, und die fünfte den Nibby's von 1819. Wir haben in einer weiteren Kolumne die Meinungen älterer Schriftsteller, inclusive die Piale's, gegeben, dessen Forschungen zu beschränkt waren, um eine besondere Kolumne zu füllen. Wo die Locirung eines Gebäudes in einem der Plane nicht genau einem Gebäude, das in dem Plan bezeichnet ist, entspricht, ist es durch ein Sternchen bezeichnet, um anzudeuten, daß es von dem Autor in die Nachbarschaft der ihm in der Tabelle gegenüberstehenden Nummer versetzt wird, und die Buchstaben A, B, R, L, welche dem Zeichen folgen, bezeichnen, daß das fragliche Gebäude oben, unten, rechts oder links von dem durch die Zahl bezeichneten Gebäude steht. [1])

1) Siehe die Tabelle, welche den Plan des Forums begleitet.

Unsere Leser sind nun in Besitz aller Belehrung, die ein beschränkter Artikel über die verschiedenen Theorien geben konnte, zu denen dieses so fruchtbare Feld der Spekulation Veranlassung gegeben hat. Man wird sehen, daß wir mehr als Skeptiker, denn als Enthusiasten über den Gegenstand geschrieben haben, daß wir mehr geneigt waren, zwischen den verschiedenen Systemen unentschieden zu bleiben, als uns auf die Seite eines derselben zu schlagen. Wir sind zu oft getäuscht worden, um anders zu handeln. Wir sind zu häufig der Bewunderung und Romantik nachgehangen, die sich auf Theorien stützten, welche sich als falsch erwiesen haben, um nicht für die Zukunft unsere Gefühle vielmehr auf das größere Bewußtsein, daß wir über das Grab der Freiheiten der Republiken und des Glanzes des Kaiserreichs hinweggeschritten sind, als auf die mehr sonderbaren Phantasien zu gründen, daß wir heute auf den Ruinen des Senatshauses standen oder an einem anderen Tage auf der geborstenen Säule eines bestimmten Tempels nachdachten. Wenn ein Philosoph ein Schlachtfeld durchschreitet, so würde er über die kleinliche Narrheit eines Menschen ungehalten werden, der überall zu wissen wünschte, ob ein Erdhügel die Asche eines höheren Offiziers oder eines gemeinen Soldaten enthalte. Die Scenen, welche sich einst auf dem Platze entfalteten, die glühenden Leidenschaften, die verzweifelten Kämpfe, das vielfache Todesröcheln, unberechenbares Elend, dann lärmender Jubel und das Jauchzen des Triumphes im Gegensatz zu der traurigen Stille, in die Alles versunken ist, und zu dem ruhigen Einfluß, den eine höhere Ordnung der Gesetze wieder errungen hat, indem sie bewirken, daß selbst das Verderben von so Vielem zum Wachsthum der Fruchtbarkeit, welche sie leiten, dient — diese Scenen würden alles Verlangen ausschließen, eine genaue Bekanntschaft mit Einzelheiten zu erlangen, die durch Zerstreuung und Verwirrung des Geistes seine Eindrücke nur vermindern könnten. Wir wollen dem Reisenden rathen, in diesem Geiste die Ruinen des alten Roms und namentlich dessen Forum zu betrachten. Er soll vielmehr Betrachtungen anstellen, als Theorien ersinnen, mehr reflektiren, als studiren. Für uns ist eine geborstene Säule beredter, als die ganze Rostra, und die dachlose Fläche eines Senatshauses spricht besser, als die Zunge des Tullius, wenn er unter den versammelten Vätern sprach. Selbst die Erwägung, wie die prachtvollsten Gebäude sogar ihre Namen verloren haben, wiegt für uns einen Band von Entdeckungen auf; denn

dies ist der größte mögliche Triumph, den die Macht der Zerstörung über den Stolz der Menschen errungen hat. Wie hätte man hoffen können, dieses ängstliche Gefühl werde seine Denkzeichen besser sichern, als dadurch, daß es sie mit bronzenen Buchstaben auf marmornes Gebälke einschrieb? Ja Beides, Inschrift und Mauer vergehen in Kürze und lassen das stolze und prächtige Bauwerk ohne eine Erinnerung! Und hätte sich nicht die Religion zwischen die Zeit und die ihr gebührende Beute geworfen, so würde jetzt kaum eine Spur übrig geblieben sein, um den Wanderer über das Kapitol zu leiten. Die wenigen Fragmente, welche noch übrig sind, entriß sie ihrem Rachen und rettete sie, indem sie dieselben zu ihrem eigenen Gebrauche weihte. So zeigt sich ihre Macht immer, als die einer erhaltenden Kraft, einer Wiederherstellerin des Zerstörten und der Wiederaufbauerin der Ruinen, welche die bösen Leidenschaften der Menschen gemacht haben.

Christliche Kunst.

(Aus dem Dublin Review, Juni 1847.)

Christliche Kunst.

Art. X. — 1. *Sketches of the History of Christian Art.* By Lord Lindsay. 3. Vols. Murray, 1847. Skizzen aus der Geschichte der christlichen Kunst.

2. *The Exhibition of the Royal Academy*, 1847. (*Catalogue.*) — Die Ausstellung der königlichen Akademie 1847. (Katalog.)

Die Blätter unserer Zeitschrift haben sich mehr als einmal dem Gegenstande der christlichen Kunst gewidmet. Direkt und indirekt haben wir es versucht, ein Interesse daran zu erwecken und ihre Grundsätze zu erläutern. Und wir haben viele Gründe, aus denen wir glauben können, wir haben nicht umsonst gearbeitet. Wir maßen uns nicht an, durch irgend etwas, was wir geschrieben haben, ein Gemälde erzeugt oder auch nur ein einziges neues Princip aufgestellt zu haben. Allein verbannt von der Bekanntschaft mit einer wesentlich religiösen Kunst und von der Macht, ihre Resultate zu betrachten, wie wir als Engländer waren, — unbewußt der künstlerischen Gewalt der Prinzipien, Lehren, der Ceremonien und Gebräuche der katholischen Kirche, wie wir als englische Katholiken sein mußten, weil wir nicht Zeuge ihrer Früchte waren, — war natürlich der erste Schritt, um eine Schule englischer religiöser Kunst zu gründen, der, eine solche allgemeine Belehrung über den Gegenstand, welche die Neugierde erregt, und solche bestimmtere Ansichten, die wenigstens Hoffnungen und sogar Versuche erzeugen, dem Geiste vorzuführen.

Wir haben deßhalb außer der diesem Gegenstande ausdrücklich gewidmeten Artikel nie unterlassen, jede Gelegenheit, die sich bot, zu ergreifen, um die Schönheiten und künstlerischen Elemente des katholischen Ceremoniells, so wie die Poesie unseres Rituals und unserer

Gebetsformen hervorzuheben, was Alles der Schaffung einer religiösen Kunst in hohem Grade förderlich ist. Viele Betrachtungen haben uns auf den Gedanken gebracht, daß endlich die Zeit zur Praxis vielmehr, als zur Theorie gekommen ist, und daß wir ernstlich darauf denken müssen, solche Formen der Schönheit, welche wir bis jetzt entweder als Reflexionen vergangener Wirklichkeiten oder als Schatten zukünftiger Möglichkeiten betrachtet haben, in wirklicher Darstellung zu verkörpern. Wenn es dieser Zeitschrift verliehen war, den katholischen Geist zu höheren und besseren Ansichten über die mehr ästhetischen Theile kirchlicher und religiöser Einrichtungen zu führen; wenn es in der Vergangenheit ihre Mission war, hellere Aussichten zu eröffnen, die nicht getäuscht worden sind; wenn sie die kirchliche Bewegung, welche unter uns vor sich ging, und die theologische Bewegung, welche im Auslande stattfand, mit Glück unterstützt und befördert hat: so fühlen wir, daß sie bloß einen Theil ihrer Pflicht als ein Exponent katholischer Gefühle und katholischer Wahrheit erfüllt, wenn sie den Geist unserer katholischen Mitbrüder auf eine praktischere Verwirklichung dessen lenkt, was bis jetzt bloß Hoffnungen waren, nämlich der Gründung einer religiösen Zeichen- und Kunstschule in England.

Wir haben gleichförmig die Bemerkung gemacht, daß in unserer Zeit, wie in jeder anderen, unbestimmte Instinkte klareren Anzeichen großer wohlthätiger Veränderungen vorausgehen; es herrscht stummes Sehnen, ein Bewußtsein des Mangels, ehe man an thätige Maßregeln denkt; eine Unzufriedenheit mit dem vergangenen und gegenwärtigen Zustand der Dinge, ehe Pläne für die Zukunft entworfen werden. Wir könnten diesen Verlauf der Dinge auf verschiedene Weise erläutern, wenn wir auf die religiösen Vorkommnisse der letzten Jahre Bezug nähmen. Allein wir glauben, in Bezug auf die religiöse Kunst sind die Kundgebungen des Verlangens nach Besserem sehr klar und hinlänglich stark, um uns daran denken zu lassen, wie sie erreicht werden können.

Fürs Erste sind von dem Volke im Allgemeinen und den Katholiken insbesondere mehr Kenntnisse über das Dasein und vielleicht auch die Merkmale christlicher Kunst erlangt und unter ihnen verbreitet worden. Viele sind durch Reisen damit bekannt, und mehre Werke sind in letzter Zeit über diesen Gegenstand geschrieben worden. Das vor uns liegende Buch ist beachtenswerth, nicht als ein populäres, sondern als ein sehr gelehrtes und fleißiges und oft sogar beredtes Buch,

obgleich es weit entfernt ist, katholisch zu sein. Wir wollen indessen unsere Bemerkungen darüber für einen späteren Theil unseres Artikels aufsparen. Für jetzt wollen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß die Namen todter und lebender christlicher Künstler uns vertrauter geworden sind, als es zu sein pflegte. Selbst die in solchen Dingen weniger unterrichteten Katholiken würden, wenn man ihnen von einem Gemälde des gepriesenen Angelico oder Overbeck erzählte, wissen, daß nothwendig ein religiöser Ton und Charakter darin ist, was sie in einem von West oder Sir Joshua Reynolds nie zu finden erwarten würden.

Aber zweitens hat unser Geschmack bei dem Gegenstande so viel zu thun, als unsere Kenntniß. Wir haben gelernt, was ein religiöser Ton und Charakter ist. Vor wenigen Jahren noch waren keine künstlerischen Muster, die des Namens würdig gewesen wären, in unserem Bereich. Einige kostbare Kupferstiche älterer Meister könnten wirklich in den Mappen reicher Kenner gefunden werden, um daraus den Charakter christlicher Künstler zu studiren; aber es kann nichts Erbärmlicheres, seinen Gegenstand Herabwürdigenderes geben, als die Mehrzahl der von Frankreich oder unserem eigenen Lande der Masse des Volkes gelieferten Gemälde. In Zeichnung wie Ausführung elend, alles Gefühls, alles Ausdrucks, aller bloßen Schönheit sogar ermangelnd waren sie bloß darauf berechnet, die Idee zu erzeugen, daß religiöse Darstellungen vielmehr unter, als über jedem anderen Felde der Kunst stehen. Flitterhaft kolorirte Stiche, erbärmlich gezeichnete Kupferstiche mit schwarzer Kunst oder rohe Aetzbilder schlecht ersonnener Figuren bildeten die hauptsächlichsten Ausschmückungen der Zimmer und Illustrirungen der Gebetbücher. Weder Andacht, noch auch nur ein frommer Gedanke konnte durch solche Mißgeburten der Kunst eingegeben werden. Allmählich endlich haben Bilder eines höheren Styls aus Frankreich und Deutschland ihren Weg gefunden. Die Akademie von Düsseldorf ist die Wiederherstellerin religiösen Geschmacks in ganz Europa geworden. Die schönen Zeichnungen eines Overbeck, Deger, beider Müller und anderer Künstler wurden von Keller und seiner Schule ausgezeichnet gestochen, und durch die moderne Einrichtung einer Gesellschaft wurden sie um den niedersten Preis überall hin verbreitet, um einen Preis, der sie dem ärmsten Landmann unseres Landes zugänglich machen würde, wäre nicht der barbarische

Zoll, welcher den Kosten des Kupferstiches völlig gleich ist.[1]) Die Einführung dieser bewunderungswürdigen Muster religiöser Kunst haben in England eine erfolgreiche Nachahmung oder vielmehr Copirung sowohl ihrer Gegenstände, als ihres Styls herbeigeführt. Mr. Dolman reproducirte Curmer's Zeichnungen nach Overbeck (die, obgleich sie in Paris erschienen, doch in Düsseldorf ausgeführt wurden) mit großem Erfolg; und die meisten Blätter der düsseldorfer Gesellschaft, sind zu Derby wieder gestochen und von den Herrn Richardson mit ihrem gewohnten Talente veröffentlicht worden.

Die Wirkungen dieser Veröffentlichungen sind sehr wichtig gewesen; sie haben, wie wir bemerkt haben, die Augen und die Gefühle von Katholiken jedes Ranges mit Mustern wirklicher christlicher Kunst vertraut gemacht. Wenige vielleicht können über die Genauigkeit der Zeichnung oder die Feinheit des Stiches urtheilen, aber Jeder kann die Uebereinstimmung zwischen dem Ausdruck und der Idee und den Empfindungen fühlen, welche, wie ihm sein Herz sagt, gut und heilig sind. Statt der vagen starren Figur, welche man, wenn sie statt dem paar Schlüssel ein Schwert in der Hand hielte, ebenso gut für die Abbildung des Pontius Pilatus, als eines Apostels halten könnte, erwartet man jetzt eine würdige Haltung, edle Züge, heiligen Ausdruck und majestätische Aktion. Statt der nichtssagenden Schönheit des Gesichts (wenn dies überhaupt der Fall war), welche alle Versuche einer Madonna charakterisirte, wird Niemand befriedigt, ohne wenigstens eine Annäherung an die Süßigkeit, die Anmuth, die Reinheit und die königliche Größe, welche der jungfräulichen Mutter Gottes geziemt. Auf gleiche Weise verlangen und erwarten wir jetzt in den Darstellungen aus der heiligen Geschichte die Einfachheit der Handlung, die Natürlichkeit der Anordnung und die Gewalt des Ausdrucks, welche das Auge befähigen, sie zu lesen, und die Gefühle, sie zu verstehen — das wahrste Kennzeichen wirklicher religiöser Kunst. Wir fühlen die heilige, ruhige und stille Schönheit, welche die Kompositionen

1) Während für jeden andern dem Zoll unterworfenen Artikel die durchschnittliche Auflage 10 Prozent beträgt, beträgt er noch bei Kupferstichen ein Penny für das Exemplar. Dies ist bei großen und theuren Stichen eine Kleinigkeit, aber bei den düsseldorfer Kupferstichen, welche blos ein Penny kosten, beträgt er 100 Prozent. Als wir eine große Anzahl hauptsächlich zur Vertheilung unter die Armen einführten, mußten wir 25 Pfund Eingangszoll zahlen und appellirten vergebens an den unerbittlichen Vandalismus der Finanzbeamten.

der älteren italienischen und neueren deutschen Künstler durchdringt, bei denen man fast ahnen kann, was jede Person sagt und denkt, so wie man sehen kann, was sie thut.

Man kann sagen, daß alle diese Bemerkungen bloß auf Katholiken passen und von dem Erstehen eines ähnlichen Geschmackes im Lande im Allgemeinen nichts bekunden. Vielleicht nicht; gleichwohl glauben wir zu gleicher Zeit aufrichtig, daß Symptome desselben unter dem Volke im Allgemeinen sich zeigen. Wir werden gleich mehr darüber zu sagen haben. Aber für's Erste sind wir ängstlich, unsere Meinung über einige mit unserem Thema zusammenhängende Gegenstände auszusprechen, weil wir sehr ängstlich sind, irgend eine Veranlassung zu Anstoß zu geben. Wir müssen deßhalb bemerken, daß wir im Ganzen hauptsächlich über die Maler- und Zeichenkunst schreiben, obgleich viele unserer Bemerkungen auch auf die Skulptur und Bildschnitzerei passen werden. Wir sagen deßhalb, daß der Geschmack und das Gefühl für christliche Kunst, auf die wir angespielt haben, nicht mit der Bewegung in der Baukunst verwechselt werden muß, welche, so wichtig sie an sich sein mag, auf ganz anderen Grundsätzen beruht und von der man in gewisser Hinsicht annehmen darf, sie schrecke vor dem zurück, was wir in der Kunst wieder aufleben zu sehen wünschen. Die Tendenz der Bewegungen in der Baukunst ist, zu gegebenen Vorbildern zurückzukehren und die Werke anderer Zeiten so annähernd als möglich wieder zu erzeugen. Dies ist bei jeder Art der Baukunst der Fall. Wenn Jemand die ägyptischen Muster wieder aufleben lassen will, so muß er nothwendig Sphinxe und Hieroglyphen anbringen, obgleich diese schlimmer als völliger Unsinn sind; und die Wiedereinführer der griechischen Baukunst geben uns äußerst pünktlich die bekränzten Opferschalen, die paterae, und andere heidnische Symbole, die der Bedeutung und dazu der Schönheit ermangeln, wenn sie nicht an ihrem Platze sind. Die bessere kirchliche Bewegung, welche in England (wir gestehen, sehr glücklich) vor sich ging, hat eine ähnliche, obgleich besser geleitete Tendenz, die Rohheiten und sogar Unschönheiten vergangener Jahrhunderte zu reproduciren. So geschah es durch einen sehr begreiflichen Prozeß, daß die verschiedenen Zweige der sogenannten schönen Künste sich nicht in jedem Lande gleichmäßig entwickelten; daß, während z. B. in England und Frankreich die Baukunst ihre ursprüngliche und makellose Schönheit erreichte, die Zeichenkunst und Malerei nicht gleichmäßige Fortschritte machten; deßhalb

überschatten prachtvolle Gewölbe bloß mittelmäßige Bilder, und die wenigen Ueberreste, welche wir von Gemälden haben, bieten im Allgemeinen nur geringere Muster in Anlage und Zeichnung. Unglücklicherweise sind wir, indem wir, wie sie es erfordern, die architektonischen Denkmale unserer Vorfahren nachahmten, zugleich verleitet worden, ihre sehr unverhältnißmäßigen Verzierungen durch Skulpturen und Zeichnungen zu bewundern und sogar nachzuahmen.

Aber dies ist nicht einmal das Aergste; wir haben Fehler fast kanonisirt und Monstrositäten geheiligt. Was die Folge von Unwissenheit oder Ungeschicklichkeit war, schreiben wir einem gewissen geheimnißvollen Einfluße oder verborgenen Plane zu. Wenige Worte verleihen jeder Uebertriebenheit in Form, Anatomie oder Stellung, der Steifheit, der Härte, der Magerkeit, der Ausdruckslosigkeit, — ja Unmöglichkeiten in der gegenwärtigen Bildung der menschlichen Gestalt Sanktion und Autorität. Uebergeschlagene Beine, Finger in schlechter Ordnung an der Hand, auf die Schultern gesenkte Köpfe, verzerrte Züge, schielende Augen, groteske Stellungen, ausgereckte Leiber, als kämen sie von der Folter, enorm verlängerte Extremitäten, grimmige Gesichter, stolzer Ausdruck und ein hartnäckiger Widerspruch gegen die anatomische Bildung des Menschen — wo dies angebracht ist, da läßt man es nicht verfallen, sondern solche Figuren werden in den Verhandlungen der Gesellschaften veröffentlicht, werden auf Glasmalereien, Gemälden und Kupferstichen nachgemacht, und „mystische" oder „symbolische" oder „konventionelle" Formen und Darstellungen genannt. Und dies genügt, Sachen preisen und bewundern zu lassen, welche kaum zu ertragen sind, wenn man sie auf Rechnung der Rohheit ihres Zeitalters setzt. Wir haben Abbildungen von Heiligen gesehen, denen wir, wir erklären es aufrichtig, in Fleisch und Blut, wenn ihr sinnbildliches Schwert oder Keule in Wirklichkeit überginge, auf einer Landstraße am Abend nur mit Besorgniß begegnen würden. Und weil dies die Erzeugnisse eines vorzugsweise katholischen Zeitalters waren, so werden sie auch als die Erzeugnisse einer derartigen Kunst angesehen. Aber religiöse Kunst sieht nicht auf die Zeit, sondern auf die Natur, die sich nicht ändert, und auf die Religion, welche gleichfalls unveränderlich ist. Rohe Figuren auszuhauen, weil das Gebäude, an dem sie angebracht sind, normännisch ist, oder eine steife Zeichnung zu machen, weil das Glas in dem frühesten englischen Verzierungsgeschmack gefertigt wird, mag Alles ganz charakteristisch sein,

aber es ist nicht künstlerisch. Der Zweck aller Kunst ist, zu dem Auge und durch dasselbe zu dem Gefühle zu sprechen; und der Zweck religiöser Kunst ist demnach, durch das Auge religiöse Rührungen hervorzurufen, die den dargestellten Gegenständen oder Personen angemessen sind. Es wird nicht beabsichtigt, der Beschauer solle ausrufen: „Wie gut ist der normännische Styl sogar in den Figuren ausgeprägt!“ oder: „Wie bewunderungswürdig ist die Glasmalerei von Eduard's IV. Zeiten nachgeahmt!“ oder: „Man könnte wirklich meinen, die Kreuzigung sei im dreizehnten Jahrhundert gemalt worden!“ sondern es wird verlangt und darauf hingezielt, daß der Beschauer, sei er Antiquar oder Laie, Gelehrter oder Bauer, sich von einem Gefühl des Schönen, Heiligen durchdrungen fühle, daß er von den Tugenden, welche aus dem Antlitze strahlen und die Form der vor ihm stehenden Figur zu bekleiden scheinen, gefesselt werde, daß sich seine Gedanken von irdischer Anmuth zur Betrachtung himmlischer Reize erheben, daß er zugleich weine oder juble, gedemüthigt sei oder Vertrauen gewinne, wenn er hinblickt — nicht um zu studiren und kritisiren, sondern um zu fühlen.

Während wir demnach mit der ganzen Kraft unserer Stimme in den Ruf der Verdammniß einstimmen, der gegen Alles erhoben wurde, was in der christlichen Kirche frivol, trivial und Flitter ist, während wir alle Abbildungen der unbefleckten Mutter in moderner pariser Tracht und von Engeln in den Stellungen von Tanzmeistern auf's äußerste verdammen, so können wir doch nicht eine Figur der Ersteren bloß deßhalb bewundern, weil sie in einen geblümten Mantel eingehüllt ist, noch eine der Letzteren einfach deßwegen, weil sie einen Chorrock trägt. Wir verlangen mehr, als diese Nebensachen, so schätzbar sie sind; wir wollen Wahrheit nach unseren edelsten Begriffen. Das andächtige Gemüth liebt es, die eingefleischte Herrlichkeit des Himmels als den Typus würdevoller und heiliger Schönheit — als den „speciosus forma prae filiis hominum“ anzusehen, indem es in ihm Alles darstellt, was die Menschheit je von äußerlicher Anmuth enthalten kann, um innere Vollkommenheit auszudrücken. Er war ein Mann — „in similitudinem hominum factus, et habitu inventus ut homo,“ und deßhalb wird er mit Gesichtszügen, Gliedern, Knochen, Muskeln und Sehnen, wie die anderer Menschen, dargestellt. Aber geschehe es als Kind, oder als Jüngling, oder als zur vollen Mannheit Gereifter — zu Bethlehem, Nazareth, Jerusalem oder auf dem Kalva-

rienberge, — sein Bild muß (so weit Kunst es porträtiren kann) für das Auge sein, was der liebende Gedanke an ihn der Seele ist, die Vereinigung von allem Edlen, Schönen. Sogar im Todeskampfe, sogar wenn er am Kreuze hängt, kann ihn das Auge des Glaubens, und folglich das Auge der christlichen Kunst nicht anders betrachten. Wir werden deßhalb durch solche mittelalterliche Abbildungen, welche uns einen schmerzlich ausgereckten Leib mit schlecht proportionirten und verzerrten Gliedern und mit einem grassen, wo nicht häßlichen Gesichte bieten, eher abgestoßen, als angezogen; auch werden wir dadurch nicht zur Bewunderung hingerissen, wenn man uns sagt, ein solches Bild sei mehr mystisch oder symbolisch. Denn wir vermögen nicht einzusehen, wie es die Mystik erfordern sollte, daß das, was äußerst schön ist, häßlich dargestellt werde, noch wie äußeres Mißverhältniß oder Anmuthslosigkeit das richtige Symbol dessen sein möchte, was die unendliche Vollkommenheit ist, —

„Quaecumque ostendis mihi sic incredulus odi."

Und auf gleiche Weise können wir keine angebliche Abbildung seiner jungfräulichen Mutter dulden, wenn sie anders dargestellt wird, denn als die „tota pulchra Maria" des Kirchenlieds. Sanft, anmuthig, jungfräulich in der Gesichtsbildung und Haltung wünschen wir sie immer zu sehen; voll Frieden, Güte und heiterer Freude, möge sie auf ihr Kind oder auf uns lächeln, die Mutter und die Jungfrau bloß dadurch verbindend, daß sie die unvergängliche Blüthe himmlischer Reize mit Majestät paart.

Es kann wahrlich auffallend scheinen, daß, während der geistige Typus dieses unvergleichlichen Wesens von einem Bernhard so klar, so erhaben dargestellt worden ist, sein künstlerischer Typus in den harten und undeutlichen Entwürfen der byzantinischen Schule verschlossen war, gleichsam um auf den Lebenskeim zu warten, der ihn in das warme und helle Dasein der christlichen Schule bringen sollte. Allein dies beweist bloß, was wir zuvor bemerkt haben, daß die verschiedenen Künste sich zu verschiedenen Perioden entwickelten, und so die Poesie der Religion vor ihrer Malerei zur Blüthe gelangte.

Was wir bis jetzt geschrieben haben, mag genügen, unsere Ueberzeugung darzuthun, daß, wenn in England eine katholische Kunstschule entstehen soll, sie nicht bloß von der architektonischen Schule, die sich gebildet hat, unabhängig sein, sondern auf Grundsätze gebaut sein muß, die von denen, auf welche jene gegründet ist, ganz verschieden

sind. Fürs Erste muß sie nicht mit der Idee bloß zu reproduziren oder ältere Meister zu copiren, oder für Alles, was sie thut, einen Gewährsmann und eine Autorität zu haben, auftreten. Mit anderen Worten, eine Schule der christlichen Kunst muß, wenn sie gedeihen will, keine antiquarische Einrichtung sein. Sie muß von dem Grundsatze ausgehen, daß sie wesentlich eine schöpferische Kunst ist, daß sie so gut erfinden muß, wie die alten Meister, daß sie dieselben studiren und ihre Vorzüge auslesen, aber dieselben nicht sklavisch copiren soll: sie mag nachahmen, aber nicht abschreiben. Deßhalb müssen wir keinen sächsischen oder mittelalterlichen oder gothischen oder einen aus fünf anderen zusammengesetzten, sondern einen reinen christlichen Styl haben, wo und wann er anzuwenden sein mag.

Zweitens muß man von vorne anfangen. Bis jetzt haben wir ein altes Erz oder ein altes Fenster [1]) oder eine alte Statue genommen; wir haben das eine aufgefrischt, das andere nachgezeichnet, die dritte abgedruckt oder nachgegossen; wir haben Künstler erhalten, die genau copiren können. Aber dies ist nicht Kunst. Wir können allerdings auf diese Art geschickte Arbeiter und genaue Nachahmer schaffen, aber wir geben ihnen keine Grundsätze, und sie können über das, was sie vorfinden, nie wesentlich hinausgehen. Das Studium der christlichen Kunst muß beginnen, wo jeder andere Zweig beginnt, — nämlich mit genauen Zeichnungen, mit Studien nach der Natur, und dann mit Studium und Copiren der besten Modelle; sofort muß sie die bloß thierischen Formen und Züge reinigen und läutern, und die Charaktere, Ausdrücke und Gefühle, welche der Religion im Unterschied von der Natur und vielmehr dem inneren, als dem äußeren Leben angehören, ausdrücken und zu verkörpern lernen.

Dies nun kann bloß durch die Verbindung dreier verschiedener Mittel geschehen. Das erste ist das Studium der großen katholischen Meister jedes Landes, namentlich Italiens, worauf wir bereits hingewiesen haben. Das zweite ist die Benützung geeigneter Modelle. Akademische Modelle werden für die Anatomie und Stellung genügen, und eine weltliche Figur wird lehren, wie die Draperie zu entwerfen

1) Wir müssen indessen dankbar anerkennen, daß in letzter Zeit bei den Glasmalereien in Bezug auf genaue Zeichnung, Leben und Ausdruck eine große Verbesserung stattgefunden hat, namentlich bei den von Mr. Pugin in Birmingham entworfenen und von Mr. Hardman ausgeführten. Indessen bleibt noch viel zu thun übrig.

ist; allein die lebenden Merkmale der christlichen Kunst, der Ausdruck nicht bloß der Züge, sondern der Form muß bei Solchen gesucht werden, deren Leben die Ausübung der darzustellenden Tugenden aufweist und deren Aeußeres folglich das Vorbild derselben darstellt. Denn wie oben angedeutet wurde, Wahrheit muß das Ziel der Kunst sein, und, Gott sei Dank, in der katholischen Kirche ist der Typus der Kunst kein idealer in engem Sinne, sondern ein realer. Die älteren Künstler mögen die Modelle, welche sie benützten, erhoben und geläutert haben, allein sie erfanden dieselben keineswegs. Sie fanden sie in der Kirche und bildeten ihren Styl nach ihnen; und an dem nämlichen Platze muß der katholische Künstler nach der nämlichen Leitung sich umsehen. Er wird, wie Zurbeyran, seine heil. Bruno unter seinen Schülern, den Karthäusern, und seine heil. Bernharde unter den Cisterzienser finden; und er wird mit Verwunderung immer wieder vor den Altären und um dieselben die Stellungen und Anordnungen, und sogar die Mienen und Geberden der Figuren und Gruppen sehen, welche ihm als meisterhafte Erfindungen erschienen, als er sie bei den alten Meistern sah.

Aber das dritte und hauptsächlichste Mittel, durch welches man zu den wahren Grundsätzen und zur wahren Ausübung der religiösen Kunst zu gelangen hoffen kann, ist Betrachtung und andächtiges Studium ihrer Gegenstände, verbunden mit Heiligkeit des Lebens und wenigstens dem Versuch, in sich selbst den Charakter nachzubilden, den man zu malen wünscht. Ohne dieses sind alle anderen Anstrengungen umsonst. Wir wünschen, daß diejenigen, welche die ruhmvolle Kühnheit haben, diese Krone zu erstreben, den Preis in vollstem Maße kennen. Wir können leicht eine Schule religiöser Naturalisten haben, wie eine in Italien auf die großen Künstler folgte und wie gegenwärtig in Frankreich eine besteht; Männer, die durch die Verbindung natürlicher Schönheit mit studirter Stellung wähnten, sie haben Heilige gemalt, wenn sie überhaupt daran dachten. Solche Leute mögen sich religiöse und katholische Künstler nennen, aber sie werden nie etwas zu Stande bringen, was des Namens werth ist: sie werden kalt, fade und am Ende manierirt sein. Wir waren überrascht durch den Charakter und sogar die Erscheinung der modernen katholischen Künstler Deutschlands; man sieht auf den ersten Blick, daß sie Alles glauben, was sie ausdrücken, daß Herz und Hand bei ihrem Werke zusammengehen, daß ihnen das Gefühl tief eingeprägt ist, daß, was

sie thun, eine heilige Sache ist. Es würde gehässig und kaum delikat sein, Namen anzuführen; aber man mache die Bekanntschaft der vornehmsten katholischen Maler in Rom, oder ein Kunstliebhaber, der die gewöhnliche Rheinreise macht, besuche die prächtige Kirche, welche Graf Fürstenberg auf Apollinarisberg bei Bonn bauen läßt, und verkehre mit den düsseldorfer Akademikern, die mit ihren schönen Freskogemälden betraut sind, und wir sind sicher, daß er zu der Ueberzeugung gelangen wird, daß das Werk, welches er bewundert, die Frucht aufrichtigen Glaubens und religiöser Betrachtung ist.

Aber wenn der Künstler auf seine Muster unter den großen religiösen Malern des Mittelalters zurückblickt, so wird er finden, daß nicht bloß Frömmigkeit, sondern völlige Heiligkeit bei ihrer Vollendung den Erfolg sicherte. Die Verbindung zwischen Beiden — zwischen der Vollendung in der Tugend und, (wo die Fähigkeit nicht fehlt) zwischen der Vollendung in der christlichen Kunst — kommt in dem seligen Giovanni oder, wie er öfter genannt wird, Angelico da Fiesoli zur Anschauung so wie zur Ausübung. Wir wollen anführen, wie sein Charakter von Vasari gezeichnet wird, dessen eigener Styl, Leben und Anlagen den seinigen schnurgerade entgegengesetzt waren.

„Er war in seinen Sitten einfach und äußerst heilig, — und es mag als ein Zeichen seiner Einfalt dienen, daß er, als ihm eines Morgens Papst Nikolaus eine Erfrischung anbot, Bedenken trug, ohne die Erlaubniß seines Oberen Fleisch zu essen, wobei er die dispensirende Autorität des Papstes vergaß. Er mied den Umgang der Welt ganz und gar und in Heiligkeit und Keuschheit lebend war er gegen die Armen der Erde so liebreich, daß ich glaube, seine Seele muß jetzt im Himmel sein. Er arbeitete unaufhörlich an seiner Kunst und wollte nie etwas anderes, als heilige Gegenstände malen. Er hätte reich sein können, aber er ging nicht darauf aus, indem er sagte, der wahre Reichthum bestehe darin, mit Wenigem zufrieden zu sein. Er hätte über Viele herrschen können, aber er wollte nicht, indem er sagte, es verursache weniger Unruhe und Gefahr der Sünde, Anderen zu gehorchen. Würden und Ansehen lagen in seinem Bereich, allein er achtete nicht darauf, indem er versicherte, er strebe nach keiner anderen Beförderung, als der Hölle zu entrinnen und dem Paradiese näher zu kommen. Er war äußerst sanft und gemäßigt, und durch ein keusches Leben entging er den Fallstricken der Welt, indem er oft sagte, ein der Malerei Beflissener brauche Ruhe und müsse ohne Beängstigung leben, und derjenige, welcher es mit Sachen, die Christus angehen, zu thun habe, müsse beständig mit Christus umgehen. Nie sah man ihn mit den Brüdern in Verdruß, was mir sehr wunderbar und doch nicht unglaublich scheint; seine Ermahnungen an seine Freunde waren schlicht und immer durch ein Lächeln gemildert. Wenn ihn Jemand zu etwas verwenden wollte, so antwortete er mit der größ-

ten Höflichkeit, er werde, was an ihm liege, gerne thun, wenn nur der Prior damit zufrieden sei. Kurz, dieser Vater, der nie genügend gelobt werden kann, war in allen seinen Worten und Handlungen äußerst demüthig und bescheiden und in seinen Gemälden voller Grazie und Andacht, und die Heiligen, welche er malte, haben mehr von der Miene und dem Aussehen von Heiligen, als die irgend eines anderen Künstlers. Er pflegte nie eines seiner Gemälde zu überarbeiten oder auszubessern, sondern ließ sie immer, wie sie zuerst aus seiner Hand gekommen waren, indem er, wie er sagte, glaubte, es sei dies der Wille Gottes. Einige behaupten, er habe seinen Pinsel nie ohne vorhergehendes Gebet ergriffen. Er malte nie ein Kruzifix, ohne seine Wangen in Thränen zu baden, und in allen seinen Werken, in den Gesichtern und der Haltung aller seiner Figuren ist der entsprechende Eindruck seiner aufrichtigen und geläuterten Würdigung der christlichen Religion zu erkennen. So, fügt Vasari bei, war dieser englische Vater, der seine ganze Zeit dem Dienste Gottes widmete und der Welt und seinem Nächsten Gutes erwies. Und wahrlich eine Gabe [virtù], wie die seinige, konnte nur auf einen Mann von höchst heiligem Leben herabsteigen; denn ein Maler muß selbst zuerst heilig sein, ehe er Heiligkeit malen kann." — S. 195 — 6 — 7.

Wir haben diese Charakterschilderung von Vasari aus Lord Lindsay's Werk gegeben; und sicherlich werden wir durch einen anderen Auszug, in welchem der edle Autor die Resultate des Charakters der Heiligkeit, wie sie sich auf den Entwürfen der Künstler zeigen, beschreibt, unseren Gegenstand noch weiter beleuchten. Folgendes ist die Beschreibung der vorzüglichsten Eigenschaften des sel. Angelico: —

„Ausdruck — der besondere Exponent des Geistes, wie die Form der Typus des Verstandes und der Farbe des Gefühls ist — erscheint demzufolge als der eigenthümliche Vorzug Fra Angelico's. Entzücken und Enthusiasmus waren sein natürliches Element, und die Regungen seines Herzens belebten seinen Pinsel mit einer Zartheit und Ruhe, einer Liebe und einem Frieden, worin ihn bis jetzt noch Keiner übertroffen oder auch nur erreicht hat. Dies sind die unwandelbaren charakteristischen Züge der Madonna in seinen Gemälden. Die wahre Theorie ihrer Abbildung setzt voraus, daß ihre äußere Form durch innerliche Reinheit und beständigen Verkehr mit dem Himmel so außerordentlich umgeformt und ätherisch werde, daß Gabriel sie an ihrem Antlitz allein unter den Menschen erkannt haben würde, hätte er bei seinem Besuche kein anderes Zeichen gehabt. Nach der Geburt muß man sich die Mutterliebe mit der Unschuld der Jungfrau gepaart und als Folge dieser Vereinigung eine Schönheit denken, welche die Heiligkeit und Reinheit beider Zustände vereinigt und ebenso unbegreiflich ist, als die Vereinigung selbst übernatürlich war. Daraus entsteht offenbar für die Einbildungskraft des Künstlers ein Ideal, das unerreichbar ist, nach dem er aber immer suchen wird, indem er entweder die Züge derjenigen, die ihm am Theuersten ist, vergeistigt, oder eines der vielen alten Bildnisse der Jungfrau sich aneignet und wieder-

belebt, — denn es gibt von ihr kein bestimmtes überliefertes Ebenbild, wie von unserem Heiland. Jeder große Maler hat demgemäß seinen besonderen Typus, der (zum größten Theil) aus seinen häuslichen Neigungen entsteht, — sie sind Töchter der Liebenswürdigkeit, sanft wie die Rose, rein wie der Thau, der heiligsten und erhabensten Gedanken fähig, aber in fast jedem Falle mit einer Individualität bezeichnet, welche die Einbildungskraft verkümmert, während die Abwesenheit dieser Individualität fast überall Vagheit und Geschmacklosigkeit erzeugt. Die Eigenthümlichkeit und das Verdienst Fra Angelico's nun besteht, wie es mir scheint, darin, daß seine Jungfrauen weder vag, noch individuell sind, — sogar wenn sie nichts thun, athmet der Himmel in ihrer Ruhe, — sie sind sichtbare Verkörperungen der Schönheit der Heiligkeit, und keine bloßen Abstraktionen, — sie sind weiblich im strengsten Sinn — das Ideal der Weiblichkeit als des auserwählten Tempels der Dreieinigkeit; sie verhalten sich zu den Madonnen der anderen Maler, wie man von Eva annehmen darf, daß sie sich vor dem Sündenfall zu ihren Töchtern verhalten habe, — ihre Züge scheinen alle anderen Aehnlichkeiten einzuschließen, sie scheinen für jeden einzelnen Verehrer die Aehnlichkeit anzunehmen, welche er am meisten zu beschauen liebt. Dies kam daher, weil Fra Angelico's ganzes Leben Liebe war, die durch sein Gelübde der Keuschheit von jedem specifischen Gegenstande abgezogen war, so daß seine Phantasie im Himmel ihre Eingebungen suchte und fand. Zunächst nach der Madonna kann ich die Köpfe unseres Heilandes, der Apostel und Heiligen auf Fra Angelico's Gemälden als ausgezeichnet durch Ausdruck und Schönheit, so wie die der Auserwählten in seinen Darstellungen des letzten Gerichts erwähnen; seine Zeichnungen der Weltlichen, Gottlosen und Verworfenen sind durchaus schwach und mangelhaft; seine Vorzüge oder seine Fehler stehen immer im Verhältniß zu seiner moralischen Sympathie oder Abneigung." [1]) — S. 191 — 2 — 3.

Wir wollen daraus sogleich unsern Schluß ziehen. Wir müssen nicht erwarten, noch sollten wir verlangen, daß sich eine religiöse Kunstschule anders bilde, als durch die Bildung einer Schule religiöser Künstler, d. h. einer Schule von Männern, welche ihr Werk mit Glauben und aus Liebe thun, deren äußerliche Verrichtungen bloß der Abdruck einer innerlichen Weihe sind, so daß dasjenige, was sie in Form und Farbe darzustellen sich bestreben, die Erscheinungen ihrer frommen Betrachtungen und die Frucht ihres beständigen Verkehrs mit geistigen und heiligen Dingen ist.

---

1) Eines der schönsten Erzeugnisse von Fra Angelico's Pinsel ist sein letztes Gericht in der Gallerie des verstorbenen Kardinals Fesch. Lord Lindsay hat es beschrieben. (Bd. III. S. 187.) Es wurde bei der Versteigerung der Gemälde des Kardinals von seinem Neffen, dem Fürsten von Canino, gekauft, und von ihm hat es eben Lord Ward erworben. Dies wird die schätzbarste Zugabe zu dem geringen Vorrath von Mustern der christlichen Kunst sein, die England besitzt.

Wir haben vorhin gesagt, eine Schule christlicher Kunst müsse unter der Ueberzeugung entstehen, daß sie schöpferisch und nicht bloß nachahmend ist, und dies mag hier einige Erläuterung erfordern. Es ist hier ein Medium zu beobachten, welches den eines anderen Zweiges der Kunst Beflissenen nicht bindet, zwischen jenen überlieferten Formen und zwischen Originalideen. Hier sind wir in Gefahr, von Vorurtheilen zu Gunsten des rein Antiken gefesselt zu werden. Es ist in der That gewiß, daß die ersten Wiederbeleber der Malerei, so sehr sie Zeichnung, Kolorit und Ausdruck ausbildeten, doch gestanden, sie seien in der Komposition durch das Muster oder die überlieferte Manier, gegebene Gegenstände darzustellen, gebunden, so daß sie nur langsam und vorsichtig von der steifen und formellen Anordnung einer vorhergehenden Periode abwichen. Davon ist leicht Rechenschaft zu geben. Sie malten wesentlich für das Volk. Man darf dies nie vergessen. Ihre Gemälde mochte ein Fürst oder ein reicher Kaufmann bestellt haben, aber es geschah nicht in der Absicht, sie in eine Gallerie zu versetzen, die bloß gegen ein Billet oder einen Schilling geöffnet wird, sondern um sie über einem Altare aufzuhängen oder die Mauern eines Klosters oder vielleicht eine öffentliche Halle damit zu schmücken. Sie malten demnach so, daß das Volk zugleich ihre Gemälde verstehen sollte, und deßhalb wie sie gewohnt waren, die Gegenstände behandelt zu sehen. Figuren, die stets einen Theil eines Sujets ausmachten, ausgelassen oder gewaltthätig versetzt zu haben, würde den gewohnten Gedankengang und in Folge davon die Andacht derjenigen, welche kamen, um sich vor ihnen zu erbauen und zu beten, gestört haben. Und hier wollen wir einen Augenblick inne halten, um unser Gefühl über den herrlichen Anblick auszudrücken, den eine der alten Kirchen von Florenz oder Siena (und wir könnten andere Städte beifügen) geboten haben muß, als die Altarstücke der alten Meister, welche sie jetzt noch zum Theil schmücken, alle noch frisch waren, nicht bloß in ihrem Gold und ihren Farben, sondern in der himmlischen Milde des Ausdrucks, die sogar noch in ihrem gegenwärtigen verblichenen Zustand aus ihren Rahmen strahlt. Aber immer noch wird der Beschauer die Formalität der Komposition bemerken, welche ihnen eine Familienähnlichkeit verleiht, obgleich sie sonst verschiedenen Meistern, ja verschiedenen Schulen und Zeiten angehören. Denn von Giotto bis zu Pietro Perugino herrschten für diesen Theil der Kunst die nämlichen Regeln.

Der Grund, den wir gegeben haben, wird dies zur Genüge erklären. Zu gleicher Zeit ist es klar, daß jeder Fortschritt in Korrektheit der Zeichnung, in Schönheit und Harmonie des Kolorits und vor Allem in Vollendung des Ausdrucks selbst Solchen, die den Grund ihrer Regungen nicht entdecken konnten, natürlicherweise gefiel oder bloß die Gefühle, welche die schlechtere Ausführung des nämlichen Süjets früher erzeugte, vergrößerte und inniger machte. Niemand würde mit einem Gemälde unzufrieden gewesen sein, weil die seligste Jungfrau auf demselben liebenswürdiger oder das Kind auf ihrem Schooße göttlicher oder die Heiligen auf beiden Seiten andächtiger dargestellt waren; allein Viele würden vielleicht gemurrt haben, wäre in der gewöhnlichen Vertheilung dieser Figuren ein Platz verändert, und wäre die Mutter und das Kind von ihrem Ehrenplatze auf eine Seite des Gemäldes versetzt worden, wie wir es später bei Corregio oder Guido finden. Mit diesen Ueberlieferungen der alten christlichen Kunst ist indessen vollständig gebrochen worden, und es finden sich weder in den Denkmalen, die um uns und vor den Augen des Volkes bestehen, noch in den andächtigen Formen einer durch Gebet oder Betrachtung vertraut gewordenen Auffassung Verbindungen, um ihnen jetzt über die Neigungen der Beschauer oder über die Musterregeln der Komposition eine besondere Herrschaft einzuräumen. Die christliche Kunst oder ihr Wiederaufleben an die herkömmlichen Formen der Darstellung, die in alten Zeiten zugelassen waren, zu binden, würde eine grundlose Tyrannei sein und in der That bloß bezwecken, sie in ihrer Wiege zu ersticken. In dieser Beziehung haben uns die Deutschen unseres Dafürhaltens eine nützliche Lehre gegeben und wir sollten vorbereitet sein, sie zu befolgen. Wir zögern nicht, unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß die besten modernen katholischen Künstler, so weit sie auch den alten Meistern in Bezug auf den wahrhaft andächtigen und himmlischen Charakter, den Letztere ihren Figuren verliehen, nachstehen mögen, diese doch (indem sie auf den Charakter unserer Zeit Rücksicht nahmen) darin übertreffen, daß sie Gegenständen, welche dies natürlich erfordern, mehr Handlung und mannigfaltigeren Ausdruck verleihen, daß sie ferner Ereignisse und Umstände, mit welchen sich aus den oben angeführten Gründen die älteren Künstler nicht befaßten, zu Stoffen für ihre Kunst wählen, und schließlich, daß sie von oft zuvor behandelten Gegenständen neue und oft ausgezeichnete Darstellungen entwerfen. Wir werden dem antiquarischen Künstler

durch ein solches Geständniß vielleicht Anstoß geben; allein es wird in unserem Lande mit der Kunst nicht besser gehen, bis viele Vorurtheile zerstört sind. Wir wollen einen Fall setzen. Man verlange von einem modernen Künstler, er solle das Sposalizio oder die Vermählung Maria's mit Joseph, und zwar für eine öffentliche Kirche malen. Würde er es wagen, den alten Typus zu nehmen, wie ihn Pietro und Raffaello in ihren ausgezeichneten Gemälden dieses Sujets gegeben haben, nämlich gegründet auf die überlieferte Geschichte von dem blühenden Stabe Josephs? Würde er den jungen Mann darstellen, wie er einen dürren Stab über seinem Kniee abbricht? Wenn er es thäte, wer von Tausenden, die das Gemälde ansähen, würde es verstehen? Und wenn man eine lange Erklärung davon gäbe, würde das, was auf keinen Glauben gegründet ist, zu Frömmigkeit bewegen? Zur Zeit und in dem Lande jener alten Künstler war die Geschichte überall bekannt; die Ueberlieferung war eine lebendige, die Beschauer verstanden die Bedeutung jedes Umstandes. Jetzt und in unserem Lande ist die Kette unterbrochen, und würde es von Nutzen sein, sie wieder anzuknüpfen? Ja könnte Einer hoffen, dadurch in Frömmigkeit und Glauben einen Fortschritt zu machen, daß er es versucht, die Kenntniß einer ungewissen Legende wieder aufzufrischen? Wer dagegen muß nicht Overbeck's Auffassung des Gegenstandes verstehen und würdigen, ja sogar dadurch gerührt werden; hier ist es eine so reine und überirdische Vermählung, daß bloß Engel als Zeugen zugegen sind, so daß die ganze Handlung aus dem Himmel, himmlisch ist, ohne Vorbild und ohne Nachahmung? Wir könnten viele Beispiele anführen, in denen nach dem Zugeständniß Aller die Auffassung der Scenen in dem Leben unseres Heilandes von modernen Künstlern reiner und erhabener erscheint, als von älteren; allein wir erinnern uns, in einer unserer ersten Nummern einige gegeben zu haben.[1]) Was dann neue Gegenstände betrifft, die von den Alten nicht behandelt, sondern durch Betrachtung und ernstes Nachdenken hervorgebracht wurden, so würden uns der berühmte bereits erwähnte Künstler und seine vielen Nachfolger, unter denen Steinle einen ausgezeichneten Platz einnimmt, zahlreiche Beispiele liefern; aber glücklicher Weise haben wir ein unserem Zwecke entsprechendes näher bei der Hand. Der diesjährige Katalog der jährlichen Ausstellung

1) Bd. I. S. 459. (Des Review.)

der königlichen Akademie enthält (No. 130) ein Gemälde, welches das Auge jedes Besuchers dieser Sammlung auf sich ziehen muß. Es ist Mr. Herbert's Gemälde von unserem Heiland, wie er zu Nazareth seinen Eltern unterthan war. Es stellt einen Umstand dar, der, obgleich nicht historisch, doch nicht bloß möglich, sondern höchst wahrscheinlich ist. Einige Hölzer, die neben der bescheidenen Werkstätte Josephs auf dem Boden liegen, bilden ein Kreuz. Dies erzeugt natürlich in dem Geiste des göttlichen Jünglings eine Reihe von Gedanken, während seine Mutter, die jeden Blick, so wie jedes Wort in ihrem Herzen bewahrt, die Arbeit ruhen läßt, und mit innigem und liebendem und deßhalb mit mitfühlendem Interesse auf ihn blickt.[1]) Dies ist ein Gegenstand, welcher, wie Jedermann sogleich anerkennen wird, des Pinsels jedes wahrhaft christlichen Künstlers würdig ist. Dem bloß biblischen Christen mag er wunderlich erscheinen, nicht aber dem katholischen. Lange vor dem glücklichen Versuche Mr. Herbert's, ihm durch Zeichnung und Kolorit äußerliches Leben zu geben, hatte er sich der andächtigen Betrachtung des zartesten, poetischsten und am süßesten liebenden alten Vaters, des heil. Ephrem, des Syriers, aufgedrungen. Es ist, glauben wir, noch nicht lange, daß wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die bewundernswürdige und äußerst gelehrte Uebersetzung seiner Rythmen gelenkt haben, welche von dem Ehrw. J. B. Morris, früher Mitglied des Exeter-College's zu Oxfort, jetzt des St. Maria-College's zu Oscott, veröffentlicht wurde; allein wir glauben, daß inzwischen kein Katholik, der sich das Buch verschaffen kann, dasselbe weglegen wird, ohne seine Andacht an den köstlichen Vorräthen geistiger Erquickung gelabt zu haben. In dem siebzehnten Rythmus finden wir folgende bemerkenswerthe Stelle: „Heil! Sohn des Schöpfers! Heil dem Sohne des Zimmermanns! der, wenn er schafft, Alles in dem Geheimniß des Kreuzes schafft. Und zufällig war er gerade in dem Hause Josephs, des Zimmermanns, alle Tage mit dem

1) [Das Gemälde war in dem Ausstellungskatalog durch folgende Verse beschrieben, welche auf die Bitte des Künstlers gedichtet wurden: —

„Perhaps the Cross, which chance would oft design,
Upon the floor of Joseph's humble shed,
Across Thy brow serene, and heart divine,
A passing cloud of Golgotha would spread."

„Das Kreuz, das der Zufall auf der Flur von Josephs bescheidner Hütte oft bildet, breitet vielleicht eine vorübergehende Wolke von Golgotha über deine heitere Stirn und dein göttliches Herz."]

Kreuze beschäftigt." [1]) Somit haben wir einen Vater des vierten Jahrhunderts, der es für wahrscheinlich hält, daß unser heiligster Erlöser, welcher seine früheste Jugend in dem Hause eines Zimmermanns zubrachte, den Gedanken an das Kreuz beständig vor seinen Geist gebracht hat.

Dies ist der Gegenstand, dessen sich Mr. Herbert so glücklich bemächtigt hat, jedoch ohne zu wissen, daß er einen so frühen Vorgänger habe, und die übereinstimmende Stimme der Künstler und Kritiker gibt Zeugniß von seinem Erfolg. Es kann nichts Einfacheres geben, als die Komposition des Gemäldes; es ist kein Streben vorhanden, durch Verbindungen starke Effekte hervorzubringen. Jede Figur besteht für sich besonders, so daß jede und eine nach der andern besondere Aufmerksamkeit beansprucht und wirklich empfängt. Die Stellungen sind besonders einfach, natürlich und unstudirt; sie sind mit einer zarten Genauigkeit gezeichnet und gemalt, und nicht bloß der Umriß, sondern Falten, Züge und die kleinste Linie — eine Vorsicht, die absolut nothwendig ist, wenn der Künstler das Auge zur sorgfältigen Betrachtung jeder Figur in ihren Einzelheiten einladet. Es ist hier auch nichts in den Beigaben, was die Aufmerksamkeit theilt. Die Landschaft, eine Copie der jetzigen dürren Gegend von Nazareth, ist strenge, einförmig und nicht störend, so daß die ganze Aufmerksamkeit auf die Figuren und namentlich auf Eine koncentrirt bleibt. Der Ausdruck dieser Figur ist, wie es uns vorkommt, ein wenig zu sehr von Schmerz umwölkt; aber dies ist verhältnißmäßig ein geringer Fehler mitten unter den Schönheiten des Stückes. Sein großes Verdienst ist entschieden das, daß es durch den Ausdruck direkt zu religiösen Gefühlen anregt, während es dem Beschauer einfach seine ganze Geschichte erzählt und ihn in Stand setzt, bei jeder der dargestellten Personen vollständig auf die ihr zugewiesene Rolle einzugehen. Es braucht keine Büchergelehrsamkeit, um es zu verstehen, zu begreifen und zu fühlen; es kann bloß einen Eindruck hervorbringen, einen zarten und andächtigen, es wird im Geiste einen stillen und ruhigen Wiederschein zurücklassen, der weder durch die furchtbare Pracht der unbegreiflichen Träume Turner's, noch durch die warme und gefühlvolle Darstellung des religiösen Ritterthums in Etty's herrlichem Gemälde verlöscht werden wird. Alles dies ist in Uebereinstimmung mit dem, was wir in einer wahren religiösen Kunstschule zu sehen wünschen.

Allein während wir Mr. Herbert's Gemälde erwähnten, haben

1) Auserlesene Werke des heil. Ephrem des Syriers; Oxford, Parker, 1847, p. 164.

wir unseren unmittelbareren Gegenstand fast ganz aus dem Gesichte verloren; gleichwohl wird unser Grund, aus dem wir so vollständig auf ihn eingegangen sind, erst jetzt klar sein. Wir waren bemüht, unsere Leser zu überzeugen, wie wichtig es sei, die religiöse Kunst als eine schöpferische Macht und nicht als eine sklavische Nachahmerin sogenannter „konventioneller" oder „überlieferter" Formen anzusehen. Dies Gemälde führten wir als ein Beispiel an, daß es sogar in unserer entarteten Zeit möglich ist, Gegenstände zu finden, die zuvor nicht behandelt worden waren, und sie zu passenden Hülfsmitteln zu machen, um auf den Geist der Gläubigen höchst religiöse Eindrücke hervorzubringen. Wir wiederholen demnach, daß unseres Dafürhaltens der Künstler an solche überlieferte Formen, welche bloß der Kunst und nicht der Religion angehören, mit anderen Worten, an Traditionen, für welche es keine Lehre oder nicht einmal einen frommen Glauben, der von der Kirche überliefert wurde, sondern bloß die Gewohnheit gibt, sie einer früheren und roheren Periode nachzumachen, daß er an solche Formen in einem Lande, wie das unsrige, nicht gebunden ist, in welchem selbst die Existenz solcher Ueberlieferungen verloren gegangen ist, und in welchem die Reproduktion derselben nur Mißverständnisse erzeugen könnte und einer neuen Schöpfung gleich sein würde.

Aber, wie wir bemerkt haben, ist es nothwendig, einen Mittelweg einzuschlagen, so zwar, daß man von gewissen konventionellen Formen und Arten der Darstellung, von solchen nämlich, die in kirchlichen Lehren einen Grund haben und eine Wahrheit in sich tragen, die sogleich verständlich ist, nicht zu sehr abweicht. Und wir meinen, es würde einer der Vortheile einer wieder anerkannten katholischen Kunstschule in England sein, wie es gewiß der Fall in Deutschland war, daß nämlich Viele, die nach gegebenen Grundsätzen eingeübt wurden, ihre individuellen Ideen einschränken würden, und daß bei Gegenständen, bei welchen Regeln nothwendig sind, allmählich solche Formen und Charaktere religiöser Darstellungen eingeführt würden, die sogleich Allen verständlich sind und zugleich mit allen wahren Ueberlieferungen und sogar mit allen wohlbegründeten Herkömmlichkeiten übereinstimmen. Vielleicht werden einige Beispiele unsere Meinung am besten erläutern. 1) Wir wollen demnach z. B., daß die Symbole der Heiligen, die ihnen theils die Geschichte, theils die Ueberlieferung beigelegt hat, strenge berücksichtigt werden. Die Werkzeuge ihres Märtyrertodes, die Sinnbilder ihrer Würde, die Darstellungen irgend eines

großen Werkes (z. B. einer Kirche), oder ein Gegenstand, der ihre Beschäftigung andeutet, sind passende Arten, diesen heiligen Personen einen individuellen Charakter zu verleihen. Bei keiner Neuerung in der Kunst sollte der heil. Petrus seiner Schlüssel beraubt werden, oder der heil. Lorenz seines Rostes, oder die heil. Katharina ihres Rades, oder die heil. Agnes ihrer Lampe, oder der heil. Hieronymus seines Löwen. Ein solcher Symbolismus ist zugleich natürlich, verständlich und historisch. Wir glauben, daß diese Heiligen, wenn sie in einer Vision erschienen, sich selbst durch diese ihre betreffenden Merkmale erkenntlich machen würden. 2) Das Nämliche würden wir bezüglich der Insignien des Amtes oder der Gewänder sagen, welche die kirchliche Würde bezeichnen. Eine zu strenge Beachtung des historischen Kostüms würde pedantisch, ermüdend und verwirrend sein. Es ist zwar wahr, ein Bischof des dritten Jahrhunderts trug keinen Chorrock und keine Mitra von der Form, wie sie jetzt in Gebrauch ist; allein dies sind die wohl bekannten Embleme und Gewänder der dieses Amt bekleidenden Personen und sollten als solche den Oberhirten gegeben werden, die, obgleich sie vor Jahrhunderten auf Erden lebten, der Frömmigkeit der Gläubigen als jetzt im Himmel lebend dargestellt werden.

Auf dem öffentlichen Platze zu Mailand steht eine marmorne Statue von moderner Skulptur, die eine Person in römischer Toga vorstellt; und wir erinnern uns, daß wir ganz verblüfft waren, als man uns auf unsere Frage zur Antwort gab, sie stelle den heil. Ambrosius vor. Wir konnten den Beweisen unseres freundlichen und gelehrten Führers, dies sei die wahrere Darstellung, unsere Zustimmung nicht geben. Wir konnten es nicht ertragen, den Heiligen anders, denn als Bischof zu sehen. Auf gleiche Weise wollen wir, daß die Kleidung der himmlischen Hierarchie, wenn sie auf Erden erscheint, der Kleidung der Kirche auf Erden nachgebildet werde. Denn die Engel werden uns dargestellt, wie sie im Himmel am Altare den Kirchendienst versehen, und unser Glaube lehrt uns, die triumphirende und die streitende Kirche bloß als Theile einer untheilbaren Kirche und jene seligen Geister als Genossen unserer sichtbaren Priesterschaft im Dienste Gottes zu betrachten. Ueberdies ist das Auge des Gläubigen gewohnt, die kirchlichen Gewänder, die bloß am Altare gebraucht werden, als die heiligste äußerliche Kleidung und in Wahrheit als würdevoller anzusehen, denn die glänzendsten Auszeichnungen weltlichen Ranges.

3. Wir wollen ferner, daß die Anwendung angenommener Far-

ben bei der Kleidung unseres göttlichen Erlösers, der seligsten Jungfrau und anderer Heiligen gehörig beobachtet werde. Denn das Auge hat sich an die Wahl gewöhnt und diese ist an sich passend; und es würde Jeden beleidigen, wenn bei solchen Figuren bunte und phantastische Farben angewendet würden. Auf gleiche Weise würden wir (bei Gemälden, die keinen historischen, sondern einen andächtigen Zweck haben) nie einen Reichthum der Nebentheile eines Gemäldes, die gewiß nie existirten, entfalten. In dieser Hinsicht zumal wünschten wir eine große Nüchternheit des Geschmacks.

4. Wo nicht ein gewisser Glaube oder eine Ueberlieferung besteht, um uns zu leiten, und wo die von alten Künstlern befolgte natürlich und andächtig ist, würden wir uns jede Abweichung davon verbitten. Bei der Verkündigung z. B. wird die seligste Jungfrau stets im Gebet begriffen oder wie sie sich vom Gebet erhebt, dargestellt. Wir würden es mit Bekümmerniß sehen, wenn ein Versuch gemacht würde, dies zu ändern und das Geheimniß stattfinden zu lassen, während eine niedrigere oder minder erhabene Beschäftigung vor sich ginge. Aber wir können uns mit der Festhaltung gewisser Formen, bloß weil sie alt sind, nicht aussöhnen; wenn z. B. unser Heiland bei seiner Auferstehung aus einem Sarg hervorsteigt, der nicht die Hälfte seines Körpers fassen konnte, oder wenn er als Kind von einem Ochsen und einem Esel der sonderbarsten Art, indem sie nicht größer sind, als ein Schooßhund, angehaucht wird, oder wenn er in der Luft steht, wovon wir Proben bei der Hand haben. Wir können es ferner nicht ertragen, wenn das Verscheiden der seligsten Maria wie das Todtenbett eines Solchen dargestellt wird, an dessen Seligwerdung man zweifeln kann, wenn die aufwartenden Apostel ihr jede Pflege besorgter Liebe angedeihen lassen, statt daß sie und wir in schweigender Ehrfurcht und Erbauung auf den Hingang dieser sündlosen Seele aus ihrem unbefleckten Tabernakel in die Arme ihres Herrn hinblicken. Mögen wir hierin noch so viele, selbst die gefeiertsten Namen zu Vorgängern haben, so werden wir uns doch nie solchen überlieferten Moden unterwerfen.

Unsere Leser werden indessen sehen, daß unsere Einräumungen, die wir angenommenen Gebräuchen gemacht haben, hinlänglich weit sind, um ihre Beibehaltung sicher zu stellen, wo sie verständlich und wirklich gut sind.

Nachdem wir jetzt unser Gewissen einer Sache entledigt haben, welche vielleicht Viele nicht durchaus billigen werden, nachdem wir aber auch zugleich den Grund der Vorurtheile, welche mächtig im

Wege standen, um wirkliche Künstler zum Versuche der Gründung einer religiösen Schule anzuregen, aufgehellt haben, gehen wir zu einem angenehmeren Theil unseres Unternehmens über.

Wir haben fast schon von vornherein behauptet, wir glauben, es seien Anzeichen vorhanden, daß sich unter dem Volke Gefühle für wahrhaft religiöse Kunst zeigen. Obgleich die Beweise schwach sind, so lassen sie sich doch darlegen. Fürs Erste liefert uns die Bezugnahme auf Mr. Herbert's Gemälde einen. Jedem, der bei solchen Sachen den Lauf der öffentlichen Meinung verfolgt, muß es aufgefallen sein, daß diesem Gemälde allgemeines und fast unbegrenztes Lob zu Theil wurde. Ohne Unterschied des religiösen Charakters hat jede Zeitung, die es erwähnte, davon als von einem der schönsten in der Sammlung gesprochen. Und dies ist nicht Alles; es wurde von der Menge, die es umwogte, angestarrt und bewundert, und wir haben vor demselben bloß den Ausdruck solcher Gefühle vernommen, die bewiesen, wie innig es den Geist und die Herzen des Volkes ansprach. Wir gestehen, daß uns dies fast unseren ersten Hoffnungsstrahl in Bezug auf die praktische Möglichkeit der Gründung einer katholischen Kunstschule gegeben hat. Wenn in dem Volke Gefühl genug ist, um einen so besonderen Gegenstand, der so ruhig, so verschieden von dem, was es an den Wänden der königlichen Akademie zu sehen gewohnt war, behandelt wurde, zu würdigen, so haben wir uns die Basis, wenn wir so sagen dürfen, den Grund und Boden gesichert, auf dem die christliche Kunst sich entfalten kann.

Allein wir wollen ferner bemerken, daß sich ein ähnlicher Geschmack auf andere Weise gezeigt hat. Es ist uns aufgefallen, wie augenscheinlich der prächtige Francias in der Nationalgallerie die Augen derjenigen, welche diese Sammlung besuchen, auf sich zieht, obgleich seine Gemälde weder Intensität der Handlung, ja weder Handlung überhaupt, noch Gegenstände bieten, mit denen der englische Geist vertraut ist. Aber beim Vorübergehen an der erhabenen und ernsten Pracht von Sebastiano's Meisterwerk, welches Wenige würdigen können, sehen wir Jung und Alt von dem sanften und milden Glanze der Engel, die über dem heiligen Leichnam ihres Herrn trauern, hingerissen, indem sie die wesentlich katholische Geistigkeit der Scene und die tiefen Geheimnisse, welche sie verbirgt, fühlen, wenn nicht vollständig begreifen.

Wir könnten noch andere Gründe für unsere Meinung beifügen;

allein es ist nicht nothwendig.[1]) Denn es würde thöricht sein, eine stärkere Kundgebung zu Gunsten eines Zweiges der Kunst zu erwarten, der noch nicht auf der Stufe steht, sie zuzulassen. Nicht ein Engländer von zehn tausend hat Gelegenheit, ein wahrhaft religiöses Gemälde zu sehen, nicht einer von zehnmal so viel hat Gelegenheit, so viele und solche zu sehen, daß sie seinen Geschmack bilden und ihn in Stand setzen können, dieses höchste Gebiet der Kunst zu würdigen. Alles, was wir demnach vernünftigerweise erwarten können, ist, daß in dem Maße, als Gelegenheiten zu Proben geboten werden, das Resultat günstiger wird; und die angeführten Beispiele sind hiefür genügend. Die Entwicklung muß die Zeit bringen. Man gebe dem englischen Publikum bloß eine solche Gelegenheit, seinen Geschmack zu zeigen, wie der König von Baiern zu München gegeben hat, oder wie er sie zu Speier gibt; man öffne uns eine gute Kirche, die von der Decke bis zum niederen Täfelwerk nicht mit geblümter Leinwand und bloßen Farben, noch mit einzelnen Figuren in abgesonderten Feldern, sondern mit einer Reihe großer und einfacher Geschichten prangt, welche die Hauptgeheimnisse des Evangeliums und des Lebens der seligsten Jungfrau oder eines anderen großen Heiligen enthalten; man lasse in jedem Kopfe und auf jedem Gesichte den Ausdruck des edelsten und würdigsten Charakters walten; man lasse die Farben harmonisch, ernst, ja warm und glühend sein; man lasse Heiligkeit und Ruhe jeden Theil beherrschen: und wir werden bald sehen, erstens, ob nicht das englische Herz dem Gefühl des Schönen und Feinen in der Kunst eben so offen steht, wie das jeder anderen Nation, und zweitens, ob nicht auf allen Seiten Ermuthigung zu dieser höheren Sphäre der Kunst entstehen wird, die hinreicht, allen vorhandenen Künstlern Beschäftigung zu geben, und den Genius zu wecken, der sonst nie zum Leben gelangt wäre. Mehr zu erwarten, als dies, würde ebenso abgeschmackt sein, als zu erwarten, es könne bei einem Stamme des inneren Afrikas, der nie ein Schiff gesehen hat, Liebe zum Seeleben und Ruhme entstehen.

Nun kommt die große Frage: Ist dies ausführbar? Ist es zu

---

1) [Seitdem dies geschrieben wurde, ist die sogenannte Pre-raphaelische Schule entstanden und hat Fortschritte gemacht, welche eines Tages unter religiösen Einflüssen, welcher sie offenbar entbehrt, der Keim einer wahrhaft christlichen Kunstschule werden können. Gegenwärtig verhält sie sich mit einigen Ausnahmen zu der wahren christlichen Kunst, wie die Werke des Niccolò di Fuligno zu denen des Beato Angelico.]

hoffen? Wie ist diese erste Anstrengung zu machen? Wie ist diese erste Probe zu geben? Wir könnten dadurch antworten, daß wir unsere Erläuterung weiter fortführten, und sagen: „Machet es, wie die Römer, als sie sich entschlossen, mit den Karthaginiensern zur See zu rivalisiren. Sie nahmen das Wrack einer Galeere, die an ihrer Küste gescheitert war, machten sie nach, und bildeten ihre Matrosen auf trockenem Lande. Beginnet damit, die Werke Anderer nachzuahmen; holet eure Muster und Beispiel von auswärts. Fiat experimentum in corpore vili; versuchet euch auf einer niedrigeren Stufe und erzeuget etwas weniger Vollkommenes, um damit zu beginnen." Aber dies wird sich nie thun. Wir müssen mit etwas Großem und Edlem zugleich beginnen. Die christliche Kunst darf das erste Mal nicht gering und unvollkommen vor das Publikum treten. Ihre Erstlingsversuche zum Fluge müssen in der Zurückgezogenheit der Akademie oder des Ateliers geheiligt werden. An den Mauern des Heiligthums muß sie stolz, golden, königlich, zuerst in die Augen fallend, als die passende Gehülfin, Engel und himmlische Geheimnisse anzubeten, erscheinen. Träumen wir denn etwas Chimärisches, das Erzeugniß einer allzu erhitzten Phantasie? Im Gegentheil, wir schreiben über etwas, wovon wir ein höchst praktisches und höchst gewisses Resultat glauben — dürfen wir sagen, beabsichtigen?

Lord Lindsay wirft am Schlusse seines Werkes die bezeichnende Frage auf: „Und warum daran verzweifeln" (wie Raphael und Michel Angelo zu malen) „oder sogar den Vatikan zu beschämen? Denn mit Genie und Gottes Segen ist nichts unmöglich?" (Bd. III. S. 420.) Darauf nun antworten wir, daß man in Wirklichkeit ohne Anmaßung behaupten kann, daß es dem Allmächtigen gefallen hat, den Segen des Genies zur christlichen Kunst nicht außerhalb der katholischen Kirche zu verleihen. Kein protestantisches Land hat bis jetzt einen religiösen Künstler irgend einer Art hervorgebracht; jedes katholische hat eine Schule erzeugt. Wenn ihr dafür eine Erklärung wollt, so steht die Thatsache unwiderlegbar fest, und sie hat als solche zwei Seiten — sie blickt in die Zukunft so gut, wie in die Vergangenheit. Der Protestantismus ist für religiöse Kunst zu unfruchtbar, und Lord Lindsay's Buch gibt uns für diese Wahrheit einen weiteren Beweis, wenn wir einen brauchten. Wir werden unseren Gegenstand nicht verlassen, wenn wir dies in einigen Paragraphen nachweisen.

Der Protestantismus ist wesentlich unehrerbietig, und Lord Lind-

say's Werk beweist dies, so groß auch sein Verdienst ist. Er beginnt mit einer langen Vorrede über „christliche Mythologie." Und dies ist synonym mit „Materialien der christlichen Kunst während des Mittelalters." Man denke sich, ob das Entstehen einer Kunstschule unter einer Sekte möglich ist, die, während sie alte Kunst nachzuahmen oder mit ihr zu wetteifern vorgibt, ihre Materialien — als eine Mythologie ansieht! Kann man erwarten, ihre Künstler werden sie mit mehr Ehrfurcht betrachten, oder ihre Gegenstände mit mehr Gefühl behandeln, als sie es mit denen der griechischen oder egyptischen Mythologie machen würden? Aber wir wollen einige dieser Mythologien jetzt betrachten. Die Qualen der Hölle, wie sie im Mittelalter gemalt wurden, werden aus buddhistischen Lehren hergeleitet. (Bd. I. p. XXXIII.) Der Ursprung der neun Ordnungen oder Chöre, welche die himmlische Hierarchie ausmachen, von den Seraphim zu den Engeln „muß" (obgleich jeder vom heil. Paulus erwähnt wird und aus ihm von den Vätern die Ordnung entworfen wurde) offenbar im entfernten Osten, unter den Chaldäern und Medo-Persern gesucht werden!" (S. XXXIV.) Die Geburt und die Darstellung der seligsten Jungfrau (S. XL.), ihre Schmerzen am Fuße des Kreuzes (S. L.) sind lauter Mythologien, so wie ihre Aufnahme in den Himmel! (S. LXII.) Das Nämliche wird gesagt von der Erfindung des Kreuzes, von seiner Erhöhung und vielen anderen historischen Gegenständen. Allein wir sind nicht bloß auf die Einleitung angewiesen, um unseren Schluß zu ziehen, daß der Protestantismus der Ehrfurcht ermangelt, welche ein ebenso nothwendiger Bestandtheil in der christlichen Kunst ist, wie das Oel oder ein anderes Hülfsmittel bei der Zusammensetzung ihrer Farben. Die Sprache Lord Lindsay's ist, wenn er von diesen Gegenständen spricht, gotteslästerlich, unehrerbietig, ja sogar von anglikanischem Standpunkt aus heterodox. Er sagt uns, die apocryphischen Evangelien können auf Leucius, einen gnostischen Häretiker, zurückgeführt werden, der dieselben hauptsächlich „in der Absicht erdichtet habe, die besonderen Lehrsätze seiner Sekte darauf zu gründen, namentlich . . . . . daß die seligste Maria immer Jungfrau geblieben sei," u. s. w. „Indem die erste Kirche," fügt er bei, „die leitenden Grundsätze der Ketzerei verwarf und die Ketzer verdammte, sanktionirte sie oder duldete sie wenigstens die Cirkulation der Fabeln, welche zur Unterstützung derselben erdichtet wurden, und diese sind die Mythologie des Christenthums

geworden . . . . . während sich viele Dogmen, welche darauf gegründet waren, in den Glauben eingeschlichen haben." (S. XL.) Der Glaube an die fortwährende Jungfräulichkeit der seligsten Mutter Gottes ist demzufolge nach Lord Linsay ein besonderer Lehrsatz des Gnosticismus, der sich in die Kirche eingeschlichen hat! Ferner „die Uebertragung der Volksverehrung einer weiblichen Gottheit, sei es der Diana, der Astarte, oder der Isis, die bei den südlichen Nationen allgemein ist, auf sie ist der Schlüssel zu dem ganzen Mysterium ihrer verschiedenen Darstellungen in der frühesten Kunst." (S. LXIII.) Wir übergehen andere ähnliche betrübende Stellen; denn diese werden genügen. Wenn der enthusiastische Bewunderer der frühesten christlichen Kunst von Allem, was sie eingab, so denken und mit dem unehrerbietigen Auge auf sie blicken und mit der leichtfertigen Zunge von ihr sprechen kann, womit wir uns den Gräueln der heidnischen Fabel nähern, welche Hoffnung kann da vorhanden sein, daß die Religion (sit verbo venia), welche solche Gefühle erzeugen mag, je eine edle oder zarte Inspiration gerade dieser Kunst hervorbringen wird? Zunächst nach diesem ist der Protestantismus, wie er die Kunst ansieht, wesentlich unheilig. Zwei Merkmale der Heiligkeit durchdringen die Malerkunst, welche ihre Figuren von denen ihrer profanen oder weltlichen Schwester unterscheiden — Strenge und Reinheit. Der äußere Umriß des Körpers wird durch erstere berichtigt und verhimmlischt, die Miene durch letztere gemildert und verklärt. Man trenne hievon die Idee der Heiligkeit, man nehme an, ein Heiliger sei nicht nothwendig ein abgetödteter und selbstverläugnender Charakter, und Keuschheit oder Reinheit sei nicht die Tugend, welche aus Menschen Engel macht, und man wird wahrlich eine Schule religiöser Malerei bekommen, welche, wie Rubens, in Massen vollen Fleisches und sehr unheiliger Gesichter schwelgt, aber nicht, was Lord Lindsay verlangt, Männer, die wie Pietro Perugino und Luca Signorelli malen. Da nun Seine Herrlichkeit ohne Zweifel die Sprache der künftigen Patrone der christlichen Kunst in England spricht, so hat er offenbar seine eigenen Ansichten über den Gegenstand gerade dieser Tugenden dargelegt. In der oben angeführten Stelle wird die Lehre von der Abtödtung unter den gnostischen Irrthümern aufgezählt. Aber weiter unten wird die ganze katholische Lehre vom „ascetischen und englischen Leben" in Ausdrücken schmählicher Verdammung charakterisirt (S. CIV.), was wir lieber der Unwissenheit über ihre wahre Natur, als einem schlimmeren

Beweggrund zuschreiben wollen. Allein dieser Angriff auf die katholische Tugend der Keuschheit wird uns zugleich von der großen Hoffnungslosigkeit der von ihm gedachten Wiederauflebung überzeugen. Es ist folgender: —

„Dieses Frescogemälde braucht wenig Erklärung. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß die daran so gerühmte Keuschheit die ist, welche unsere Wittwen und Mütter mit einem Flecken brandmarkt, — noch brauche ich bei den traurigen Folgen für menschliche Tugend und Glückseligkeit zu verweilen, welche durch die verderbliche und höchst unbiblische Einschränkung der Idee und des Ausdruckes auf Jungfräulichkeit und Cölibat veranlaßt werden, — eine Täuschung von sehr altem Datum, die sich bei den Mystikern des Ostens und Westens, bei den Buddhisten und Gnostikern gleichmäßig vererbt hat, von welchen Letztere besonders den Ursprung der Sünde auf die Erschaffung der Materie, die Erschaffung der Materie auf das böse Prinzip zurückführten und dieses böse Prinzip mit Jehova identificirten! Der heil. Franz nahm vollen Antheil an den Abtödtungen der ersten Ascetiker;[1]) — es ist dies ein Gegenstand, auf den man bloß hindeuten kann. — Möge Gott in seiner Barmherzigkeit uns vor solchen Gräueln in England bewahren!" — Bd. II. S. 225.

Man lasse einen Künstler, der solche Begriffe hat, sich hinsetzen, um über das Antlitz nachzudenken, welches er der „heiligen Jungfrau" geben solle, deren Hauptmerkmal die Tugend sein muß, welche so unchristlich verleumdet wird, und die aus jedem Zuge strahlen soll. Wenn er es versucht, die Königin der Jungfrauen zu malen, so fordern wir ihn auf, die Lilie darzustellen, deren Weiße er verspottet hat.

Ferner bietet der Protestantismus keine Vorbilder christlicher Kunst. Er hat die Vorbilder der Vergangenheit zerstört. Er schließt die schönsten Geschichten der ersten Heiligen als Legenden aus; er hat für die Lieblingsgegenstände der mittelalterlichen Malerei, für die Väter der Wüste, den heil. Benedikt und die großen klösterlichen Helden und noch mehr für den Eingeber und Zeitiger der Kunst und ihrer Poesie, den glorreichen heil. Franz von Assisi alle Sympathie erstickt. Und was die Gegenwart betrifft, so läßt er keine Gemeinschaft mit den Heiligen im Himmel und folglich auch kein Interesse, ihre Bildnisse vor unseren Augen zu haben, keinen liebenden Verkehr mit seligen Geistern und folglich kein Recht zu, sie sichtbar handeln zu lassen. Alle Ekstase, übernatürliche Betrachtung, Visionen und entzückendes Gebet mit der einzigen Annäherung an himmlischen Ausdruck, den die Erde geben kann, alle Wunder und wunderbaren Ereignisse mit der Masse von Zufällen, die sie ergänzen, alles Vermischen der Lebenden

1) Vita, p. 43.

und der Seligen, der Vergangenheit und der Gegenwart in einer Scene — endlich alle Poesie der Kunst wird durch die harte Hand des Protestantismus kalt ausgerottet, erstickt und vernichtet.

Und wo soll der Anglikanismus die lebenden Vorbilder, welche die katholische Kirche aufstellt, finden? Der katholische Künstler kann die edelsten Charaktere und Scenen der Vergangenheit entfalten, indem er sie darstellt, als fänden sie sich jetzt in der Kirche. Er würde den heil. Cuthbert oder den heil. Thomas in den Chorrock und die Mitra kleiden, wie man sie an jedem hohen Festtage in der Kirche von Birmingham oder Oscott sehen kann; er würde ihm einen Engel in der Alb und dem Gürtel an die Seite stellen, die jeder Geistliche in einer Kirche London's oder Bristol's tragen könnte, und er würde die aufwartenden Mönche in den Habit kleiden, den sie zu Downside oder in Charnwood Forest noch tragen. Alles würde neu sein und das Alte doch vollständig darstellen, so edel und so vollkommen es geschehen kann. Lasset einen anglikanischen Künstler es versuchen, die nämlichen Glieder anzuwenden und die nämliche Wahrheit zu beobachten; lasset ihn so den Versuch machen, protestantische Beschauer durch das Auge zu überzeugen, daß diese ehrwürdigen Gestalten durch ihre modernen Gegenstücke vollständig repräsentirt werden. Wird er es wagen, dem angelsächsischen Bischof Aermel von Schleierleinwand und eine Perrücke, oder dem Engel das Chorhemd eines Choristen, oder den Mönchen die Kappe und den langen Rock eines Direktors einer Universität oder eines Vorstandes eines Kollegiums zu geben?

Wir können weiter beifügen, daß der Protestantismus alles religiösen Zartgefühls und aller Hingebung wesentlich ermangelt. Er empfindet keine Sympathien mit den Geheimnissen, welche das Gefühl berühren. Das Kruzifix ist für ihn, was es zu den Zeiten des heil. Paulus den Juden und den Heiden war, ein Stein des Anstoßes und eine Thorheit, die Mutter des siebenfachen Schmerzes ist für ihn ein Aberglauben. Betrachtung über die Kindheit oder das Leiden unseres Herrn ist kein Theil der Jugenderziehung in seinen Schulen; er hat keinen zarten Schriftsteller über diese Gegenstände hervorgebracht.

Was sollen wir nun aus allem diesem schließen? Nicht bloß daß der Protestantismus Lord Lindsay's Träumen mit offenen Augen über das Wiederaufleben der christlichen Kunst in England nie Realität geben wird, nicht bloß daß er zu allen artistischen Zwecken abgenutzt ist; sondern daß die christliche Kunst etwas Erhabenes und Göttliches

ist, das nicht durch Gönnerschutz befehligt, nicht durch Reichthum erkauft, nicht durch Schmeichelei gewonnen, nicht einmal durch Genie erstrebt und erreicht werden kann. Sie muß entweder, wie ein Phönix, aus der Asche ihrer großen Vorfahren erstehen, — und dies kann sie in Italien thun, — oder wie das erste Licht bei der Schöpfung aus der Leere eines vorhergehenden Chaos. Der Protestantismus hat weder einen glimmenden Funken, noch schöpferische Kraft, um sie anzuregen; die katholische Kirche dagegen hat Beides überall, und deßhalb auch bei uns. Und dies ist unsere Antwort auf unsere früher aufgeworfenen Fragen. Die Zeit ist gekommen, und die katholische Kunst ist gerade jetzt daran, ins Leben zu treten. Wir sind sicher, wir wissen es mit Gewißheit, daß es in England im gegenwärtigen Augenblick Künstler vom höchsten Ruf und Charakter gibt, die bereit sind, die mächtige Leitung ihrer Talente und Erfahrung der Gründung einer solchen Schule zu leihen. Wir wissen ferner, daß es nicht an jungen Künstlern fehlt, die bereit sind, unter solch' einer Leitung die Körperschaft zu bilden, — Männer voll von Vertrauen, weil voll von denselben Glauben, mit Liebe für Alles, was die Kirche sie zu lieben, so wie zu glauben lehrt, Bewunderer alles dessen, was es in alter Kunst und lebender Tugend wahrhaft Schönes gibt, in dem Mechanismus und dem materiellen Theil ihrer Kunst bereits herangebildet und gewandt, und was wichtiger ist, als Alles, entbrannt für das ausschließlich katholische Prinzip der Selbstaufopferung, der Selbstweihe für das was schön, gut und heilig ist, um seiner Selbst willen. Hier liegt Alles bereit, die Materialien sind angehäuft; bloß die belebende Berührung fehlt, und Alles wird in Leben ausbrechen. Man denke ja nicht, wir gründen unsere Schlüsse auf vage Angaben und ungewisse Konjekturen, unsere Wünsche seien die einzige Grundlage für unsere Behauptungen. Wir haben den ganzen Stoff sorgfältig erwogen, Alles, was wir aufzählten, lag in unserem Bereich; wir haben jeden Beweis, der gewisse Resultate versprechen kann, vor uns liegen, und wir wissen gewiß, daß das Publikum mit der Anzahl der bei uns lebenden religiösen Künstler, mit ihren Talenten, ihrem Eifer und ihrem ernstlichen Verlangen, eine Schule ächter religiöser Kunst zu gründen und fortzupflanzen, nur wenig bekannt ist. Man lasse das, was wir geschrieben haben, in dem katholischen Gemüthe ein Echo erzeugen, man lasse uns fühlen, daß der Boden unter unseren Füßen sicher ist, man lasse uns wissen, daß eine praktische Anstrengung,

Alles, was wir versprochen haben, zu erzeugen und bekannt zu machen, edelmüthig unterstützt und gehoben wird, und wir wollen uns verbürgen, daß das, was wir geschrieben haben, nicht ein todter Buchstabe sein, sondern die Zeit des Aufgehens oder wenigstens des Pflanzens einer blühenden und fruchtbaren Institution bezeichnen soll.

Wir haben bis jetzt bloß Gelegenheit gehabt, von Lord Lindsay's Werk mehr tadelnd, als rühmend zu sprechen. Wir würden indessen uns ein Gewissen daraus machen, es so bei Seite zu legen. Es ist ohne Ausnahme das fleißigste, verständigste und vollkommenste Werk über christliche Kunst, welches die englische Literatur besitzt. Lord Lindsay hat Italien mit dem Auge eines Kenners und der Bewunderung eines Enthusiasten durchreist. Er hat, so weit es durch seine Werke möglich ist, die Geschichte jedes großen Meisters entworfen, dessen Einfluß durch die verschiedenen Schulen hindurch verfolgt und es versucht, die Abstammung, die Verbindungen dieser darzuthun. Jeder, der in Italien zu künstlerischen Zwecken reist, wird finden, daß dieses Werk nicht bloß ein nützlicher, sondern ein unerläßlicher Begleiter ist. Außer den großen Fehlern, welche die Religion betreffen und für einen katholischen Leser peinlich sind, enthält es viele geringe Gebrechen und Irrthümer, welche in einer zweiten Auflage wahrscheinlich werden verbessert werden. Wir haben uns diese nicht regelmäßig notirt, allein einige Beispiele mögen dazu dienen, den Verfasser auf andere aufmerksam zu machen. Bd. I. S. 33 wird S. Stefano in Rotondo als eine alte Taufkapelle beschrieben, wofür kein Beweis vorliegt; denn in der That war es ursprünglich ein offener Portikus, vielleicht eine öffentliche Halle. S. 78 — die Mosaik auf dem Triumphbogen der Basilika des heil. Paulus bei Rom ist glücklicherweise nicht zerstört. Sie wurde nach dem Brande herabgenommen und nach sorgfältiger Reparatur wieder an ihre Stelle gesetzt. S. 86 (Anmerkg.) wird uns gesagt, „von der mittleren Weihung" (Darstellung) „der Jungfrau (wie sie als Kind die Treppen des Tempels hinaufsteigt) habe in dem zehnten und elften Jahrhundert gewiß eine traditionelle Abbildung existirt; allein sie ist sehr selten und von untergeordnetem Verdienste und wurde, so viel ich weiß, von italienischen Künstlern nie nachgebildet." Wir schreiben dies fast am Fuße eines wahrscheinlich von Giotto herrührenden Gemäldes, welches gerade dieses Sujet darstellt. S. 89 wird von der Mosaik zu Ravenna, welche die Taufe unseres Herrn vorstellt, gesagt, sie sei wahrscheinlich das Original der

traditionellen Darstellungen dieses Sujets. Wir können weiter unten auf das Gemälde über einer alten Quelle fließenden Wassers in den Katakomben auf dem Kirchhofe des Pontianus außerhalb der Porta Portese verweisen. Seite 92 werden die zwei gewöhnlichen männlichen Figuren, welche bei der Kreuzesabnahme beschäftigt sind, als „Joseph und Nathanael" beschrieben. Bd. II. S. 192 werden die nämlichen zwei Personen „Nikodemus und Nathanael" genannt. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß der zweite Name bei der jedesmaligen Anführung unrichtig ist, und daß an beiden Stellen Nikodemus und Joseph von Arimathea beisammenstehen sollten. S. 159 werden der heil. Nikolaus von Myra und der heil. Nikolaus von Bari zu zwei verschiedenen Personen, zu Onkel und Neffe, gemacht. Allein der große Erzbischof des Ostens ist der nämliche, dessen Leichnam jetzt zu Bari ruht, wovon er in der Folge seinen Namen erhielt.

Dies sind indessen unbedeutende Ungenauigkeiten in Vergleich mit einer andern, welche sich durch das ganze Werk hindurchzieht — der deutsche schulmeisterliche Geist, in welchem der Verfasser das Charakteristische verschiedener Kunstschulen oder verschiedener Epochen durch das größere Vorwiegen ethnographischer Einflüsse, durch die unverhältnißmäßige Beimischung gegebener Racen zu erläutern versucht. Dies ist ebenso nutzlos als seltsam, und bei der Lektüre eines Werkes, in dem man natürlich Belehrung, Grundsätze und gelegenheitlich beredte Beschreibung oder Ausbrüche der Empfindungen sucht, wird man bloß gestört und fast angeeckelt, wenn man findet, daß das hinduische oder medopersische oder teutonische Kunstelement herbeigezogen wird, um die Resultate zu erklären, welche mit keinem von ihnen einen Zusammenhang haben können. Ja dies ist so weit durchgeführt, daß uns im Ernste gesagt wird, um den Grund zu verstehen, warum die griechische Kirche ihre Kirchen gegen Osten und die römische gegen Westen wende, „sollen wir uns erinnern, daß Byzanz eine dorische Stadt, daß die römische Civilisation jonischen Ursprungs war, und daß die Dorier und Jonier, die bezüglichen Vertreter des konservativen und fortschreitenden Elements, Erstere von Westen, Letztere von Osten in ihre Tempel eintraten — indem Erstere ihre Augen immer auf die Welt heften, welche sie zurückgelassen haben, und Letztere sehnsüchtig vorwärts drängen, um Neuheit und Veränderung zu suchen." (Bd. I. S. 19.) Sicherlich ist dies im besten Fall bloß eine feierliche Tändelei.

Wir wollen nun unsere Bemerkungen zum Schlusse bringen.

Wir glauben, daß Lord Lindsay's Werk darauf berechnet ist, viel Gutes zu wirken, über den Gegenstand der christlichen Kunst das Nachdenken zu erwecken und gute Wünsche darnach anzuregen. Es finden sich zumal viele Stellen darin, welche jedem Katholiken angenehm sein werden, weil sie die Vorrechte, wenn nicht die Wahrheiten seiner Religion aufrichtig bezeugen. Wir wollen mit einem Auszuge schließen, welcher seine Meinung über die ecclesiologische Bewegung in der anglikanischen Kirche zeigen wird.

„Ich fürchte, Mr. Pugin hat Recht, daß es „„ebenso unmöglich ist, ein katholisches Gebäude dem gegenwärtigen Ritus anzupassen, wie Wasser mit Oel zu vermengen,““ — daß „„diejenigen, welche bloß daran denken, Kanzeln zu bauen, ohne den alten Glauben wieder aufleben zu lassen, in ihrer Erwartung sich elend täuschen werden,““ — daß „„das Studium der alten kirchlichen Architektur““ (in einem so ausschließlichen Geiste) „„eine treffliche Vorbereitung für den alten Glauben ist““ — und „„daß man, wenn man gestattet, daß das gegenwärtige Wiederaufleben des katholischen Alterthums noch weiter fortschreite, bald sehen wird, daß man das Kirchengebet oder die alten Formen aufgeben muß.““ (Kirchliche Antiquitäten, S. 130, 137 u. s. w.) Aber was ist die Alternative? Das Versammlungshaus? Keineswegs. Die Kirche von England ist weder katholisch, noch protestantisch, — sie erhebt nicht die Phantasie, und verschmäht nicht die Vernunft, wie die Katholiken, noch erhebt sie die Vernunft und verschmäht die Phantasie, wie die Protestanten; sondern sie umfaßt Beides als harmonische Gegensätze in ihrer Verfassung, so daß sie das Gleichgewicht der Wahrheit bewahrt und zwischen dem Aberglauben auf der einen Seite und dem Skepticismus auf der andern die wahre „„via media““ einhält, wodurch sie sich (allmählig) dem Ideal der menschlichen Natur, dem fleischgewordenen Christus nähert, von dem die Kirche der Leib ist und das Ebenbild und Abbild sein soll. Dies ist demnach das Problem — England braucht eine neue Architektur, die der Ausdruck der Zeit, seines anglikanischen Glaubens und des menschlichen Geistes ist, wie es in seiner Entwicklung das Gleichgewicht hält, als der Erbe der Vergangenheit und der Depositar der Zukunft — sie mag eine Modifikation des Gothischen sein, aber nicht anders, als wie das Gothische eine Modifikation des Lombardischen, das Lombardische des Byzantinischen und Römischen, das Byzantinische und Römische des klassischen Griechischen und das klassische Griechische des Egyptischen war. Wir haben ein Recht, dies von der Wichtigkeit der Epoche zu erwarten, und ich sehe keinen Grund, warum der Mann, sie zu schaffen, der Buschetto des neunzehnten Jahrhunderts gegenwärtig nicht unter uns sein soll, obgleich wir es nicht wissen.“ — Bd. II. S. 29, Anmerk.

Welche Aussicht ist hier auf eine christliche Malerei der Kirche, welche noch nicht einmal die Mauern aufgeführt hat, auf denen sie ausgeführt werden kann?

Spanische und englische Nationalkunst.

(Aus dem Dublin Review, Dezember 1848.)

Spaniſche und engliſche Nationalkunſt.

Art. X. — 1. *Annals of the Artists of Spain.* By William Stirling, M.A. 3 vols. 8vo. London: Ollivier, 1848.

2. *Reports of the Commissioners on the Fine Arts; 5th, 6th, and 7th.* London, 1846—47.

Die Unwiſſenheit über Spanien, welche in jedem anderen Lande Europas herrſcht, iſt gewiß erſtaunlich. Viele Gegenden Aſiens wurden beſſer erforſcht. Daß das religiöſe Mißtrauen ſeiner Bewohner und einige weitere vage damit zuſammenhängende Furcht das ſpähende Auge engliſcher Reiſender von ſeinen Grenzen ferne gehalten haben, daran können wir nicht zweifeln; aber ſogar Frankreich hat außer in der Geſtalt einer feindlichen Invaſion ſelten die ſteile Gebirgswand überſchritten, welche dieſe zwei Nachbarländer trennt, — und es iſt Schade, daß es dies nicht noch mehr gethan hat. Dieſe völlige Abſonderung Spaniens vom übrigen Europa ſeit einigen Jahrhunderten dehnt ſich auf ein Gebiet aus, welches wir als ein neutrales anſehen können, — auf das weite Gebiet der Kunſt. Das erſte der vorſtehenden Werke, welches eine ungeheure Lücke in unſerer Literatur ausfüllt, gibt in der Vorrede hievon reichliche Beweiſe. In einer flüchtigen Analyſe der Arbeiten ſeiner Vorgänger in England und auf dem Continent hat Mr. Stirling gezeigt, wie wenig von der ſpaniſchen Malerei bis vor kurzer Zeit bekannt war, und wie ungenau dieſes Wenige war. Und ſelbſt im gegenwärtigen Augenblicke zweifeln wir, ob Mancher, wenige anerkannte Gemäldeſammler ausgenommen, unter ſeinem italieniſchen Soubriquet von Spagnoletto einen beſtimmten Begriff von mehr, als drei ſpaniſchen Malern hat, welche die Uebrigen überragen — von Murillo, Velasques und Ribera. Ja eine einzige italieniſche Stadt hat eine größere Anzahl von Künſtlern er-

zeugt, deren Namen Allen vertraut sind, welche über Malerei schwatzen. Z. B. die drei Caracci, Domenichino, Guido, Albani und Guercino haben der Schule von Bologna allein eine Celebrität verliehen, welche alle Maler Kastiliens und Andalousiens nebst Valencias und Estremaduras der Kunst der Halbinsel nicht verschafft haben. Neben dem ersten Grund, nämlich seiner Ausgeschlossenheit von der Runde der Reisenden und Sammler, können wir hiefür noch einen anderen anführen. Die Förderung der italienischen Kunst war mehr weltlich, als die, unter der die spanische Kunst von jeher blühte, — weltlich in Bezug auf Personen, Plätze, Gegenstände und Beweggründe. Die ernste Einfachheit spanischer Wohnungen und spanischer Kleidung bildet zu den luxuriösen Gemächern und glänzenden Gallerien italienischer Paläste einen strengen Gegensatz. Für diese nun und für ihre Eigenthümer malten die Künstler. Mit anderen Worten, die Gegenstände, welche sie am öftesten behandelten, waren in Uebereinstimmung mit den üppigen Gedanken einer Zeit oder eines Landes, und ihre Gemälde waren allen Wechselfällen des übrigen Privateigenthumes ausgesetzt und konnten auf tausenderlei Arten, welche sie auf andere Eigenthümer übertrugen, verkauft oder eingezogen oder ausgetauscht oder weggenommen oder verpfändet werden. Die Kabinet- oder Galleriegemälde Italiens sind so durch ganz Europa gewandert und haben jeden Kunstliebhaber mit ihren Urhebern bekannt gemacht. Und dies fand bereits statt, ehe der große Verrücker von Menschen und Sachen — auswärtige Invasion — Paläste und Kirchen in Bausch und Bogen ausgeräumt hatte. In Spanien dagegen konnte es nicht so sein. Die spanischen Künstler widmeten sich von Rincon bis Murillo, ausgenommen die königlichen Maler, deren Werke den kommerziellen Gefahren nicht ausgesetzt waren, fast ausschließlich dem Dienste der Kirche. Der Architekt entwickelte sein Geschick, indem er prächtige Kathedralen, Carthujas (Chartreuses) oder andere Klosterbauten aufführte, die den Ruhm des alten Spaniens ausmachten. Der Bildhauer, welcher in moderner Sprache eher Bildschnitzer genannt werden würde — denn Holz war sein gewöhnliches Material — entweihte seinen Meißel nicht durch Verfertigung schlüpfriger oder sogar profaner Formen, sondern arbeitete sein Leben lang an heiligen Bildern, oder ordnete die Felder eines Chors und schuf die lebendigen, sprechenden Darstellungen heiliger Personen, welche uns in den spanischen Kirchen mit Staunen und Ehrfurcht erfüllen. Ein anderer Zweig dieser

Kunst ist Spanien eigenthümlich. Die Silberarbeiter, oder wie sie Mr. Stirling in Wahrheit nennt, „die Bildhauer und Architekten in Silber" (S. 159) brachten, statt wie Cellini mythologische Salzfässer zu verfertigen, ihr Leben damit zu, prachtvolle Custodias oder Monstranzen herzustellen, von denen nur noch wenige übrig sind, um den Reisenden in Staunen zu setzen, und die sonst nirgends gefunden werden.

Es brauchte nicht wenig Kirchenraub, der von Männern ausgeübt wurde, die um seine Ausdehnung ganz unbekümmert waren, um diese Kunstschätze zu versetzen, und zum Unglück für Spanien wurden die zwei wirksamsten Mittel des Verbrechens gegen dasselbe losgelassen. Zuerst kam der auswärtige Feind, nicht bloß als Räuber, um zu plündern und zu zerstören, sondern als berechnender Nachtdieb, der, ehe er in ein Haus einbricht, sich von dem Werth des darin befindlichen Silbergeschirres und Geldes und vom Platze, wo es aufbewahrt wird, vergewissert und so seinen Plünderungsplan kalt ausführt. Nie zuvor durchzog ein Gemäldehändler eine Provinz an der Spitze von zwanzig bis dreißigtausend Mann mit seiner Liste, welche zum Voraus enthielt, welche Gemälde er erwerben wollte, und verließ sich, mißtrauisch auf den Erfolg seines Standes als Soldat, auf die Sicherheit, die ihm sein Handel als Trödler verlieh. Soult riß die Murillo an der Spitze seiner Truppen herab, aber unter dem Schutze ihrer Bajonette trug er Sorge, mit ihren Verwahrern einen regelmäßigen Vertrag zu schließen, wobei der Käufer seine Bedingungen diktirte. Und nach dem herzlosen Soldaten der Revolution, der sich um die Flüche der Armen, welche er beraubte, wenig kümmerte, kam der feige Politiker der modernen kontinentalen Schule, der eben so wenig nach ihren Gebeten fragte. Die Aufhebung der religiösen Orden, der Einzug des Kirchenvermögens und die consequenterweise darauf folgende Plünderung und Zerstörung der prächtigen kirchlichen Bauten und Anstalten haben zu einer noch ärgeren Zerstreuung der Denkmale der spanischen Kunst geführt. Allein bei diesem zweiten und einheimischen Akte des Vandalismus gab es einen armseligen Ersatz. Die Gemälde oder Skulpturen, welche so ihres ursprünglichen Platzes beraubt wurden, sandte man nicht in's Ausland, sondern man bewahrte sie im Lande. An einem armseligen Platze, in erbärmlicher Beleuchtung und traurigen Einfassungen, oft schrecklich vernachlässigt und mit Plunder jeder Art umgeben sieht man jetzt die Meisterwerke spanischer Kunst in den Hauptstädten in ein Lokal zusammengestellt, das man

eine Gallerie nennt, das aber eine Kirche oder ein Refektorium oder ein Kreuzgang eines Klosters war, das zu ihrer Aufnahme nie eingerichtet war und deßhalb gänzlich unpassend dazu ist.

In Italien wurde der nämliche Fehler begangen und überall sonst nachgemacht, nämlich der, daß man ein Kunstwerk von dem Orte wegnimmt, für den es entworfen, gestimmt und eingerichtet wurde, wo es mit Zuthaten umgeben war, die zu ihm paßten, oder die ausdrücklich angebracht waren, um seinen Effekt zu erhöhen, und daß man es an den Wänden einer Halle oder einer Gallerie aufhängt, wo ein Gemälde von Caravaggio mit kolossalen Figuren vielleicht über einem auf's sorgfältigste ausgearbeiteten Breugel hängt, weil Beide für den Platz passen, aber gewiß nicht für das Auge und seine Gesetze des Sehens. Aber jedenfalls ist in anderen Theilen Europas einigermassen Sorge getragen worden, die Gallerie den Mustern, welche sie enthält, anzupassen, und oft wurden prachtvolle Gebäude aufgeführt, um sie aufzubewahren. Der ungeordnete Zustand Spaniens, der noch nicht gestattet hat, die Straßen zu verbessern, hat diese Aufmerksamkeit auf die kostbaren Erzeugnisse seiner Künstler wenigstens in den Provinzen nicht erlaubt. Und wir fürchten sehr, daß, wenn diese lange erschütterte Nation wieder glücklichere Tage erlebt, ihre ersten Anstrengungen sich mehr durch einen Ehrgeiz kundthun werden, Baumwollenspinnereien und Schmelzhütten zu errichten, als für seine Meisterstücke der Kunst Pinakotheken und Glyptotheken zu erbauen. Es lasten auf dem Nationalgewissen Pflichten, Wichtigeres herzustellen, als dieses. Und so schlecht auch der gegenwärtige Zustand der Gemälde in ihren sogenannten Gallerien ist, abgesehen von der Bequemlichkeit, sie zu beschauen, die gewährt wird, so freuen wir uns doch, daß die Kirchen von der Entweihung verschont bleiben, welcher das Haus Gottes im Allgemeinen durch die Neugierde des Gemäldebeschauers ausgesetzt ist.

Aber zur Sache. Spanische Kunst ist in größerem Grade, als jede andere, die Tochter der Religion, weil sie nicht, wie die italienischen oder flämischen Schulen, je ihrer Mutter den Rücken kehrte, noch sich ihren Tadel zuzog, sondern bis zum Ende ihr Kind und ihre Magd blieb, gläubig für sie und nach ihren Grundsätzen wirkend. Es hat in Spanien nie eine profane, oder um uns milder auszudrücken, eine klassische Kunstschule gegeben, eine Schule der Nacktheiten, d. h. der Mythologien, des Heidenthums und der Laster. Ja,

noch mehr. Das außerreligiöse Gebiet der spanischen Malerei würde natürlich das Nämliche, wie das seiner Poesie sein, nämlich die romantische, nicht die klassische Welt. Bei einer Nation, die bis zu dem Zeitpunkte, als ihre Kunst eine große Entwicklung erreichte, noch in den christlichen Krieg gegen die Muselmänner verwickelt war, in welcher der Geist des Ritterthums durch seine zwei Hauptquellen, großen Muth beseelt durch tiefes religiöses Gefühl, länger dauerte, würde es uns nicht Wunder genommen haben, die großen Thaten eines Campeador und seiner Heldenbrüder durch den Pinsel unsterblich gemacht zu sehen, während Mars oder Brutus neben wirklichen, neueren und tapferen Kriegsthaten leicht verachtet bleiben mochten. Aber selbst Angesichts dieser mehr nationalen und edlen Stoffe ist die Malerei in Spanien ihrer jungfräulichen Liebe zu den himmlischen allein treu geblieben; sie hat jene der Poesie überlassen und alles weniger Erhabene, als den Ruhm Gottes und seiner Heiligen, verschmäht.

Mr. Stirling indeß hat alles dies in einer Sprache ausgedrückt, die schlagender und überzeugender sein wird, als irgend etwas, das wir sagen können, da sie von einem Manne kommt, der keineswegs für die katholische Religion parteiisch eingenommen ist. Wir müssen deßhalb einer langen Stelle aus ihm einen Platz einräumen: —

„Spanische Kunst ist, wie spanische Natur, im höchsten Grade national und eigenthümlich. Ihre drei hauptsächlichsten Malerschulen unterscheiden sich von einander im Style, aber sie treffen alle in den großen Zügen zusammen, welche sie von den anderen Schulen Europas unterscheiden. Derselbe tiefreligiöse Ton ist allen gemeinschaftlich. In Spanien allein kann man von der Malerei sagen, daß sie alle ihre Eingebungen aus christlichen Quellen gezogen habe und wie die Architektur des Mittelalters der Exponent eines Volksglaubens sei. Die Männer, welche diese Kunst in Spanien zuerst ausübten, haben ihre Geschicklichkeit allerdings durch das Studium italienischer Muster und durch den Umgang mit italienischen Geistern erlangt. Allein die Geschicklichkeit, welche zu Florenz und Venedig hauptsächlich angewendet worden sein würde, um die Hallen eines Palastes mit den Abentheuern des frommen Aeneas oder die Gemächer einer Dame mit Stellen aus der Kunst zu lieben zu schmücken, wurde zu Sevilla, Toledo und Valencia gewöhnlich dem Dienste Gottes und der Kirche gewidmet. Spanische Maler werden sehr selten in den Regionen der Geschichte und klassischen Mythologie gefunden. Der Berg Sion entzückt sie mehr, als das äonische Gebirge, und der Bach Siloa mehr, als die alte Tiber oder der lorbeerbeschattete Orontes. Ihre Schäferscenen werden nicht in die Thäler Arkadiens, sondern in die Gefilde Judäas verlegt, wo Ruth den Schnittern des Booz nachlas, und wo die Hirten von Bethlehem in der Nacht, als Christus geboren wurde, ihre

Heerden weideten. In ihren Landschaften ist es ein nachsinnender Mönch oder eine Gesellschaft Mönche, was sich durch die Waldeinsamkeit bewegt oder am Rande eines Waldstromes rastet, nicht

„„Gratia cum Nymphis geminisque sororibus audet
Ducere nuda choros.““ [1])

„Ihre Phantasie beschäftigt sich am liebsten mit der Legendengeschichte der [seligsten] Jungfrau und dem Leben und Leiden des Erlösers, mit der glorreichen Gesellschaft der Apostel, dem angenehmen Umgang der Propheten und der edlen Heerschar der Märtyrer und Heiligen, und sie behandeln diesen geheiligten Boden mit gewöhnlicher Feierlichkeit und Anständigkeit ..... Sehr verschieden“ (von denen der italienischen Künstler) „waren die Stoffe, bei welchen Murillo seine höchste Macht entwickelte. Nach dem „„Geheimniß der unbefleckten Empfängniß““ wiederholte er wahrscheinlich häufiger, als irgend einen andern Gegenstand, die „„christliche Liebe des heil. Thomas von Villanueva““; und es war sein bestes Gemälde dieses guten Prälaten, das in Bezug auf Einfachheit und Erhabenheit unnachahmlich ist, welches er emphatisch „„sein eigenes““ zu nennen pflegte.“ [2])

„Die Nüchternheit und Reinheit der Manier, welche die spanischen Maler auszeichnete, ist hauptsächlich dem beschränkenden Einflusse der Inquisition zu verdanken. Palamino [3]) führt ein Dekret dieses Tribunals an, welches die Verfertigung oder Ausstellung unanständiger Gemälde oder Sculpturen bei Strafe der Exkommunikation, einer Geldbuße von fünfzehnhundert Dukaten und einjähriger Verbannung verbietet. Das heilige Officium setzte auch Inspektoren ein, deren Pflicht es war, darauf zu sehen, daß in Kirchen und an anderen öffentlichen Orten keine Werke dieser Art dem Blicke ausgesetzt würden. Pacheco, der Maler und Kunsthistoriker, hatte zu Sevilla diesen Posten inne, und Palamino selbst zu Madrid ..... Eine andere Ursache des Ernstes und Anstandes der spanischen Kunst findet sich in dem Charakter des spanischen Volkes. Die sprichwörtliche Gravität, welche den Spanier, wie sein Kleid, auszeichnet, welche in seinem Benehmen und den gewöhnlichen Phrasen seiner Sprache sich kundgibt, ist bloß ein Zeichen seiner ernsten und nachdenkenden Natur. Der Glaube des Kreuzes, der durch das Blut der Mauren und Christen genährt wurde, erstreckte nirgends anders seine Wurzeln so tief oder breitete sich so weit aus, wie in Spanien. Frommer Enthusiasmus durchdrang alle Klassen, die vornehmen und gelehrten so gut, wie die gemeinen. Die Weisheit des Alterthums konnte den Glauben von Alcala oder Salamanka nicht untergraben, noch der Styl eines Cicero oder Plato ihre Gelehrten verleiten, sich an die Religion Griechenlands oder Roms anzuschließen ..... Nach all' den Revolutionen und

---

1) Horat. Carm. lib. IV, 8; V., 5. 6.
2) Chap. XII. p. 876.
3) Pal. tom. II. p. 138.

Erschütterungen Spaniens, in welchen bischöfliche Kreuze zu Dollars geprägt wurden, um das Vertreiben der auf den Bergen von Biskaja kämpfenden Mönche zu bezahlen, und der Primat zu einem geringeren kirchlichen Preis herabgesunken ist, als unser Sodor und Man, nach allem diesem sehnt sich in Spanien, — das beständig ist, wenn es am treulosesten zu sein scheint, das religiös ist, wenn es sich um den Glauben nicht zu kümmern scheint, — der fromme Katholik darnach, den Glauben Roms wieder erstanden, aufgefrischt, wiedergeboren und unwiderstehlich zu sehen. [1]) Es ist bloß natürlich, daß die in einem so frommen Lande genährte spanische Kunst selbst fromm sein muß. Der Maler ward früh dem Dienste der Kirche gewidmet. Seine ersten Eingebungen nahm er von den bemalten Wänden der Kirchen oder Klöster seines Geburtsortes, wo er als verwunderndes Kind neben seiner Mutter gekniet war, wo er als Knabe gespielt oder gebettelt hatte; ihrer Verschönerung waren seine ersten Anstrengungen geweiht, vielleicht aus Dankbarkeit gegen den freundlichen Karmeliter oder Cordelier, der ihn lesen lehrte oder ihn in den Tagen der Noth mit Brod und Suppe speiste, oder der zuerst den Antrieb seiner jugendlichen Phantasie bemerkte und „„seine verzweifelte Kohle an den Wänden des Klosters““ leitete. Als sich seine Geschicklichkeit vervollkommnete, erhielt er von benachbarten Klöstern Aufträge, und ein gefälliger Bruder machte den Bischof oder einen geschmackvollen Granden der Provinz auf ihn aufmerksam. Die schönsten Schöpfungen seines gereiften Genius sodann dienten zur Verschönerung der Kathedrale oder königlichen Abtei oder fanden ihren Weg in die Gallerie des Fürsten, um in den Gärten flämischer und italienischer Kunst zu blühen. Seine ganze Laufbahn hindurch war die Kirche sein bester und sicherster Gönner. Und auch er war nicht der unwichtigste oder unvolksthümlichste ihrer Diener. Seine Kunst diente nicht bloß zur Ausschmückung und zum Vergnügen, sondern sie wurde zugleich ausgeübt, um den Jungen und Unwissenden, d. h. die große Maße der Andächtigen in den Scenen der evangelischen Geschichte und den erhabenen und rührenden Legenden der Heiligen, die sie von der Wiege an zu verehren gelehrt wurden, zu unterrichten. „„Denn für den Gelehrten und Gebildeten““, sagt Don Juan de Butron, ein Kunstschriftsteller während der Regierung Philipps VI., „„mag geschriebene Kenntniß genügen; aber was leistet für den Unwissenden das, was die Malerei? Er kann in einem Gemälde seine Pflicht lesen, obgleich er es in Büchern nicht kann.““ [2]) Der Maler wurde deßhalb einigermassen ein Prediger,

---

1) „Siehe den trefflichen Artikel über „„Spanien““ in dem Dublin Review, No. XXXVI. art. 4., der eine interessante Skizze über den gegenwärtigen Zustand der spanischen Kirche enthält, die, obgleich sie von einem begeisterten Anhänger entworfen ist, doch eine Kenntniß des Gegenstandes zeigt, der manchen eifrigen Protestanten, die kürzlich über den Gegenstand geschrieben haben, so sehr abgeht, und deren Mangel wenige ihrer protestantischen Leser je zu entdecken scheinen.“ — [Mr. Stirling's Anmerkung.]

2) Discursos Apologeticos. Madrid, 1626, in 4. p. 36.

und seine Werke waren stehende Homilien, anziehender und vielleicht verständlicher, als die, welche gewöhnlich von der Kanzel gehalten wurden. Das ruhige Pathos, das ausdrucksvolle Stillschweigen des Gemäldes konnte das Auge fixiren, welches unter den Glossen des Jesuiten in Schlaf gewiegt worden wäre, und konnte die Herzen sänftigen, welche bei allem Donnern des Dominikaners ungerührt geblieben wären." — Bd. I. S. 10—16.

Wir fühlen indeß sicher, daß unsere Leser wünschen werden, daß wir uns über diesen Gegenstand noch weiter ausbreiten. Es ist unser ernstlicher Wunsch, das Gefühl anzuregen, oder vielmehr den Grundsatz aufzustellen, daß religiöse Kunst religiöse Künstler hervorbringen wird und ohne sie nicht betrieben werden kann. Es ist wohl bekannt, daß die erste italienische Kunst nicht bloß in hohem Grade christlich war, sondern Männer, wie den Beato Angelico, Simone Memmi und Fra Bartolomeo hervorbrachte und in Heiligkeit vervollkommnete. Man wird nun finden, daß die spanische Kunst das Nämliche gethan hat. Wir wollen mit einem berühmten Beispiel beginnen. Aber zuerst wollen wir von dem Aufschwung der Kunst zu Valencia bis zu der Schule, welcher es angehört, Rechenschaft geben. Mr. Stirling beschreibt ihn folgendermassen: —

„Die Stadt Valencia, die so voll Schönheit und Annehmlichkeit ist, daß das Sprichwort sagt, ein Jude könnte daselbst Jerusalem vergessen, war gleichmäßig fruchtbar an Künstlern, Heiligen und Gelehrten. Seine ausgezeichnete Malerschule kam zuerst zur Kenntniß unter der erleuchteten Sorgfalt des guten heil. Erzbischofs Thomas von Villanueva. Erlaucht durch Geburt, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit und nach seinem Tode zur Ehre des römischen Kalenders gelangt, wurde dieser ausgezeichnete Prälat, einst ein Lieblingsprediger des Kaisers Karl V., ein Lieblingsheiliger des Südens, ein Nebenbuhler des heil. Vinzenz Ferrer, und empfing durch die Pinsel von Valencia und Sevilla eine neue Kanonisation. Es gab auf der Sonnenseite der Sierra Morena wenig Kirchen oder Klöster ohne ein Erinnerungsgemälde an den heil. Mann, bei dem Almosengeben von der Wiege an eine Leidenschaft war, der als Kind verstohlener Weise den Hungrigen mit dem Mehl und den Hühnern seiner Mutter zu speisen pflegte und als Erzbischof wie ein Bettelmönch lebte und, als er am Sterben war, alle seine irdischen Güter, mit Ausnahme der Pritsche, auf welcher er lag, unter die Armen vertheilte. Diese Auszeichnung durch Gemälde verdankte man nicht bloß seiner grenzenlosen Mildthätigkeit, sondern seinem freigebigen Schutze der Kunst, den er anwandte, nicht um seine erzbischöfliche Pracht zu erhöhen, sondern um seine Kathedrale zu verschönern und seine Heerde zu belehren und zu bessern." — Bd. I. S. 353—4.

Ein Heiliger hat demnach die Ehre, der Stifter und Gönner der Schule von Valencia zu sein; und wir dürfen uns nicht wundern,

wenn sie Heilige unter ihren Künstlern hatte. Eine ihrer größten Zierden, sowohl in Geschicklichkeit, als in Tugend, war Vincente de Juanes, der unter dem Namen Juan de Juanes allgemeiner bekannt ist. Mr. Stirling soll noch einmal selbst sprechen und über diesen großen Künstler berichten: —

„Er war ein Mann von ernster und frommer Gesinnung, und sein Pinsel beschäftigte sich nie mit weltlichen Gegenständen, noch arbeitete er im Dienste von Laien, sondern weihte sich ganz der Religion und der Kirche. Cumberland hegte im Jahre 1782 noch Zweifel, ob sich selbst damals eines seiner Gemälde in den Händen eines Laien befunden habe. Bei diesem frommen Meister war Enthusiasmus für die Kunst Eingebung von oben, das Malen eine feierliche Arbeit und das Atelier ein Oratorium, wo jedes neue Werk mit Fasten und Gebet begonnen wurde. Sein heiliger Eifer wurde durch die Gunst der Gelehrten und Würdenträger der Kirche belohnt. Für den Erzbischof entwarf er eine Reihe von Tapeten über das Leben der seligsten Jungfrau, die für die Kathedrale auf den Webestühlen Flanderns gewoben wurden. Er wurde von dem Kapitel und für die meisten Pfarrkirchen der Stadt reichlich beschäftigt, und viele seiner Werke zierten die Klöster der Karmeliter, Dominikaner, Jesuiten, Franziskaner und Hieronymiten ..... Er wurde auch durch weit höhere Aufträge, als die von Aebten und Erzbischöfen beehrt, durch Aufträge, die zu den höchsten Beweisen himmlischer Gunst gehörten, die dem frommen Künstler erwiesen werden konnte. Am Abend vor Mariä Himmelfahrt erschien die seligste Jungfrau dem Fray Martin Alberto, einem Jesuiten von Valencia, und befahl, es solle ihr Gemälde gemalt werden, wie sie ihm erschienen sei, in einen weißen Rock und einen blauen Mantel gehüllt und auf dem zunehmenden Monde stehend; über ihr solle die mystische Taube schweben und man solle sich den ewigen Vater aus den Wolken herabneigen sehen, während ihr göttlicher Sohn ihr eine Krone auf das Haupt setze. Der Jesuit ersah Juanes, dessen Beichtvater er war, aus, dieses ehrenvolle, aber schwierige Werk auszuführen, und beschrieb ihm seine glorreiche Vision mit großer Genauigkeit. Die ersten Skizzen indessen fielen nicht gut aus, und die Kunst des Malers blieb weit hinter dem glänzenden Traume des Bruders zurück. Beide unterzogen sich deßhalb religiösen Uebungen und mit ihren Gebeten vereinigten sich die anderer heiliger Männer. Jeden Tag beichtete und kommunizirte der Künstler, ehe er seine Arbeit anfing, und er stand oft ganze Stunden mit seinen Pinseln und seiner Palette in der Hand da, ohne die göttliche Figur zu berühren, bis sein Geist in ihm durch die Inbrunst seines Gebetes angefeuert war. Seine Frömmigkeit und seine Ausdauer überwanden endlich alle Schwierigkeiten, und er schuf ein edles Gemälde unserer Frau ganz nach der Erscheinung, das lange den Altar der „„unbefleckten Empfängniß““ im Jesuitenkloster zierte und unter den Künstlern durch seine Vortrefflichkeit und unter den Mönchen durch seine wunderthätige Kraft berühmt wurde. In Valencia hatte es den Beinamen „„La Purisima““ und war durch

einen Kupferstich weit bekannt; nach der Vertreibung der Jesuiten blieb es in ihrer Kirche bis zu dem Unabhängigkeitskrieg; sein nachfolgendes Schicksal aber ist nicht erwähnt worden." — I. Bd. S. 356—8.

Allein Spanien hat im wahrsten Sinne des Wortes einen Malerheiligen erzeugt. Sein Leben ist in jeder Beziehung so schön, daß wir, obgleich es einen bedeutenden Raum einnimmt, der Versuchung, es weitläufig zu geben, wie es von Mr. Stirling entworfen wurde, nicht widerstehen können, wobei wir bloß vorausschicken, daß wir dadurch einige Leichtfertigkeiten, die in der Erzählung gefunden werden, nicht billigen wollen: —

Obgleich Spanien viele fromme Künstler, sowohl Geistliche als Laien, hervorgebracht hat, so wurde doch die Ehre der Heiligsprechung allein dem Pedro Nicolas Factor zu Theil. Sein Vater Vincente Factor war von Sicilien gebürtig und trieb das Schneiderhandwerk; als er nach Valencia kam, um sein Glück zu machen, schlug er dort seinen Wohnsitz auf und heirathete Ursula Estana. Die erste Frucht dieser Verbindung war ein Sohn, Namens Bautista, der nachher ein angesehener und tüchtiger Rechtsgelehrter zu Xativa wurde; der zweite war Pedro Nicolas, der so genannt wurde, weil er am Feste des heil. Petrus 1520 geboren wurde und weil sein Vater zu dem heil. Nicolaus eine besondere Verehrung hegte. Diese glückliche Geburt fand Statt in einem Hause, das an das Augustinerkloster stieß und nachher demselben einverleibt wurde, und in einem Zimmer, welches den Platz einnahm, an welchem nachher die Hostie aufbewahrt wurde. Zu Ehren des Ereignisses pflegten der Schneider und seine Frau in den folgenden Jahren jedesmal am Feste des heil. Nicolaus die Füße von zwölf armen Männern und einem Priester zu waschen, ihnen ein Mahl und Jedem zwei Realen in Geld zu geben. Das heilige und künstlerische Streben ihres zweiten Sohnes begann sich bald zu entwickeln. Schon als Kind fand er großes Vergnügen am Fasten; das Betzimmer seiner Eltern war sein Lieblingsort und kleine Altäre und Bilder von Heiligen zu machen sein liebster Zeitvertreib. Als er eines Tags in der Schule seine Aufgabe vernachlässigte, wurde dies von einem andern Knaben dem Lehrer boshafterweise angezeigt, dessen lederner Riemen, der ihm statt des Stockes diente, sogleich auf den Schultern des künftigen Heiligen tanzte und nicht blos erneuerte Anstrengung, sondern eine Entfaltung christlicher Sanftmuth hervorrief, die unter Knaben oder Männern höchst selten ist; denn anstatt daß der Gezüchtigte, sobald ihm der Lehrer den Rücken kehrte, mit dem Verräther Händel anfing, küßte er demüthig seine Hand und dankte ihm für den guten Dienst. Seine Speisen und Kleider gab er oft den Armen und viele Zeit brachte er in den Spitälern und mit der Pflege der Kranken hin, namentlich solcher, welche mit Aussatz oder anderen eckelhaften Krankheiten behaftet waren. Zu gleicher Zeit lag er seinen theologischen Studien mit großem Eifer ob und verschaffte sich auch Kenntniß von der Malerei, obgleich der Name seines Lehrers nicht erwähnt wird. Sein Vater, der durch die Nadel reich ge-

worden zu sein scheint, wünschte ihn als Kleiderhändler zu etabliren und bot ihm zu diesem Zwecke tausend Dukaten an; allein da der Mönch in ihm mächtig war, widerstand er den väterlichen Zumuthungen und trat in seinem siebenzehnten Jahre in das Franziskanerkloster von St. Maria de Jesus ein, welches eine Meile von Valencia entfernt lag. Hier zeichnete er sich während seines Noviziats durch seine strenge Beobachtung der Ordensregeln aus und legte seine Gelübde am ersten Sonntag im Advent 1538 ab. Sein Leben war fortan der ernsten Erfüllung aller Pflichten und der Ausübung jeder Abtödtung gewidmet, die in den Augen seines Landes und seiner Kirche den Charakter eines Bettelmönchs erheben und zieren können.

„Sobald er das gehörige Alter erreicht hatte, empfing er die Weihen und wurde zum Prediger am Franziskanerkloster zu Chelva, einem durch seine Legenden nicht unbekannten Hause bestellt. In dem Garten desselben sah man nie Sperlinge, obgleich die daranstoßenden Mauern von denselben wimmelten, weil in früheren Zeiten ein frommer Mönch, der den Garten besorgte und dessen Gemüse durch ihre Verheerungen litten und dessen Seele dadurch betrübt wurde, um ihre ewige Verbannung gebetet hatte. Unter den Schattengängen dieses Gartens befand sich eine Höhle, die sogenannte Höhle der Märtyrer, weil sie das Lieblingsoratorium zweier Religiosen gewesen war, welche nachher von den Ungläubigen Granada's getödtet wurden. In diesen sperlingslosen Schattengängen brachte Faktor viele Zeit zu, und da er selbst nicht im Stande war, sich zu seiner Befriedigung zu kasteien, so veranlaßte er einen Novizen, ihn zu geißeln, bis sein Körper so zerfleischt und mit Blut übergossen war, daß sein Herz zufrieden war. Sein Eifer für seine Geißelung war außerordentlich. Als er in dem Franziskanerkloster zu Valencia die Stelle eines Novizenmeisters (es waren zweiundzwanzig Novizen) versah, kehrte er häufig die gewöhnliche Stellung von Novize und Meister um und veranlaßte sie, ihn der Reihe nach zu geißeln, indem er dem einen befahl, ihm ein Dutzend Streiche für die zwölf Apostel, einem andern, ihm fünfzehn für die fünfzehn Stufen des Tempels, und den übrigen, ihm aus ähnlichen Vorwänden eine andere Anzahl zu geben, bis er von Allen gegeißelt worden war. Wenn er gezwungen war, sich mit eigenen Händen zu geißeln, so begleitete er die Hiebe mit einem feierlichen Gesang. Im Chor, am Altar und auf der Kanzel war er gleichfalls in Erfüllung seiner heiligen Funktionen unermüdlich. Da er ein guter Musiker war, so waren bei den musikalischen Theilen des Gottesdienstes seine Dienste hoch geschätzt, und sein Ruf der Heiligkeit zog viele Leute in die Kirche, wo er funktionirte. Wenn er im öffentlichen oder Privatgebet befangen war, verfiel er häufig in Ekstasen oder Entzückungen, die manchmal von langer Dauer waren und während welcher er so wenig von materiellen Dingen wußte, daß zweifelnde Anwesende ihm manchmal Nadeln ins Fleisch bohrten, ohne dadurch seine Aufmerksamkeit zu erregen. Als Prediger gewann ihm seine Beredtsamkeit und sein Ernst hohen Ruhm. Auf der Kanzel strahlte sein Antlitz oft von übernatürlichem Lichte, und einmal blieben eine Henne und ihre Küchelein, die sich in die Kirche verlaufen hatten, bewegungslos

zu seinen Füßen stehen, als wäre er ein zweiter heil. Antonius gewesen, „„was,"" wie sein Biograph mit Nachdruck sagt, „„Jedermann als ein Wunder ansah."" Seine Demuth war so groß, daß er häufig in dem Kreuzgang oder selbst auf der Straße sich niederlegte, um die Füße der Vorübergehenden zu küssen. Seine Mildthätigkeit war grenzenlos, und man sah ihn selten mit einer andern Kleidung, als seiner braunen Kutte, weil er sich nicht enthalten konnte, die unteren Kleider, mit denen ihn seine Freunde versahen, wegzugeben; und eine seiner wenigen Erholungen war die, mit einem Löffel in der Hand an der Thüre seines Klosters zu stehen und der bettelnden Menge Suppe, „„Olla"" und geistlichen Rath auszutheilen. Kein Heiliger im Kalender hat strenger gefastet, keiner ist anstrengender baarfuß gegangen und hat sich von Brod und Wasser genährt. Wie sein großes Oberhaupt, der heil. Franz de Paula,[1]) war er ein entschiedener Weiberhaßer; aber trotz seiner Arbeiten, seiner Abtödtungen und seiner Gebete wurde er manchmal, wie andere heilige Männer, von Dämonen in schönen, verführerischen Gestalten versucht. Seine heftigste Versuchung dieser Art fand in seiner eigenen Zelle in der Nacht der heil. Ursula statt, wo er in großer Gefahr war, zu unterlegen, wäre nicht diese jungfräuliche Märtyrerin in einer Fluth der Glorie erschienen und hätte den Versucher verscheucht.

„Beim Malen war sein Lieblingsgegenstand das Leiden unseres Herrn, nach dem er sein eigenes Leben einzurichten versuchte, und welches manchmal seine Phantasie so mächtig anregte, daß er sich an einsame Orte in den Bergen zurückzuziehen pflegte, um mit Thränen darüber Betrachtungen anzustellen. Er malte viele Darstellungen dieses religiösen Geheimnisses in seinem Kloster von Santa Maria de Jesus, wo er den größeren Theil seines Lebens hingebracht zu haben scheint. Er besuchte indessen häufig andere religiöse Häuser, namentlich solche, deren Quardian er war, wie die von Chelva, Val de Jesus, und Gandia. Für diese Anstalten fertigte er Gemälde, manchmal in Fresco, und erläuterte und erklärte sie nicht selten durch fromme Verse, die er selbst dichtete.

„Sein Ruhm der Heiligkeit hatte sich weit und breit verbreitet, als die Stifterin des königlichen Klosters der baarfüßigen Nonnen zu Madrid, die Infanta Juana, im Jahre 1559 mit der Erlaubniß des Königs ihn zum Beichtvater der Nonnen ernannte. In diesem Nonnenkloster, das reich an Reliquien ist, die von Königen und Päpsten gestiftet wurden, fertigte er ein Gemälde „„Christus an der Säule."" Allein das Ceremoniell und die Zerstreuungen des Hoflebens beunruhigten bald seine ernste Seele und führten ihn zu dem Entschlusse, zu der Ruhe seines Klosters zurückzukehren. Mit seinem Stab in der Hand und seine Lenden zur Reise gegürtet, durchschritt er die Alleen des Prado und das Thor von Atocha und wandte sich seitwärts, um in der stattlichen Kirche, die der Jungfrau von Atocha, einem der ältesten und heiligsten Bildnisse in Kastilien, gewidmet ist, ein Gebet darzubringen. Als er an ihrem prachtvollen Schreine unter dessen silbernen Lampen kniete, wo sich so viele gekrönte Häupter

1) Der heil. Franz von Assisi.

vorher und nachher gebeugt haben, redete ihn, wie erzählt wird, das Bild auf wunderbare Weise mit diesen Worten an: „„Fray Nikolaus, warum gehst du und läßest die Bräute meines Sohnes allein?““ (Porque te vas, y dexas solas las esposas de mi Hijo?) Durch das Wunder in Staunen und Schrecken versetzt, blieb der arme Beichtvater sprachlos und zitternd, bis die Jungfrau, welche bloß so gesprochen zu haben schien, um seinen Glauben zu prüfen, ihn durch die Worte beruhigte: „„Geh' in Frieden““ (Vete in buen hora), was er auch that, und so kam er sicher unter dem Schatten seiner heimathlichen Palmbäume im Garten von Valencia an.

„Den Rest seines Lebens brachte er zum größten Theil in dem Kloster Sta Maria de Jesus zu, wo er in dem Kreuzgang den „„Triumph des Erzengels Michael““ malte und die Chorbücher mit Illuminationen ausstattete und sich unter seinen Mitbrüdern durch geistige Gaben immer mehr auszeichnete, indem er mit dem Bildnisse unserer Frau häufig geheimnißvolle Zwiegespräche führte, und „„in Wundern und Heiligkeit leuchtete, wie die Sonne unter den Sternen.““

„Im Jahre 1582 unternahm er eine Reise nach Katalonien, wo er achtzehn Monate verweilte, indem er die verschiedenen Klöster besuchte und in den vornehmsten Städten predigte. Bei seiner Rückkehr nach Valencia im November 1583 wurde er von einem Fieber ergriffen, welches ihn bei seinem durch Anstrengungen und Entbehrungen bereits erschöpften Körper am 23. December im dreiundsechzigsten Lebensjahre wegraffte. Auf seinem Todbette entwickelte er die nämliche Demuth und Frömmigkeit und bewährte die geistige Auszeichnung, wegen welcher er in seinem Leben merkwürdig gewesen war; sein letzter Wunsch war, in einem Misthaufen begraben zu werden, und um Mitternacht vor seinem Tode drangen Laute himmlischer Musik aus seiner Zelle. Sein Leichnam wurde zur Schau ausgestellt und von dem Großmeister von Montesa, von vielen Edlen und dem ganzen Klerus von Valencia besucht; und man war so heftig auf Reliquien von dem todten Mönche aus, daß ein armer Student unter dem Vorwande, seine Füße zu küssen, in Wirklichkeit zwei Zehen abbiß, ehe der Leichnam in seinem prachtvollen Grabe in der Kapelle eingesetzt wurde. Alle seine Aussprüche und Handlungen wurden sorgfältig aufgezeichnet, und sein Freund, Fray Cristoval Moreno, sandte einen Mönch nach Katalonien, um die Einzelheiten seiner letzten Reise zu sammeln, welche nachher in dem 1588 mit Erlaubniß des Patriarchen Juan de Ribera veröffentlichten Leben aufgeführt sind. Es waren dort zahllose Beispiele seiner prophetischen und wunderwirkenden Kräfte angeführt, worin er seinem Freunde, Luis Beltran, gleichkam, der ebenfalls ein Heiliger von großem Ansehen zu Valencia wurde. Als Factor einen Bericht von dem Tode des Königs während der Sitzung der Cortes zu Monçon im Jahre 1563 vernahm, soll er sich in seine Zelle zurückgezogen und nach einer schweren Selbstkasteiung vom Himmel eine Mittheilung erhalten haben, daß jener Bericht grundlos sei, wie es sich auch herausstellte. Der Sieg von Lepanto und der Tod der Königin Anna wurden ihm zu Valencia zur nämlichen Zeit angekündigt, zu der sie stattfanden, der eine im Meerbusen von Korinth und der andere in der

Hauptstadt Spaniens. Unzählige Kranke wurden durch sein Gebet hergestellt, und durch die Kraft einer Locke seines Haares erlangte die Frau eines Strumpfhändlers zu Barcelona eine gesunde und leichte Niederkunft, und ein Rektor der nämlichen Stadt wurde von der Gicht in seinen Füßen geheilt. Es fanden sich Zeugen, die schworen, sie haben an den Händen des Mönchs die Stigmata oder die Zeichen der Nägel gesehen, wie die unseres Herrn und des heil. Franz de Paula (von Assisi). Diese und ähnliche Wunder verschafften endlich Factor die Ehre der Heiligsprechung durch Papst Pius VI., welcher ihn am 17. August 1786 für einen beato oder einen Heiligen zweiten Ranges erklärte. Im Jahre 1787 wurde ihm zu Ehren von der königlichen Akademie von San Carlos zu Valencia eine Medaille mit seinem Kopfe geprägt, und im Jahre 1789 wurde von Moles ein kleiner Kupferstich des neuen Heiligen ausgeführt.

„„Factor's Gemälde,"" sagt Cean Bermudez, „„zeigten, obgleich sie im Kolorit etwas arm sind, in der Zeichnung ein bedeutendes Geschick;"" und sie waren voll des frommen Ausdrucks und Gefühls, welches dem Pinsel angehört, der aus der Fülle eines frommen Herzens spricht. Unglücklicherweise weiß man von keinem seiner Werke, ob es noch vorhanden ist, sei es in dem Museum von Valencia oder in der königlichen Gallerie zu Madrid; vielleicht hat keines derselben den Fall der Klöster überlebt..... Ponz hielt den „„Triumph des Erzengels Michael"" im Kloster Santa Maria de Jesus für das beste Werk des Malers, indem er es der Schule Michel Angelo's für würdig pries und die Unbilden beklagte, die es von der Zeit und der Vernachläßigung erlitten hatte.

„Moreno hat einige Fragmente von Factor's Schriften, in Prosa und in Versen, aufbewahrt. Erstere bestehen hauptsächlich aus Briefen an Nonnen. Es findet sich darunter ferner ein sonderbares „„Geistiges Alphabet"" (Abecedario Espiritual), in welchem jeder Buchstabe mit einem Namen oder einem Titel des höchsten Wesens, — z. B. A. Amor mio, B. Bien mio, C. Criador mio, u. s. f. beginnt. Die Verse sind fromme Hymnen auf die „„Liebe Gottes,"" die „„Vereinigung der Seele mit Gott,"" und ähnliche Gegenstände." — S. 368—379.

Es könnten von der Frömmigkeit der spanischen Künstler noch viele andere Beispiele gesammelt werden. Mr. Stirling beschreibt Vargas, einen ausgezeichneten Maler, folgendermaßen: —

„Vargas starb im Jahre 1568 zu Sevilla mit dem Rufe eines großen Malers und eines guten und liebenswürdigen Mannes. Seiner natürlichen Bescheidenheit und wohlwollenden Gesinnung fügte er die aufrichtige und glühende Frömmigkeit hinzu, die unter den Künstlern jener Zeit nicht ungewöhnlich ist und für einen Mann so passend ist, dessen täglicher Beruf unter den erhabenen Geheimnissen der Religion ist und von ihm erfordert, seine Betrachtungen auf himmlische Dinge zu richten. Nach seinem Tode fand man in seinem Zimmer die Geißeln, mit welchen er sich selbst kasteite, und einen Sarg, in den er sich in den Stunden der Einsamkeit und Ruhe zu legen und sein letztes Ende zu betrachten gewohnt war. Ungeachtet dieser geheimen Kasteiungen war er zugleich ein Mann von Witz und Humor, wie sich aus seiner Antwort an einen anderen

Maler ergibt, welcher seine Meinung über ein schlechtes Gemälde: „„Unser Heiland am Kreuz““ zu hören wünschte, „„mir deucht es,““ antwortete Vargas, „„daß er sagt, Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.““ — S. 313. —

Ferner, Nikolaus Borroes war nicht bloß ein Maler von großem Talent, sondern auch ein Religiose „von ängstlicher Frömmigkeit und strenger Lebensweise.“ [1]) Fray Juan Sanchez Cotan war ein anderer sehr ausgezeichneter religiöser Maler. Er war vor seinem dreiundvierzigsten Jahre kaum bekannt, als er 1604 Karthäuser wurde.

„Dieser Schritt,“ sagt Ceau Bermudez, „trug sehr viel zu seinem Fortschritt in der Tugend und Malerei bei, und wie andere heilige Künstler fand er im Gebet seine beste Eingebung..... Fray Juan wurde bei seinem Tode, welcher 1627 zu Granada stattfand, „„sowohl zu den ehrwürdigsten Mönchen, als zu den besten Malern Spaniens““ gerechnet. „„Er hatte,““ sagt Palomino, „„seine in der Taufe empfangene Gnade und seine jungfräuliche Reinheit bewahrt;““ seine Brüder pflegten ihn „„den heiligen Bruder Juan““ zu nennen.“ [2])

Einer der auffallendsten Charaktere in der Geschichte der Kunst ist gewiß Alonso Cano, eine Mischung von Geschicklichkeit in seiner Kunst, von Sonderlichkeit in der Lebensweise und von Herzensgüte. Er wurde Kanoniker von Granada, ohne die Weihen erhalten zu haben, und die Heftigkeit seines Temperaments verwickelte ihn in alle Arten von Unfällen. Nachdem er aber abgesetzt und durch königliche Begünstigung, die in Spanien der Kunst nie verweigert wurde, wieder eingesetzt worden war, „widmete er den Rest seines Lebens hauptsächlich frommen Uebungen und Werken der Nächstenliebe. Armuth und Elend wandten sich nie vergebens an ihn, und seine Einnahmen wurden, sobald sie gewonnen waren, unter Wittwen und Waisen vertheilt. Seine Börse war deßhalb oft leer, und wenn er bei solchen Gelegenheiten in der Straße einem Bettler begegnete, dessen Geschichte ihn rührte, so ging er in den nächsten Laden, bat um Feder und Papier und skizzirte einen Kopf, eine Figur oder eine architektonische Zeichnung und gab diese als Almosen her, mit der Weisung, zu dem Preise, den er dafür festsetzte, einen Käufer zu suchen. Da seiner Herzensgüte die Gewandtheit seiner Hand gleich kam, so vervielfältigten sich diese als Almosen gegebenen Zeichnungen rasch, und eine große Sammlung von ihnen kam in den Besitz Palomino's.“ [3])

Sein Tod war äußerst erbaulich und exemplarisch, jedoch nicht

1) Bd. I. S. 380. 2) S. 436, 439. 3) Bd. II. S. 791.

ohne einen Anstrich von seinen zwei anderen charakteristischen Eigenschaften — seinem künstlerischen Gefühl und der Sonderlichkeit seines Geistes. Er wies den Beistand seines Pfarrgeistlichen zurück, weil er erfahren hatte, er habe bekehrten Juden die Kommunion gereicht, gegen welche er eine fast an Wahnsinn grenzende Abneigung hatte, die in ihren Kundgebungen sehr drollig war. Und als die Person, welche er zu seinem Beistand ausgewählt hatte, ihm in seinen letzten Augenblicken ein schlecht ausgeführtes Kruzifix vorhielt, stieß es Cano mit seiner schwachen Hand bei Seite. Der gute Mann war darüber betroffen und erinnerte ihn, was es wäre, indem er sagte: „Mein Sohn, was thust du? Dies ist das Bildniß unseres Herrn, des Erlösers, durch den du allein selig werden kannst." „Das glaub' ich auch, Vater," sagte der Sterbende, „gleichwohl behelliget mich nicht mit diesem Ding, sondern gebt mir ein einfaches Kreuz, damit ich ihn anbete, wie er in sich selbst ist, und wie ich ihn mir in meinem Geiste vorstellen kann." [1]) Niemand, der Alonso Cano's eigene Darstellung der Kreuzigung gesehen hat, wird über seinen Eckel staunen; wir erinnern uns nicht, ein wirksameres und ergreifenderes Gemälde davon gesehen zu haben, als ein von ihm ausgeführtes zu Sevilla.

Wir haben indeß in dem Bericht über Alonso Cano's Tod einen andern Zug, den wir nicht gerne übergehen. Er war dem Kapitel von Granada, dem er von Philipp IV. aufgedrungen worden war, sehr unangenehm gewesen, lag mit den Kanonikern in beständigem Streit, wurde zuletzt ausgestoßen und gegen ihren Willen wieder eingesetzt, und man erzählt uns, „er habe dem Kapitel den Versuch, ihn abzusetzen, nie vergeben." (S. 795.) Als er indeß krank wurde, genehmigte gleichwohl das Kapitel, wie aus Einträgen in dessen Büchern hervorgeht, am 11. August nicht bloß fünfhundert Realen „für den Kanoniker Cano, da er krank und sehr arm und ohne Mittel sei, den Doktor zu bezahlen," sondern acht Tage nachher bewilligte es weitere zweihundert, um ihm „Geflügel und Konfekt" zu kaufen. Es war sicherlich nicht das, was wir Nächstenliebe nennen, sondern das, was Nächstenliebe ist, was diesen menschenfreundlichen Beschluß diktirte,

---

1) Seite 798. Wir haben das Neutrum in Mr. Stirling's Uebersetzung in das Maskulinum verwandelt. Das Spanische kann beides sein, allein der letzte Satz zeigt, daß die Worte auf unseren Herrn und nicht auf das Kreuz bezogen werden müssen.

der dem einer modernen Korporation zu Gunsten eines abgeschiedenen Bruders sehr unähnlich ist.

Gleichfalls ausgezeichnet in den beiden Gebieten der Religion wie der Kunst waren Pacheco, Carducho, Cespedes, vielleicht das größte künstlerische Genie Spaniens, und wenn wir aus ihrer Wahl außerordentlicher wie der Lieblings-Gegenstände ein Urtheil entnehmen dürfen, Morales, „der Göttliche," und Zurbaran. Allein unsere Leser werden begieriger sein, zu erfahren, welches der moralische und religiöse Charakter des Fürsten der spanischen Maler, Murillo's, war. Wir glauben, die Inschrift, welche er als das Motto seines Lebens für sein Grab auserwählte, wird besser, als viele Werke, seine Grundsätze ausdrücken. Sie lautete —

„VIVE MORITURUS."

„Lebe wie Einer, der sterben muß." Mr. Stirling schreibt: „Ein Freund des guten Miguel Manara und Verehrer des heiligen Almoner (heiligen Thomas) von Valencia übte er die Nächstenliebe, welche sein Pinsel predigte, praktisch aus, und sein Leichenbegängniß wurde durch die Gebete und Thränen der Armen geheiligt, welche an seinen Gutthaten Theil genommen hatten. Seine Geschichte rechtfertigt das ermahnende Motto, welches auf seinem Grabe eingegraben ist; er hatte gelebt, wie Einer, der sterben muß."[1] In der That sind seine heiligen Gemälde ebenso viele Beweise seiner tiefen religiösen Empfindungen.

Wir haben uns in dieser Kritik von Mr. Stirling's Werk nicht in bloße artistische Einzelheiten eingelassen. Denn in diesem Punkte müssen sich unsere Leser an das Buch selbst wenden. Es enthält Ungenauigkeiten, wo religiöse Gegenstände behandelt werden, und wie in allen protestantischen Werken über Spanien, finden sich darin die Gemeinplätze von „Aberglauben," „Pfaffentrug," „Götzendienst" u. s. f. Die Auszüge dagegen, welche wir gegeben haben, werden zeigen, daß er trotz aller dieser Vorurtheile (die gegenwärtig zu gemein sind, als daß man sie bei einem verfeinerten und warmen Kunstliebhaber hätte erwarten sollen) für den hohen religiösen und moralischen Ton der spanischen Künstler sowohl, als der spanischen Kunst vollständig Zeugniß ablegt. Abgesehen davon hat uns Mr. Stirling das erste seines Gegenstandes würdige Werk gegeben, welches die englische Literatur

1) Bd. II. S. 901.

besitzt. Er hat nicht viel Neues gefunden, auch war dies nicht zu erwarten. Fleißige Forscher sind ihm vorangegangen und haben schätzbares Material gesammelt, welches Mr. Stirling geschickt umgebildet und sehr gefällig wiedergegeben und angeordnet hat. Das Wörterbuch von Ceau Bermudez ist eine große Vorrathskammer für die Literatur der spanischen Kunst und muß für jeden Versuch ihrer Geschichte den Grundstock bilden. Aber außerdem hat Mr. Stirling jedes andere Werk oder zerstreute Dokument, das den Styl, Charakter oder die Leistungen jedes großen Künstlers beleuchten kann, sorgfältig aufgesucht und fleißig benützt. Wir empfehlen deßhalb sein Werk von Herzen und hoffen gerade deßwegen, es von seinen Fehlern gereinigt zu sehen, welche, während sie jeden katholischen Leser schmerzlich berühren, nicht weniger gegen den guten Geschmack verstoßen, der bei einem Schriftsteller über Kunst kein geringes Erforderniß ist.

Während wir das Werk Mr. Stirling's lasen und uns in Bezug auf dasselbe angenehmem Nachsinnen hingaben, wurden unsere Gedanken unwillkührlich auf einen Gegenstand gelenkt, der mit seinem Inhalt zusammenhängt. Hier sehen wir dies natürliche Entstehen einer großen nationalen Kunstschule, die sich mit großen Prinzipien, mit anerkannten Vorbildern, mit erhabenen, aber verstandenen Gegenständen, mit bestimmten Grenzen für die Einbildungs- und Erfindungskraft entwickelt, und die bei völliger Anhänglichkeit an all' dieses, während sich jede Zuthat mit der Zeit ändert, mit geziemender Mannigfaltigkeit eine Einheit des Zweckes, des Gedankens und des Erfolgs erzeugt, welche sie wesentlich und ausschließlich zur Schule des Volkes macht. Hier erfaßt der Geist sogleich die kontrollirende und modifizirende Macht, welche all' dies bewirkt hat: die einzige wirkliche Einheit des Gedankens, des Gemüths und der Neigungen — die Religion. Sobald sie vorhanden war, gab sie der spanischen Kunst Wachsthum. Sie begann und vollendete sie. Die Grundsätze, die Vorbilder, die Gegenstände, die Grenzen, alles waren ihre Vorschriften.

Wir sind jetzt im Begriffe, ein großes mit der Kunst in Verbindung stehendes Experiment zu machen, über welches die Nachwelt den Ausspruch thun wird, ob es ein großer Triumph gewesen ist oder arg fehl geschlagen hat. Zuerst wollen wir auf die Kunst die Macht des ungeheuren mechanischen Druckes, die große Entdeckung unserer Zeit anwenden. Der alte Römer hat seine Säule aus Porphyr langsam mit Stahl und Sand ausgehauen und geglättet; wir würden sie mit

Schießpulver aus dem Felsen sprengen und sie mit einer Dampfsäge wie Kreide schneiden. Der Grieche meißelte seine Statuen geduldig aus dem hartnäckigen Marmor, wir pressen die unsrigen in Carton-Pierre, oder formen sie mit Töpferzeug und nennen sie parische. Wir schneiden Eisenstangen, wie unsere Voreltern Papier; wir bilden Alles aus Allem — aus Glas, Gutta-Percha, Papiermaché, Eisen, Filz, Zink, Lehm; auf den Stoff kommt es nicht an, wenn nur genug Druck angewendet werden kann. So weit ist es gekommen und wir sind entschlossen, unseren Grundsatz auf das Gebiet der Kunst anzuwenden. Wie viel Generationen von Menschen waren nicht nöthig, um eine große Kathedrale zu errichten! Ihr Erheben vom Boden war das Werk von Jahrhunderten, so daß die Gesetze, welche es leiteten, eines nach dem anderen in Abgang kamen, und jedes Gebäude als die aufgebaute Chronik der nationellen Architektur dasteht, in welcher von der Krypte bis zum Giebel die Revolutionen des Geschmacks und die Entwicklungen architektonischer Geschicklichkeit in deutlichen Hieroglyphen verzeichnet sind. Jetzt dagegen sieht die Themse in wenigen Jahren vom Leben eines Architekten ihre Ufer durch ein Gebäude mit den Dimensionen von sechs oder noch mehr Kathedralen gekrönt, ein Gebäude, das eins ist im Plan, in der Zeichnung, im Material und in der Ausführung. Der Pallast von Westmünster ist eine Erscheinung, wie sie die Welt seit den Tagen der römischen Baukunst nicht mehr gesehen hat. Wie würde der alte Krahn auf dem First der kölner Kathedrale, wenn er seinen Hals weit genug emporstrecken könnte, über die luftigen Schienenwege staunen, welche das englische Bauwerk besteigen, ein Plan, der über ihren höchsten Thürmen schwebt; und der Marmor, wenn er sähe, wie ein Knabe eine Last, deren arme Flächen sonst eine halbe Stunde lang geächzt und geseufzt hätten, bis sie in die Schwebe gebracht worden, und noch viel länger bis sie an ihren bestimmten Platz gelangt wäre, ruhig zum Giebel sich erheben läßt und sie auf ihrem bestimmten Lager niedersetzt! Dank hiefür unserer mechanischen Geschicklichkeit und Gewalt.

Nachdem wir so gleichsam durch Zauberei das Gebäude errichtet haben, wollen wir versuchen, ob wir nicht bei der Ausschmückung desselben durch Malerei auf dieselbe Weise vorschreiten können. Wir haben anerkanntermeise keine britische Malerschule. Wir haben wahrscheinlich den besten Thiermaler und den besten Seemaler, und einige der besten Landschafts- und Porträtmaler in Europa. Aber gleichwohl haben wir keine Schule, Landseer und Stanfield stehen allein; unsere

Porträtmaler machen Abbildungen, aber keine Gemälde. Unsere Historienmaler schaffen nichts, was einer Schule nahe käme, obgleich sie zu derselben Akademie gehören, die nämlichen Modelle copiren und in der nämlichen Stadt leben. Man denke sich Herbert's Haus von Nazareth und Etty's Johanna d' Arc neben einander an der nämlichen Wand hängend und sage, was sie Gemeinschaftliches haben. Gut — da wir es vernachläßigt haben, eine nationale Kunstschule zu bilden und zu erziehen, so wollen wir versuchen, ob wir nicht eine schaffen können. Urplötzlich muß und zumal unser gewohnter Fortschritt durchgesetzt werden; weite Räume müssen mit Frescogemälden überdeckt werden, die Alles hinter sich lassen, was Italien und Spanien je ihren Künstlern geöffnet haben; und die erste Kundgebung der erhabenen Kunst muß in unserem Lande nicht ein roher Embryo oder ein Versprechen größerer Dinge, sondern eine großartige und vollendete Schöpfung sein, die jedes Gebiet des Heiligen und Profanen, des Alten und Neuen, der See und des Landes, des Kriegs und Friedens, der Fabel und Geschichte von Arthur, dem Fürsten der Tafelrunde, bis auf Arthur, Herzog von Wellington, umfaßt. Alles dies und noch viel mehr muß in einem Augenblick ins Leben gerufen werden, wo Europa, das gegenwärtige und künftige, am besten im Stande sein wird, uns zu beurtheilen. Kann der plötzliche Antrieb des Ehrgeizes oder des Goldes den künstlerischen Genius erzeugen oder zur Reife bringen, wenn er nicht vorher kultivirt wurde? Hat dieser je nur eine Treibpflanze erzeugt oder sich dem Zwange unterworfen? Dies ist unser erstes großes Experiment.

Das zweite ist unseres Dafürhaltens noch viel ernsterer Natur. Als wir einige Linien weiter oben die Rangordnung der zur Ausschmückung des Parlamentshauses passenden Gegenstände beschrieben, mußten wir eine Klasse auslassen — das Religiöse. Wir dürfen in Wahrheit sagen, daß dies nothwendig ausgeschlossen ist. Wir hegen nicht einen Augenblick die Meinung, daß streng religiöse Gegenstände in die Reihe aufgenommen werden könnten. Aber da liegt's eben. Es geschieht das erste Mal, daß vom Staat und nicht von der Kirche, durch die Vermittlung des Kopfes ohne das Herz, mit Ausschluß des einzigen Grundsatzes, welcher Einheit des Zweckes oder des Charakters geben kann, ein Versuch gemacht worden ist, eine große Kunstschule zu bilden. Mit anderen Worten, kein Künstler (und gewiß keine Schule von Künstlern), der sich nicht mit Enthusiasmus tief in das

Ideale versenkt hat, hat je in der Darstellung des Realen Größe erlangt. Und wo ist das Ideale zu finden? Griechenland oder Rom fand es in Nymphen oder Kupidos oder Apollos oder andern abstrakten Urbildern der Schönheit und Anmuth. Allein diese können jetzt nicht mehr auf die Einbildungskraft eines Lebenden, sei er Christ oder Ungläubiger, wirken. Das Vorbild ist für uns so kalt wie der Marmor, oder so matt wie das Erz, in welchem es verkörpert ist.

Die katholische Kirche enthüllte in zwei wunderbaren Vereinigungen von Dingen, die zuvor unverträglich waren — in der Vereinigung der Schönheit mit Reinheit und des Schmerzes mit der Göttlichkeit — der Kunst eine neue Welt des Idealen. Hiedurch wurde die Kunst bis jetzt genährt und gezogen, wo immer sie wahre Größe erreicht hat; wir wollen nun Versuche anstellen, ob sie ohne dieselben hiezu gebracht werden kann. Die Trennung der vollkommenen Schönheit von Allem, was wollüstig und irdisch ist, im Geiste und in der Einbildungskraft, das Streben, dieses fehlerlose Bild, diese makellose Auffassung durch die Kunst darzustellen, ist sicherlich der läuterndste Prozeß, den der Geist bei seiner Vorbereitung, Allem, was zart, edel, schön und sanft ist, Leben zu geben, durchzumachen hat. Es ist die Milch, mit der das Kind genährt werden sollte, es sollte der Traum des jugendlichen Künstlers sein, wie es der des Raphael war, als er die Madonna von San Sisto malte. Und in ihr allein, die er so abbildete, ist diese reizende und erhabene Abstraktion der Schönheit zur Vollendung gelangt. Wenn dieses Studium für das Zarte nothwendig ist, so ist das andere nicht weniger nothwendig für das Heroische. Die Vollendung des Heroischen ist unschuldiges Leiden. Kummer, körperlicher Schmerz und die äußerlichen Zeichen der Beschimpfung sind zwar an sich bloß ärmliche Gegenstände für die Kunst. Sie sind der natürlichen Schätzung des Erhabenen entgegengesetzt, sie sind niedrig in den Händen und Augen der unchristlichen Kunst. Niemand konnte sie veredeln. Gibt es unter den Werken der Alten eines, in welchem nur versucht wird, nicht dem tiefen tragischen Schmerze, sondern der Verworfenheit, der Armuth oder den Leiden eines Verbrechers Würde zu geben? Der sogenannte sterbende Gladiator, mit der Gestalt eines Helden, der Haltung erschöpfter Kraft und einer einzigen Wunde kommt dem Versuch am nächsten, und doch ist er nicht im Stande, eine zarte Rührung hervorzurufen. Wir bewundern ihn zwar, dann gehen wir zu etwas Anderem über. Aber die Idee, bei Einem, welcher

der Klasse der Sklaven angehört, überhaupt ein Gefühl hervorzurufen, ist in der alten Kunst so unnatürlich, daß die Antiquare der Ansicht sind, die Statue stelle einen Krieger und keinen Gladiator, der um Geld ficht, vor. Wir wollen nun auf der andern Seite betrachten, was dem christlichen Künstler gelehrt wird. Für's Erste muß er sich das Elend so tief vorstellen, als es den Menschen befallen kann; Armuth, Spott, allgemeine Verlassenheit, Verläumdung; geistige Angst, Todesangst, eine gedrückte Seele und ein gemartertes Herz; Beulen, Schläge, Wunden, den Strick um den Nacken, Dornen um die Stirne, die Geißel auf dem Rücken und das Kreuz auf der Schulter, — alles dies in einer Person vereint; und dann hat er ihn zu malen, nicht würdevoll, nicht mit erhabener Miene, nicht durch hehre Abstraktion über seine Leiden im Geiste erhoben, sondern mitten unter denselben so sanft, so feierlich, so zart und so milde auf euch blickend, daß ihr bei seinem Anblick weinet und liebt und brennt. Der Maler muß zu der Auffassung der Wahrheit gelangt sein, daß für seinen Geist das Ideal des Erhabenen im Leiden nur die Ertragung des äußersten Schmerzes ist, wie ihn Niemand, als ein Gott, ertragen konnte. Morales hat dieses gethan und wurde deßhalb der „Göttliche" genannt. [1])

Wenn das Studium der Madonna das vollkommenste Eingehen in das Zarte ist, so ist das unseres Herrn die sicherste Belehrung in dem Erhabenen in der Kunst. Aber wo diese nicht Gegenstände des Nachdenkens und häufiger Vorstellung sind, da können sie weder Muster der Bildung, noch Uebungen der Fähigkeiten sein. Es ist nicht das Studium solcher Gegenstände in den Werken anderer Künstler, es ist nicht der abstrakte Glaube an solche Themate, es ist nicht einmal der bloß artistische oder romantische Enthusiasmus in Bezug auf sie, was Eingebung erzeugen wird; es ist bloß die feste und andächtige Ueberzeugung von der Wirklichkeit unserer Vorbilder, welche dadurch erzeugt wird, daß sie unserem täglichen Nachdenken oder vielmehr unserer täglichen Betrachtung vertraute Gegenstände sind, was das Bild von Allem, was irdisch ist, nach und nach läutern und es zu dem Stempel machen wird, welcher unserem Werk seine eigene treue Abbildung auf-

---

1) In der Kirche der Kapuziner zu Bruges wird man einen ausgezeichneten Morales finden, der von Mr. Steinmetz aus dieser Stadt ihr unter solchen Bedingungen gegeben wurde, die verhindern, daß er je verkauft oder entfernt werden kann. Mr. Stirling erwähnt dieses Gemälde nicht.

drückt. Wo Andacht gegen die zwei vollkommensten Muster künstlerischer Schönheit und Größe ausgeschlossen und unbekannt ist, da kann es nie eine Schule christlicher Kunst geben. Und obgleich bisher ohne dies nie eine große historische Schule gegründet wurde, so ist man doch, wir wiederholen es, im Begriffe, ein Experiment von neuem Charakter zu machen, nämlich die Errichtung einer nationalen Schule ohne Hülfe der Religion.

Allein hier liegt eine andere Schwierigkeit im Wege, um bei diesem neuen Versuche, die Kunst zu entfalten, zu etwas Vollkommenem zu gelangen. Die Geschichte kommt in jedem Zeitalter mit der Religion in Berührung, und viele der erhabensten Scenen in unseren Annalen, sowie in denen jedes christlichen Landes, müssen viele religiöse und kirchliche Elemente bieten. Gleichwohl ist mit den Ueberlieferungen, welche die gegenwärtige Generation an sie knüpfen, vollständig gebrochen worden, und alles Malerische und Heilige, das sie enthielten, ist unbarmherzig in das Gebiet der Legende und des Aberglaubens verwiesen worden. Muß man bei diesem Gefühle verharren oder ist es auszurotten? Wir wollen aus zwei bis drei Beispielen die Folgen der ersteren Alternative ersehen.

Wir wollen uns denken, ein großes Nationalbauwerk in Frankreich solle durch das vereinigte Genie und Talent seiner großen Maler ausgeschmückt werden, und der allgemeine Entwurf müsse Alles umfassen, was es in den Annalen des Landes an Menschen und Ereignissen Großes und Erhabenes gibt. Könnten wir uns die Möglichkeit denken, der heilige Ludwig von Frankreich werde in den so bestimmten malerischen Annalen gänzlich ausgelassen werden? — er werde nicht zugleich entweder als der Souverän der unter der Eiche sitzt und jedem Bittenden Gerechtigkeit oder Gnade widerfahren läßt, oder als der Soldat Christi erscheinen, der mit seinen Edlen das Kreuz nimmt (eine herrliche Scene) oder entschlossen und geduldig an der Pest stirbt — königlich und heilig in niedrigem Tode? Den Platz nun, den der heilige Ludwig in der Achtung *seiner* Landsleute einnimmt, behauptet in der der *unsrigen* der heilige Eduard der Bekenner. Die Gesetze des guten Königs Eduard waren die Norm für die Ideen unserer Voreltern bei der Gesetzgebung. Seine Regierung war in der That die Morgendämmerung einer friedlichen Ordnung. Während derselben wurde die wichtigste und schwierigste aller socialen Operationen bewerkstelligt, nämlich das vollständige Aufgehen einer Race in

einer andern, wie das der Lombarden in Italiener oder der Westgothen in Spanier. Unter seinem milden Scepter verschmolzen sich die Dänen nach vierzigjähriger unerträglicher Tyrannei allmählig mit der Bevölkerung und verschwanden vor dem Auge des Gesetzes. Aber abgesehen von der Wichtigkeit seiner Regierung von politischem Gesichtspunkt aus geben der persönliche Charakter und die Erlebnisse dieses Fürsten ein verdienstliches und sehr hoffnungsvolles Thema für die Malerkunst. Sein wundervolles Entrinnen aus dem Schicksal seines gemordeten Bruders in seiner Kindheit und seinem Jünglingsalter, seine milde und weise Gesetzgebung, der Tod Godwin's, sein Tod mit dem wunderbaren Zeichen, das ihn zuvor warnte, dies sind lauter herrliche Stoffe für den Pinsel. Aber es gibt hier noch zwei, die wir noch vorziehen würden. Wenn, wie wir hoffen, dieser Nationalpalast dem Volke zugänglich sein und seine Mauern ihm Lehren von Tugend mit Größe vereint geben sollen, würde dem Edlen und dem Niedern durch das Gemälde, wie der heilige Eduard mit eigenen Händen unter den Armen Almosen vertheilt, eine sehr heilsame gegeben werden? Oder würde die Lehre für den Einen zu streng sein und in dem Andern eine zu große Bekümmerniß nach der Vergangenheit erwecken? Ferner diejenigen, welche auf den alten Frescogemälden Italiens gesehen haben, welch' eine schöne und feierliche Scene das Einsargen oder zum Grabe Tragen eines Menschen ist, den im Leben Alle liebten und den nach dem Tode Alle als Heiligen verehren, werden leicht begreifen, welch' ein herrliches und belehrendes Gemälde das Begräbniß oder vielmehr die Einsargung des heil. Eduard sein würde. Aber wahrlich, wir fühlen uns im Angesicht auswärtiger Nationen und der Nachwelt vor uns selbst beschämt, daß wir diesen großen und heiligen König in der Walhalla des englischen Königthums gänzlich weggelassen sehen, während Königin Boadicea, bei der sich Niemand einen Heller darum bekümmert, ob sie nur existirt habe, und Raleigh, der seinen Mantel in den Weg warf, damit Elisabeth darüber weggehe, und der Mörder des Rizzio in der königlichen Gallerie oder dem königlichen Vorzimmer figuriren.

Mit diesem heiligen Monarchen ist indessen eine andere wichtige Betrachtung innig verwandt. Was bauen oder wiedererbauen und schmücken wir hier? nun — gerade seinen eigenen Palast oder seine eigene Abtei. Das edle Münster, zu welchem dieses Gebäude bloß ein Anhängsel sein wird und kann, wie schon sein Name bezeugt, war

seine Stiftung, wurde ursprünglich von ihm erbaut, ausgestattet und benannt. Innerhalb einiger Höfe des Palastes steht sein Grabmal, außen entheiligt, innen unverletzt, seines Goldes und seiner Perlen beraubt, aber reich durch seine heiligen Ueberreste; daneben steht sein Stuhl, auf dem gekrönt zu werden jeder Monarch dieses Reiches besorgt war, als wollten sie seinen Geist mit seinem Throne ererben; sicherlich ist es eine Sache der Geschichte und Gerechtigkeit, dem Gründer des Platzes das verdiente Andenken zu zollen. Die Erzählung des Ereignisses liefert eine Reihe schöner Stoffe, die zur Erläuterung der Sitten und Gefühle der Zeit dienen können. 1) Der König kündigt seinem Rathe seine Absicht an, sein Gelübde, das er im Unglück gemacht hatte, zu erfüllen, nämlich eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Petrus nach Rom zu machen. Die versammelten Prälaten und Edlen bitten ihn, sein Königreich nicht zu verlassen. 2) Eine Gesandtschaft von Bischöfen wird an den Papst gesendet, der an die Stelle der Wallfahrt die Gründung oder Herstellung einer Kirche und Abtei zu Ehren des Apostelfürsten setzt. 3) Der König stellt demzufolge die von den Dänen zerstörte kleine Abtei von Thorney wieder her, und errichtet daneben die Kirche, welche den Namen Westmünster empfing. Wenn kein anderer Gegenstand zugelassen wird, so sollte das Andenken an den Anfang von Bauten, welche zu den größten Gruppen von Bauwerken in der Welt heranwuchsen, darin erhalten werden.

Allein dies führt uns auf eine andere sehr wichtige Auslassung in dem vorgeschlagenen Ausschmückungsplan. Es findet sich darin kein einziges Gemälde zur Erläuterung des Erstehens oder der Fortschritte der hier angewandten Künste oder der Literatur irgend einer Art. Und wahrlich, wie könnte ein solches aufgenommen werden, ohne bei jedem englischen Gefühl von Schicklichkeit anzustoßen. Denn man müßte dem Beschauer das Innere des Mönchslebens offen darlegen. Man müßte zeigen, wie der bejahrte Mönch in einem Winkel seiner Abteibibliothek mit Schreiben oder mit Ausmalen der großen Choralbücher seiner Kirche beschäftigt ist. Man müßte in einem anderen Felde die Werkstätte der Mönche darstellen. Dort steht der gedankenvolle und verständige Zeichner mit seinen Novizen mitten unter den Heiligenschreinen und Reliquienkästchen, unter Monstranzen von zierlichen Formen und aus kostbaren Stoffen; hier ist Einer mit dem Graviren des Kelches aus lauterem Golde beschäftigt; dort paßt ein Anderer die Edelsteine auf beiden Seiten und das glühende Email in das kostbare

Reliquienkästchen, während die schwereren metallenen Werkzeuge zu den Grabmälern und Altären zerstreut umher liegen. An einem anderen Orte wird man sehen, wie die religiösen Künstler das ganze Werkhaus ihrer herrlichen Glasmalereien vom Boden zu dem Fenster erheben, wie sie mit Pinseln, die sie in den Regenbogen getaucht haben könnten, Figuren, denen die Sonne des Himmels Leben und Glanz verleihen muß, malen, zeichnen und schattiren. Ferner sollte man den Bildhauer sehen, wie er aus dem knorrigen Eichenklotz Züge von reizender Milde mit kunstvoller Hand ausschnitzt, oder den felsenharten Stein zwingt, das Bild des mitleidenden Schmerzes darzustellen, wie er unter dem Kreuze steht. In der That wurde, um gerade diese Parlamentshäuser zu bauen, jede alte Kirche nach Modellen durchsucht und tausend Muster wurden aus den von Mönchshänden ausgeführten Werken genommen; und weder ein Thron, noch eine Thüre, kaum ein Schloß oder ein Thürgriff, wurde zugelassen, der nicht den metallenen Werken solcher Zeitalter, die in Sammlungen bewahrt werden, angehörte.

Es würde nun sicherlich am Platze, wenn nicht sogar gerecht sein, denen die gebührende Anerkennung zukommen zu lassen, deren Scharfsinn wir die erste Einführung jeder schönen Kunst verdanken, und deren Thätigkeit wir für die zahlreichen Denkmale der Arbeit und des Talents, durch welche wir jetzt im Stande sind, sie fortzusetzen, verpflichtet sind. Aber hier liegt eine Schwierigkeit im Wege; muß dies geschehen auf Kosten von drei Jahrhunderten falscher Volksbelehrung in Betreff der „finsteren Zeiten mönchischer Unwissenheit," und müssen wir die von Arbeit und sinnreichen Erzeugnissen, wie der Bienenstock, belebteren kirchlichen Zufluchtsörter dem Anblick des Publikums eröffnen, dem bisher gelehrt wurde, sie bloß als Aufenthaltsörter müßiger Drohnen anzusehen, welche mit Recht ausgerottet, wenn nicht gelegenheitlich mit dem Reisbündel der Orthodoxie Harry's ausgebrannt worden? Wir fürchten, diese Betrachtung, diese Scham, so lange Lügen ausgesprengt zu haben, werde die Nation abschrecken, die Geschichte der Kunst in den ihrer Entwicklung gewidmeten Palast zuzulassen. Wir für unseren Theil würden sagen, lasset endlich Gerechtigkeit geschehen und lasset uns nicht schämen, zu gestehen, daß, Großbritannien, wenn es sich endlich im neunzehnten Jahrhundert entschließt, das prachtvollste öffentliche Gebäude in Europa zu errichten, um dem Werke Vollkommenheit zu sichern, gezwungen ist, jede Einzelheit, sowie jeden Zug

und jedes Verhältniß von jenen verläumdeten Zeiten zu borgen, so daß keine Schnecke, kein Schnörkel, keine Stütze, keine Nische, kein Baldachin, kein Gefäß, kein Pfeiler, kein Feld, kein Beschläg, kein Stückchen Metallarbeit zugelassen wurde, welches nicht durch mönchische oder kirchliche Muster katholischer Zeit gerechtfertigt werden konnte.

Was wir von den ausschmückenden Künsten gesagt haben, kann von jedem anderen Zweig gesagt werden. Wie wollt ihr den Aufschwung der Architektur (unserer Baukunst vielmehr) besser darstellen, als Overbeck in seiner prächtigen Darstellung der Künste, wie sie sich unter dem Schutze der Religion emporschwingen? Er hat den Baumeister des St. Stephansdomes zu Wien eingeführt, wie er seinen Zöglingen seine Plane erklärt, und wie könnte in England das Nämliche anders dargestellt werden, als durch Männer, wie den heil. Eduard zu Westmünster oder den heil. Wilfrid zu Ripon oder William von Wickham zu Wincheſter, wie sie die Erbauung unserer alten Kathedralen entweder in ihren rohen Keimen oder zu deren größeren Entfaltung entwerfen oder überwachen? Wie könntet ihr den Aufschwung der nationalen Musik anders zeigen, als wie es der nämliche große Künstler gethan hat oder wie er auf einem Gemälde in der königlichen Akademie dargestellt ist, bloß daß wir anstatt des heil. Gregor's den heil. Osmund haben sollten, wie er seine Choristen in seinem Sarum-Gesang unterrichtet? Wie sollte die erste Aufdämmerung der Erfahrungswissenschaft anders dargestellt werden, als durch einen Blick in das Laboratorium des Bruder Bacon? Wie der Aufschwung der Landwirthschaft besser, als durch die Mönche von Crowland, wie sie den Sumpf trocken legen und ihn in ein Paradies verwandeln? Wie könnte endlich das Erstehen unserer großen Städte malerischer abgebildet werden, als durch die guten Väter von Lindisfarne, wie sie sich mit ihrem Schatze, dem Leichnam des heiligen Cuthberth, an den schilfigen Gestaden ansiedeln, die jetzt von Durham's erhabenem Münster gekrönt sind? Aber wir begegnen in der That auf jeder Seite, in Bezug auf die sociale, moralische oder Literaturgeschichte Englands dem Gespenst religiöser Vorurtheile und den wirklichen Schwierigkeiten religiöser Kunst; wir begegnen überall Gegenständen, für welche in der Erziehung des Malers keine Vorbereitung, in seinem Geiste kein Vorrath von Bildern oder Erinnerungen, in seinem Herzen keine Liebe und Verehrung ist. Sie müssen deßhalb bei Seite gesetzt werden.

Wir werden durch die Betrachtung dieses Gegenstandes natürlich darauf geführt, über die in den neuen Parlamentshäusern bereits ausgeführten Werke einige Worte zu sagen, weil sie zum Theil eine Probe von der Wahrheit unserer Behauptungen ablegen. Das mittlere Gemälde in dem Hause der Lords stellt einen religiösen Gegenstand, die „Taufe Adelbert's" vor, und hat in dem Gemälde „der Geist der Religion" ein Gegenstück. Diese Gemälde, namentlich das erstere, wurden mit hohem Beifall aufgenommen, und es muß bemerkt werden, daß sie, da jeder Entwurf die Prüfung einer aus edlen Gönnern und anerkannten Bewunderen der Kunst zusammengesetzten königlichen Kommission bestanden hatte, von der Welt als durch Autorität geheiligt und als Beweise des in unserem Lande herrschenden öffentlichen Geschmackes angesehen werden müssen. Wir betrachten jetzt unseren Gegenstand nicht mit einem technischen Auge; wir sprechen nicht von der Zeichnung, dem Kolorit oder der Ausführung als Fresko; Mr. Dyce wird in diesen künstlerischen Beziehungen weit bessere Richter antreffen, als wir sind. Wir behandeln den Fall als eine Sache von höherem Interesse. Ist die Taufe Adelberts als ein großes Werk historisch religiöser Kunst gelungen? Trotz der vielen Vorzüge des Werkes müssen wir dies verneinen. Es erreicht die Größe seines Gegenstandes nicht. Der Künstler ward gehemmt, denn er hätte ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen können, hätte er nicht die Furcht vor einer Kommission vor Augen gehabt. Wir wollen die Fehler in untergeordneten Punkten nicht herausheben, — z. B. daß der König in einer Stellung und in einem Anzuge erscheint, die nothgedrungen an die alten Darstellungen Heinrichs II. erinnern, wie er bei dem Schreine des heil. Thomas seine Buße verrichtet; ferner daß er seine Krone noch auf dem Haupte hat, den einzigen Theil seines königlichen Anzuges, der unerläßlich bei Seite gelegt werden mußte, denn die Taufe soll, wie es dargestellt ist, durch Aufgießung vollzogen werden; oder daß der Bischof auf der anderen Seite ohne Mitra ist, bei einem Akte, bei welchem sie ausdrücklich vorgeschrieben ist. Katholische Augen nehmen solche Mängel leicht wahr und vielleicht wird die Nachwelt Gemälde wieder mit katholischen Augen ansehen. Allein was wir wirklich in dem ganzen Gemälde vermissen, ist „der Geist der Religion," welcher durch die gerade gegenüber sich befindende Darstellung mitgetheilt worden sein sollte. Die Tage allegorischer Malerei sind vorüber, die Welt wurde durch die „Seicentisti" und die Kindereien der Künstler

Ludwigs XIV. damit überhäuft. Sie gehören nach Versailles und zum Rococcostyl, nicht in den Palast von Westmünster und in gothische Gemächer. Es gab nie einen herrlicheren Gegenstand, um „den Geist der Religion" zu verkörpern, als die historische Taufe Adelbert's. Hier ist Religion, die einige tausend Meilen über See und Alpen und durch viele unangebaute Gegenden gekommen ist, um einer fast unbekannten Race die Kenntniß ihrer erhabenen Wahrheiten und ihres mannigfaltigen Wissens und mit diesen den Segen nicht der Civilisation, sondern der Entbarbarisirung, die Künste weiter vorgerückter Nationen, die Tugenden des socialen Lebens und die Schönheiten einer friedlichen Regierung und liebender Unterwerfung zu bringen. Und diese Religion kommt als der erste Fremdling, der die Küsten England unbewaffnet betritt, und doch als ein Herrscher mit fliegenden Fahnen. Ein Haufe sanfter und schwarzgekleideter Mönche aus den Ruinen des cölischen Hügels haben die Eroberung unternommen und sind nach Kent marschirt, das Bild unseres Erlösers und sein erlösendes Kreuz, wie der ehrwürdige Beda uns erzählt, vor sich hertragend. Aber hauptsächlich kommt sie in der Person ihres Führers, des Bischofs des Gemäldes, auf dessen Figur und Haltung die Bildung langjähriger Abtödtung, die edle Miene des römischen Bürgers und der strahlende von dem Bewußtsein der Erhabenheit seiner Sendung und seiner gegenwärtigen Verrichtung eingegebene Enthusiasmus ausgedrückt sein sollte. Während sich so die Religion in dem Bilde ihres höchsten Dieners abbildet, kommt sie nicht ununterstützt von den Symbolen ihrer Gaben und ihrer Gewalt. Aus den Briefen des heil. Gregor wissen wir, wie sorgfältig er darauf bedacht war, seine Missionäre mit Allem zu versehen, was zur glänzenden Verrichtung einer jeden religiösen Funktion nothwendig ist, und ohne Zweifel wird bei der ersten und königlichen Taufe in England nichts gefehlt haben, um ihr Feierlichkeit und sogar Pracht zu verleihen. Wir finden deßhalb auf der einen Seite all den barbarischen Pomp der sächsischen Bretwalda zu Ehren eines Staatsfesttages entfaltet; dann die wilden Gesichter, die kräftigen Gestalten, die goldenen und stählernen Rüstungen der sächsischen Thane; Männer, die nie zuvor heilige Scheu und tiefe Ehrfurcht empfanden, jetzt wenigstens im Geist und in der Stellung sich beugend, ihre Verwunderung über den mystischen Ritus, ihr Staunen über die Unterwerfung ihres Fürsten, eine halb abergläubische Verehrung für die geheimnißvollen Fremden, die ihre Gewalt so ruhig

ausüben, und eine unterwürfige Neugierde in Bezug auf die reichen und neuen Zugehörungen des neuen Gottesdienstes ausdrückend. Und auf der andern Seite haben wir die Macht der Religion in ihrer edlen Majestät entfaltet, unterwerfend und zugleich gewinnend, den Stolz auf Race und rohe Stärke und kriegerischen Ruhm demüthigend, dagegen durch edlere Künste und unsichtbare Segnungen zehnfach bereichernd, und dem verständigen Auge des Barbaren glänzendere Aussichten der Hoffnung und erhabenere Gebiete des Denkens eröffnend, als er je zuvor gedacht hatte. Durch die Vollziehung des geheimnißvollen Ritus wird der König den christlichen Monarchen Europas gleichgestellt, die Taufe ist die Thüre in die Kirche und in die Civilisation. Und Alles, was durch den Kontrast die höhere Kultur und die höhere Verfeinerung der römischen Geistlichen und Boten des obersten Priesters bekundet, sollte sie umgeben; das Gefolge von Priestern und die symbolischen Gehülfen, welche bei einer so wichtigen Funktion stets einen Bischof begleiten, sollten gegenwärtig sein. Wir wiederholen noch einmal, daß es im ganzen Bereich unserer Geschichte keine Scene gibt, die gemalt „den Geist der Religion" vollkommener darstellen könnte, als diese, welche sich über dem königlichen Throne im Hause des Lords erhebt. Aber Mr. Dyce hat es vorgezogen oder wurde genöthigt, bloß das einfache Faktum, daß König Adelbert getauft wurde, mit seinem Pinsel darzustellen.

Wenn wir uns nun zu dem Gemälde wenden, welches „den Geist der Religion" darstellen soll, so müssen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß wir es nicht genau verstehen. Ein Bischof scheint einen Monarchen in der Bibel zu unterrichten. Der Prälat ist gewiß ganz irdisch, eine solide weltliche Gestalt in einem nachläßigen Chorrock, sehr verschieden von den sanften und edlen bärtigen Heiligen, die wir bei unseren guten alten Meistern sehen. Obgleich die Mitglieder der Kommission bei der Bestimmung der zu malenden Gegenstände nicht erklären, was sie unter „Geist der Religion" oder „des Ritterthums" verstehen, so können wir doch nicht Unrecht haben, wenn wir darunter „das Princip oder die Macht verstehen, welche in den Einflüssen bestehen, die, wenn sie die Brust des Menschen begeistern, ihn um ihretwillen heroische und fast übermenschliche Dinge ausführen lassen. So wird der Geist des Ritterthums den wahren Ritter stärken, sich jeder Wagniß und Gefahr auszusetzen und sich in eine ganze Schaar von Feinden zu stürzen, um eine bedrängte oder gefangene Dame zu

befreien; oder wenn sie frei ist, ihrem keuschen Befehle gehorchend selbst Mahound und Tergamaunt den Handschuh hinzuwerfen; oder er wird ihn dazu bewegen, das Kreuz zu nehmen und Hunger, Pest und Krieg in heidnischem Lande zu erdulden, um das Grab unseres Herrn zu befreien. Und so ist „der Geist der Religion" die noch viel erhabenere Begeisterung, welche um höherer Rücksichten willen den Menschen Gefahr und Leiden Trotz bieten oder Größe und Reichthum verachten und die wundervollsten Thaten verrichten läßt. Es ist der Geist des Märtyrers und nicht weniger der des einfachen Mönchs, der allein an der Küste Afrikas landet, um seine Brüder, die christlichen Sklaven, loszukaufen oder durch Austausch zu befreien; es ist das Princip, welches Monarchen bewogen hat, um Gottes Willen auf ihre Krone zu verzichten. In Mr. Horsley's Gemälde hat der König seine Krone nicht auf seinem Haupte; soll dies anzeigen, daß er sie aus diesem Grunde niedergelegt hat? Wenn dem so ist, so sei uns die Bemerkung erlaubt, daß der Symbolismus der Macht fehlt, welche erforderlich ist, um dies zu bewirken. Noch nie hat der Text oder ein Kommentar der Bibel eine solche Wirkung auf den Geist und die Gefühle eines königlichen Schülers hervorgebracht. Noch nie wurde eine Krone zu den Füßen der Bibel niederlegt. Wenn ausgedrückt werden soll, daß die Macht der Religion dieses Wunder wirke, so gibt es ein Symbol, welches dem Auge sogleich den Beweggrund, die Macht und die Wirkung angezeigt haben würde. Der Bischof sollte kein Buch, sondern ein Kruzifix in seinen Händen halten.

Der Mangel einer religiösen Kunstschule oder vielmehr einer Schule mit religiösen Ueberlieferungen, die mit den großen Thematen, an welchen sie sich zu üben hat, übereinstimmen, geht somit aus dem, was bereits gethan worden ist, klar hervor. Wir dürfen uns vielleicht in vielen Hinsichten freuen, daß solche Gegenstände, wie wir vorhin berührt haben, weggelassen wurden, weil wir kaum hoffen können, die große Masse der englischen Künstler würde sich mit den Gefühlen, welche sie erfordern, an deren Ausführung machen. Deßhalb haben sich die Mitglieder der Kommission mit Recht gehütet, den zweifelhaften Boden der Reformation oder anderer religiöser Krisen zu betreten, und die einzigen Gemälde, welche im strengen Sinne religiös genannt werden können, sind (die biblischen in dem Ankleidezimmer der Pairs ausgenommen) „die Bekehrung der Angelsachsen durch die Predigt

des heil. Augustinus" und „die Reformation," welche durch das Gemälde „die Königin Elisabeth, wie sie in Cheapside die Bibel empfängt," symbolisch dargestellt ist. Und wenn durch dies letztere Gemälde der Eindruck hervorgebracht werden soll, die Bibel sei bis zu diesem Ereigniß in England in der Landessprache unbekannt gewesen, so nennen wir dies einfach eine Unwahrheit, etwas, was man zu malen eben so gut, als auszusprechen, vermeiden sollte.

Wir haben unsere Furcht bezüglich des Erfolgs des Experiments, das man zu machen im Begriffe ist, nämlich ohne die Hülfe des religiösen Elements plötzlich eine nationale Schule der höheren Kunst zu schaffen, hinlänglich ausgedrückt. Allein wir müssen ferner unser Bedauern ausdrücken, daß einige von der Kommission getroffene Anordnungen wahrscheinlich bloß dazu dienen werden, die Kunst noch mehr zu fesseln, und, was noch schlimmer ist, die großen moralischen Resultate, welche aus einem so ausgedehnten malerischen Unternehmen entspringen könnten, zu hemmen und zu begrenzen. Wir werden einige Bemerkungen über diesen Gegenstand wagen.

Wir nehmen an, daß der größere Theil der Gemälde dem Publikum zugänglich sein wird. Die großen Gallerien, Korridore und Wartzimmer müssen dies entschieden sein. Wir nehmen nicht an, daß der Schreiber eines Advokaten, der einen Sack für schottische Appellationen schleppt, oder ein Anwalt, der sich beeilt, die Rechtssache eines Pairs vor einer privilegirten Kommission zu verfechten, sich aufhalten wird, die Gemälde zu betrachten; allein wir hoffen, daß es dem Volke, den Weibern und Kindern zumal, wie bei dem Museum gestattet werden wird, sich des Anblicks eines so glorreichen nationalen Werkes zu erfreuen. Wenn sie Niemand beschauen soll, als die Pairs und die Gemeinen, so beklagen wir wahrlich den Aufwand. Eine der ersten Regeln nun, wenn man in einem großen Maßstabe für das Publikum malt, ist, daß Alles einfach und verständlich sein soll. Dies sollte der Fall sein in Bezug auf Ordnung und Wahl der Gegenstände, in Bezug auf Anordnung und das Detail. Der wichtige Satz sollte nie vergessen werden, daß Gemälde die Bücher des Unwissenden sind. Es prüfe nun Einer die Gegenstände, welche für die verschiedenen Korridore und Gänge ausgewählt wurden, und sehe, welcher Betrag an Belehrung und moralischen Eindrücken durch die Gemälde an ihren Wänden dem Beschauer mitgetheilt wird. Der Erfolg wird nicht sein, wie bei den roh angeordneten Brückenbildern zu Luzern, auf denen

der Bauer jedes bemerkenswerthe Ereigniß in dessen Geschichte in aufeinanderfolgenden Gemälden lesen kann, nicht wie bei dem vollendeteren Portikus zu München, der auf ähnliche Weise ausgeschmückt ist; es werden im Gegentheil lauter abgerissene Stücke historischen Stoffes sein, kein einziges vollständig und jedes in die nämliche Periode zurückreichend, so daß keine Einheit des Planes oder Gegenstandes zu bemerken ist. Die St. Stephanshalle z. B. hat zu erläutern „einige der größten Epochen unserer konstitutionellen, socialen und Kirchengeschichte, von der Zeit an, zu der die angelsächsische Nation das Christenthum annahm, bis zur Thronbesteigung des Hauses Stuart." (Siebenter Bericht, S. 10.) Die kirchlichen Epochen sind die zwei oben erwähnten. Die anderen enthalten hübsche Gegenstände, aber einige, die für deutliche Eindrücke wenig Raum lassen. Z. B. „Eine Sitzung der Wittenaversammlung" kann wenig Reelles bieten, auch wird es nicht leicht sein, „einer Untersuchung vor den Geschworenen aus der frühesten Zeit" einen bestimmten Charakter aufzudrücken. Nachher führt uns dann der mittlere Korridor zu „den Phöniziern in Cornwall," zu „einem Druidenopfer" und zu „den englischen Gefangenen auf dem Sklavenmarkt zu Rom" zurück. Diese sind des Kontrastes wegen mit einigen ganz modernen Gegenständen gewählt, wie „Cook in Otaheite," „die Verhinderung des Verbrennens einer indischen Wittwe" (eines Sutteeopfers) und „Negeremancipation." Allein der Schlüssel zur Auswahl ist zu scharfsinnig, um von dem gewöhnlichen Beschauer leicht ergriffen zu werden, und es wird einen Felix Summerly erfordern, der ein Handbuch von den Gemälden im Westmünsterpalast schreibt, und einen Mann an dem Eingang, der es verkauft, um das zu verstehen, was eine kurze Inschrift und ein Datum jedem Engländer verständlich machen sollte.[1])

Aber der Geschmack für Kontraste scheint uns die Kommission zu einer entschiedenen Immoralität verleitet zu haben. Die „Korridore der Pairs und Gemeinen" enthalten sechzehn Felder für Gemälde,

1) Wir müssen wegen „Kanut, wie er seine Höflinge tadelt," eines Gegenstückes zu „Elisabeth an dem Meere nach dem Untergang der Armada" wieder auf „die normänische Halle" zurückkommen. Diese beiden Gemälde nun, namentlich ersteres, sind nothwendig schlecht. Das Meer wird keinen hohen Hintergrund und keine Bäume gestatten, um den oberen Raum auszufüllen. Kanut muß sogar sitzen und so die Linie der Personen niederdrücken. Und doch ist diesem Gegenstand ein 18 Fuß 2 Zoll hoher und 10 Fuß 10 Zoll breiter Raum eingeräumt.

und der Gegenstand für diesen edlen und wichtigen Raum scheint nach unserem bescheidenen Dafürhalten auffallend gewählt. Das Ganze ist für die unglücklichen und ominösen Regierungen der Stuarts bestimmt, die mit dem langen Parlamente beginnen und mit dem Jahre 1689 enden. Allein die Auswahl der besonderen Gegenstände ist nach einem Grundsatze gemacht worden, der noch schwerer zu billigen ist. Dieser ist in den Worten ausgedrückt: „Man wird sehen, daß die Gegenstände nach dem Grundsatze des Parallelismus ausgewählt wurden, und daß man bestrebt war, den heroischen Tugenden, die auf beiden Seiten entfaltet wurden, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." (S. 10.) Als die Kommission über die schönen Künste ihre Ernennung empfing, erhielt sie zugleich das Amt öffentlicher Lehrer, die durch Alles, was sie schufen, auf den Geist des Publikums wirken sollten. In jedem großen Kampfe nach Herrschaft wird es auf beiden Seiten heroische Thaten und individuelle Handlungen edler Natur geben; allein sicherlich werden diese auf der einen Seite im besten Falle die Frucht eines irrthümlichen Bewußtseins sein, das in einer schlechten Sache edel handelt; oft werden sie die Folge persönlichen Edelsinns oder besserer Antriebe sein, die dieser Sache bloß einen falschen Glanz leihen. Aber nach Allem gibt es in dem Kampfe eine gute und eine schlechte Seite, und diese sollten scharf unterschieden werden. Den Menschen sollte gelehrt werden, daß kein Aufschwung des Heroismus oder individueller Vorzüge eine Sache heiligen kann, welche prinzipiell schlecht und somit in ihrer Wurzel entheiligt ist. Wir wollen uns nun denken, ein Chartist führe seinen Sohn in den Korridor der Pairs, um ihn in den „heroischen Tugenden" von Leuten, welche „die Mitglieder eines College's in Oxford" vertrieben und Karl I. enthauptet haben, zu unterrichten.[1]) Er kann ihm sagen, daß die Kommission der Krone, weit entfernt von dem Wunsche, die Rebellen, wie sie genannt wurden, zu verdammen und ihren ritterlichen Gegnern einen Vorzug zu geben, vielmehr ausdrücklich die Absicht hatte, sie in diesen großen Korridoren auf den Fuß völliger Gleichheit zu stellen und den heroischen Tugenden Beider Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dies ist sicherlich kein Grundsatz, um so öffentlich anerkannt zu werden.

Wir haben gesagt, daß der Genius durch den verfolgten Plan

1) Sein Leichenbegängniß ist der gegebene Gegenstand, allein dies deutet natürlich seinen gewaltsamen Tod an.

gefesselt werden müsse, weil für die größeren Fähigkeiten der Erfindung und Anordnung wenig oder kein Raum gegeben ist. Es soll ohne Zweifel eine kontrolirende Behörde da sein, aber es sollte dem Künstler viel mehr überlassen werden, als gegenwärtig geschieht. Mr. Dyce ist durch ein ausgezeichnet gutes Glück der einzige, welcher größeren Spielraum hatte. Das Ankleidezimmer der Königin soll mit der Geschichte Arthur's und seiner Ritter ausgemalt werden, und die ganze Leitung ist in Haupt- und Nebensachen in seinen Händen. Dies gibt einem guten Künstler eine schöne Gelegenheit. Er kann solche Gegenstände wählen, die harmoniren und doch Kontraste bieten und aus seinem Werke ein Epos machen. Dieser tocador de la Rayna[1]) wird das einzige Gemach sein, in dem Einheit der Idee herrscht. Allein wie viel besser würde es sein, wenn dieser Grundsatz weiter ausgedehnt wäre. In einem kleinen Zimmer sollen unsere acht vornehmsten Dichter gekrönt werden; wie kann man ihnen durch ein Gemälde für Jeden gerecht werden? Auf der Villa Massino bei Rom waren von dem verstorbenen Fürsten drei deutsche Maler beauftragt, die drei großen Dichter Italiens durch ihre Pinsel zu verherrlichen. Overbeck, Cornelius und Veith waren die Künstler; aber Jedem war ein besonderes Zimmer anvertraut, und Dante, Ariost und Tasso haben Raum genug, daß jeder seine verschiedenen Reize entfalten kann. Die Auswahl und Verbindung der Gegenstände gibt den Genius jedes Künstlers mehr kund, als ihre Ausführung. Shakspeare kann durch ein einziges Gemälde nicht dargestellt werden. Seine Vielseitigkeit und sein ungeheures Feld erforderte eine Reihe von Gemälden, um ihm gerecht zu werden. Er ist wirklich in gute Hände gefallen, und wir müßten uns sehr irren, wenn das Publikum bei dem Anblick Lear's von Mr. Herbert nicht bedauert, daß nicht Raum genug gestattet wurde, den Dichter in mehr, als einer Form, darzustellen. Der Künstler hat nicht bloß einen großen Gegenstand gewählt, sondern er hat ihn mit einer Feierlichkeit, mit einem Ernste behandelt, die ihn fast zu einem heiligen Charakter erheben. Sein Gemälde klebt, wie es bei einem Fresco sein soll, nicht bloß durch die Festigkeit des Intonaco, und die Zähigkeit der Farben, sondern durch sein genaues Passen zu dem Raume, zu seinem Lichte, seinen Umrissen und seinem Material an der Wand. Es ist ein Theil der Wand, kein Staffeleigemälde, das

1) Der Name eines niedlichen boudoir in der Alhambra.

auf die Wand übertragen wurde. Auf gleiche Weise würden wir viel lieber einem Künstler ein Zimmer oder eine Gallerie für sich selbst geben und ihn die Gemälde, welche dieselben schmücken sollen, entwerfen lassen, als der gegenwärtigen Methode folgen, die mehrere in ein Zimmer zusammendrängt und vielmehr eine zusammengestoppelte und schlecht harmonirende Sammlung, als Reihen von Gemälden, bildet.[1])

Es ist hier noch ein anderer Punkt, auf den wir die Aufmerksamkeit zu lenken wünschen, und wir wollen dann schließen. Er bezieht sich auf die Vertheilung der Gegenstände nach ihrem Zeitalter. Wir können es uns nicht anders denken, als daß das Auge nach einem Verhältniß zwischen der Architektur und dem Kunststyle sich umsehen wird. Es ist wahr, daß wir nie im Stande sein werden, die Thatsache zu verdecken, daß wir uns in einem Gebäude befinden, das im neunzehnten und nicht im fünfzehnten Jahrhunderte errichtet wurde; aber selbst in diesem Falle wird es gewisse Unangemessenheiten geben, welche zu sehr anstoßen werden: z. B. die königliche Gallerie wird Gemälde haben, die mit der Königin Boadicea beginnen und mit dem Tode Nelson's und der Zusammenkunft Wellington's und Blücher's bei Waterloo endigen. Dort wird auch der Tod Wolfe's und Lord Cornwallis sich finden, wie er die Söhne Tippoo's empfängt. Die Gallerie selbst ist „der militärischen Geschichte und dem militärischen Ruhme" Großbritanniens gewidmet. Wenn es nothwendig ist, daß wir den Ruhm unseres Landes im Felde durch Scenen blutigen Zusammentreffens darstellen, warum nicht Cressy und Agincourt und Poitiers aufführen, wo die bepanzerten Krieger und nie fehlenden Bogenschützen Alt-Englands viel besser zu den reichen gothischen Verzierungen der Gallerie passen würden? Die Einführung von Reihen rothberockter Garden, die mit Bajonetten angreifen, oder unberockter Matrosen, die ihre Geschütze handhaben, würde für den Platz sehr unpassend sein. Einige der Gegenstände sind durch Darstellungen seit Jahren so gemein geworden, daß sie wohl kaum wieder auf einen heroischen Standpunkt gebracht werden können. Die Zimmer der Kommissionen können als die modernen Alltagszimmer des Gebäudes angesehen werden. Sie

1) [Seit wir Obiges geschrieben haben, ist Mr. Herbert ein großes Werk zugetheilt worden, eine große Halle, die mit biblischen Gegenständen auszumalen ist, bei welchen sein Genie einen weiten Spielraum haben und sich ohne Zweifel glänzend entfalten wird.]

sind einfache viereckige Zimmer mit ungeheuren Wandflächen, während ihre Ausstattung, ihre Bewohner und ihr Zweck dem Leben der Zeit angehören. Hier hätten moderne Gegenstände ganz passend und mit großem Effekt dargestellt werden können. Hier würde, wenn man so will, für den ganzen spanischen Krieg und, was noch passender wäre, für die Verherrlichung der großen gesetzgeberischen Maßregeln Raum sein, die im Allgemeinen das Resultat der geduldigen Arbeit in den Kommissionszimmern sind. Die königliche Gallerie dagegen würden wir mit den ausgewähltesten Thaten von wahrer Größe angefüllt haben, die sich in den Annalen unseres Landes in den Zeiten finden, welche dem architektonischen Zeitalter des Gebäudes vorangingen. Wir würden diesen Raum vor anderen zur Gallerie britischer Tugend machen, mochte sie sich bei Festen des Ritterthums oder in edlen Handlungen der Jugend, im Ausland oder in der Heimath zeigen. Einige der Art wurden gewählt, wie die Thaten Alfred's, Bruce's und Philippinens. Allein was hat der Seeräuber Blake oder die Heirath Heinrichs V. an solch' einem Platze zu thun? Wenn wir dann näher zu unseren Zeiten kommen, so haben wir nichts, als eine Reihe von Schlachten, die mitten in Wolken „häßlichen Salpeters" und in nicht weniger häßlichen Kostümen geschlagen werden. Sie werden ohne Zweifel die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich ziehen, allein sie werden keine lehrreichen Texte für ein Zeitalter des Friedens sein. Eine große Episode in einer Schlacht kann zu einer moralischen Vorlesung gemacht werden; allein das Getöse des Kampfes selbst, das Ringen und der Todeskampf, die Hiebe und das Blutvergießen auf dem Schlachtfelde, taugen nicht recht zum Paradiren vor einer Nation, welche einen Sieg nicht als einen Triumphbogen, sondern als das Thor des Friedens begrüßt. Ferner hoffen wir mit der größten Zuversicht, daß diese Gallerie und auch jeder andere edlere Theil dieses prachtvollen Palastes dem wahrhaft Großen, dem wahrhaft Ruhmvollen und bloß dem wahrhaft Guten gewidmet werde. Die Geschichte Englands werde an seinen Wänden gelesen, selbst von dem Beschauer, der nicht lesen kann. Zeigt ihm nichts, außer was ihr ihm zur Nachahmung vorhalten wollt oder was ihr ihn wenigstens ohne Besorgniß preisen hören könnt. Lasset die Anordnung der Gegenstände einfacher und verständlicher sein. In Zimmern mögen besondere Ideen oder Beispiele verherrlicht werden, aber die Korridore, die Wartzimmer und Vorhallen müssen für das Volk sein und auf seine Stufe versetzt werden. Wenn

wir in der Kunst ein neues Experiment machen, machen wir auch eines in ihren Wirkungen. Zunächst wollen wir durch Gemälde belehren. Man vereitle den Erfolg nicht durch allzugroßen Scharfsinn oder durch verwickelte Anstrengungen. Eine chronologische Anordnung wird jede Mannigfaltigkeit geben und am verständlichsten sein.

Wir wissen es, wie schwer es in England ist, sich Gehör zu verschaffen, wenn einem nicht ein Privilegium des Namens oder der Stellung ein Recht darauf gibt. Wir hegen keinen Zweifel, daß die Nation die ganze Sache des Gebäudes als eine betrachtet, die „den Wäldern und Holzschlägen" angehört, wie es die Admiralität in Bezug auf den Bau eines Vierundsiebenzigers macht; und es sieht nicht, warum es sich um die Ausmalung des einen mehr bekümmern sollte, als um die Ausschmückung der ersten Kajüte des andern. Jedermann hat das Recht, von Jedem Notiz zu nehmen und John Bull jährlich über die Ausgabe für Beide zu brummen. Jedes mag am Ende fehlschlagen; der eine mag meilenweit hinter seinem Versuchsgeschwader zurückbleiben und abgetragen werden müssen, das andere mag von Fremden und guten Kennern für eine Mißgeburt in Beziehung auf Kunst ausgegeben werden. Sie sind indessen gehörig bezahlt, und dies ist das Ende der Sache. Wir hoffen indessen, daß die Apathie, welche sich bis jetzt betreffs des Nationalpalastes, als des großen Feldes und Denkmales der Nationalkunst gezeigt hat, nicht fortdauern wird. Wir hoffen aufrichtig, daß Männer von Intelligenz und öffentlicher Stellung sich der Sache annehmen, und daß die Künstler insbesondere ihre Ansichten offen und kühn darthun werden. Denn wir sind sicher, daß die königliche Kommission aus Männern zusammengesetzt ist, die zu hochherzig sind, um durch wohlgemeinte und offene Vorstellungen oder Aufforderungen in ihrem Urtheil über die noch zu ihrer Verfügung stehenden Kommissionen ungünstig gestimmt zu werden. Ihr individuelles Ansehen, sowie der Ruhm der nationalen Kunst steht auf dem Spiele, und Mißgriffe bei großen Werken, wie diese, sind unverbesserlich. Eine solche Gelegenheit, wie die gegenwärtige, wird nicht wiederkehren. Wenn dies der Fall ist, so muß und kann es bloß geschehen durch ein großes katholisches Unternehmen.

Fünfter Theil.

Oberflächliches Reisen.

(Aus dem Dublin Review, Februar, 1843.)

Oberflächliches Reisen.

Art. VIII. — 1. *American Notes for General Circulation.* 2 vols. 8vo. By Charles Dickens. 1842.

2. *A. Visit to Italy.* 2 vols. 8vo. By Mrs. Trollope 1842.

Wenn wir zwei Länder, die mit einander in schroffem Gegensatze stehen, beschreiben wollen, so könnten sie unseres Dafürhaltens nicht unrecht etwa in der Weise beschrieben werden: das erste sollte in allen seinen Theilen einen Eindruck des Alterthums, das andere den der Neuheit erzeugen. Dort alte Städte und die Ruinen der ihnen vorangegangenen Denkmale von Volk zu Volk bis in die Tage der Fabel zurück; hier Alles von gestern, Blockhäuser, die neben den Ausdünstungen eines erst ausgetrockneten Morastes rauchen, und Städte aus „weißen hölzernen Häusern, die herumgestreut und hingetröpfelt sind, ohne daß sie eine Wurzel in dem Boden zu haben scheinen," [1]) das beginnende Wachsthum eines denkmallosen Volkes. In dem einen sollten die Künste eines verfeinerten Lebens, Malerei und Bildhauerei und Poesie jeder Art, eine vollkommen nationale Geschichte und Literatur ihre Heimath haben; im andern, sollte man annehmen, herrsche das Nützliche über das Anmuthige, und das Praktische über das Eingebildete. Das eine sollte seine Regierung ganz königlich eingerichtet, das monarchische Princip auf jede Weise, durch ehrwürdige Abkömmlinge und priesterliche Erwählung geheiligt und durch all' die verschiedenen Benennungen und Titel vom kaiserlichen Diadem bis zur herzoglichen Krone verherrlicht haben; das andere sollte der eigentliche Typus der Demokratie und ideellen Freiheit sein, vom häuslichen Heerde bis zur natio-

1) Dickens, Bd. I. S. 61.

nalen Regierung, welche eine große vereinigte Republik sein sollte, die andere Republiken in sich schließt, welche wiederum nach den Gesetzen der Materie in homogene Theilchen ad infinitum vertheilbar sind. Endlich um unsere Gegensätze nicht in's Unendliche fortzuführen, sollten wir im einen Lande ein religiöses Prinzip und zumal ein nachdrückliches und zugleich praktisches und allgemeines sehen, das Einrichtungen, Gewohnheiten, Gefühle, das Innere und Aeußere der Dinge, das Höhere und Niedere, das Allgemeine und Besondere durchdringt, während das andere durch ein solches Band ganz ungefesselt sein und weder Gesetz noch Gewohnheit den Stempel eines solchen Prinzipes nöthig haben sollten, um einem Akt Gültigkeit zu verleihen; und die Konstitution dieses Landes sollte zwischen Türk und Christ, Ungläubigen und Gläubigen nicht viel Unterschied machen.

Wenn wir nur einen solchen Gegenstand aufzustellen wünschen, so wird es gar nicht nothwendig sein, deßwegen die Einbildungskraft herbeizuziehen. Wir haben in Wahrheit sein wirkliches Dasein, und die zwei Werke, welche wir an der Spitze unseres Artikels zusammengestellt haben, trachten wirklich, ihn zu beschreiben. Italien und Amerika bieten jedes die in den vorhergehenden Paragraphen aufgezählten Vergleichungspunkte. Und daher kommt es, daß sie die Lieblingsfelder der schriftstellernden Touristen, Herrn und Damen sind, welche den Stift in der Hand zur Bestürzung der Einwohner und zur Plage aller ruhigen Leute das Land durchwandern. Amerika ist ergiebig wegen seiner Neuheit, Italien wegen seiner langjährigen Kultur. In ersterem hat der Reisende, welcher kühn in sein Inneres dringt, eine gute Gelegenheit, eine neue Stadt anzutreffen, die eben aus dem Schlamme ersteht, mit einem hochtrabenden Namen aus Egypten oder Griechenland, von welcher der letzte Reisende, der (vor zwei Jahren) seine Reise veröffentlichte, nichts gehört hat; oder er kann sogar die Grenzen eines neuen Staates betreten, der erst vor wenigen Monaten abgegrenzt wurde, aber bereits ein junger Herkules ist, der in stolzen Worten spricht, bereit ist, mit der ganzen Welt Krieg anzufangen, und über Hals und Ohren in Schulden steckt, vielleicht ohne sehr die Absicht zu haben, sie zu bezahlen. Obgleich dagegen in Italien viel ist, was für die reisende Welt neu sein würde, wenn es ihr beliebte, sich darnach umzusehen, so denkt doch Niemand daran, den von Vielen geebneten Pfad zu verlassen, auf dem Alle glauben, sie können etwas Neues auffangen, auf dem seit Jahrhunderten des Ackerbaus reichliches

Gras wächst, und der Boden gerade durch den Ueberfluß, den er hervorbringt, unerschöpflich zu sein scheint. Diesem gebahnten Weg entlang eilt einer nach dem anderen, bis endlich — weder die Worte noch die Anwendung sind unser — „das Land kein Halm bescheidenen Grases, nicht einmal eine Distel tragen wird, an der nicht ein verirrter Reisender vorübergegangen ist! Es muß," fährt unsere Lady fort, nachdem sie das Obige aus Kapitän Hell angeführt hat, „werdet ihr sagen, ein verwegener Reisender sein, der es nach diesem wagt, über Italien zu sprechen..... Allein ...." (Bd. I. S. 2.) Es ist in Wahrheit Gefahr, daß solche Ankerlieger mit Ueberfluß von unberührter Nahrung rings um sie, darin beharren werden, den Vorrath, mit dem Hunderte schon zuvor beschäftigt waren, immer wieder zu durchwühlen, oder daß sie da zu sammeln und genau zu kritisiren versuchen werden, wo Alles bis auf die Wurzel rein abrasirt ist. Beinahe jede Seite in Mrs. Trollope's Werk würde uns eine Erläuterung dieser Bemerkung geben.

Aber warum, kann man fragen, diese zwei Schriftsteller in eine Klasse bringen, da die Scene ihrer Abentheuer so weit auseinanderliegt und von so verschiedenem Charakter ist? Weil Beide in Wahrheit in eine gemeinschaftliche Klasse von Reisenden gehören, von Reisenden, die über die Oberfläche des Landes hinstreifen, die es aus Wagenfenstern besehen und seine Aussichten nach Wegweisern besuchen, die nicht weiter eindringen, als auf die Schale und Außenseite der Dinge, die nicht tiefer gelangen, als zu der Farbe auf den Gebäuden und dem Rock ihrer Einwohner, die uns in Wahrheit oft ihre eigenen Begriffe von Dingen, aber nicht die Dinge selbst geben, die uns sagen, was *sie* dachten und fühlten, aber nicht die ernstliche Absicht haben können, daß wir eben so denken oder fühlen sollen.

Auf diese Art hat Mr. Dickens ein Buch geschaffen, welches ohne Anstand *unterhaltend* genannt werden muß. Es liest sich sehr gefällig; es ist lebendig und anmuthig geschrieben. Aber wir Leute, die wir den Kopf gerne anstrengen, blicken in eine Reisebeschreibung, in der Hoffnung, die Bekanntschaft von Menschen und Dingen in fremden Landen zu machen; wir sind so plump, daß wir uns bei aller Unterhaltung nach einiger Belehrung umsehen. Wenn er für uns unter seinem einsylbigen Namen schreibt, begnügen wir uns, ihn für das zu nehmen, für was er sich ausgibt, für einen unterhaltenden Schriftsteller, für einen Proviantmeister für das monatliche Bedürfniß

nach einem neuen Kapitel und zwei Kupferstichen, und wenn die Monds-abtheilungen zu einem Jahreschklus abgelaufen sind, für den Verfasser eines lebendigen und interessanten Romans. Wenn er aber unter seinem eigenen Namen auftritt und sich mit Ueberlegung niedersetzt, um keine Dichtung, sondern eine Wahrheit, was er selbst gesehen und gehört hat, zu schreiben, so fangen wir an, ernstlich darein zu sehen, und erwarten vielmehr eine Probe seines Geistes, als seiner Phantasie. Wir wünschen zu sehen, wie er gesehen und gelauscht hat, so gut als was er gesehen und gehört hat. Wir können einem Domino, obgleich wir nicht wissen, wer er ist, eine beißende und witzige Antwort verzeihen, die wir dem nämlichen Herrn in seinem eigenen Rocke sehr übel aufgenommen hätten. Und so erwarten wir von Dickens andere Manieren, als um die wir uns beim „Boz" bekümmern. Wir meinen nun, die tour de force seiner Reisen, die große Anstrengung seines Genie's in vorliegendem Werke hat zwei Bände über ein civilisirtes Land hervorgebracht, aus denen wir keine Kenntniß darüber entnehmen können, ob es in jenem Lande eine Religion, eine Wissenschaft, Literatur oder schöne Künste gebe, oder nicht; eine Land- oder Seearmee; Ackerbau, Handel oder Gewerbe; Einnahmen, Ausgaben oder Abgaben; große und gute Männer, Professionen oder Rang und Stände (ausgenommen die des Sklaven und Herrn); ob Erziehung (außer für Taube und Stumme), moralischen, religiösen oder Berufsunterricht; Magistrate, Municipal- oder Provinzialregierung; Gesetzesbücher oder Formen (außer dem Einsperren); einen Fortschritt oder eine Abnahme in Staaten, Meinungen oder in Glauben, solche Dinge wie Reichthum oder Armuth, Glück oder Mißlingen, und in welchem Verhältniß; zwei Bände endlich, aus denen sorgfältig Alles ausgeschlossen ist, was unsere Bekanntschaft mit der Geographie, der Naturgeschichte, den Erzeugnissen, der Politik, den Aussichten des unermeßlichen und höchst interessanten Landes, das er besucht hat, erläutern oder verbessern könnte. Einiges lernen wir in der That, ja von einigen Dingen Alles. Wir erfahren über das amerikanische Reisen Alles in großer und reicher Mannigfaltigkeit, über Dampfboote und Eisenbahnen, Omnibuse und Postkutschen; wir erfahren, was man auf jeder dieser Reisearten für ein Frühstück bekommt; wir machen mit einer gewissen Anzahl unbekannter und namenloser Individuen, die im Allgemeinen von niedrig komischem Charakter sind, Bekanntschaft; wir werden in das ganze Geheimniß der unerträglichsten amerikanischen

Eigenthümlichkeit, des Kauens des „vile weed," (Tabak's) und seiner abscheulichen Folgen eingeweiht. Wir haben überdies einige leichte und hübsche Beschreibungen von Städten, namentlich im Anfang, welche anziehend und unterhaltend sind. Und als einen Zug, der einigermaßen Ersatz bietet, dürfen wir die Notizen über einige wohlthätige Anstalten zu Boston und einige sehr peinliche Berichte über Gefängnisse und Korrektionshäuser nicht übergehen. Der Edelstein von Mr. Dicken's Werk ist seine Erzählung des Unterrichts und der Erziehung eines tauben, stummen und blinden Mädchens. Es kamen, so viel wir wissen, in andern Ländern, z. B. in Belgien,[1]) ähnliche Fälle vor, wir sind indessen für jeden Bericht über so interessante Gegenstände dankbar.

Wir glauben in dieser kurzen Angabe des Inhalts von Mr. Dicken's Werk nicht ungerecht gewesen zu sein; wir meinen natürlich in Bezug auf den Betrag von Belehrung, den es enthält. Als ein Schriftstück wollen wir es nicht besprechen. Der Styl gefällt uns nicht. Eine ungeheure Masse von Worten, um einen einfachen Gedanken auszudrücken und eine ganz geflissentlich groteske Schilderung, d. h. die Vergleichung eines Dinges mit einem andern, das so verschieden als möglich von ihm ist, sind Fehler, die einen ermüden, wenn sie zwei Bände beschweren. Wir mögen einmal dadurch unterhalten werden; allein Einfachheit und Natürlichkeit können uns allein durch eine lange Kette von Kleinigkeiten durchführen und Abentheuer von alltäglichem und stündlichen Charakter uns interessant machen.

Wir machen in der That stets die Bemerkung, daß solche äußerliche Reisende einen unwiderstehlichen Antrieb haben, Abentheuer aus Zufällen zu machen, von denen Leute, die keine Tagebücher führen, nie geträumt haben würden. Wenn man ihre Erzählungen (d. i. etwas anderes, als Reiseberichte) liest, so könnte man wirklich zu dem Schlusse berechtigt sein, das Publikum sei bei der Würdigung ihrer Dienste höchst unfreundlich und undankbar. Wenn man bedenkt, daß sich Mr. Dickens so schrecklichen Gefahren ausgesetzt hat, wie zweimal das atlantische Meer zu durchsegeln, durch das Sprengen des Dampfkessels häufig in die Luft zu fliegen, auf den alleghanischen Gebirgen über Abgründe zu stürzen oder von dem Koth einer virginischen Straße

1) [Mit einem in der Anstalt Abbé Carton's zu Bruges hatte ich nachher vollständig Gelegenheit, bekannt zu werden.]

verschlungen zu werden, und zwar nicht aus ehrgeizigen Absichten, nicht des Handels wegen, nicht um in den Urwäldern eine Kolonie anzulegen, nicht einmal aus Durst nach Wissen, noch aus einer andern fantastischen Absicht, sondern einfach und ausdrücklich um seine englischen Leser zu unterhalten; wenn man sieht, wie Mrs. Trollope sich auf den Straßen jenes unbekannten Theils der Welt, Vallombrosa' schrecklichen Gefahren aussetzte (nebenbei gesagt, ist sie nicht die erste, noch wie wir meinen, die hundertste, welche dieselben bestiegen hat), wie sie sich dazu hergeben konnte, unter den Apenninen fast gebraten oder bei dem verzweifelten Versuche, den Portikus der Kirche unserer Frau zu Bologna zu ersteigen, zum Tode ermüdet oder bei der Ueberfahrt über den Po in der öffentlichen Fähre fast ertränkt zu werden, oder wenn sie sich, was noch mehr ist, der Gefahr aussetzte, auf dem Mont Cenis bei dem unerhörten Unternehmen ihn zu übersteigen, zu einer Zeit, wo Pferde es thun konnten, in einer Schneewehe begraben zu werden, und zwar alles dies, um ein Buch für unsere Unterhaltung zu schreiben, so können wir bloß das Gefühl hegen, daß solch' eine heroische Aufopferung, nicht für unser Interesse oder Bestes, sondern für die Unterhaltung in unseren müßigen Stunden eine öffentliche Krone oder eine andere Bezeugung unserer edelmüthigen Gefühle erfordert. Und diese Gefühle sollten sicherlich durch die Erwägung erhöht werden, nicht bloß wie hochherzig, sondern wie leichten Muthes, ja wie besorgt für uns solchen Gefahren getrotzt wurde! Denn wenn die Stürme, welche Mr. Dickens auf seiner Hinfahrt erduldete, der Art waren, wie er sie beschreibt, wenn der Kampf der Elemente so schrecklich war, wenn die Wendungen und Krümmungen der zerbrechlichen Barke denen eines menschlichen Todeskampfes so ähnlich waren, wie er sie beschreibt — vielleicht über dem stummen Grabe des unglücklichen „President," der selbst ein Katakomb unter dem Wasser ist — so kann man, gleichwohl ohne Neid, bloß die Gedanken bewundern, welche in solcher Zeit sich damit beschäftigen konnten, ihre Schrecken in einem gefälligen Gewande darzustellen, und die um unsertwillen, „die wir behaglich zu Hause sitzen," in ihren schrecklichen Umständen nichts als das Lustige und Lächerliche sehen konnten. Und so wird man gleichfalls zur Bewunderung hingerissen über die Sorgfalt, welche die Lady anwendet, um „für die außerordentliche Pracht der Scene nicht ganz gefühllos zu sein," während sie „ernstlich erschrocken war" (II. S. 394) über alle die schrecklichen Abentheuer der fürchterlichen

Uebersteigung des Gebirges; obgleich, es ist seltsam auszusprechen, unsere Unruhe aufs Höchste gesteigert wurde, als wir lasen, daß es der größte Schneefall seit Jahren war, „und daß der Führer arg bleich aussah," und die Bewohner sich sträubten zu sagen, die Straße sei sicher, und über die Lawinen geheimnißvolle Winke gaben, und wie sie nicht einen Laut hörte, während dieses „Riesengeschlecht", während diese „freundlichen Ungeheuer" (die Scene ist in Italien) sich mit ihren „ungeheuren hölzernen Spaden an's Werk machten" und unsere abentheuerliche Reisende aus ihren Beschwerlichkeiten herausschaufelten, so wurden wir doch sehr erleichtert auf unseren gewöhnlichen Grad nervöser Spannung zurückversetzt, als wir am Ende der Erzählung fanden, daß alle diese Soldaten begleitet von einer Escorte freundlicher Riesen ruhig auf der Straße marschirten, von der wir glaubten, sie wäre für Pferde und Schlitten ganz ungangbar! „Arme Kerle!" ruft unsere Reisende aus, indem sie von den Soldaten spricht, „sie sahen elend genug aus! Doch fühlte ich, als ich sie betrachtete, daß sie sich wahrscheinlich wohler fühlten, als ich." (S. 395.) Ohne Zweifel, denn sie waren nicht im Begriffe, ihre Reise zu veröffentlichen. In der That kommt diese Art von „Reiseromanen" demjenigen sehr aufschneiderisch vor, welcher weiß, daß jedes Jahr A und B und C über den nämlichen Boden, das nämliche Wasser oder den nämlichen Schnee gegangen sind, und ihnen nichts besonders Abentheuerliches vorgekommen ist, sondern daß sie eine bloß gewöhnliche Reise nach dem Wegweiser gehabt haben, ohne, wenn sie ihre Tour dem Publikum auftischten, im Falle sie dazu aufgelegt waren, viel daran zu denken, wie viel aus einem Windstoß oder einem Schneefall oder tiefen Geleisen oder einer mächtigen Phantasie hätte entstehen können.

Wir wissen nicht, ob Mr. Dickens der Mrs. Trollope von Amerika nach Italien folgen wird; sie haben ihre Reiselehrzeit in dem nämlichen Lande zugebracht, allein wir hoffen, der schlechte Erfolg der Einen bei ihrer weiteren Verfolgung des Geschäfts wird den Anderen von der Fortsetzung desselben abschrecken. [1]) Bevor wir indessen von Mr. Dickens damit Abschied nehmen, was wahrscheinlich der Grad von Anerkennung ist, den er von seinen Lesern erwartet, daß wir näm-

1) [Der Leser weiß, daß er es dennoch gethan hat, und zwar mit dem schlechten Erfolg, der hier prophezeit wurde.]

lich durch sein Buch, wenn auch keine Belehrung, doch wenigstens Unterhaltung gefunden haben, so müssen wir in Bezug auf eine Stelle seines Werkes, welche ein schwarzer garstiger Fleck in demselben, ein häßlicher Widerspruch gegen den allgemein menschlichen und guten Ton solcher, so wie anderer Schriften ist, Gefühle von gerade entgegengesetztem Charakter ausdrücken. Die Stelle, auf welche wir anspielen, ist folgende: —

„Während unseres Weiterreitens erschien in der Ferne ein anderer indischer Begräbnißplatz, der Mönchswall genannt, zum Andenken an eine Gesellschaft Fanatiker aus dem Orden des la Trappe, welche vor vielen Jahren, als es innerhalb tausend Meilen im Umkreis noch keine Ansiedler gab, ein einsames Kloster gegründet hatten und sämmtlich von dem verderblichen Klima weggerafft wurden, durch welch' trauriges Schicksal die Gesellschaft, wie die meisten Vernünftigen annehmen werden, wohl keinen großen Verlust erlitten hat." — Bd. II. S. 139.

Ferner: —

„Zur gehörigen Zeit versammelten wir uns wieder vor dem Handelsschneider und fuhren dann in der Fähre nach der Stadt hinüber; unterwegs kamen wir an einem Ort vorbei, der Bloody Island (die blutige Insel) genannt wird und der Duellplatz von St. Louis ist; er wurde zu Ehren des letzten hier ausgefochtenen Kampfes, der mit Pistolen Brust gegen Brust stattgefunden hatte, hiezu bestimmt. Beide Kämpfer fielen todt nieder, und wahrscheinlich werden viele Vernünftige von ihnen, wie von den schwermüthigen Narren auf dem Mönchswall, die Ansicht haben, daß sie kein großer Verlust für die menschliche Gesellschaft waren." — S. 140.

So ist also nach der Schätzung Mr. Dickens's zwischen dem Raufbold, der mordend gemordet wird, und dem arglosen Mönch, der willig als der Vorläufer der Civilisation wirkt und sich ergeben als die verlorene Schildwache einer zunehmenden Kolonie hinstellt, kein Unterschied. Welches immer die Begriffe Mr. Dickens's von „müßigen Mönchen" und dergl. sein mögen, so weiß er doch oder sollte wissen, daß der Orden der Cisterzienser oder Trappisten wesentlich ein Ackerbau treibender ist; er besteht in der That aus einer mönchischen Bauernschaft, die sich von den gewöhnlichen Bebauern des Bodens nicht durch geringeren Fleiß oder geringere Einsicht, sondern dadurch unterscheidet, daß sie keinen Profit erwarten, daß sie immer die Gegenden auswählen, von denen geldsuchende Unternehmer sich mit Unwillen abwenden würden, daß sie stets die Armen, die um sie sind, speisen und jeden Fremden gastfreundlich aufnehmen, und daß sie endlich die Arbeit ihrer

Hände durch Gebet und heiligen Psalmgesang heiligen.[1]) Für den „Handelsschneider", der sein Wachhäuschen in dem Winkel eines ungesunden Sumpfes aufschlägt, hat Mr. Dickens kein Wort des Vorwurfes; für die Ansiedler, welche mit der Axt in der Hand in die Urwälder gehen und sie, um ihr Glück zu machen, lichten, hat er kein hartes Wort; allein für die Repräsentanten derjenigen, welche durch geduldige Anstrengungen Crownland aus einem Sumpf zu einem Garten gemacht haben, die jetzt mit undankbarer Mühe den Pflug in die granitnen Rippen des Charnwoodforstes eintreiben, hat er keinen bessern Namen als „Fanatiker", nicht mehr Sympathie oder Bedauern als für den doppelten Mörder! Im Namen der Menschlichkeit, möge Mr. Dickens nie wieder etwas anderes, als Dichtung, schreiben. Hier zeigt er wenigstens, daß er bessere Gefühle hat.

Wir wollen nun über das atlantische Meer zurückkehren und Mrs. Trollope durch die Schönheiten Italiens folgen. Von allen Werken, die sich als Plauderwerke ausgeben, haben wir nie eines gelesen, welches sich zu diesem Zwecke mehr Mühe gäbe, als das ihrige. Sie hat, wie wir vorhin bemerkt haben, den betretenen Pfad gewählt, und doch möchte sie stets etwas Neues über ihn sagen. Sobald sie vor eine Statue oder ein Gemälde tritt, die schon hundert Mal beschrieben wurden, scheint ihr Geist in ungestüme Gährung versetzt, aus welcher eine Welt unreifen Geschwätzes entspringt, das entweder aus übertriebenem Staunen oder unerwarteten Enttäuschungen besteht. Sie bekennt sich für unwissend, sehr unwissend; ihre Sinne sind ganz verwirrt; sie zittert oder schaudert oder weint vor den Erzeugnissen der Kunst; und in jeder plötzlichen Mannigfaltigkeit des Ausdruckes zusammengehäufte Worte sind Alles, was wir von weitem für unsere Sympathie erlangen können.

Wäre nun die eigenthümliche Weise der Mrs. Trollope, zu sehen und zu beschreiben, auf solche Gegenstände beschränkt, wie die mediceische Gottheit (welche sie auf eine Art, die uns profan klingt, mit einer Darstellung der reinsten und heiligsten der Töchter Eva's vergleicht — Bd. I, S. 160), so hätten wir es nie für werth gehalten, so

---

1) Die französische Regierung sendet in diesem Augenblick eine Gesellschaft von Trappisten nach Algerien, als das beste Mittel eine Ackerbaukolonie zu gründen. Die sardinische Regierung hat auf der Insel Sardinien einen ähnlichen Schritt gethan.

ernstlich davon zu sprechen. Allein wenn wir finden, daß sie ihre flüchtigen und oberflächlichen Bemerkungen auf heiligeren Boden überträgt, und von der Religion, die unser Glück ausmacht, zugleich mit Unwissenheit und Geschwätzigkeit spricht, so dürfen wir nicht nach unserem Belieben milde sein, sondern müssen uns offen aussprechen.

Folgendermaßen schreibt sie von den heiligen Tempeln des lebendigen Gottes: — „Die angenehmsten Versammlungsorte am Morgen sind die Kirchen; denn hier ist die Luft im Verhältniß kühl, und man kann, wenn man nicht länger stehen kann, sich niedersetzen, was in der mediceischen Gallerie nicht der Fall ist." (Das. S. 204.) Ferner bei der Beschreibung einer Pic-nic-partie nach dem Kloster St. Gallicano erzählt sie uns von einer jungen Dame, die sich „mit einer Miene so liebenswürdiger und schmachtender Milde" des Schattens wegen in eine Kirche zurückzog, „daß, wenn je der entfernte Heiligenschrein ein solches Bild hätte besitzen können, eine große Menge götzendienerischer Wallfahrer die Folge davon hätte sein müssen," (was folgt, ist zu graß für unsere Blätter); als „zwei der Herren nach ihr in die Kirche eintraten, der Eine mit einer Flasche Wein, der Andere mit einem krystallenen Becher, der halbvoll von dem kostbaren Schatze der Felsenquelle perlte; allein ehe noch der beabsichtigte Trank gemischt und gekostet war, ließ sich von einigen zerstreuten Brüdern der an Zahl sehr herabgekommenen Gesellschaft, welche den etwas ungewöhnlichen Eintritt der Herren gesehen hatten, ein Murmeln über „„Entheiligung der Kirche"" vernehmen; nur ein unmittelbarer Rückzug befriedigte die guten Mönche vollkommen." (S. 325.) Dies ist ihr Begriff und dies sind ihre Gefühle über eine bachanalische Partie, die es versucht, eine Kneipe aus dem Platze zu machen, in welchem diejenigen, deren Eigenthum sie kirchenräuberisch betraten, den Heiligen der Heiligen, den Herrn der Herrn körperlich gegenwärtig glauben! Dies ist die Art und Weise, auf welche die heiligsten Gefühle jener gutmüthigen Mönche verletzt und mit Füßen getreten wurden. Wenn nun die zwei Herrn in's Stockhaus gesetzt oder die ganze Partie von einigen derben Bauern den Berg hinab gejagt worden wäre, so hätten sie bloß erhalten, was sie verdient hätten. Und sogar Mrs. Trollope verfährt gegen unsere Landsleute, welche sich in den römischen Kirchen so schamlos benehmen, strenge, für welchen Theil ihres Werkes wir ihr aufrichtig danken. Kann ein solches Benehmen Wunder nehmen, wenn selbst seine Tadlerin von dem Hause Gottes so gering denkt?

Im nämlichen Tone spricht sie immer von unseren heiligsten Funktionen. Zunächst weiß sie augenscheinlich nichts von ihnen; sie gibt sich selbst für unfähig aus, die herrliche Musik Paläſtrina's zu würdigen. (S. 270.) Der Gegenstand, welcher bei dem majestätischen Gottesdienst der päpstlichen Kapelle ihre Aufmerksamkeit am meisten auf sich gezogen zu haben scheint, war die Huldigung der Kardinäle. Zweimal spricht sie lebhaft von dem Gegenstand. So sagt sie von der sixtinischen Kapelle: — „Ich kann nicht sagen, daß ich durch die eigenthümlichen Ceremonien dieses päpstlichen Gottesdienstes sehr erbaut worden wäre (ich spreche als Häretikerin), allein ich konnte auch das Mißverhältniß nicht bewundern oder billigen, welches zwischen der Zeit zu bestehen scheint, die dem Gebete und der Huldigung, welche jeder Kardinal dem Papste darbringt, gewidmet ist." (S. 270.) Und über das Hochamt am Christfest macht sie eine ähnliche Bemerkung: „Der religiöse Theil der Ceremonie," schreibt sie, „steht in keinem Verhältniß zu derselben" (der Huldigung). (S. 365.) Was auf aller Welt sie meint, sind wir nicht im Stande zu begreifen. Wenn die Pontifikalmesse in St. Peter wenigstens zwei Stunden währt, so nimmt die Huldigung nicht über zehn Minuten ein, während welcher die feierliche Funktion *nicht* unterbrochen wird. Aber offenbar weiß sie nicht, was die Messe ist, noch welche Gebete bei ihr gesprochen werden, noch welches die Bedeutung ihrer Ceremonien ist.

Allein abgesehen davon, daß Mrs. Trollope von dem, worüber sie schreibt, nichts weiß, ist sie offenbar unfähig, irgend eine religiöse Funktion zu würdigen. Das ist nicht ihre Sache. Sie kann sich auf eine Fahrt in der Caſcina zu Florenz oder auf das Essen von „Eis und Erdbeeren", was ein stehendes Gericht bei ihr ist, oder auf den Besuch eines Konzertes oder Theaters verstehen; allein für den wahrhaft malerischen, ehrwürdigen, rührenden Gottesdienst der Kirche hat sie sicherlich keinerlei Gefühl. Die Messe ist für sie eine musikalische Aufführung, und ihr Urtheil, das sie darüber gibt, ist, ob sie lang oder kurz, ob die Musik gut oder schlecht war — d. h. nach *ihrem* Geschmack.

Alles was sie über die päpstliche Regierung und die praktische Moralität der Kirche weiß, ist, daß sie dieselben äußerst verdammt. Niemand kann zweifeln, daß sie vollkommen fähig war, über solche Gegenstände zu urtheilen, und daß sie sich große Mühe gab, Belehrung über dieselben zu sammeln, da wir sehen, wie gut sie verstand,

was um sie her vorging und was Jedermann weiß. So fand sie heraus, daß „der ehrwürdige Hof von Kardinälen die Propaganda genannt" wird (S. 274), und daß den Kardinälen wegen „der Armuth der Kassen der Propaganda" ihre Besoldungen nicht ausbezahlt werden. (S. 367.) Und was die Kardinäle betrifft, so macht sie dieselben nach Belieben; denn durch einen Federstrich verwandelt sie den guten Trappistenmönch, Vater Géramb, in einen Kardinal (S. 368), und sagt uns ganz befriedigt, unter einigen neuen Kardinälen, deren Ernennung im Werke sei, befinde sich „ein Engländer Namens Weld" (S. 366); während dieser besagte „Engländer" bereits Kardinal war und vor einigen Jahren gestorben ist, um, wie wir zuversichtlich hoffen, den vollen Lohn seines höchst tugendhaften Lebens zu empfangen. Und so erhebt sie mit gleichem Glücke den gelehrten Vorsteher des englischen Kollegiums zu bischöflichem Range.[1]) (S. 300.) Aber ferner noch hat uns Mrs. Trollope die neue und wichtige Belehrung ertheilt, daß „viele römische Familien den Bischofsrang in der Kirche erblich inne haben." (S. 366.)

Wenn nun eine Person bei Sachen, die so handgreiflich sind und über die man sich so leicht Gewißheit verschaffen kann, in den Tag hinein schwätzt, so ist es kein Wunder, daß sie das, wovon sie nichts wissen konnte, gänzlich in Stücke zerriß. Sie spricht von der Unwissenheit des Volkes, mit dem sie offenbar nie verkehrte und von den Wirkungen eines religiösen und politischen Systems, welches sie gewiß nie erforscht hat. Auf ihrer Reise von Rom nach Neapel konnte sie, die in eine Kutsche eingeschlossen war und von Station zu Station eilte, „Unwissenheit und Aberglauben als die hervorragenden Züge erkennen, welche der Beobachtung des Reisenden begegnen." (S. 203.) Wirklich! Wie zeigt sich nun diese Unwissenheit von selbst so deutlich? Sind es die Gesichter der Leute oder ihre Aushängeschilde, auf denen „der Vorbeieilende sie lesen kann?" „Von Schulen", fährt sie fort, „konnte ich nichts hören." Meint Mrs. Trollope, man solle zur besonderen Bequemlichkeit für reisende Damen in Gasthöfen Schulen halten?" Oder sah sie sich auf der Vorderseite einiger Häuser nach „Nationalschulen" um und wurde in ihrem Suchen getäuscht? Wir können nun Mrs. Trollope sagen, daß sie durch kein einziges Dorf

1) [Er wurde später dazu erhoben als apostolischer Vikar der westlichen Distrikte.]

kam (sie spricht von den päpstlichen Staaten außer Rom), in dem nicht eine Knaben- und eine Mädchenschule ist, ja und zwar unentgeltliche. Allein bei diesem Gegenstand, der Erziehung, gibt sie uns die schreckliche Nachricht, der Papst habe zu Bologna und in seinem ganzen Gebiete alle „Professuren der Logik, Metaphysik, Moral (!), Algebra und Geometrie" aufgehoben. (S. 28.) Und nach einigen geheimnißvollen Punkten fügt sie dann bei: „Aus Bologna wurde der Professor O— verbannt." Man wird wirklich denken, dieser Halbgott (denn als was derartiges erscheint er im ersten Bande) sei wegen des Lehrens einiger jener dunklen Wissenschaften, vielleicht der Moral, verbannt worden! Allein Signor O— wurde nicht verbannt, sondern ging sehr patriotisch von Bologna durch, nachdem er seine Schüler zu Aufruhr und Rebellion aufgeregt, eine Revolution, die Elend über sein Land brachte, angefacht, wie wir glauben, an dessen provisorischer Regierung Theil genommen, und als die Stunde der Gefahr kam, nach dem philosophischen Grundsatze, der bessere Theil der Stärke sei Klugheit, gehandelt hatte und verschwunden war. Diese würdige Junta war nur eifrigst bedacht etwas nicht zurückzulassen — die öffentliche Kasse. Der Art sind die Lieblinge Mrs. Trollope's in Italien! denn während sie entschieden feind ist allen revolutionären und sanskulottischen Bewegungen und Parteien in England, streut sie denselben in Italien Weihrauch.

Ihre Theorien über religiöse Gegenstände sind äußerst tief. So hat man „die Trägheit" der Italiener dem „ewigen Wiederkehren papistischer Feste und Feierlichkeiten" zu verdanken (S. 203), worüber wir ihr Lord John Manners zu Rathe zu ziehen empfehlen würden; und über die prächtigen Kirchen zu Venedig darf man sich nicht wundern, weil „es natürlich ist zu erwarten, daß in einem römischkatholischen Lande, wo durch den Besitz reichlichen Goldes unzählige Antriebe zur Vergnügungssucht gegeben werden, Kirchen erbaut, bereichert und verschönert wurden, um die so erzeugten Ausschweifungen zu büßen." (S. 121.) In dieser Theorie meinen wir voraussetzen zu dürfen, sei es eben die „Büßung", was man als das eigenthümlich katholische anzusehen habe, nicht aber die „Vergnügungssucht" oder „das Gold"; sonst müßten London oder Amerika die besten Kirchen haben.

Aber wahrlich, es hat nie ein Schriftsteller oder Reisender seine Blätter mit auffallenden Irrthümern mehr angefüllt, als unsere gelehrte Lady. Kaum ein italienisches Wort oder ein Name ist richtig

geschrieben, kaum eine Phrase ist (außer in Citaten) richtig gegeben; und doch erzählt sie uns von langen und herrlichen Unterhaltungen, die sie in Italien geführt habe. Sie wundert sich, warum man in der Campagna kein Korn baue (S. 193); nun füllt aber diese Landschaft nicht nur die Kornhäuser Roms, sondern führt noch in andere Länder aus. Sie sieht den Clitumnus bei Spoleto (nicht Spolito) und wunderbar ist's, sie findet ihn ohne einen Tropfen Wasser (S. 171), aus dem sehr guten Grund, weil der Clitumnus nie bei Spoleto war, noch je sein wird. Er war, als Mrs. Trollope wenigstens zwei Meilen lang an seinem Ufer hinfuhr, voll Wasser, und sie hätte ihn in vollem Strome unter der Straße hervorströmen sehen können, so daß er im Stande ist, nahe bei dem Dorfe Le Vene eine Mühle zu treiben. In ihrer Kirchengeschichte ist sie „sehr schlimm bewandert." Sie erzählt uns, mit kaum größerer Genauigkeit, als Eleganz, sie sei „wie der heil. Antonius auf dem Roste gebraten" worden (Bd. I. S. 45); sie hat von der „Darstellung unseres Herrn im Tempel" nie etwas gehört und verwandelt deßhalb Titians herrliches Gemälde des Gegenstandes zu Venedig in die Darstellung unseres Heilands „im Alter von eilf oder zwölf Jahren" (!) und korrigirt Mrs. Starke's richtige Erklärung. (S. 103.) Als sie die ehrwürdige Basilika des heil. Ambrosius zu Mailand besuchte, wurde ihr, wie sie erzählt, eine Reliquie „des Bruders des heil. Satyrus" gezeigt. „Warum die Bettstelle des Bruders eines Heiligen," fügt sie hinzu, „in solcher Ehre gehalten wird, wurde uns nicht gesagt." (S. 384.) Gewiß nicht; weil Ihnen keine solchen Dinge erzählt wurden, wie Sie uns erzählen. Der besser unterrichtete Leser wird lächeln, wenn er den Irrthum durchschaut, der ohne Zweifel aus unvollkommenem Verständniß des Führers entstanden ist. Der heil. Satyrus war der Bruder des heil. Ambrosius, und die heil. Marcellina, über die Mrs. Trollope gleichfalls im Dunkeln ist, war die Schwester Beider! Unter den Merkwürdigkeiten der Kirche stieß sie auf eine sehr außerordentliche — auf einen Sarg! Und wessen Sarg glaubt der Leser, daß es war? denn er stand „in einer finstern und dunklen kleinen Kapelle." Je nun, der Führer sagte auf Mrs. Trollope blickend „mit einem spöttischen Lächeln", „„es ist bloß der Leichnam von Monsignore dem Bischof, der gestern starb und morgen begraben werden wird."" (S. 385.) Sieh, wie geringe diese guten Papisten von Mailand ihren Bischof halten! Da indessen Seine Eminenz Kardinal Gaysruck den erz-

bischöflichen Stuhl dieser Stadt noch einnimmt, wie er ihn lange vor Mrs. Trollope's italienischer Reise eingenommen hat, so wollen wir uns oder unsere Leser mit der Untersuchung nicht belästigen, wie er den Tag vor Mrs. Trollope's Besuch in jenen Sarg gekommen, oder wie er den Tag darauf wieder herausgekommen ist. Wir wollen dies vielmehr auf Rechnung eines kleinen Mißverständnisses setzen.

Bei so reichen Anlagen, die unsere Schriftstellerin besitzt, um über die katholische Religion richtig zu urtheilen, müssen wir ihr für ein so freundliches Urtheil, wie folgendes, sehr verbunden sein: —

„Ich ward angewiesen, für mich selbst zu urtheilen, ob es für eine Person von vollkommen aufgeklärten politischen Ansichten nicht möglich ist, dennoch ein gläubiger römischer Katholik zu sein. Ich habe viele Leute und von mehr als einer Nation die Möglichkeit hievon läugnen und erklären hören, daß Freiheit des Geistes bei jedem Gegenstande mit päpstlichem Zwange unverträglich sei. Ich sehe keinen Grund, warum ein römischer Katholik, weil er den Glauben, der ihm gelehrt wurde, gewissenhaft glaubt, deßhalb unfähig sein sollte, sich über die klugste Art und Weise, die Angelegenheiten der Menschen zu regeln, eine vernünftige Ansicht zu bilden." Bd. II. S. 302.

Wahrlich, dies ist tröstlich, — ja noch mehr, es ist schmeichelhaft; und die Geister von Männern, wie Ximenes, Consalvi, Bossuet, Stolberg, Fenelon und Schlegel können sich durch den Zweifel, den Mrs. Trollope hegt, ob sie wirklich unfähig *waren*, sich vernünftige Urtheile zu bilden, wohl geschmeichelt fühlen.

Allein wir müssen zum Schlusse eilen; denn wir sind müde Blumen zu pflücken und zu ordnen, wo der ganze Boden so reichlich damit versehen ist. Mrs. Trollope löst selbst ein Problem, welches ihr viel Schwierigkeiten zu machen scheint — nämlich die Schwierigkeit, Italiener zu erwischen. Wo sie geht, begegnet sie Engländern, Franzosen und Deutschen in Masse, — aber keinen Italienern. (Bd. I. S. 154.) Sie findet sie zu Venedig sich ganz abschließend. Sie hofft welche in Rom zu treffen, aber, gehe es zu, wie es wolle, sie kommen nicht. Und doch schmeichelt sie ihnen, sie verlangt nach ihnen; und überdies ist sie von ihnen umgeben, sie ist mitten unter ihnen, Nacht um Nacht, in Donay's Kaffeehaus und in der Cascina; allein vergebens. Ist dies wunderbar? Mrs. Trollope weiß vielleicht nicht, daß sie genug Notizensammler und Bücherschreiber aus unserem Lande unter sich gehabt haben, um vor jedem weiteren in Furcht zu sein. Sie *haben* in ihre Gesellschaft englische Damen aufgenommen, welche die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft verletzt und die gutmüthigen

Leute, welche gegen sie so gefällig waren, der Verachtung preisgegeben haben. Ob Mrs. Trollope's amerikanischer Ruf ihr hiebei geholfen haben mag oder nicht, wollen wir nicht behaupten; wir zweifeln, ob ihr Name in Italien sehr bekannt ist. Aber gebrannte Kinder fürchten das Feuer, oder wie es das italienische Sprichwort zu unserem Zwecke besser ausdrückt: „Der gebrühte Mensch fürchtet selbst kaltes Wasser." Engländer sind von der wahren italienischen Gesellschaft ausgeschlossen wegen der Freiheiten, die sich Einige mit dem Rufe derselben erlaubten. Mrs. Trollope's Werk zeigt, daß sie in ihrem Falle Recht thaten. Sie hat sich bemüht, deren Religion und deren Land mit Hülfe des kärglichen und irrthümlichen Materials, das sie gesammelt hat, zu verläumden; was würde sie gethan haben, wenn ihr mehr zugänglich gewesen wäre?

Italienische Wegweiser und Reisende.

(Aus dem Dublin Review, Januar 1839.)

Italieniſche Wegweiſer und Reiſende.

Art. I.— 1. *Brockedon's Road-Book from London to Naples, illustrated with Engravings by W. and E. Finden.* London, 1835.

2. *Travels in Europe, for the use of Travellers on the Continent; to which is added, an Account of the Remains of Ancient Italy, and also of the Roads leading to those Remains.* By Mariana Starke. Ninth edition. Paris, 1836.

3. *Nuovissima Guida dei Viaggiatori in Italia.* 3a ediz. Milano, 1834.

Wenn eine Familie ſich der Beſchwerde ausſetzt, ihr Haus zu vermiethen oder zu verſchließen, ihre Geräthſchaften einzupacken, ihre überflüſſigen Diener zu entlaſſen und die See zu durchſegeln, um eine Reiſe nach Italien zu machen, ſo darf man annehmen, daß ſie einen beſonderen Zweck im Auge hat, der ſie für ſo viele Beſchwerden entſchädigen kann. Ein Engländer hängt an ſeinem Hauſe, bis ihn eine ſehr feſte Ueberzeugung von Schicklichkeit oder ein ſehr heftiger Anfall von Laune davon wegtreibt. Wenn der Geſundheitszuſtand eines theuren Gliedes ſeiner Familie die Ueberſiedlung in ein heitereres Klima erfordert, ſo begleiten unſere wärmſten Sympathien die Reiſenden und wir betrachten ſie natürlich durch heiligen Schutz vor allem Aufdrängen unverſchämten Rathes oder kritiſcher Bemerkungen bewahrt. Ihr Weg iſt kummervoll, der Arzt ihr Wegweiſer, „Clarke über das Klima" ihre Reiſekarte; und eine ſanfte Luft oder ein kühler Wind iſt für ſie ſchätzbarer, als die Wunder der Kunſt oder das Andenken an vergangene Heldenthaten. Wenn ein gewählter Ort das einzige Ziel der Reiſe iſt, wenn die leichtere Beſchaffung des Haushaltes oder

guter Erziehung zur Wahl einer Provinzialstadt in Frankreich oder Italien als des Ortes für einen zeitweiligen Aufenthalt geführt hat, so vergeben wir leicht die Klugheit, welche die kürzeste und wohlfeilste Straße wählt und, während sie nach solch' einer Endbestimmung hineilt, weder rechts noch links blickt. Ebenso sprechen wir von Vielen, welche in höheren Absichten ihre Sehnsucht nach besondere Orte gerichtet haben; von dem Geistlichen, den Andacht oder Geschäfte von hoher und heiliger Wichtigkeit in die Stadt des Petrus senden; von dem jungen Gelehrten, der sich in die Mauern eines Kollegiums oder Klosters zu verschließen eilt; oder selbst von Solchen, welche, wenn sie eine begrenzte Zeit der Ruhe von ihren Amtspflichten genießen, es vorziehen, dieselbe einem interessanteren Platze zu widmen. Allen diesen haben wir nichts zu sagen. Ihr Zweck ist bestimmt und sie erreichen ihn. Sie haben keine Zeit, sich unterwegs aufzuhalten; sie haben keinen Geschmack für das, was sie aufhalten und abziehen könnte. Mit den Schwärmen dagegen, die jährlich über den Kanal gehen und Italien zu dem Zwecke, es zu sehen, wie sie sagen, besuchen, mit diesen haben wir keine Nachsicht. Wir können uns mit ihnen kaum verständigen. Was wollen sie mit diesem Ausdruck sagen? Seine Landschaften aus ihren Wagenfenstern, seine Städte aus dem Speisezimmer der Gasthöfe, seine Gesellschaft in den Ballsälen, seine Moralität in den Hallen der Diener derselben, seine schönen Künste in den Ladenfenstern zu sehen? Wahrlich, dies ist keine ungewöhnliche Art, Italien zu sehen. Oder verstehen sie unter Italien zwei oder drei seiner großen Städte, — Florenz, Rom und Neapel, wo Monate in der nämlichen Gesellschaft, in den nämlichen Vergnügungen oder vielmehr in den nämlichen Geringfügigkeiten zugebracht werden, welche die londner Saison einnehmen, während die dazwischen liegenden Gebiete reicher historischer Provinzen unbeachtet und unstudirt gelassen werden? Wahrlich dies ist die gewöhnlichste Art, Italien zu sehen.

Die große Tour durch diese Halbinsel besteht in der That darin, mit größt möglichster Schnelligkeit von einer Stadt zur andern mit dem steten Wunsche, der Zwischenraum zwischen denselben könnte auf nichts reduzirt werden, sich fahren zu lassen; und ihre Kunst ist, den geeigneten Augenblick zu wissen und zu erhaschen, in dem jeder Ort in der vollen Blüthe des Lärms, der guten Gesellschaft und Vergnügungen steht. Inzwischen wird Städten, die reich an Kunstschätzen sind oder Ueberfluß an Quellen anderer intellektueller Genüsse haben, keine wei-

tere Beachtung geschenkt, als wozu das Geschäft des Umspannens Zeit läßt; und Andere, die nur wenige Meilen von dem allgemeinen Pfade abweichen, indessen auf Gegenstände von vergangener und gegenwärtiger Berühmtheit aufmerksam sind, nehmen keine nähere Einsicht von denselben, als ein Taschenspiegel von ihrer äußeren Gestalt geben kann. Die einzigen Gelegenheiten, die ergriffen werden müssen, um die Bewohner dieses schönen Landes wahrhaft kennen zu lernen, werden somit äußerst vernachläßigt; denn die großen Städte ganz Europa's sind allmälig in Geschmack, in Sitten und was noch schlimmer ist, in ihrem moralischen Charakter einander gleich geworden.

Wir geben zu, daß zu dieser Methode, das Land hindurch wie vor dem Angesicht des Feindes in den Schutz großer Städte zu fliehen, unsere Reisende durch die Bücher verleitet werden, welche sie im Allgemeinen auf ihrer Tour als Wegweiser benützen. Ehe wir jedoch auf diesen unseren eigenthümlichen Gegenstand übergehen, dürfen unsere Leser uns wohl fragen, welches Recht wir haben, uns zu Richtern in dieser Sache aufzuwerfen oder unsere Reisen von der allgemeinen Klasse auszunehmen? Es ist wahr, wir haben keine Reise durch Italien veröffentlicht, wozu, wie es scheinen möchte, schon ein sechsmonatlicher Aufenthalt hinlänglich befähigen kann. Aber was noch schlimmer ist, wir haben über unsere verschiedenen Wanderungen, die wir zu verschiedenen Zeiten, nicht bloß auf und nieder, sondern die Kreuz und die Quer, und im Kreise herum auf der klassischen Halbinsel gemacht haben, nie ein Tagebuch geführt. Wir machten wenig oder keine Bemerkungen über das, was wir sahen; erstens, weil wir es für eine Thorheit beim Reisen halten, Sachen nieder zu schreiben, die bereits gedruckt sind; und dann, weil wir nie ein Vergnügen darin fanden, noch entdeckten, daß es Andern einen Genuß gewähre, geschriebene Tagebücher von Reisenden zu durchlesen. Solche Gegenstände, die der allgemeinen Beachtung entgangen sind, haben wir kurz aufgezeichnet; allein unsere Vorrathskammer ist hauptsächlich unser Gedächtniß, — denn wir reisen vorzüglich um unser selbst willen. Ueberdies machen wir keine Skizzen, wir haben kein Album. Bei unserem Reisen hatten wir verschiedenes Schicksal; bald rollten wir postschnell in dem üppigen englischen Wagen dahin, bald wurden wir tagelang in einer rumpelnden Vettura geschüttelt; wir versuchten, wie es uns am Besten taugte, die Diligence oder den Charabancs; wir machten unbetretene Wege auf stolpernden Pferden oder steifen Maulthieren, und verschmähten selbst die

Dienste eines noch niedrigeren Lastthieres nicht. Und wenn alle diese Hülfsmittel fehlten, so haben wir unser Geschick sogar den Ueberbleibseln körperlicher Regsamkeit anvertraut, die uns eine gewisse Zunahme an Alter und Beleibtheit gelassen hat; wir fangen nämlich zu altern an. Wir sind selten in Verlegenheit gewesen, ein Quartier zu bekommen. Da wir lange auf der Straße gewesen sind, so wissen wir unsere Stationen ganz gut; und während wir die herzliche Aufnahme annehmen, welche wir das Glück haben, von vielen schätzbaren und ausgezeichneten Personen zu erhalten, können wir unsern Geist der Armseligkeit eines Landwirthshauses widmen, deren Bewohner freundlich sind, obgleich ihre Speisekammer nicht gar reich versehen ist. Wo solche Quellen uns fehlen, fehlt uns nie religiöse Gastfreundschaft, und wir erfuhren nie, daß sich das Klosterthor weigerte, sich dem Fremden zu öffnen, oder ihn außen stehen ließ oder wieder hinaus sperrte. Ferner haben wir im Laufe unserer italienischen Wanderungen uns den großen Schlüssel zum Herzen einer fremden Race, ihre Sprache, so ziemlich angeeignet. Darunter meinen wir nicht die Formeln gedruckter Dialoge oder den höheren Styl der Bücher, sondern die ungeschriebene Sprache, in welcher der vertraute Verkehr des gewöhnlichen Lebens geführt wird, und welche sich durch Schattirungen, die bloß geübte Ohren unterscheiden können, von Provinz zu Provinz verändert. Ohne nun uns anzumaßen oder zu wünschen, diese Eigenthümlichkeiten zu erfassen, so können wir sie doch zur Genüge verstehen und uns mit ihnen in Einklang versetzen, um uns mit den Bauern eines jeden Distrikts in's Vernehmen zu setzen. Das Bolognesische ist indeß doch noch zu viel für uns.

Diesen Befähigungen zu einem Touristen können wir noch eine andere wesentlichere beifügen. Wir lieben das Volk, unter dem wir reisen. Wir denken auf unserem Wege nie an Banditen und Stilette; wir vertrauen uns furchtlos den rohesten Gebirgsdörfern an. Wir führen keine patentirten Reisezimmerschlösser (Starke, S. 503) für die Thüren unserer Schlafzimmer in den Herbergen mit uns; denn selbst, wenn sie schon ein Schloß haben, so lassen wir es im Allgemeinen unverschlossen (wir lassen uns gerne bei Zeit wecken). Auch handeln wir nicht zum Voraus um unsere Speisen und andere Bequemlichkeiten. (S. 504.) Wir kennen die gebräuchlichen Preise der Dinge und werden selten höher angefordert; geschieht es, so geben wir es nicht. Wir beginnen unsere Reise nicht mit der Idee, daß alle Italiener Betrüger oder Ungläubige oder abergläubische Leute sind.

Im Gegentheil, je mehr wir das schöne Land, welches wir bereisen, bewundern, um so höher schätzen wir das Volk, welches dasselbe bewohnt, die edle Gefälligkeit seines Landadels und die natürliche und ehrerbietige Höflichkeit des ärmsten Landvolkes. Wir schätzen die Leichtigkeit, mit welcher eine Einführung, sei sie vorbereitet oder zufällig, Bekanntschaft erzeugt und mit der Bekanntschaft zu edler und dauernder Freundschaft heranreift. Wir finden mit Vergnügen in fast jeder, selbst kleinen Stadt, die wir besuchen, einige wissenschaftliche Männer oder einen Geschichtschreiber des Ruhmes seines Landes, dessen Ruf die Halbinsel durchdringt, während er seinen Arbeiten in der Abgeschiedenheit und unter dem Schutze seiner alten Familienwohnung obliegt, die sicherlich mit einigen sehenswerthen Werken des Pinsels, häufig einer Episode der allgemeinen Kunstgeschichte, die sich in den Gallerien der großen Hauptstädte entfaltet, ausgeschmückt ist; denn sie wird die Werke von zu wenig bekannten Lokalmalern enthalten. Ein gleiches Vergnügen empfinden wir in der Gesellschaft intelligenter und eifriger Geistlicher, welche fast jede Stadt besitzt. Von diesen ist der Bischof oft der erste, an dessen gastfreundlicher Tafel man eine Konversation über die schwebenden religiösen Tagesfragen hören wird, die einer Konferenz an einer Universität nicht unwürdig wäre. Mit einem Wort, je mehr wir in dem Lande reisen, desto mehr entdecken wir die feineren und verborgeneren Charakterzüge, welche die Vermengung und der assimilirende Prozeß der Gesellschaft an größeren Orten beinahe ganz verwischt haben. Doch dürfen wir unter den oft unbeachteten Annehmlichkeiten einer solchen Reiseweise nicht vergessen, daß man in fast jeder Provinzialstadt eine kleine einheimische Kolonie von Auswanderern aus unserem oder einem andern nördlichen Lande findet, die durch diesen oder jenen Zufall dort „eine friedliche Einsiedelei" gefunden und die Achtung und Liebe der Eingebornen leicht gewonnen haben. Für diese ist der Klang ihrer theuren Muttersprache ein köstlicher Schmaus, und Keiner, der sie spricht, wird Fremder genannt. Die kleinen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten eines brittischen Hauses, die durch die freiherrlichen Hallen italienischer Paläste zerstreut sind; der glückliche Versuch, die Erinnerungen eines englischen Heerdes um die weite marmorne Vorhalle zu sammeln, dann besonders der Kamin, welcher in ihren Wänden gähnt, und die mystischen Gefäße (dafür sehen sie die Eingebornen an) für den Ritus des Theetisches, die auf altmodischen Platten massiven Marmors aufgestellt sind, — diese und andere kleine nationale Eigenthüm-

lichkeiten, die wenn auch unpassend beibehalten werden, beweisen die große Anhänglichkeit einer englischen Familie an die Annehmlichkeiten ihres ersten Hauses, auf die sie nie verzichten kann.

Allein wir sind geschwätzig. Denn nach Allem, was wir geschrieben haben, müssen wir einige bescheidene Bekenntnisse machen. Wir machen keine Ansprüche als große Reisende; d. h. wir sind weit entfernt, uns rühmen zu können, wie Viele thun, daß wir jeden Winkel Italiens gesehen haben. In der That, wir sind in dieser Beziehung keine Schlemmer; wir lieben es, das, woran wir Theil nehmen, zu kosten und zu genießen, und dies erfordert Muße. Wir verschlingen das Land nicht. Wir haben jedoch einige köstliche Punkte für eine künftige Erforschung aufbewahrt; es gibt einige hübsche unbesuchte Winkel, die uns eines Tages gar köstlichen Genuß gewähren werden. Ueberdies finden wir unseren besten Vorsätzen zum Trotz, daß wir oft denselben Strich wiederholt durchreist haben. Wir haben alte Lieblinge, d. h. Bauwerke, Gemälde und heilige Schreine, welche uns ungestüm von unserem Wege abziehen. Es geht uns mit ihnen, wie mit unseren alten Freunden unter den Dichtern. Oft wenn wir eine Sammlung mit dem festen Entschlusse aufschlagen, Drayton oder Phineas Fletscher zu lesen, so ertappen wir uns hundertmal, wie wir fast unbewußt über die gefälligen Blätter des alten Geoffrey Chaucer oder die reizenden Stanzen Edmund Spenser's hingleiten. Und so geschieht, daß der Wunsch ein vortreffliches Frescogemälde oder ein ehrwürdiges Heiligthum noch einmal zu sehen, uns von unserem beabsichtigten Pfade ablockt und uns Scenen besuchen läßt, die noch frisch im Andenken sind. Demnach scheinen unsere Freunde im Lande zu glauben, sie haben ein Recht auf einen Besuch von uns, sobald wir uns in Bewegung setzen, was immer unsere Richtung und unser Zweck sein mag; und so ändert die Bahn, welche wir uns ausgesteckt haben, ihre Gestalt unter dem Einflusse solcher Störungen. Unsere Freunde kennen unsere Schwäche in dieser Hinsicht.

Wir haben die vor uns liegenden Bücher fast vergessen, während wir das Fest unseres Geistes, welches eine Reise in Italien uns stets bereitet, in's Gedächtniß zurückriefen. Wir haben dieselben mehr zur Warnung, als zur Empfehlung, aufgeführt, wenigstens die englischen. Denn der italienische Wegweiser ist ungeachtet gelegentlicher Ungenauigkeiten bei weitem der beste; und da er, wie wir glauben, auch französisch erschienen ist, so wird er auch am nützlichsten gefunden werden.

Die englischen Wegweiser dagegen sind, so weit wir sie kennen, nicht nur höchst unbefriedigend, sondern sie führen in tausend Punkten irre.

Wenn ein Reisender seine Reise beginnt, so ist er im Allgemeinen über den Charakter und die Vorzüge der Gegenstände, welche hauptsächlich seine Aufmerksamkeit zu fesseln haben werden, im Ungewissen. In neun Fällen unter zehn reist er mehr um zu lernen, als bereits erworbene Kenntnisse anzuwenden. Für ihn ist z. B. die Sprache der Kunst der reine Jargon und ihre Geschichte ist ihm so vertraut, wie die Egyptens. Er hat von großen Männern in beiden gehört, von Raphael und Sesostris, von Caracci und Amenophis; allein er weiß blutwenig von dem wahren Werthe des Einen oder von den Werken des Andern; und was die ältere Kunstgeschichte betrifft, so ist sie ihm zum größten Theil Mythologie. Die technischen Ausdrücke des Antiquarianismus spotten gleichfalls seiner Fassungskraft, und entweder versteht er ihre Bedeutung ganz falsch oder er täuscht sich in ihren Gegenständen, indem er sie mit Sachen zusammenwirft, die in der modernen Zeit einen entsprechenden Namen tragen. Ohne einige Kenntniß dieser Ausdrücke und ihre Hülfsstudien Italien zu sehen, ist bloßer Zeitverlust. Allein auch auf dieselben verwandter Fleiß ist ganz ungenügend. Sie müssen dem Geiste des Reisenden jeder Zeit gegenwärtig sein und sie sind für ihn so nothwendig, wie die „allgemeine Pharmakopöe" oder „verdünnte Schwefelsäure" (Starke, S. 503); und es ist für den Reisenden eben so wichtig zu wissen, wo er bezüglich derselben sich Belehrung verschaffen kann, als zu lernen, wo die besten Fischsaucen und Wachslichter zu kaufen sind. (S. 573.) Nach unserem Dafürhalten sollte ein Wegweiser durch Italien eine gedrängte Darstellung dessen, was über solche Gegenstände nothwendig ist, enthalten. Eine klare Uebersicht des Aufschwungs und der Fortschritte der Kunst könnte in wenigen Tabellen unter den getrennten Abschnitten über Architektur, Skulptur und Malerei gegeben werden. Letztere würde natürlich die größte Entwicklung erfordern. Gegenüber von jedem berühmten Künstler sollte die Stadt erwähnt sein, in welcher seine Hauptwerke zu finden sind, und in einer anderen Kolumne die genaue Natur des Gegenstandes seiner berühmtesten Werke. Die Genealogie der Kunst, welche die Entwicklung der verschiedenen Schulen auseinander und ihre daraus hervorgehenden Beziehungen zeigt, könnte auf gleiche Weise tabellarisch angeordnet werden. Eine weitere Verbesserung, haben wir manchmal gedacht, würde die Beigabe einer Malerkarte von Italien sein,

die nicht nach politischen, sondern nach künstlerischen Provinzen eingetheilt wäre, wobei die Ausdehnung des von jeder Schule ausgeübten Einflusses dem Auge dargestellt würde. Wir wissen die Schwierigkeiten eines solchen Werkes wohl, allein wir halten sie nicht für unüberwindlich.

Mit einem solchen systematischen Wegweiser würde ein Reisender im Stande sein, von dem Augenblicke an, in welchem er Italien betritt, seine Kunststudien zu beginnen. Im Allgemeinen fängt er erst, wenn er nach Florenz oder Rom kommt, oder vielleicht Lanzi oder Vasari liest, an zu begreifen, daß es in der Malerei Schulen und eine Geschichte gibt. Und wenn er Geschmack genug hat, das Studium derselben zu würdigen, so hat er den Aerger zu erfahren, daß er an dem Orte, wo die Meisterstücke einer Schule sich finden, bloß Pferde gewechselt oder an einem anderen, wo sich die ersten Anstrengungen eines Meistergenius zur öffentlichen Beachtung durcharbeiteten, geschlafen hat. Thatsache ist, daß der wahre Werth vieler interessanter Werke bei dem gewöhnlichen System sie zu besuchen, nicht gewürdigt werden kann, ehe andere gesehen worden sind; während eine historische Klassifikation der Kunstwerke, wie wir sie vorschlagen, den Reisenden von Geschmack auf einmal vorbereiten würde, sie wenigstens in gewissem Grade von Anfang an zu würdigen. Beispiele werden unsere Meinung am Besten erläutern.

Wenn der Reisende nach Rom kommt, so hat er rings um sich die stolzesten Ueberbleibsel alter und neuer, heiliger und profaner Baukunst, die Ruinen oder selbst die ganzen Bauwerke der heidnischen und die Kirchen und Paläste der christlichen Stadt. Er sieht zwischen den zwei Klassen von Denkmalen eine offenbare Verbindung oder Verwandtschaft, die in gewisser Ausdehnung durch die Basiliken und andere Bauwerke zu verfolgen ist. Allein wenn er die Geschichte der Kunst auf ihrem besten Felde studiren und ein Werk über den Gegenstand verstehen will, so findet er, daß er viele, ja die meisten verbindenden Glieder auf der Straße übergangen hat. Wenn man frühe Muster übergeht, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Kirchen von San Lorenzo und Sto. Spirito zu Florenz, die Grundsteine der modernen italienischen kirchlichen Baukunst, bloß oberflächlich, wenigstens was die Architektur anbelange, betrachtet worden sein werden. Denn da der gewöhnliche Wegweiser von denselben nichts weiter sagt, als „die Chiesa di San Spirito, von Brunellesco gebaut, ist in Bezug auf Baukunst, die schönste

in Florenz," und „die Chiesa di S. Lorenzo wurde 1425 von Brunellesco wieder aufgebaut" (Starke, S. 74 und 72), und dann fortfährt, ihre Gemälde und Sculpturen aufzuführen, so wird wer nicht die alten Basiliken Roms einerseits und die modernen Kirchen andererseits, so wie gothische Gebäude wie zu Siena, Orvieto u. s. w. studirt hat, nie darauf kommen, daß diese zwei Bauwerke die italienische Baukunst von einer Neigung, transalpinische Muster nachzuahmen, zurückgebracht und die diokletianische Epoche mit solchen Modifikationen, wie sie für moderne Zeiten paßten oder wenigstens von späteren Baumeistern eingeführt wurden, wiederhergestellt haben. Wenn Mantua besucht worden wäre, so hätte keine einzige Linie gefunden werden können, um den Reisenden zu den Meisterstücken des Leon B. Alberti, den Kirchen des heil. Andreas und heil. Sebastiano hinzuführen, außer etwa die Erwähnung der Fresken des Giulio Romano in ersterer. Und die einzige Stelle, in der, wenn wir nicht irren, dieser ausgezeichnete Wiederhersteller der alten Baukunst erwähnt wird, würde den Leser vollständig irre führen. Es ist folgende: „Die Kirche von S. Franzesco zu Rimini, im fünfzehnten Jahrhundert nach den Entwürfen Alberti's erbaut, ist ein herrliches Gebäude." (S. 263.) Wenn nun der Reisende dieses wahrhaft merkwürdige Gebäude betritt (angenommen, daß diese kurze Notiz genügt, ihn zu bewegen, daß er zu diesem Zweck aus seinem Wagen steigt), so findet er ein gothisches Gebäude, an dem alle Kapellen und Fenster gothische Bogen haben, obgleich sie sonderbarerweise mit Zierathen und Skulpturen nach klassischen Mustern vermengt sind. Der verständige Reisende würde Alberti zu den gothischen Baumeistern rechnen, allein in der That wurde die Kirche nicht nach seinen Entwürfen gebaut, — er wurde erst beigezogen, nachdem die Gewölbe des Gebäudes vollendet waren und sein Antheil an dem Baue war, sie so viel als möglich zu verdecken. Dieses interessante Werk in der Kunstgeschichte nun findet sich *außen* an der Kirche, auf der unvollendeten Vorderseite und noch mehr auf der Seite; allein es wird vielleicht kein Reisender, der nicht vorher die Kunstgeschichte studirt hat, je daran denken, um dieselbe herumzugehen, um es zu sehen. Auf diesen Seiten hat er durch eine Reihe Bogen von römischer Größe, jedoch von der einfachsten Zeichnung, die rohe Mauer der älteren Kirche maskirt, von der sie indessen getrennt sind, indem sie die Unregelmäßigkeit der Fenster verdecken, ohne ihr Licht

zu vermindern. Die Werke dieses Meisters bilden eine andere wichtige Stufe in dem Wiederaufleben der klassischen Ordnungen.

Wenn ein Wegweiser zu den Künsten Italiens verständig verfaßt ist, so wird die aus der Besichtigung solcher Denkmale, ehe man Rom besucht hat, zu gewinnende Belehrung, bloß wegen der größeren Sorgfalt, mit welcher sie angemerkt und aufgeführt werden, für eine künftige Vergleichung von Wichtigkeit sein; denn es würde unter der Anleitung eines solchen Werkes leicht sein, die Reise so einzurichten, um sie in ihrer eigenthümlichen Reihenfolge zu sehen. Z. B. der Theil der kirchlichen Baukunst, welcher von einem Fremden selten gekannt oder verstanden wird, bis er in Rom gewesen ist, ist der, welcher sich auf die Basiliken oder alten christlichen Tempel bezieht. Eine genaue Bekanntschaft mit ihrem Styl, dem Vorbild und Original einer jeden ist zu einer vollständigen Kenntniß der christlichen Kunst absolut nothwendig, und je früher sie von dem Reisenden erworben werden kann, um so besser. Ravenna nun bietet vollkommenere Muster davon, als selbst Rom. Denn die Kirche des heil. Apollinaris in Classe, die in kurzer Entfernung von der Stadt liegt, ist ein reineres Muster, als die St. Paulskirche außer den Mauern oder fast jede andere Kirche innerhalb der ewigen Stadt. Sie hat von neueren Zuthaten oder Anhängseln fast nichts gelitten und die Sarkophage von Bischöfen, welche sie umgeben, versetzen uns in die Blüthezeit dieses edlen und heiligen Stuhles zurück. Einige ausgezeichnete Straßen, die in den neuesten Reisekarten nicht verzeichnet sind und doch jeder gleich kommen, die darauf steht, erleichtern die Verbindung mit dieser ehrwürdigen Stadt, die von Reisenden zu sehr vernachläßigt wird. Eine führt von Ravenna nach Faenza, eine andere nach Forli, und eine prächtige neue Straße, die zwischen letzterer Stadt und Florenz erst eröffnet wurde, läßt den Weg von der toskanischen Hauptstadt nach der Stadt der Exarchen mit den nämlichen Pferden in einem Tage zurücklegen. Deßhalb würde ein Reisender seine Tour nicht merklich verlängern, obgleich er seinen Nutzen und seinen Genuß sehr merklich vergrößern würde, wenn er auf seinem Wege von Bologna nach Florenz oder nach Rimini, sollte ihn seine Reise längs der Küsten des adriatischen Meeres hinführen, diese Stadt mitnähme. Allein Ravenna ist eine unserer Lieblingsstädte und wir werden deßhalb vielleicht darauf zurückkommen.

Was wir hiemit in Kürze von der Architektur gesagt haben, kann durch die Skulptur noch bündiger erläutert werden. Die großen Werke

Michel Angelo's sind im Allgemeinen die ersten, die in dem italienischen Reisenden eine lebhafte Aufmerksamkeit auf das christliche Gebiet dieser Kunst anregen. Die Eindrucksvollsten von ihnen sind in Rom, denn die in Florenz haben einen mehr profanen Charakter. Allein wenn er lernen will, durch welche Stufen die Kunst zu der Kühnheit und Uebertreibung des Styls gelangte, von welcher der nächste Schritt nothwendig zum Verfall führt, so wird er es schwer finden, in jener Stadt die nothwendigen Elemente zu seinem Zwecke zu sammeln. Er sollte zu Bologna die Urne oder das Grabmal des heil. Dominikus, durch welches Niccolo di Pisa 1225 den ersten Grund zum Wiederaufleben der Skulptur legte, die Kanzel zu Pisa, die von ihm im Jahre 1260 ausgearbeitet wurde, und die andern Werke seiner Schule zu Siena und Florenz, wo Orcagna und Andere den reineren von Giotto in die Malerei eingeführten Styl auf dieselbe anwandten, gesehen und fleißig studirt haben. Zu Perugia sollte er das Denkmal Benedikt XI. in der Dominikanerkirche, welches von Cicognara mit Recht für eines der ersten Werke des Wiederauflebens gehalten und von Giovanni Pisano, dem Sohne Niccolo's, ausgeführt wurde, sorgfältig untersucht haben. Zu Mailand sollte er den Schrein des heil. Peter, des Märtyrers, in der Kirche des heil. Eustorgius, das Meisterstück Giovanni's di Balducci, eines Schülers des Giovanni Pisano, besucht haben. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein Reisender, so sehr er wünschen mag, sich mit der Kunst bekannt zu machen, wenn er nicht vorher die voluminösen Werke von Vasari, Lanzi, d'Agincourt und Cicognara studirt und vor seiner Abreise für sich einen chronologischen Auszug aus denselben gemacht hat, jedes der von uns aufgezählten Denkmale übersehen wird; denn mit Ausnahme der Kanzel zu Pisa ist in den gewöhnlichen englischen Wegweisern keines von ihnen erwähnt. Nach diesem müßte der Kunstliebhaber, wenn er die ganze Geschichte der Skulptur kennen zu lernen wünschte, nach Orvieto zurückkehren; in der prächtigen Kathedrale dieser Stadt wird er die größte und schönste Sammlung von Statuen, die dieser Periode angehören, finden. Unter den kolossalen Statuen der Apostel, welche das Schiff zieren, sind einige von Scalza, Mochi und Giovanni Bologna, voll von Größe und Ausdruck. Die Statue des „heil. Sebastian" von Scalza kommt den Werken des griechischen Meisels gleich; der Altar der „Anbetung der Magier" ist von Vasari als ein ausgezeichnetes Meisterwerk der San Micheli und Moschino genau beschrieben worden.

Die Gruppe der „Pietà“ oder „die Kreuzabnahme unseres Heilandes“, die aus vier mehr als lebensgroßen Figuren besteht und aus einem Blocke ausgehauen ist, ist vielleicht das größte Werk der heiligen Skulptur, das seit der Zeit geschaffen wurde, welche man das Wiederaufleben der Kunst nennt; allein es zeigt die ersten Spuren der Hinneigung zum Manierismus, in den die Schule Michel Angelo's so schnell ausartete. Sie ist das Meisterstück Scalza's. Eine andere Statue wird als ein ausgezeichnetes Werk der Kunst, allein einer Kunst, die unglücklicherweise von der Reinheit christlicher Empfindungen abgewichen ist, die Aufmerksamkeit des Fremden fesseln, — wir meinen die Statue der seligsten Jungfrau in dem Akte, wie sie von dem Engel begrüßt wird, von Mochi, die auf dem Hochaltare steht. Sie stellt dieselbe nicht, wie es in den Gemäldern und Skulpturen der vorhergehenden Zeit üblich war, mit auf der Brust gekreuzten Armen, bescheiden dasitzend dar, sondern wie sie mit einem Blick majestätischen Unwillens vermischt mit Bestürzung von dem Stuhle, den ihre Hand ergreift, sich erhebt. Allein könnten wir von der Unschicklichkeit einer solchen Darstellung des Gegenstandes abstrahiren, so würden wir nicht zögern, es ein Meisterstück der Schule zu nennen. Der Erzengel auf der anderen Seite des Altars ist das Urbild von Allem, was in der Schule Berini's Schlechtes ist.

Dies ist bloß ein geringer Theil der interessanten Kunstwerke, welche diese Kathedrale zu einem wahren Museum machen. Wir brauchen nur noch die Skulpturen auf der unvergleichlichen Vorderseite von den Schülern des Niccolo Pisano zu erwähnen; ferner die herrlichen Mosaiks auf goldenem Grunde, welche sie überragen; das prächtige Reliquienkästchen des heiligen „Corporale von Bolsena“, das in Silber die Vorderseite der Kirche darstellt, mit unzähligen Statuen, Säulen und emaillirten Gemälden verziert ist und 1338 von Veri gefertigt wurde; [1]) die Gemälde von ausgezeichneter Schönheit des seligen Angelico da Fiesole; andere von Gentile da Fabriano, und die berühmteren des Luca Signorelli, nach welchem Michel Angelo den Entwurf seines schrecklichen „letzten Gerichts“ fertigte. Wie Wenige denken gleichwohl daran, diese Stadt zu besuchen, die überdies noch wegen ihrer berühmten Quelle des heil. Patricius in einer Tiefe von 275 rö-

1) Dieses herrliche Reliquienkästchen hat 400 Pfund Silber. Das Wunder, von welchem es Meldung thut, gab dem Frohnleichnamsfeste die Entstehung.

mischen Palmen, die nach dem Apostel Irlands so genannt ist, und zu der ein beladenes Maulthier ganz sicher zur Tränke hinabsteigen kann, und wegen einer unübertroffenen Sammlung von Zeichnungen und Kartons in dem Palazzo Gualtierio und wegen anderer Kunstwerke merkwürdig ist. In Wahrheit besteht die ganze Einladung, die in dem Texte des Wegweisers, der die meisten unserer Reisenden leitet, gemacht wird, nach ihr einen Abstecher zu machen, in folgenden Worten: — „Nordöstlich von Bolsena .... steht Orvieto (das alte Herbanum), berühmt durch die Vortrefflichkeit seiner Weine, und eine hübsche tuscisch-gothische Kathedrale enthaltend." (Starke, S. 120.[1]) Zuerst der Wein und dann die hübsche Kathedrale! Jeder, der sie gesehen hat, wird sie in ihrem Styl einzig nennen. Nicht einmal ein Wink wird hier über ihre Gemälde, Skulpturen und Mosaiks gegeben, und was bei einem Buche, das sich für einen Wegweiser ausgibt, noch unverzeihlicher ist, nicht eine Andeutung der Straßen, welche den Reisenden zu ihr führen. Wir wollen es versuchen, diese Lücke auszufüllen. Für's Erste demnach wird eine ausgezeichnete Straße von Monte Fiascone die Reisenden mit Postpferden in weniger als drei Stunden und in einer Vettura in weniger als fünf dahin bringen, indem die Entfernung achtzehn englische Meilen beträgt, so daß er dorthin gehen, einige Stunden daselbst zubringen, am nämlichen Tag wieder nach Monte Fiascone zurückkehren und sogar noch weiter nach Viterbo reisen kann. Dies würde eine angenehme Abwechselung zu der Langweiligkeit dieser Straße sein. Aber ein anderer und noch interessanterer Weg ist eine neue Straße von Perugia nach Orvieto und so weiter auf der eben erwähnten Straße nach Siena. Die Reise von Florenz nach Rom auf dieser Straße wird, wenn irgend etwas, durch diese Ablenkung bei Perugia verkürzt, und der Reisende wird zwei höchst interessante Städte sehen, statt der blühenden, aber doch schmucklosen, durch die er auf der Foligno-Straße kommen würde. Eine dieser zwei Städte

1) In dem Anhang zu den späteren Ausgaben wird ein vollständigerer, obgleich immer noch ungenügender Bericht von den oben erwähnten Plätzen nebst Todi und Rieti gegeben. Allein es ist eine besondere Reise erforderlich, um den dort bezeichneten Weg zu machen, während der Reisende Alles, was wir hier beschrieben haben, sehen kann, ohne seine gewöhnliche Reise nach Rom merklich zu verlängern. Wir können uns nicht erklären, daß so viel nützliche und interessante Belehrung in einen Anhang gedrängt wurde, während das, was in dem Werke selbst steht, so sehr verschieden davon ist.

ist Orvieto, von dem wir gesprochen haben, die andere ist Città della Pieve, der Geburtsort des Pietro Perugino, welche ungefähr eine Meile vom geraden Wege abliegt, aber durch eine Zweigstraße damit verbunden ist. Diese Stadt, welche bis vor Kurzem für einen Wagen unzugänglich war, verdient wohl den Besuch des Kunstliebhabers. Fast jede ihrer Kirchen enthält ein Gemälde von ihrem Bürger Pietro; die Kathedrale hat zwei, eine „Taufe unseres Heilands" und das „Altarbild", welches für den Platz, den es jetzt einnimmt, gemalt wurde. In der Kirche der Serviten sind Ueberbleibsel eines prächtigen Freskogemäldes von ihm, welches barbarischerweise abgehauen wurde, um einen Glockenthurm darauf zu bauen; es kann deßhalb ohne Licht und die Hülfe eines Küsters nicht gesehen werden. Aber hier ist noch ein anderer Schatz in der Kunstgeschichte, der durch eine neuliche Entdeckung so viel an Werth gewonnen hat, daß wir, obgleich wir von der Skulptur, nicht von der Malerei handelten, einige Worte über ihn sagen müssen. Da unser großer Zweck ist, zu zeigen, daß man Italien nicht kennen lernen kann, ohne die kleineren Städte zu besuchen, daß seine Künste nicht studirt werden können ohne einen Plan, der den Reisenden in Stand setzen wird, seine Anwendung sogleich mit seiner Reise zu beginnen, und daß die gegenwärtig im Gebrauch stehenden Wegweiser für jeden von diesen Zwecken ganz unangemessen sind, so werden wir uns nicht weit von unserem Vorsatz entfernen, wenn wir ein wenig bei diesem Beispiele verweilen. In einem der Bruderschaft der Bianchi oder Disciplinati gehörigen Oratorium ist eines der schönsten Gemälde des Pietro Perugino.[1]) Es stellt die seligste Jungfrau dar, wie sie in der Mitte unter einem offenen Dache sitzend das Jesuskind den Weisen aus Morgenland zur Anbetung hinhält. Die zahlreichen Gruppen sind wunderbar angelegt, die entfernte Landschaft voll Leben, und doch mit all' der Zartheit der feinen Kennzeichen der Schule; und der Ausdruck der Köpfe ist Alles, was Pietro und seit seiner Zeit Niemand mehr machen konnte. Der der Mutter Gottes ist so schön, daß er allgemein der Hand seines Schülers Raphael zugeschrieben wird. Viele Jahre hindurch wurde angenommen,

1) Auf einem der schönsten Gemälde Pietro's in der vatikanischen Sammlung schreibt er sich selbst Petrus de Castro Plebis, d. h. vom Kastell della Pieve, das seitdem zur Stadt erklärt wurde. Mr. Brockedom nennt, während er von Perugia schreibt, Pietro einen einheimischen Maler. — S. 128.

das Haus Pietro's sei diesem Oratorium gegenüber gestanden, und er habe dieses Altarbild gemalt, als er in der Stadt gewohnt habe. Inzwischen wurde das Gemälde arg vernachläßigt und ohne eine Bedeckung gelassen; seit einigen Jahren begann es besser bewahrt zu werden und wirklich hat es in den interessantesten Theilen nicht beträchtlich gelitten. Einige deutsche Maler, die es besuchten, riethen als nützlich für seine bessere Bewahrung, man solle den Boden der Sakristei hinter ihm, der beträchtlich höher war, als der der Kapelle, niederer machen; da die Ausdünstung offenbar einen nachtheiligen Einfluß auf die Farben hatte. Dieser Rath wurde glücklicherweise aufgefaßt; denn der Superior der Bruderschaft, der die Kapelle gehörte, Sig. G. Bollelti, liebte sein Land innig und war der Verfasser der Geschichte der Stadt. Er begann 1835 seine Abgrabung und wurde bald durch eine interessante Entdeckung für seine Sorgfalt belohnt. Nachdem einige Erde entfernt war, fanden die Arbeiter einige irdene Gefäße, von denen man annahm, sie haben die von dem Künstler gebrauchten Farben enthalten, und bei ihnen eine kleine dünne Kapsel, die zwei eigenhändige Briefe von ihm über sein Werk enthielten. Die Entdeckung war um so kostbarer, als bloß eine kleine Handschrift von ihm bekannt war, die von Vermiglioli 1820 veröffentlicht worden war. Diese zwei sahen wir bei unserem zweiten Besuche dieser Stadt mit Vergnügen unter Glas und Rahmen in dem Oratorium hängen. Wir schmeicheln uns, daß wir denjenigen, welche die Ursprache verstehen, ein Vergnügen machen werden, wenn wir diese Gelegenheit ergreifen, ihnen die Briefe genau abgeschrieben zu geben; und für unsere anderen Leser wollen wir eine ganz wörtliche Uebersetzung beifügen. Die Ersteren werden nothwendig über die Rohheit der Diktion und der Orthographie der zwei Briefe staunen, welche indessen die Uneigennützigkeit Pietro's in ein günstiges Licht setzen. Die cursiv gedruckten Buchstaben sind im Original verwischt.

Erster Brief. — „Charo mio Segnore, — La penctura che vonno fa nelle Oratoro de desceprenate ve vorieno a meno duciencto florene, lo me contenctare de cento come paisano et venticue scubeto. glatre i tre ane venticue lano. et si dicto cotracto sta bene. me mande la poleza et le cua drine et sera facto et lo saluto. — Io Piectro penctore mano propria. Peroscia vencte de' Frebaio, 1504.

(Außen.) „*Allo Scineco de Descripenate de Chastello de la Pieve.*"

„Mein lieber Herr, — das Gemälde, welches Ihr in dem Oratorium der Disciplinati ausgeführt wünschet, sollte wenigstens 200 Gulden kosten. Ich werde mit hundert zufrieden sein, da ich ein Bewohner der Stadt bin; 25 baar be-

zahlt, die andern in drei Jahren, 25 jährlich. Und wenn Ihr damit einverstanden seid, so sendet mir den Vertrag und das Geld, und es soll gemacht werden, und ich grüße Euch, — Ich, Peter der Maler, mit meiner eigenen Hand, Perugia, 20. Febr. 1504."

„Dem Syndicus der Disciplinati von Castello della Pieve."

Zweiter Brief. — „Charo mio Segnore, — Sabito me manne la mula et col pedone che verrone a penctora et fa la poliza pe strencue,[1]) florene et cosi calaro venticue florene et niente piu me salutare la chomar et lo saluto."

„Io Piectro penctore mano propria Peroscia, 1. de Marzo 1504."

„Mein lieber Herr, — Am Sonnabend sendet mir das Maulthier und den Führer, daß ich kommen und malen kann, und gebet Eure Einwilligung zu 75 Gulden, und so will ich um 25 Gulden herabgehen, und nicht weiter. Grüßet meine Pathin, und ich grüße Euch, — Ich, Peter der Maler, mit meiner eigenen Hand. Perugia, 1. März, 1504."

Der für dieses schöne Werk bezahlte Preis war demnach fünfundsiebenzig Gulden perugianisch Courant, wenig mehr als dreißig Pfund, was, wenn man auch den Unterschied des Werthes zwischen jener und der gegenwärtigen Zeit in Anschlag bringt, immerhin eine armselige Vergütung gewesen sein muß. Deßhalb wurde gesagt, er habe für sein Werk nichts weiter erhalten, als einen Eierkuchen.[2]) Allein es scheint, daß zwei Jahre nach der Vollendung des Werkes, welche nach dem Datum auf demselben im Jahre 1504 stattgefunden haben muß, die Gesellschaft ihm noch fünfundzwanzig Gulden schuldig war, wofür sie ihm ein Haus in diesem Werthe gab, welches wahrlich ein kostbares Häuschen gewesen sein muß!

Alle Erwähnung dieses werthvollen Gemäldes und vieler anderer in dieser Stadt besteht in der kurzen Notiz, die Kathedrale enthalte ein Gemälde von Perugino. (Starke, S. 604.) Was wir über diese Stadt geschrieben haben, ist in Wahrheit eine Abschweifung von unserem unmittelbaren Gegenstande, den wir beleuchten wollten, daß nämlich in Folge der unvollkommenen Ausstattung der Bücher, welche Reisende leiten, Italien von dem Kunstliebhaber mit großem Nachtheile gesehen wird. Wir haben uns auf Architektur und Skulptur beschränkt, weil die aus ihnen entnommenen Erläuterungen gewisse Grenzen zulassen; wir dürfen uns aber nicht anheischig machen, von der Malerei zu sprechen, weil dieser Gegenstand unbegrenzbar sein würde.

Wir bemerkten oben, daß außer der Belehrung über die Künste

1) Der Sinn dieses Wortes kann bloß durch Konjektur ausgedrückt werden.

2) Mariotti Lett. Pitt. p. 176.

und ihre Geschichte, welche unseres Dafürhaltens ein Wegweiser enthalten soll, welcher verfaßt ist, um den verständigen Reisenden in Stand zu setzen, seine Studien über dieselben von Anfang seiner Reise an zu beginnen, noch solche Anfangskenntnisse über die archäologische Wissenschaft darin an die Hand gegeben werden sollten, daß sie ihm das Verständniß dessen erleichtern, was im Laufe des Werkes über einzelne Ueberbleibsel des Alterthums vorkommt. Viele verlieren ohne Zweifel eine große Menge Gelegenheiten zur Belehrung, weil sie keine Abhandlung über den Gegenstand bei der Hand haben, namentlich eine solche, die praktisch auf die Gegenstände anwendbar ist, welche dem Reisenden auf seinem Wege aufstoßen. Und in der That denken Wenige überhaupt daran, sich systematisch dem Studium zu widmen, bis sie in Rom dessen unumgängliche Nothwendigkeit gefunden haben.

Allein hier kann man uns fragen, wäre es möglich, in Wegweisern, die bereits hinlänglich umfangreich sind, für solchen weiteren Stoff Raum zu finden? Wir antworten, sehr leicht, dadurch daß man zunächst eine große Masse überflüssigen Stoffes, den sie enthalten, ausschließt, Vieles, was zu weit ausgeführt ist, verkürzt und das Werk auf seinen eigenthümlichen und besonderen Zweck beschränkt. Dies führt uns auf den zweiten Theil unserer Kritik. Es ist demnach unsere entschiedene Ansicht, daß mehr als die Hälfte des in den Wegweisern enthaltenen Stoffes ausgemerzt werden sollte. Zunächst ist Alles, was Spanien, Deutschland, das nördliche Europa und selbst Frankreich betrifft, vollkommen unnütz und am unrechten Platze. Denn Keiner, der eines dieser Länder bereist, könnte sich mit dem begnügen, was in Mrs. Starke's Buch von ihnen steht. Zweitens wäre der ganze Abschnitt des Anhangs, welcher die Preise der Gegenstände u. s. w. im Detail gibt, besser weggelassen worden, einmal weil sie oft ungenau sind, und dann noch mehr, weil sie in jeder großen Stadt zu Gunsten solcher Handelsleute, welche zufällig die Gunst oder die Kundschaft des Verfassers erlangt haben, ein irrthümliches und ungerechtes Monopol einführen, statt die Sache der freien Konkurrenz offen zu lassen. Was die Reiserequisiten der Reisenden betrifft, so würden sie für eine Parthie, die in der Tartarei und Sibirien eine Reise machen wollte, fast übertrieben sein. Ausgenommen für völlige Invaliden müssen solche impedimenta, wie Seite 502 aufgezählt werden, schlimmer, als unnütz sein. Durch alle diese Weglassungen würde viel, aber nicht genügend Raum gewonnen werden. Den großen Platz würde man durch fast

gänzliche Ausmerzung der Beschreibungen von Florenz, Rom, Neapel und anderen großen Städten erhalten. Ein solcher Vorschlag mag seltsam erscheinen, und doch ist er sehr vernünftig. Dies ist nach unserer Ueberzeugung das große Verderben aller derartigen Werke und bewirkt, daß unsere Reisenden von Hauptstadt zu Hauptstadt eilen und dabei alle anderen Plätze auf's Aeußerste vernachläßigen. Wenn sie in eine der eben aufgezählten Städte kommen, so müssen sie nothwendig die besonderen Wegweiser, welche über dieselben veröffentlicht wurden, sich anschaffen, sonst wird ihre Bekanntschaft mit ihnen sehr unzulänglich ausfallen. Ja, um allgemein zu sprechen, tragen die Kataloge von verschiedenen Gallerien oder Lokalwegweiser zu besonderen Ausflügen, wie nach Bajä, Pompeji u. s. w. dazu bei, die Reisebibliothek zu einem beträchtlichen Umfang auszudehnen. Jeder Versuch, die mirabilia Roms auf hundert Seiten zusammen zu drängen, ist vergebens und wird deßhalb besser gar nicht gemacht. Wie wichtig würde es dagegen für einen Reisenden, der wirklich begierig ist, Italien zu sehen, sein, wenn er in einem Buche einen genauen Wegweiser über die kleinen Städte auf seinem Wege hätte, die entweder keinen besonderen veröffentlichten Wegweiser haben, oder wenn dies der Fall ist, in italienischer Sprache. Alle diese während der Reise zu sammeln, ist, wie wir aus Erfahrung wissen, ein mühsames Geschäft; und die Folge ist eine große Beschwerung der Wagentaschen. Ueberdies sollte ein Reisender, ehe er eine Stadt erreicht, wissen, was wirklich darin zu sehen ist, um darnach seine Anordnungen zu treffen, ob er Halt machen oder vorbeireisen soll. Dies sollte unserer Meinung nach der Inhalt eines Reisebuches in Italien sein, und seinen Haupttheil ausmachen. Um ein solches zu verfassen, wird nicht genügen, von Paris nach Neapel zu reisen und dabei Skizzen zu entwerfen, und einige Bogen voll ungenauer, oberflächlicher und kleinlicher Bemerkungen nieder zu schreiben, wie es Mr. Brockedon gemacht hat, noch seinen Aufenthalt auf einen oder zwei Lieblingsplätze zu beschränken, welchen zum Eintrag anderer, die im Verhältnisse eine gleichmäßige in's Einzelne gehende Beachtung verdienen, ein ungebührender Vorzug zu Theil wird. Dies ist Mrs. Starke's großer Fehler.

Zunächst gestehen wir, daß wir an den elenden Vorurtheilen Ekel empfanden, welche sich ihm in dem Augenblicke aufdrängten, als er die Grenzen der päpstlichen Staaten überschritt. Wenn bei seiner Besteigung des Monte Somma bei Spoleto, wo die Industrie der armen

Einwohner jeden Abhang, welcher dem menschlichen Fuße zugänglich ist, kultivirt hat, bis sie die Grenzlinie der Vegetation erreicht haben, die armen Kinder mit Platten voller Früchte und mit fröhlichen Blicken (denn so sind sie uns immer erschienen, wenn wir vorbeikamen), ihn bitten, ihren kleinen Vorrath lieber zu kaufen, als ihnen ein Almosen zu geben, so beschreibt er sich als von einem Schwarm von Bettlern umringt. Ferner wenn er von dem Tempel am Ufer des Clitumnus spricht, sagt er: „Er ist ein architektonischer Edelstein, in eine so ruhige und schöne Scene eingesetzt, daß er als ein Traum des Paradieses erscheinen könnte, wenn nicht die Unterthanen Seiner Heiligkeit die Illusion zerstörten, und der Beschauer, welcher sich einem reizenden Traume [oder vielmehr Schlaf, welches Wort den Grund für das Unpassende der Bemerkung angeben würde] hingegeben hat, durch das klägliche Geschrei einer Heerde elender Geschöpfe aufgerüttelt würde, die hungriger, schmutziger, kränklicher und mißgestalteter sind, als sie in irgend einem anderen Lande unter der Sonne gefunden werden können." (S. 129.) Bravo, Mr. Brockedon! Unsere Reise hat uns, wir wissen nicht wie oftmals, an dem Orte vorbeigeführt und wir haben nie das Glück oder Unglück gehabt, das Sie zu einem so gewählten und beredten Style aufgeregt hat. Einige Knaben haben sich wirklich jedesmal damit belustigt, dem Wagen zu folgen, aber einen Bettler haben wir nie gesehen; die Bigotterie oder die Träumereien des Künstlers haben die Heerde und ihre Merkmale erzeugt. Weiter unten haben wir folgende Bemerkung: — „Borghetto [ein kleines Gebirgsdorf] ist ein elender Ort; — ein Beiwort, das man fast auf alle Städte und Dörfer in dem Gebiete Seiner Heiligkeit mit Recht anwenden wird. Mitten unter den schönsten Scenen gelegen, beengt es einem das Herz, wenn man den entarteten Zustand des Menschen unter dem Fluche einer Regierung sieht, welche seine Kräfte lähmt." (S. 135.) So schreibt ein Mann, der bis zu jener Zeit von den Grenzen Toskana's an etliche fünfzig oder sechzig Meilen in einer Richtung der Straße gereist ist, und der auf seinem Wege durch Perugia gekommen ist, eine Stadt, die an allen Feinheiten und allem Luxus des Lebens Ueberfluß hat, die an Museen, Gallerien und öffentlichen Anstalten weit reicher ist, als jede Provinzialstadt in England; der ferner durch Foligno gekommen ist, den Mittelpunkt eines sehr beträchtlichen Handels mit jedem Theile Italiens, namentlich in Wachs und anderen Droguerien; durch Spoleto, dessen Tuchmannfakturen, die bereits sehr

ausgedehnt und blühend sind, im Begriffe stehen, den weiteren Antrieb der Dampfmaschinen zu erhalten; durch Terni, welches der Stappelplatz für Oel und alle anderen landwirthschaftlichen Produkte ist, von denen jedes Jahr eine reichlicherere Ernte zu erhalten, der Landwirth durch die große Leichtigkeit der Bewässerung in Stand gesetzt wird, und welches außerdem einige Zweige der Manufaktur besitzt. Borghetto ist allerdings ein armes Dorf, aber in jedem unfruchtbaren und gebirgigen Distrikt Piemont's, Frankreichs und der brittischen Inseln wird man noch viel schlechtere finden, und die Städte, welche wir aufgezählt haben, sind blühender, als die Orte, durch welche dieser vorurtheilsvolle Schriftsteller zwischen Florenz und der päpstlichen Grenze gekommen ist. Nach diesen Proben von dem Geschmacke und der Genauigkeit des Verfassers schließen wir sein Buch. Seine Platten von Finden sind eines besseren Textes werth. Was diesen betrifft, so wundern wir uns, wie ein achtungswürdiger Verleger, der namentlich sich selbst als so verständigen und genauen Reisenden bewährt hat, seinen Namen vor ein so geistloses Werk setzen konnte.

Die ausgezeichnete und liebenswürdige erst kürzlich verstorbene Schriftstellerin, über deren Werk wir häufiger Bemerkungen gemacht haben, verdient keineswegs eine ähnliche Rüge. Sie ist gänzlich frei von kleinlichem Vorurtheil, und es ist kein Zweifel, daß von den Wegweisern in unserer Sprache der ihrige der beste ist. Allein sie hat für gewisse Plätze eine Vorliebe, die sie unbillig macht. Sorrento z. B. war viele Jahre ihr Lieblingsaufenthalt im Sommer, und die Bewohner könnten ihr mit allem Rechte ein Denkmal oder eine Inschrift errichten. Indessen ist es weit über sein Verdienst erhoben und nimmt viele Seiten ein, an welchen wichtigere Plätze hätten theilnehmen sollen. Ferner, Pisa nimmt neun Seiten ein, während Mailand bloß mit drei beehrt wird, ein Mißverhältniß, das uns zugleich überzeugt, daß ein längerer Aufenthalt Muße gab und die Neigung anregte, es genauer zu studiren und darzustellen.

Wenn wir auf diese Art allen Reisenden einen oder zwei Plätze zum Aufenthalt vorschlagen, so thun wir ohne Zweifel sowohl vielen anderen Plätzen, als Solchen Unrecht, die so zu der Annahme verleitet werden, das mit Stillschweigen Uebergangene habe nichts Empfehlenswerthes.

Noch mehr ist dies der Fall, wenn wir sie auf einen impasse, wie Sorrento beschränken, mit keiner Straße, als die See, und ohne eine Quelle für den Geschmack, als eine schöne Aussicht. Im Gegen-

theil ist es unsere bescheidene, aber aufrichtige Meinung, daß während der Winter am nützlichsten in den Hauptstädten Toskana's, des Kirchenstaats und in Neapel zugebracht werden kann, wie gebräuchlich, der Herbst- und Sommeraufenthalt so gewählt sein sollte, um nach jeder Seite hin Gelegenheit zu angenehmen Ausflügen zu haben, die uns neue und weniger besuchte Pfade eröffnen würden. Dieses Sorrento ist hiezu sehr ungeeignet; es ist ein Winkel; wenn man einmal dort ist, hat man nicht mehr weiter zu gehen. Allein wenn die See und ihre kühle Luft ein solcher Gegenstand sind, so wird die Küste des adriatischen Meeres eine Mannigfaltigkeit von entzückenden Stellen darbieten, die mit diesen Vortheilen noch die der angenehmsten und hochgebildetsten Gesellschaft verbinden, in welcher man den Charakter der Eingebornen kennen lernen kann, etwas, was in den gewöhnlichen Sommerquartieren unserer Landsleute unthunlich ist.

Da ist z. B. Porto di Fermo, mit einer köstlichen Lage, mit Orangenwäldern, die so reich sind, wie die auf den glücklichen Küsten Neapels oder Gaëta's, in der Nachbarschaft von Fermo, einer hübschen und feinen Stadt, mit einem Gebirge in der Nähe, welches wegen seiner Mineralien und Pflanzen für den Naturforscher sehr interessant ist. Angenehme Ausflüge können nach Askoli gemacht werden; ferner nach Camerino, einer Stadt, die eine gute Universität hat; nach Tolentino, dessen Kirche zum heil. Nikolaus den Liebhaber durch Gemälde von Giottino und anderen frühen Meistern interessiren wird; und nach Loretto, wo er, wenn auch seine religiösen Gefühle kein Wohlgefallen finden, durch die Kunstwerke, welche die prächtige Kirche und der daranstoßende Palast enthalten, hinlänglich Beschäftigung finden wird. Nicht weit entfernt ist Macerata, welches in Bezug auf Kenntnisse und Bildung seines Adels, auf Gelehrsamkeit seiner Professoren und den Geist und die gute Verwaltung seiner öffentlichen Anstalten keiner Hauptstadt nachsteht.[1]) Dort findet man eine Bibliothek, die jetzt durch die glänzende Beschenkung von Seite ihres ehrwürdigen und gelehrten Bibliothekars sehr vermehrt wurde, und eine zahlreiche und ausgewählte Sammlung von Büchern besitzt, die den Bedürfnissen jedes Mannes von Geschmack und Geist entsprechen.

1) Diese Stadt war die erste, welche gerichtliche Statistiken für ihre Provinz veröffentlichte. Wir haben zwei Berichte für 1835 und 1836 vor uns, die von dem Präsidenten des Tribunals, dem Marquis Accoretti, gesammelt und in vier Tabellen geordnet sind.

Allein dieser untere Theil der Küste wird, angenommen, dies sei ein Gegenstand, den man namentlich im Auge hat, den Reisenden zu fern von dem Bereiche der Antiquitäten und der Kunst halten, und deßhalb kann er zu größerem Vortheil einen etwas nördlicher gelegenen Ort wählen. Ein einfacher Blick auf die Karte wird zeigen, daß bei Pesaro oder vielmehr bei Fano der am meisten in der Mitte liegende Punkt ist. Denn hier treffen die Hauptstraßen von Norden, Süden und Westen zusammen und erleichtern den Verkehr nach jeder Richtung. Es ist nicht bloß eine gut gebaute und mit sehr schönen Gebäuden gezierte Stadt, sondern auch reich an Allem, was für einen angenehmen, so wie gesunden Aufenthalt nothwendig ist. Nichts kann über die Fruchtbarkeit und Ueppigkeit der Ebene gehen, in welcher sie liegt, noch über die schönen Landschaften, welche sich von den lieblichen mit Landhäusern bedeckten Hügeln aus, die sie umgeben, dem Blicke eröffnen. Die Luft ist sehr gesund, die Hitze wird durch die Seeluft gemäßigt und zahlreiche reizende Spaziergänge geben Gelegenheit zu körperlicher Uebung. Unter ihrem Adel wird man, wie in den meisten italienischen Provinzialstädten, Geister finden, die in allen Künsten, welche das Leben verschönern, bewandert, und gegen den Fremden durchaus höflich und umgänglich sind, was solche Provinzialstädte zu reizenden Aufenthaltsorten macht. Deßhalb darf es nicht Wunder nehmen, daß hier ein größerer Theil Engländer gefunden wird, als in jeder anderen Stadt, die wir kennen. Obgleich wir diesen Platz bloß als solchen erwähnten, der wegen seiner Lage verdient, zum Mittelpunkte gewählt zu werden, um von ihm aus eine Reihe von Ausflügen in einen Theil Italiens zu machen, der nur wenig gesehen wird oder bekannt ist, so wollen wir doch ein wenig länger bei ihm verweilen, da er kein schlechtes Beispiel von dem Grade der Belehrung liefert, welchen Wegweiser darüber geben, was in kleineren Städten sehenswerth ist. Mrs. Starke schreibt: „Die beachtungswerthesten Gegenstände zu Fano sind Ueberbleibsel eines Triumphbogens, der zu Ehren des Konstantinus errichtet wurde; die Kathedrale, welche Gemälde von Domenichino enthält; die öffentliche Bibliothek, und das Theater, welches eines der besten in Italien ist.“ (S. 265.) Dies ist wahrlich wenig genug, um einen Reisenden zu versuchen, eine Stunde sich aufzuhalten, oder sogar, wenn er in einer Vettura fährt, ihn zu bewegen, den Kutscher durch die Stadt fahren zu lassen, anstatt sie zu umgehen; und selbst dieses Wenige ist voller

Irrthümer. Auch gibt es bis jetzt keinen neuen Wegweiser durch die Stadt, und der alte ist äußerst selten. [1]) Der Triumphbogen meldet durch eine Inschrift auf seiner Vorderseite, daß er zu Ehren des Augustus und nicht des Konstantinus errichtet wurde; Letzterer ließ bloß einen Uebersatz, der jetzt zerstört ist, darauf bauen. Die Bibliothek der Filippini war einst eine werthvolle Sammlung, würde aber jetzt die Mühe eines Besuches nicht mehr belohnen. Was das Theater betrifft, so ist es als ein Kunstwerk merkwürdig. Seine Coulissen sind nicht gemalt, sondern Natur, und der Mechanismus so zusammengesetzt, wie der einer Kattunmanufaktur. Selbst bei Erwähnung der Gemälde Domenichino's in der Kathedrale hat sie nicht Gerechtigkeit geübt; denn außer sechszehn Freskogemälden von diesem großen Künstler, die unglücklicherweise von der Ausdünstung und unverständiger Behandlung viel gelitten haben, befindet sich in der nämlichen Kirche ein Gemälde von Ludovico Caracci, eine Abbildung eines Denkmals von Vandyke, und ein anderes ausgezeichnetes Gemälde, welches den Fall des Mannas darstellt, von einem unbekannten Künstler.

Alles dies ist indessen nichts im Vergleich zu den Kunstschätzen, welche in den anderen Kirchen und in Privathäusern zerstreut sind, die, wenn sie gesammelt wären, eine einer Hauptstadt würdige Gallerie bilden würden. In der Kirche von Sta. Maria Nuova z. B. finden sich zwei schöne Gemälde von Perugino, von denen das eine „die Verkündigung," das andere die seligste „Jungfrau mit dem Kinde" darstellt. Dies wurde von dem Künstler offenbar für den Platz gemalt, den es einnimmt; aber über demselben ist eine halbzirkelförmige Lunette, welche eine „Pietá" vorstellt, mit dem heil. Johannes und Joseph von Arimathea, von der Hand seines unsterblichen Schülers, Raphael; und unter demselben ist ein Gradino, der in fünf Abtheilungen gemalt ist und höchst wahrscheinlich von demselben ausgezeichneten Pinsel, obgleich sie von Einigen dem Genga zugeschrieben werden. Außer diesen Edelsteinen enthält die nämliche Gallerie ein Gemälde von Giovanni Sanzio, dem Vater Raphael's, und eine „Madonna von Sassoferata. Wenige Städte sind an schönen Werken aus der Schule von Bologna reicher, als diese. Von Guercino ist dort ein herrliches „Sposalizio" in der Kirche St. Paterniano, einem Gebäude, das würdig wäre, die Kathedrale jeder Stadt zu sein; „Ein Schutzengel" in der Kirche St. Agostino, beide sehr schön; und eine

1) Gegenwärtig wird einer vom Grafen Amiani zur Veröffentlichung vorbereitet.

„Magdalena" in der Kirche zu St. Philipp. Von Domenichino ist daselbst ein sehr schöner „David mit dem Haupte Goliaths" in dem öffentlichen Kollegium. Von Guido besitzt die Gabrielli-Kapelle in der Kirche zu St. Peter ein herrliches Gemälde „die Verkündigung," welches Viele für sein Meisterwerk halten und Cantarini das schönste Gemälde der Welt zu nennen pflegte. [1]) Diese Kirche ist in der That wegen des Reichthums ihres Marmors, ihrer Vergoldungen und ihrer Gemälde eines Platzes in der Hauptstadt der katholischen Welt würdig. Die Franzosen führten wirklich zwei schöne Stücke von Guido und Guercino mit sich fort, [2]) allein die Fresken Variani's konnten nicht weggenommen werden. Sie sind seine Meisterwerke. Von Albani und seinen Schülern sind einige Werke in der Kirche der heil. Theresia. Wir übergehen viele andere schöne Kunstwerke, von geringeren, wenn gleich auch guten Meistern; [3]) so wie solche von den besten, welche in Privatsammlungen sich befinden, weil ein Aufenthalt von einigen Tagen nöthig wäre, sie alle zu sehen, und weil diejenigen, welche diese Zeit aufwenden, leicht Gelegenheit finden werden, sie aufzufinden und zu besehen.

Hier haben wir also eine kleine Provinzialstadt, zu deren Reich-

1) Malvasia, „Vita di Simon Cantarini, Felsina pittrice," vol. II. p. 4.

2) Die Ausdehnung der französischen Verwüstung in den schönen Künsten kann man bloß kennen lernen, wenn man die Provinzen bereist. Die meisten der großen Werke, welche aus den Hauptstädten weggenommen worden waren, sind wieder zurückgestellt worden, wenige von denen in kleineren Städten. Die „Verkündigung" von Guido war zur Verbannung vorgemerkt, allein der edle Eigenthümer der Kapelle bewies durch Originalbriefe von Guido, daß sie Privateigenthum war, das „Sposalizio" wurde auf gleiche Art gerettet.

3) In der Kapuzinerkirche z. B. sind die Meisterwerke Mancini's und Ceccarelli's nebst einem schönen Stück von Cav. Calabrese. Die Gemälde vom eigenthümlichsten Interesse in dieser Stadt sind vielleicht die Werke der zwei Presciutti, Bartolomeo und Pompeo, einheimische Künstler, welche sich weigerten, die Veränderungen anzunehmen, welchen die Malerkunst zu jener Zeit (1530) unterlag. „Fa maraviglia," sagt Lanzi, „il vedere quanto poco curino la riforma che la pittura avea fatta per tutto il mondo. Essi sieguono il secco disegno di quatrocentisti, e lascian dire i moderni. Ne il figlio par che rimodernasse, uscito dallo studio paterno. Ne trovai a S. Andrea di Pesaro un quadro di varj SS. che gli potea fare onore, ma nell' altro secolo." (Storia Pittorica, tom. II. p. 39; Pisa, 1815.) Der Umstand, daß sich eine Familie weigerte, von dem alten christlichen Style abzuweichen, verdient Beachtung. Ihre Hauptwerke sind die Kirche zu St. Thomas und St. Michele all' Arco.

thümern der Wegweiser dem Reisenden keinen Schlüssel geben wird. Und das Nämliche können wir von vielen Plätzen im Bereiche eines Ausfluges sagen. Wir haben nördlich die interessante Kathedrale von Rimini erwähnt; außer ihr, die selbst schon einer Reise werth ist, finden sich daselbst viele andere Gegenstände der schönen Künste; wie z. B. ein großer „St. Hieronymus" von Guercino in seiner Kapelle, die mit Gemälden von Pronti prächtig ausgeschmückt ist; und ein schönes venetianisches Gemälde in der Kirche St. Giuliano, die wegen ihres Altarbildes von Paul Veronese berühmt ist. Wir brauchen Pesaro zwischen diesen zwei Orten nicht zu erwähnen, weil es in den Reisebüchern besser beschrieben wird. Allein Ravenna wird mehr als Beide Gelegenheit zu einem höchst interessanten Ausflug bieten. Jeder, der frühe christliche Denkmale liebt, jeder, der sie in weit größerer Vollkommenheit zu sehen wünscht, als der Verlauf von vierzehn Jahrhunderten uns zu erwarten berechtigt, jeder, der sie ohne Hülfe der Ueberreste heidnischen Alterthums zu studiren wünscht, sollte Alles aufwenden, wenigstens einige Tage in dieser edlen Kaiserstadt zuzubringen. Von Rom unterscheidet sie sich hauptsächlich darin, daß unsere Betrachtungen über ihre Denkmale durch das beständige Dazwischenkommen heidnischer Ueberreste nicht gestört, noch unsere Forschungen durch die Nothwendigkeit zu untersuchen, was von den Gläubigen gebaut und was geborgt wurde, verwirrt werden. Ravenna hat bloß ein Alterthum, und dieses ist christlich. Wie Rom in einer ungesunden öden Ebene gelegen, außer daß seine unvergleichlichen Fichtenwälder einen Schatten tiefer Einsamkeit und Melancholie auf dasselbe werfen, — ruhig und einsam, ohne das Geräusch von Rädern auf seinem mit Gras bewachsenen Pflaster, hat es sich nicht bloß über den Verfall seiner alten Herrlichkeit, sondern über seine gänzliche Zerstörung zu beklagen, außer in dem, was die Religion für dasselbe aufgebaut hat. Sie wollte ihre erhaltende so wie läuternde Weihe den Basiliken und Tempeln vergangener Zeiten nicht verleihen; oder vielmehr sie verschmähte, das einzunehmen, was sie selbst herstellen konnte, und deßhalb errichtete sie kraft kaiserlicher Gunst neue Gebäude für den christlichen Gottesdienst, wie sich keine Stadt außer Rom gleicher rühmen kann. Die ganze Erhaltung so vieler Denkmale ist wirklich wunderbar; die Mosaiken aus der Zeit Justinians sind so frisch, als wären sie eben erst vollendet worden, und für den christlichen Antiquar sind sie unschätzbar. Im erzbischöflichen Palaste

ist die Kapelle, welche von dem gegenwärtigen Erzbischof benützt wird, die nämliche, welche vom heil. Peter Chrysologus gebaut und benützt wurde; Altar, Wände, das musive Täfelwerk, Alles ist vollkommen erhalten. Das Nämliche muß man von dem alten Taufstein der Kirche des heil. Vitalis sagen, die wegen ihrer Form (sie ist der erste Originalplan, der je für eine christliche Kirche entworfen wurde), wegen ihrer Malereien und anderer Kunstwerke einzig ist; ferner wegen des Grabmals der Galla Placidia, das sowie seine Zugehörungen von keiner profanen Hand je berührt wurde. Es würde uns indessen an Raum fehlen, wollten wir uns über einen kleinen Theil dieser arg vernachlässigten Stadt ausbreiten, welche zu sehen nur wenigen christlichen Antiquaren von Fach einfällt. Wir haben bereits die neuen Erleichterungen der Verbindung gezeigt, mit denen die päpstliche Regierung, die in dieser Hinsicht äußerst liberal ist, dieselbe in letzter Zeit versehen hat.

Ein anderer interessanter Ausflug in dieser Richtung würde ein Besuch der kleinen Republik San Marino sein, die auf einem rauhen Gebirge liegt und bloß 7000 Einwohner zählt. Außer der prächtigen neuen Kirche, die gegenwärtig gebaut wird, gibt es daselbst wenige Kunstgegenstände, um die Aufmerksamkeit des Fremden anzuziehen. Allein die Eigenheit eines solchen Staates, der wie eine Insel mitten in einem anderen Staate liegt, die ernste Liebe zur Freiheit, welche die kleine Republik durchdringt, und dabei die Milde der Herrschaft, die Einfachheit der Sitten der Bevölkerung, von der die Räthe den Weinstock beschneiden und die höchste Magistratsperson ihr Gut bebaut, muß britische Neugierde erregen und reichlich belohnen. Es fehlte in diesem kleinen Gemeinwesen überhaupt nicht an einer Regierungsweisheit, welche es mitten unter den Erschütterungen und Revolutionen größerer Länder klein, aber ganz bewahrt hat; und als die so unerwarteten Veränderungen des Staates, der es umschließt, aller vernünftigen Betrachtung in Bezug auf sein endliches Schicksal und folglich auf die von der kleinen Republik einzuschlagende Bahn Trotz boten, erstand ein Mann mit einer der Krisis gewachsenen Klugheit und voll Patriotismus, der dessen Steuerruder ergriff und es zwischen der Scylla und Charybdis der zwei streitenden Mächte, von denen jede ihrerseits triumphirte, sicher durchleitete. Dieser Mann war Onofri, der Vater seines Landes. Als Napoleon zu Mailand war, hatte er das Dekret zur Unterdrückung der Republik San Marino bereits vorbereitet, und er war nicht der Mann, der sich leicht von solchen Planen abbringen

ließ. Onofri indeß unternahm es; er sprach mit der Freiheit eines Republikaners und der Wärme eines Patrioten, und er drang durch. Das Dekret wurde unterdrückt, und Napoleon, der für den Gesandten große Achtung faßte, sagte zu ihm: „Onofri, wir müssen für Ihre Republik etwas thun." „Sir," antwortete er, „das Einzige, was Sie für uns thun können, ist, uns zu lassen, wie wir sind." Die französische Regierung sandte eine Gesandtschaft der Verbrüderung an die Republik; auf den Rath Onofri's wurde keine Maßregel ergriffen, sie zu erwiedern; und während aller folgenden Streitigkeiten wurde von ihr eine vollständige Neutralität beobachtet. Als Napoleon ein Geschenk von vier Kanonen sandte, wurden sie bei dem Zollhause zu Rimini ausgeschifft, und Onofri wollte nicht zugeben, sie auszulösen. Als die kaiserliche Regierung gestürzt war, wurde dem Kongreß in Wien scharf zugesetzt, er solle seinen Grundsatz, kleine Staaten zu unterdrücken oder zu mediatisiren, auf diese Republik anwenden. Onofri sandte eine Denkschrift ein, in welcher er sein Land gegen jede Beschuldigung vertheidigte, die oben erwähnten Beweise seiner Vorsicht zum Beweis für dessen tadelloses Benehmen anführte und die Bestätigung seiner Unabhängigkeit erlangte. Als aber die päpstliche Regierung sich beklagte, die Republik sei ein Zufluchtsort und ein Heiligthum aller Gesetzesübertreter der benachbarten Distrikte, wurde verordnet, es solle in Zukunft Niemand gestattet werden, sich in derem kleinen Territorium niederzulassen, der nicht seine Papiere von seiner eigenen Regierung in Ordnung habe. Onofri's Mitbürger wünschten ihr Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn dadurch auszudrücken, daß sie ihn über die gewöhnliche Zeit im Amte lassen wollten. Allein dies verweigerte er durchaus, und bestand darauf, das Gesetz, welches vor der Wiedererwählung einen gewissen Zwischenraum erforderte, müsse in diesem Falle strenge eingehalten werden. Er versah nachher noch die höchste Staatsstelle mehrere Male bis zu seinem Tode. In dieser kleinen Stadt wohnt der gelehrte Cav. Borghesi, vielleicht der erste antiquarische Gelehrte in Italien; wegen seines außerordentlichen Scharfsinns bei antiquarischen Schwierigkeiten und seiner ausgedehnten Bekanntschaft mit jedem Gebiete der klassischen Literatur wird er von den ersten Archäologen Deutschlands in seiner Zurückgezogenheit um Rath gefragt.

Gegen den westlichen oder inneren Theil Italiens würde ein Reisender, der seinen Sommeraufenthalt da gewählt hat, wohin wir ihn hypothetisch verlegten, eine große Mannigfaltigkeit der belehrendsten, so wie angenehmsten Ausflüge haben. Gubbio z. B., das durch seine

schätzbaren Tafeln, die unter dem Namen der eugubinischen bekannt sind, berühmt ist, würde nothwendig seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber auch Urbino, das Vaterland Raphaels, ist in der That selbst von unternehmenderen Reisenden ganz ungebührend vernachlässigt worden. Der Grund davon ist wahrscheinlich die Unkenntniß der Straßen, welche dahin führen, obgleich es deren mehrere und ausgezeichnete gibt. Von der Küste aus laufen zwei, von denen die eine ungefähr zwei Meilen nördlich von Pesaro, die andere von Fossombrone ausgeht. Von beiden Städten beträgt die Entfernung eine halbe Tagreise mit den nämlichen Pferden, und einigemal wöchentlich fährt von ersterer Stadt eine Postdiligence dahin. Die Lage Urbino's ist mehr die einer Festung, als einer Stadt; auf dem rauhen Giebel eines jähen dürren Hügels gelegen, von rauhen, unfruchtbaren Gebirgen umgeben, scheint es von der Natur vor allen andern der unpassendste Platz, um eine Pflanzschule der Kunst oder der Sitz des gebildetsten Hofes von Europa zu sein. Und doch war es dies unter der Herrschaft seiner Herzoge, der Herrn von Monte Feltro. Als wir von den zum genauen Studium der Geschichte der Architektur und Skulptur nothwendigen Elementen sprachen, erwähnten wir die Abtheilung nicht, welche gewöhnlich unter dem Beiwort des Cinquecento, oder des sechzehnten Jahrhunderts bekannt ist. Es würde außer unserem Bereiche liegen, wenn wir versuchen wollten, sie genau zu beschreiben oder zu charakterisiren; es genügt, wenn wir sagen, daß sie durch die Leichtigkeit der Proportionen in ihren architektonischen Gliedern und noch mehr durch den Reichthum der Verzierungen, welche in der Form von Arabesken, Laubwerk, Trophäen und Patronen jeden Theil bedecken, eine eigenthümliche Schönheit besitzt. So viel in diesem Styl in anderen Theilen Italiens bewundert werden mag, so kann doch unserer Meinung nach keine wahre Idee davon gebildet werden, wenn man nicht den prächtigen Palast der Herzoge von Urbino besucht. So ungeheuer seine Proportionen, so zahllos seine ausgehauenen Giebel, Pfeiler, Thore, Fenster, Feuerheerde und ganze Kapellen und Alkoven sind, so findet sich doch durchaus keine Neigung zur leisesten Wiederholung, noch scheint die Erfindungskraft des Künstlers (wenn es Einer war), der sie entwarf, zu erschlaffen, und nie gibt Verschiedenheit des Charakters oder Niedrigkeit des Geschmacks zu einem Verdacht Veranlassung, es seien mehr, als Einer, dabei beschäftigt gewesen. Die delikateste Hand hat diese eleganten Entwürfe zur Ausfüh-

rung gebracht, und wir wissen keinen besseren Auftrag, den eine Akademie für Ornamentenzeichnen Künstlern geben könnte, als den, von diesen schönen Verzierungen Zeichnungen oder Abgüsse zu nehmen.

Bei einem solchen Fürsten, wie Herzog Guidubaldo, scheint es auffallend, daß das aufkeimende Genie Raphaels nicht in seiner Geburtsstadt Ermuthigung und Beschäftigung fand. Viele Hypothesen sind über diesen auffallenden Umstand gemacht worden. Einige schieben die Schuld auf den Künstler, als habe er den Palast des Pier Antonio Guidalotti, der von der herzoglichen Kammer konfiscirt worden war, zum Lohne seines Bleibens verlangt. Allein Vater Pungileoni hat gezeigt, daß dies unmöglich ist, da die Konfiskation erst nach dem Tode Raphaels stattfand. Die Erschöpfung des Schatzes, als Guidubaldo seine Krone wiedererlangte, wird von diesem gelehrten Erklärer der Herrlichkeiten Urbino's als der wahrscheinlichere Grund von des Herzogs anscheinendem Mangel an Freigebigkeit angegeben.[1]) Raphael malte einige kleine Gemälde für die Familie, allein er hat kein Denkmal in seinem Vaterlande hinterlassen, das seines Namens werth wäre. Bloß in seinem bescheidenen Hause findet sich an der Wand eine „Madonna," von der man annimmt, sie sei eines der ersten Werke seiner Knabenjahre. Vielleicht wird es unseren Lesern nicht unangenehm sein, die Inschrift zu lesen, welche dieses Haus der Verehrung der Reisenden bezeichnet: —

„Nunquam moriturus exiguis hisce in aedibus eximius ille pictor RAPHAEL natus est, oct. id. Apr. An. M.CD.XXCIII. Venerare igitur hospes nomen et genium loci ne mirere,

Ludit in humanis divina potentia rebus,
Et saepe in parvis claudere magna solet."

Urbino ist indeß nicht ohne seine Gemälde. In der Kirche des heil. Franciscus ist eines von Giovanni Sanzio oder Sante, in welches Gemälde der Künstler seine Frau und sein Kind, den kleinen Raphael in einem Alter von etwa drei Jahren aufgenommen hat. In dem Kloster der armen Klarissinnen sind zwei Gemälde, welche von denselben den Fremden sehr gefällig gezeigt werden; eines davon wird dem Raphael zugeschrieben, allein mit Unrecht, das andere ist durch zwei Inschriften auf der Rückseite, die mit einer Feder geschrieben sind, interessant. Eine derselben besteht aus dem einfachen Namen Raffaelo Sante, die andere aus den Worten: „Fu compra di Isa-

1) Elogio Storico di Raffaele Sante; Urbino, 1829, p. 41.

bella da Gobio, madre di Raffaelo Sante di Urbino, 14..." Ein Kauf von Isabella von Gubbio, der Mutter des Raphael Sante von Urbino." Aus der Inschrift, welche zweideutig ist, geht nicht hervor, ob sie Käuferin oder Verkäuferin war. Das Gemälde ist von Raffaelino del Garbo. In dem Kapuzinerkloster befindet sich ein prächtiger Baroccio, ein Meister, dessen Werke nicht gewürdigt werden können, wenn man bloß die Muster in Rom sieht. Wenn man seine „Abnahme vom Kreuze" in der Kathedrale von Perugia nicht gesehen hat, können wir uns in unserem Urtheile keine Idee von seinen Talenten bilden. Ein anderes seiner Meisterwerke ist das „letzte Abendmahl" in der Kathedrale von Urbino, seiner Geburtsstadt. Endlich ist daselbst ein großes Oratorium, das dem heiligen Johannes geweiht ist, ganz von der Schule des Giotto ausgemalt und trotz grober Vernachlässigung frisch und voller Leben. In der Kirche St. Frankesco di Paola finden sich zwei Titiane und in der des hl. Joseph eine schöne „Madonna" von Timoteo Viti, dem Freunde Raphaels. Aber kein Fremder sollte Urbino verlassen, ohne die Schätze in der Sakristei der Kathedrale einzusehen, die eine von den wenigen in Italien ist, die durch den Eifer ihrer Wächter der Raubsucht der französischen Eroberer entgingen. Die Kirchengefäße, fast sämmtlich das Geschenk des Kardinals Annibale Albani, haben jede Mannigfaltigkeit der Form und des Materials, die mit gutem Geschmack und mit Glanz verträglich ist. Porzelan, Silber, massives Gold, Bernstein, Krystall, Pietra dura, Email und kostbare Steine von unermeßlichem Werthe wurde von diesem großen Manne der Kathedrale seiner Geburtsstadt verschwenderisch geschenkt; es sind meistens Geschenke, die er von fremden Höfen erhielt. Diesem muß man eine solche Masse von reichen Stickereien ohne Zahl beifügen, wie sie die Sakristei des Vatikans nicht aufweisen kann. Da wir diese fürstliche Familie, welche durch ihre ungeheuren Besitzungen und ausgedehnten Nadelfabriken einer Masse von Leuten Beschäftigung gibt, erwähnt haben, wäre es ungerecht, wenn wir den Edelmuth und die Mildthätigkeit übergingen, welche von ihren Gliedern bis auf den letzten Fürstkardinal dieses Namens herab entwickelt wurden. Es wurde uns von seinem Agenten versichert, er habe mehr als einmal, wenn die Ernte fehlschlug, von seinen zahlreichen Pächtern nicht nur keine Rente angenommen, sondern noch große Summen geschickt, um sie unter dieselben zu vertheilen, und neue Straßen angelegt, um den Arbeitern Beschäftigung zu

geben. Und doch war es, als die dumme Revolution von 1830 stattfand, einer der ersten Akte der neuen Regierung, einen Droh- und Schimpfbrief an den wohlwollenden, damals fast neunzig Jahre alten Fürsten nach Rom zu schreiben, worin sie darauf drang, er solle, um den Armen Beschäftigung zu ertheilen, auf dem öffentlichen Platze den Bau eines großen Palastes unternehmen. Er gab ganz gemüthlich seine Zustimmung und errichtete das schönste moderne Bauwerk in der Stadt. Trotz dieser unwürdigen Behandlung, die, wie er wohl wußte und sich ausdrückte, von „drei oder vier Schurken, und nicht vom Volke" ausgegangen war, nahm er unmittelbar darauf das Amt eines Legaten daselbst an und schloß seine Tage unter seinen Mitbürgern.

Sollte ein Reisender, der von Osten her nach Urbino gekommen ist, nicht geneigt sein, den nämlichen Weg zurückzumachen, sondern nach Florenz oder Rom weiterzugehen wünschen, so würde er von seinen Wegweisern im Stiche gelassen werden. Wir erlauben uns deßhalb, ihm zu versichern, daß er von da an bis an die Grenzen Toskanas die prächtigste Gebirgsstraße finden wird, die wir südlich von den Alpen kennen. Sie wurde auf vereinte Kosten der päpstlichen und toskanischen Regierung gebaut, wozu die Provinz Urbino allein 250,000 Dollars beitrug. Die technische Ausführung der Straße ist meisterhaft und die Anlage ganz römisch. Sie geht über die höchsten Apenninen und führt den Reisenden nach San Giustino, wo er sich entweder über Borgo San Sepolcro nach Toskana wenden oder über Città di Castello nach Perugia gehen kann. [1]) Keine von diesen zwei Grenzstädten ist in unseren englischen Reisebeschreibungen eines Platzes für würdig erachtet worden, obgleich sie den Besuch eines Mannes von Geschmack reichlich belohnen werden. Borgo San Sepolcro kann man eine Malerstadt nennen; denn vielleicht hat keine in Italien so viele hervorgebracht. Es besitzt noch heutzutage viele hübsche Gemälde von Pietro Perugino, Luca Signorelli, Pietro della Francesca, Raffaele del Calle und anderen ausgezeichneten Künstlern. Città di Castello hat das Verdienst, daß sie eine der ersten Städte ist, welche den aufkeimenden Genius Raphaels ermuthigten, und deßwegen die Ehre erlangte, einige seiner frühesten Werke zu besitzen.

1) Als einen Beweis geographischer Genauigkeit können wir anführen, daß der Schulatlas, den Dr. Samuel Butler, jetzt Mitglied der Bischofsbank, herausgegeben hat, auf der ersten Karte von Italien nicht bloß diese Stadt, sondern selbst Perugia weit in toskanisches Gebiet hinein versetzt.

Die meisten davon sind verschwunden. Eines vom heil. Nikolaus von Tolendino wurde abgeschnitten, da es sehr viel gelitten hatte und der obere Theil desselben von Pius VI. zu einem hohen Preise gekauft und von den Franzosen weggenommen. Das berühmte „Sposalizio" wurde unter der französischen Usurpation aus der Kirche, für die es gemalt worden war, gestohlen, und bildet den Edelstein der Brera zu Mailand; eine schöne „Kreuzigung" wurde von der Familie, in deren Kapelle sie war, verkauft und ziert jetzt die Gallerie des Kardinals Fesch. [1]) Alles, was von dem großen Maler übrig ist, sind zwei kleine Fahnen in der Kapelle der Bruderschaft der heiligsten Dreifaltigkeit, welche schändlich vernachlässigt und neulich barbarisch reparirt worden sind, wenn verdorben nicht der richtigere Ausdruck ist. Trotz dieser Verluste ist noch Vieles übrig, um den mehrtägigen Aufenthalt des verständigen Reisenden in dieser hübschen und höchst freundlichen Stadt zu belohnen. Er wird von Luca Signorelli, Raffaele del Calle, Rosso Fiorentino, Pinturicchio und Pietro Perugino und vielen anderen einheimischen Künstlern, die der Beachtung werth sind, viele Werke finden. Wir gehen hier nicht, wie bei anderen Städten, die keine veröffentlichte Wegweiser haben, ins Besondere ein, weil Cav. Andreocci und weitläufiger Cav. Mancini [2]) von diesen beiden Städten ausgezeichnete Beschreibungen geliefert haben. Die Gallerie des Letzteren wird der Beachtung des Liebhabers nicht entgehen, der entzückt sein wird, Stücke von den ersten Meistern, von Giotto bis auf lebende Meister, Raphael eingeschlossen, darin zu finden.

Südlich von dem Mittelpunkte, den wir als einen guten Sommer- oder Herbstaufenthalt zu empfehlen uns herausnehmen, wird Jesi, Ancona und Sinigaglia weitere Beschäftigung gewähren. Der letztgenannte Platz indessen hat Reize von ganz verschiedenem Charakter, als die, welche wir bisher beschrieben haben — den großen Markt von zwanzig Tagen, im Juli und August, der einen Aufenthalt in der Nähe zu einem Gegenstand des Neides für viele Italiener macht. Wir haben vor uns eine lebendige Schilderung seiner Scenen aus der Feder einer Landsmännin, die gewohnt ist, demselben anzuwohnen, und wir bedauern, daß Mangel an Raum, so wie der Ernst unseres Amtes als Kritiker uns nicht erlaubt, sie einzuschalten. Aus derselben lernen wir, daß sein Ursprung auf das Jahr 1200 zurück-

1) Wurde kürzlich von Gruner zu Rom in einem ausgezeichneten Style gestochen. 2) Zwei Bände in Oktav. Perugia, 1832.

geführt werden kann, als Sergius, Graf von Sinigaglia, die Tochter des Fürsten von Marseille heirathete, welcher ihm einige Reliquien der heiligen Maria Magdalena zum Geschenk übersandte. Dies zog zur Feier ihres Festtages am 22. Juli unermeßliche Scharen herbei, und dieses Zusammenströmen führte, wie gewöhnlich in jener Zeit, zu der Einführung des Maria-Magdalenenmarktes, wie er noch genannt wird. Sigismund Malatesta verlieh ihr einige Jahre später eine neue Zierde und stellte den Hafen wieder her, der kurz zuvor von Manfredi zerstört worden war. Als die Stadt unter die Herrschaft des heil. Stuhles kam, gelobte dieser die Aufrechterhaltung ihres Marktrechtes mit allen Privilegien desselben, und der Freiheit von Abgaben, Tribut und Zöllen. Die Stadt ist ausdrücklich für den Markt gebaut; ihre geraden Straßen sind mit Zelten bedeckt, jedes Haus wird ein Magazin und jeder Thorweg ein Laden. Jeder Artikel von den kostbaren Juwelen an für den Vornehmen bis zu den gröbsten Waaren für den Landmann kann an diesem allgemeinen Handelsplatz angetroffen werden; Handelsleute aus Venedig, Genf, Triest, Frankreich, Deutschland und aus der Levante legen ihre verschiedenen Waaren aus; nicht in kleinen Partien, um den zufällig Vorübergehenden anzulocken, sondern in Ballen und Säcken zum Bedarf der inländischen Handelsleute. Man hört jeden Dialekt der italienischen Sprache vermischt mit den rauheren Tönen transalpinischer und den Kehllauten der überseeischer Sprachen, was ein Babel von Tönen erzeugt. Auf allen Seiten Begrüßungen lieber Freunde, die sich bloß einmal im Jahr auf diesem Markte treffen und in ihren Begrüßungen doch so laut und herzlich sind, als wären sie geschworne Brüder. Von einem Halbzirkel, dessen Radius 50 Meilen beträgt (die Stadt liegt am Meere), strömt die Bevölkerung herbei in der ernsthaften Absicht, ihr Geld zu irgend einem Zwecke auszulegen, während Scharen römischer, toskanischer und anderer Müssiggänger kommen, um in dieser Bazarstadt sich des Müssiggangs zu erfreuen, oder an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen. In den Gedanken der Ersteren nehmen die Zollhausbeamten eine beträchtliche Stelle ein; denn da alle Waaren frei eingeführt werden und ihren Zoll zahlen, wenn sie die Thore passiren, ehe sie auf das Land kommen, so gibt es viele Arten und Einfälle, um der Wachsamkeit der höchst unbequemen und rücksichtslosen Beamten zu entgehen. Vieles, was gekauft ist, wird in der Stadt verborgen, damit es der genauen Hausdurchsuchung, welche den

Markt schließt, entgehe, und wird dann nach und nach nach Hause geschafft. Was man gerade gebraucht, ist natürlich frei; deßhalb schützen Scharen von Landleuten, deren Haut ganz bronzfarben gegerbt ist, wenn sie aus den Thoren gehen, ihre zarten Gesichter mit ihren neuen Schirmen vor der Sonne; und junge Männer schützen sich gegen den Frost italienischer Hundstage durch starktuchene und mit Pelzkrägen versehene Mäntel, die sie enge um sich geschlagen haben. Wassersucht zumal sieht man ganz gewöhnlich, und Taschentücher erscheinen so groß, wie Shäwle. Eine plötzliche Mode, doppelte Kleider zu tragen, scheint aufgekommen zu sein, und Viele können die Zeit nicht mehr wissen, ohne wenigstens drei Uhren in der Tasche zu haben. Dabei ist das Zanken, Bitten und Lärmen an den Thoren groß; und Viele fallen gerade in diesem kritischen Momente in Ohnmacht und können sich nicht erholen, ehe sie außen angekommen sind und die Landluft fühlen. Es ist dies in der That eine Epoche im Jahr, auf welche Alles bezogen wird; man sagt, der und der ist gestorben oder in's Ausland gegangen vor oder nach dem letzten Markt von Sinigaglia; Viele kennen bloß diese zwei Perioden im Jahr.

Wir wollen indeß zu Ersterem zurückkehren. Die Lage, welche wir als bewundernswürdig für Jeden, der einen höchst interessanten Theil Italiens zu sehen wünscht, hervorgehoben haben, wird Solchen, die an derartigen Dingen ein Vergnügen finden, viele Gelegenheiten verschaffen, die Sitze nationaler Industrie zu besuchen. Zu Fassombrone, fünfzehn Meilen von Fano, wird vermittelst Dampfmaschinen die schönste Seide in Italien gesponnen; zu Fabriano sind sehr ausgedehnte Papiermühlen, welche alle italienischen Staaten versehen und beträchtliche Quantitäten über's Meer versenden; zu La Pengola sind große Teppichmanufakturen, welche jetzt anfangen, englische Muster nachzumachen. St. Ippolito, ein kleines Dorf nicht weit von Fassombrone, ist eine Art von Carrara in Miniatur, wo schöne Marmorwerke zu einem Drittel des römischen Preises ausgeführt werden und zu Ankona nach jedem Theil der Welt eingeschifft werden können.

Wir haben gezeigt, wie viel aus einem einige Monate dauernden Aufenthalt auf der östlichen Küste Italiens gemacht werden könnte. Wenn man nicht besonderes Verlangen nach dem Meere hat, so würden Bologna oder Perugia ausgezeichnete Mittelpunkte sein. Beide sind alte Freunde von uns, das letztere indessen steht in Bezug auf die Umgebungen der Hauptstadt nach; außerdem, daß viele der er-

wähnten Orte, wie Gubbio, Urbino und Città di Castello, in seinem Bereiche liegen, ist es der Mittelpunkt einer Malerschule, die für uns besondere Reize hat. Man trifft dort für einige Tage kräftige Nahrung in dieser Beziehung und für mehrere Wochen die reizendsten Ausflüge. Dann ist in der Nähe Assisi, das mehr einem Heiligthum, als einer Stadt gleicht, — von dem Starke und Brockedon schreiben, es sei für Solche, welche Zeit haben, eines Besuches werth, und namentlich für Antiquare, weil dort ein Portikus eines Tempels der Minerva ist. So sagt der Letztere, und er ist ein Künstler! Erstere sagt, „die Kirche von St. Franzeska in dieser Stadt enthalte einige Gemälde der alten Schule." (S. 475.) Es ist nicht eine Kirche, sondern drei, jede genügend für eine Stadt, und eine über die andere gebaut. Einige Gemälde! die obere ist vom Giebel bis zur Basis mit Freskogemälden von Giotto ausgeschmückt, und in der unteren ist — Täfelwerk und Alles ganz bedeckt mit den schönsten Werken des nämlichen Künstlers, Cimabue's, seines Meisters, Buffelmacco's, Memmi's, Gaddi's und anderer Wiederhersteller der christlichen Kunst, nichts zu sagen von älteren griechischen Werken. Das Sagro Convento ist einzig in seiner Art; es gibt nichts ähnliches, weder in Italien, noch außerhalb desselben.

Es gibt indessen noch einen anderen Gegenstand, der für jeden gebildeten Mann, welcher ein fremdes Land besucht, von Interesse ist, — Perugias öffentliche Anstalten. Diejenigen, welche nach Perugia kommen, sollten die Gelegenheit nicht versäumen, die es bietet, um einige genauer Beobachtung würdige zu sehen. Eine ist das Spital mit seinen zahlreichen Anhängseln; eine andere das Kollegium, welche unter der Leitung des ausgezeichneten Rechtsgelehrten Collizzi steht. In Bezug auf Reinlichkeit und gute Anordnung würde es schwer sein, in England etwas zu finden, das sie übertrifft; die Statuten desselben, welche wir vor uns haben, zeigen uns, daß mit strenger Aufmerksamkeit auf die moralischen und wissenschaftlichen Fähigkeiten der Zöglinge die größte Sorgfalt, ihre Sitten zu verfeinern und sie für die Gesellschaft heranzubilden, vereinigt ist. Ihre Prüfungen zeigen die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit des Erziehungsplanes. Dieses und das Kollegium, oder die Akademie zu Urbino, welche von den Vätern Somaschi geleitet wird, werden, wie wir glauben, für die zwei besten in den päpstlichen Staaten gehalten. Wir haben beide genau eingesehen und glauben, sie haben einen Anspruch sowohl auf

positiven, als vergleichungsweisen Ruhm. Aber das Asyl für Wahnsinnige ist die edelste Anstalt in Perugia. Unter der väterlichen Leitung Dr. Santi's ist es sehr glücklich gewesen, eine große Anzahl der unglücklichen Geschöpfe, die dahin gesendet wurden, um geheilt zu werden, vollkommen hergestellt ihren betrübten Familien zurückzugeben. Bloß die freundlichste Behandlung wird zugelassen; und eine sehr scharfsinnige Eintheilung ist eingeführt worden, wornach die Patienten nach Rang oder Intelligenz und nach Symptomen in zwei Klassen geschieden werden. Aus einem vor uns liegenden Bericht, der dieses Jahr erschien, ergibt sich, daß sich in zwölf und einem halben Jahre daselbst befanden

	Aufgenommen.	Geheilt.	Gestorben.	Rest.
Männer . .	202	120	51	31
Frauen . .	110	56	27	27
Im Ganzen	312	176	78	58

Es wird besonders bemerkt, daß von Solchen, die einmal geheilt worden waren und nachher wieder rückfielen, kein Beispiel vorkam, in dem eine endliche und vollständige Heilung nicht gelungen wäre.

Wir hätten noch viel mehr zu sagen, namentlich da wir uns vorsätzlich auf einen kleinen Theil des Staates von Italien beschränkt haben, welcher verächtlicher Mißachtung oder absichtlicher falscher Darstellung von Seiten der Reisenden oder Reisebeschreiber am meisten ausgesetzt ist. Wir werden zufrieden sein, wenn wir durch das, was wir geschrieben haben, etwas dazu beitragen können, daß sich unsere Landsleute bewegen lassen, mehr von den kleineren Städten und Plätzen der klassischen Halbinsel zu sehen, und noch mehr, wenn wir eine kompetente Person dazu bewegen werden, ein Handbuch für Reisende zu verfassen, welches sie in den Stand setzt, dies mit Vortheil und Genuß zu thun. Es darf keine Kompilation, sondern muß das Resultat wirklicher Beobachtung sein. Dr. Kitchener rühmt sich, er habe sich durch sein ganzes Kochbuch durchgegessen; Hahnemann hat jede Dosis homöopathischer Heilmittel, die er vorschreibt, genommen; der Verfasser eines solchen Buches, wie wir eines wünschen, muß es in Person ganz durchwandert haben. [1])

1) [Dies ist in großem Maaße durch Mr. Murray's Handbücher von Italien geschehen. Es war uns angenehm zu erfahren, daß dieser Artikel, indem er diesen Gegenstand anregte, nicht ohne Nutzen war.

Die Religion in Italien.

(Aus dem Dublin Review, Juli 1836.)

Die Skelette in Italien.

Die Religion in Italien.

Art. VII. — 1. *Records of a Route through France and Italy; with Sketches of Catholicism.* By William Rae Wilson, F.A.S., A.S.R. London: 1835. — Erinnerungen einer Reise durch Frankreich und Italien, mit Skizzen über den Katholizismus, von William Rae Wilson.

2. Rom, wie es in Wahrheit ist, aus den Briefen eines dort lebenden Landsmannes. Von J. Görres. Straßburg: 1826.

Mr. Rae Wilson gehört zu einer zahlreichen Klasse von Reisenden in Italien, welche ihre Topographie aus ihren Postbüchern, ihre Lokalkenntniß aus Quadri, Vasi oder anderen gedruckten Ciceroni, ihre Bekanntschaft mit den Sitten und der Moral des Volkes aus ihrem Umgang mit Postknechten und Wirthen, und ihre Anekdoten und ihre Geschichte von ihren italienischen Lehrern lernen. Wir kennen ihre Art wohl; man kann sie sehen, wie sie mit dem Stift in der Hand ihre oberflächlichen Bemerkungen über Gegenstände, an denen sich die Neugierde bereits abgenutzt hat, niederschreiben, wie sie sich an Gruppen, welche mit einem einsichtigen Führer die Gallerien einsehen, anschließen, oder von Künstlern, die mit Kopiren der Meisterwerke des Alterthums beschäftigt sind, Belehrung sich verschaffen. Und wehe euch, wenn ihr zufällig, so daß sie es hören können, eine unterhaltende oder interessante Anekdote erzählt; eine Einführung und die Wiederholung eurer Erzählung mit Nennung der eigentlichen Namen ist die geringste Strafe, welche ihr erwarten müßt. Viel Gelehrsamkeit wird nicht erfordert; Wegweiser geben die klassischen Citate an die Hand,[1]) vorausgegangene Reisende die Gefühle und nationelle

1) Wir müssen uns indessen hüten, den Schul-Horaz seiner Verdienste zu berauben. Tibur und Algidus und das hospitium modicum von Aricia sind

Parteilichkeit die kritischen Bemerkungen. Wenn so ein genügender Haufen von Bemerkungen sich auf Briefkouverten oder den leeren Blättern von Büchern angehäuft hat, so wird der kostbare Embryo entweder durch die zärtliche Beharrlichkeit des Vaters ausgebeutet, oder einem literarisch gebildeten Manne in die Hände gegeben, durch den „die Materialien des Herrn umgearbeitet" und so zu hübschen Bänden für den Frühjahrsverbrauch des literarischen Englands verarbeitet werden.

All' dies ist gut genug; es mag unter der Masse von dummem Zeug manches Neue sein, oder Viele mögen keinen Anstoß daran finden, die alte Geschichte noch einmal zu lesen. Allein es gibt hier ein Thema, welches wenigstens die Gunst einer Partei sichern wird. Welcher Leser von Ankündigungen versteht nicht die verfänglichen Worte auf Mr. Wilson's Titelblatt: „mit Skizzen über den Katholizismus?" Wer, der sein Ohr zu dem Kriegsgeschrei der modernen Reisenden gestimmt hat, verspricht sich nicht von diesem Vorspiel eine angenehme Musik? Wer sieht nicht sogleich voraus, daß diese „Skizzen," obgleich sie so sehr verzeichnet sind, wie die Kupfer, welche das Werk zieren, den Zweck haben, bei einer gewissen Klasse von Lesern seine große Empfehlung zu sein? Allein wenn bekannt würde, daß der Verfasser, während er diese illiberalen Blätter schrieb, gegen diejenigen, welche er so schonungslos herabsetzt, eine gütige und freundschaftliche Gesinnung affektirte; daß er, während er die Gemeinschaft seiner katholischen Landleute „die Gesellschaft knurrender Hyänen" nennt, ihre nichts argwöhnende Gastfreundschaft genoß und ihrer unverdienten Höflichkeit hofirte; daß er, während er ihre Religion als „eine götzendienerische Verstellung des Christenthums" [1]) darstellte, seine Aufmerksamkeit einigen Dienern gerade dieses Kultus zuwandte und bemüht war, sich ihrer Mitwirkung bei einigen Punkten zu versichern: so können wir uns bloß schmeicheln, daß jene durch sein Buch mit verabscheuendem Mißtrauen erfüllt werden und den trügerischen Geist beklagen

---

Lieblingspunkte der Bücher schreibenden Touristen. Der Verfasser der Erinnerungen scheint kaum zu wissen, daß dies notorisch ist. Denn wenn er zu Rom bei einer gewissen Gelegenheit seine Reise nach Neapel beschreibt, so bemerkt er, als wäre es ein unbekanntes Land, „Ich kam zuerst zu einem Platze, der Albano genannt wird, und nachher zu einem andern, der La Riccia genannt wird."

1) Seite 6.

werden, der unter vorgeblichem Eifer für die Religion ein so unehrenhaftes Betragen verdeckt.

Wir dürfen indeß ohne genügenden Beweis nicht in den Fehler verfallen, den wir so öffentlich an den Pranger stellen, noch Mr. Wilson beschuldigen, er gehöre zu der Klasse oberflächlicher Beobachter, die wir beschrieben haben. Wir wollen eine Erläuterung auf's Geradewohl nehmen; er schreibt:

„Obgleich jetzt der heil. Jungfrau geweiht, sieht das Innere des Pantheons eben so sehr einem Museum, wie einer Kirche gleich, indem es mit einer Reihe von Büsten geschmückt ist, nicht von Heiligen, sondern von ausgezeichneten Künstlern, Malern, Musikern, Geigern, Kupferstechern u. s. w. — S. 328.

Hatten wir nicht Recht zu sagen, Mr. Wilson sei einer von denen, welche ihre Belehrung aus ihren Wegweisern entnehmen und zudem aus solchen in einer antiquirten Ausgabe! denn es ist über fünfzehn Jahr, daß diese Büsten sämmtlich von Pius VII. aus dem Pantheon genommen und in einer neuen Gallerie aufgestellt wurden, welche unter dem Namen Pinacoteca zu diesem Zweck auf dem Kapitol eingerichtet und durch den großen Canova sehr vermehrt wurde. Die Rotonda oder das Pantheon war die Kirche, in welcher eine Bruderschaft oder Gesellschaft von Künstlern zu ihrer Andacht sich versammelte, und sie errichteten darin Männern, die in der Kunst berühmt waren, natürlich Denkmale.[1]) Da nun in Museen Büsten aufbewahrt werden, so müssen wir annehmen, daß eine Kirche mit solchen Denkmalen wie ein Museum aussehen muß. Allein ist Mr. Wilson je in der Westmünster-Abtei oder in der St. Paulskirche ge-

---

1) Der Gründer dieser Bruderschaft des heil. Joseph, ein gewandter und frommer Geistlicher, hat lange schon eine Huldigung erhalten, die nicht für ihn bestimmt war. Es war sein Schädel, der in der Akademie von St. Lukas als der Raphaels aufbewahrt wurde, mit Bembo's berühmten Distichon:

„Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, quo moriente mori."

Es lautet sehr schön in's Italienische übertragen: —

„Questi è quel Raffael, cui vivo vinta
Esser temea la natura, cui morto estinta."

Die Entdeckung der wahren Ueberreste „des göttlichen Malers" hat die Phrenologen aus ihrer Verlegenheit gerissen, da sie erklärt hatten, der alte Schädel zeige keine Symptome künstlerischen Geschicks, sondern eher von Gewandtheit in Geschäften.

wesen? Und wurde sein Zorn erregt, wenn er sah, daß Büsten von Dichtern, und zwar nicht von den sittlichsten, sich einen Theil der ersteren zugeeignet haben? oder hielt er Oberstlieutenants und Lexikographen für weniger „unpassende Genossen" der dort verehrten Gottheit, als es Künstler, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, für die seligste Jungfrau in unserem Tempel sind? Allein mit solchen Erwägungen haben wir es für jetzt nicht zu thun; unser Citat will bloß unsern Lesern zeigen, wie Mr. Rae Wilson und andere derartige Touristen sehen, was sie beschreiben. Er spricht von dem Pantheon, wie es fünfzehn Jahre zuvor war, als wäre es zwei oder drei Winter nachher noch genau das Nämliche. Wir müssen ehrerbietig die Erlaubniß Mr. Wilson's nachsuchen, einen oder zwei Schlüsse zu ziehen; entweder kam er nie in die Kirche, welche er beschreibt, und nahm seine Beschreibung aus Büchern; oder, wenn er in derselben war, so sah er, was nicht mehr dort war. Wir wollen keinen dritten ziehen, — nämlich daß er hier, wie oft, schreibt, ohne sich viel um die Wahrheit dessen, was er sagt, zu bekümmern.

Wir müssen indeß hier einem bessern Künstler, als wir sind, gestatten, die kleine Race von Touristen, welche wir zu beschreiben versucht haben, in einem leichten Croquis zu skizziren. Zunächst nun wollen wir ihn bei unseren Lesern einführen. Die deutsche Schrift, welche wir durch die Gesellschaft, in welche wir sie an der Spitze unseres Artikels gebracht haben, fast entehrt wird, ist zwar anonym, allein von einem Manne herausgegeben, dessen Name und Charakter von dem Gelehrten jeder Religion auf dem Kontinente die Huldigung der Achtung und Bewunderung empfängt. Von Görres haben wir in einem anderen Artikel einige Worte zu sagen gehabt; [1]) wir haben bloß beizufügen, daß seine Talente als tiefer christlicher Denker, als gelehrter Historiker und als gewaltiger Schriftsteller bloß untergeordnete Eigenschaften sind, wenn sie mit der reizenden Einfachheit und unaffektirten Tugend verglichen werden, die ihn und seinen Familienzirkel zum Entzücken Aller machen, die ihn kennen. Der Verfasser des Briefes hat auf Rom gesehen mit einem Gemüthe voll liebenswürdigen Enthusiasmus, mit einer Hingebung der Neigung und einer Wärme der Bewunderung, welche Wenige würdigen können. In einem wahrhaft deutschen Style überblickt er viele anziehende Gegen-

1) Siehe S. 440 [Dubl. Rev. Bd. I. Juli, 1836.]

stände, bei welchen Reisende gewöhnlich verweilen, und scheint ein Vergnügen daran zu finden, die schönen Eigenthümlichkeiten der Königin der Städte durch ihre vernachlässigsten Theile zu verfolgen und in der Armuth ihrer Gäßchen und sogar in den Instinkten ihrer thierischen Bevölkerung den Eindruck ihrer eigenthümlichen Züge zu finden.

In einer Nachschrift zu dem interessanten Brief vergleicht Görres in einer Laune scharfer und doch gefälliger Kritik die von deutschen, französischen und englischen Reisenden gegebenen Berichte über das moderne Rom. Seine Einleitung beschreibt die Touristen von Mr. Wilson's geistiger Größe vortrefflich: —

Als die Siebenhügelstadt noch, erst mit dem weltlichen, und dann später mit dem geistlichen Schwert die Welt beherrschte, da zogen oft Heere vieler Völker über die Gebirge, um ihren Uebermuth zu strafen, oder den eigenen auszulassen, und sie ward mehr als einmal im Sturm genommen und verloren. Das deutete jedesmal auf große Irrung und Verwirrung in der europäischen Republik; aber es waren immer nur die Starken, die sich zur Römerfahrt gegürtet, denn die weitgebietende wußte sich zu schirmen und Feindesangriff abzuwenden. Als aber Typhon dem kapitolinischen Zeus die Blitze geraubt, und tief in der Erdenhöhle sie vergraben, da haben auch die Zwerge Muth bekommen; sie stecken den Heckpfennig zu sich in die Reisetasche, fassen kleine Spazierstöckchen mit den Händen, und wandern nun getrost in Schaaren wie die Mäuse, und sind sie vor der alten Halle der Starken angelangt, und haben höflich um Einlaß angehalten, dann durchtrappeln sie alle Straßen, durchkriechen alle Winkel, beschnuppern alle Gegenstände, die ihr Auge ihrer Größe wegen nicht umfaßt, und sind sie wieder heimgekehrt, dann sind sie nicht schweigsam, wie sonst das stille Volk es zu halten pflegt, sondern sie erzählen Wunderdinge von der Höhle des Cacus,[1]) die sie besucht, wie sie die Gebeine der gestohlnen Ochsen noch vorgefunden, wie sie den Rauch der Flammen und der Blitze, die er geschleudert, noch nachgeschmeckt, und die eisenbeschlagene Keule des Herkules im Winkel aufgefunden. Solche Misere bringt uns jede Messe in Deutschland; denn die Wichtlein sind sehr emsig, und führen fleißig ihre Tagebücher, und damit Liebhabern solcher Miniaturen überall die Auswahl geboten sei, werden ähnliche Cyclopenwerke, die ein verwandter großartiger Sinn bei den benachbarten Nationen aufgebaut, schnell nachmodellirt, und den einheimischen Kennern zugänglich gemacht.

Mr. Wilson's Ideen von Christenthum und Religion sind außerordentlich gedrängt; aller Glaube, Moral, Tugend und Frömmigkeit beruht in seinem System auf einem einzigen Punkt — der Sonntags-

1) Der Ort, wo diese Höhle war, unter dem aventinischen Hügel, ist einer der Schauplätze der valets-de-place. Natürlich besteht jetzt keine Spur mehr davon.

feier. Paris und Toulon, Rom und Neapel werden beziehungsweise bloß hiernach beurtheilt; sie halten den Sonntag nicht, wie es Mr. Rae Wilson wünscht, und deßhalb sind sie wenig besser, als heidnische Städte. Es ist sonderbar genug, daß das ganze neue Testament hindurch unser Heiland nie von den Pflichten des Sabbats spricht, außer um die von den Juden bei seiner Feier eingeführte Strenge zu tadeln. Er heilt an diesem Tage, um ihre Vorurtheile zu brechen, und widerlegt ihr darauf folgendes Murren; er erlaubt seinen Schülern zu thun, was die Pharisäer an diesem Tage für ungesetzlich hielten, und vertheidigt kühn ihre Handlungsweise. [1]) Es ist demnach auffallend, daß Männer, welche die katholische Kirche tadeln, weil sie sich an ein Ceremoniengesetz hält, das Wesen der Religion in die Feier dieses Tages nach einer jüdischen, im neuen Testament getadelten Form setzen.

Daß ein so engherziger Mann, wie sich unser Verfasser auf jeder Seite zeigt, auf diese Art urtheilt, kann uns nicht Wunder nehmen. Allein es ist der Fehler fast jedes Reisenden, den wir je gelesen haben, von Anfang bis zu Ende den moralischen und intellektuellen Charakter der Italiener durchaus falsch aufzufassen. Wie sollte es auch anders sein? Hinschwebend über die Oberfläche der fashionablen Gesellschaft, der Sprache unkundig, eifersüchtig von dem Heiligthum des einheimischen häuslichen Lebens ausgeschlossen, mit Klassen von Leuten in Berührung kommend, die ihr Benehmen so eingerichtet haben, wie es solchen Fremden am Besten gefällt, bloß wenige Monate an einem Orte bleibend, mit einem stacheligen Gewande sich selbst genügender Vorurtheile umhüllt, ohne Sympathie für die Religion oder das Gefühl in derjenigen, welche sie beobachten, wie können sie in die Seele und das Herz eines Volkes sehen, welches glühend und enthusiastisch freilich dem Antrieb viel nachgibt, allein oft eine Tiefe geheimer Einsicht und geheimen Werthes bewahrt, welche ein vorübereilender Fremder nicht entdecken wird! Wenn der Reisende auf seiner Reise mit einem Eingebornen zusammentrifft und von ihm die unerbetene Höflichkeit, was unfehlbar der Fall sein wird, und wenn es gefordert wird, uneigennützige Gefälligkeit empfängt, so bewundert er vielleicht die Freimüthigkeit, welche auf keine Formalität der Einführung wartet oder dies als einen Mangel des Charakters, als ein Zeichen von Unbeständigkeit oder als gefährlichen Man-

1) Matth. XI, 1—12; Mark. II, 23—28; Joh. V, 9—18; VII, 9—16.

gel an Vorsicht bezeichnet. Allein, wenn er findet, wie wir es erfahren haben, daß solche zufällige und anscheinend vorübergehende Dienste der Freundlichkeit, wenn ihnen Gelegenheit zur Pflege gegeben wird, zu einer beständigen Zuneigung und vielleicht zu einer warmen und treuen Freundschaft führen, so wird die Bereitwilligkeit, die Hand zu reichen, natürlich einem tieferen und besseren Gefühl zugeschrieben werden, als bloß gut gearteter Natur oder leichter Sinnesart. Wir glauben, es hat keine englische Familie eine hinlänglich lange Zeit in Italien zugebracht, um sich mit dem italienischen Charakter, wie er sich außer den heiteren Scenen der öffentlichen Gesellschaft zeigt, bekannt zu machen, ohne daß er in ihrer Achtung gestiegen wäre, oder ohne daß sie entdeckt hätte, wie sehr er verläumdet wurde.

Reisende gehen von Hause mit einem Maßstabe weg, den sie sich in ihrem Innern nach Mustern in ihrer Heimath gebildet haben. Die Religion Englands ist die Religion eines Tages in der Woche. Die Kirche ist an den anderen sechs ein ganz unnützes Gebäude; ihre Glocken sind verstummt und ihre Thore geschlossen; und der religiöse Geist, der während dieser Zeit entweder eingeschlossen ist oder sich verrauchen darf, ist auf diesen einen Tag koncentrirt; die Gedankenlosigkeit der Woche verändert sich durch eine krampfhafte Reaktion in melancholischen Ernst, und den Mangel alles Gottesdienstes an jenen Tagen glaubt man durch die Versagung jeder noch so unschuldigen Erholung und Beschäftigung an diesem Tage aufwiegen zu können. Gut, sei es so. Allein geht in ein Land, wo jeder Tag das Volk zu dem öffentlichen Gottesdienste auffordert, wo die Religion sich nothwendig mit den täglichen Pflichten des Lebens vermischt, wo ihre Institutionen dieselben so umgeben, daß sie aus Gewohnheit ihnen einfallen, und zu gleicher Zeit heilsame Verhinderungen gänzlicher Vernachlässigung sind; wo die Hand Gottes in ihre Brust ein Herz gepflanzt hat, das so freundlich und lachend ist, wie ihr Himmel, und wo Erziehung sie fühlen gelehrt hat, daß Heiterkeit und Freude die besten Kundgebungen eines friedlichen Gewissens sind: und werdet ihr da nicht unvernünftig sein, wenn ihr erwartet, ein Tag solle solche unschuldige Gefühle zurückdrängen und bewirken, daß die Menschen alle Wahrheit des Charakters verletzen oder sich einbilden, Gott sei an diesem Tage mit einer verschiedenen Seele und in verschiedenem Geiste anzubeten, als diejenigen sind, welche ihm an den anderen sechs gedient haben? Gehet eines Morgens in die Dörfer Italiens und

sehet, ehe die Sonne aufgegangen ist, die ganze Bevölkerung in der Kirche zusammengehäuft und bei der nämlichen Liturgie, wie die, welche den sonntäglichen Gottesdienst ausmacht, auf den Knien liegend, und höret sie ihre klaren und heiteren Stimmen in einer Choral-Litanei erheben; dann gebet Acht, wie sie, wenn sie die Kirche verlassen, vom Himmel Segen auf ihre tägliche Arbeit herabflehen, und sich in fröhlichen Gruppen den Hügel hinab zerstreuen, um den Weinstock zu beschneiden, ihr helles Ritornello mit dem der Lerche vereinigend; wie die Kleinen vor den ernsteren Alten in ihren malerischen Kostümen in fröhlicher Eile voraustrippeln, bis sie hinter den Koulissen von Weinbergen und Olivenwäldern verschwinden, um den schwülen Tag über zu arbeiten. Wenn dann eine Stunde vor Sonnenuntergang die Abendglocke tönt, und die Arbeit zu Ende ist, so seht sie ermüdet und doch heiter zurückkehren, um vielleicht zu Hause der Ruhe zu genießen? Nein, nicht eher, als bis sie noch einmal vor Gottes Altar zusammengekommen sind, um ihn für seinen täglichen Segen zu preisen! Und wenn ihr jeden Tag Zeuge dieser Scene waret, saget ihnen, die täglich vor Gott gestanden und deßhalb fröhlich gewesen sind, während die Sonne brennend auf sie schien, der Mehlthau ihre Aehren fraß, und Armuth und Mangel ihre Körper niederbeugte, saget ihnen, sie müssen an diesem Tage düster blicken und alle unschuldige Freude in ihrem Innern erstarren lassen und alle freudevollen Ausdrücke zurückdrängen, gerade weil dies der Tag der Ruhe des Herrn sei! Sie, die das Gebet bei Arbeit und Mühseligkeit fröhlich gemacht hat, müssen heiter blicken und heiter sein, wenn es ihnen Befreiung von ihrem Joche bringt!

Oder besuchet eines dieser schönen Dörfer an ihren besonderen Festtagen. Morgens werdet ihr aus dem Schlummer geweckt durch den lauten Schall der Kirchenglocken und das Abfeuern von Hunderten kleiner Mörser, welchen die umgebenden Hügel durch ihr ununterbrochenes Echo antworten, gleichsam als nähmen sie statt ihrer Bewohner die fröhliche Einladung an, welche durch diese Aufforderungen mitgetheilt wird. Ohne Furcht, es werde in diesem lieblichen Klima durch das Wetter eine Unterbrechung entstehen, wandelt ihr fort in reiner und wohlriechender Luft, und bewundert die Vorbereitung zu dem Tage, an welchem alle Hülfsquellen natürlichen Geschmacks und praktischen Scharfsinns ausgebeutet werden. Der Triumphbogen am Thore in Proportionen, die dem Auge eines Künstlers wohlthun, mit

Immergrün bedeckt und umwunden, und zwar in einer Auswahl, welche die architektonischen Glieder und Verzierungen eines solideren Gebäudes nachahmt; die auf einem Tuche stehende Inschrift, welche in einem Latein, welches das englischer Kathedralen beschämen würde, den Ruhm des Heiligen und die Frömmigkeit seiner Verehrer erzählt; die zierlich gedruckten Sonnete, die noch warm aus der Feder der Dorfpoeten kommen und an die Thürpfosten der Kirche angeheftet sind, die aus Einwohnern bestehende Compagnie, welche in ihrer reichen Uniform paradirt; der kleine Haufen von Bauern, welche aus der Nachbarschaft ankommen oder aus ihren Häusern treten, in der ganzen Stattlichkeit ihrer zierlichen und reichen Kostüme; der fortlaufende Strom, welcher sich von jeder Seite in die offenen Thore der Kirche ergießt, — alles dies gesehen unter dem wolkenlosen Gewölbe eines Sommerhimmels, mit einem Hintergrund von Kastanienwäldern und einem Horizont stolzer Gebirge, welche eben die aufgehende Sonne erreicht, — alles dies wird euch fühlen lassen, daß die Religion dieser einfachen Bauern ist, wo sie stets sein soll, tief im Herzen, jedoch aus ihrem vollen Gefäße in ihre Blicke und Handlungen überfluthend, mit den besten und reinsten natürlichen Gefühlen untrennbar vermischt; daß sie sich gegen Gott, wie die kindliche Liebe gegen die Menschen, offenbaren und sich gegenüber dem Allmächtigen und Allweisen kundgeben muß, gerade wie die Neigungen der Kinder gegen diejenigen, welche sie für fähig halten, ihnen zu helfen und sie zu leiten. Und diese Gefühle wachsen von Tag zu Tag; wenn ihr Zeuge seid von der Kirche, die auf ihre freiwillige Kosten mit Tapeten geziert und beleuchtet ist, von der äußerst feierlichen Musik, welche die benachbarten Städte bieten können, von der Prozession mit den verschiedenen Bruderschaften in ihren wallenden Kleidern, mit ihren Fahnen und Kreuzen, von der Abend-Litanei, in welcher die Orgel mitten unter dem gegen das stolze Gewölbe sich emporringenden Choralgesang von Tausenden machtlos ist, kurz von der Anordnung, der Aufführung und dem Gefühl der ganzen Scene, so werdet ihr zur Ueberzeugung kommen, daß Religion die Gemüther dieser Bauernschaft bis zu einer Klasse herab, die in anderen Ländern roh, ungeschliffen und fast brutal ist, humanisirt, verfeinert, und um ein stärkeres Wort zu gebrauchen, adelig macht. Der Municipalcharakter der italienischen Dörfer, das Recht lokaler Administration, welches sämmtliche besitzen, scheint die Anhänglichkeit ihrer Bewohner zu lokalisiren, und sie wissen diese

Gefühle nicht besser kundzugeben, als durch Entwicklung ihres höheren Geschmackes bei den Angelegenheiten ihres kleinen Gemeinwesen, und Religion ist in einem katholischen Lande nothwendig der Kanal, durch welchen sich eine solche Anlage am Besten kundgeben wird. Diejenigen, welche Zeugen waren von der Würde, mit welcher die Notabeln des Orts bei allen kirchlichen Ceremonien und Prozessionen die Anführer machen, von der guten Ordnung und des soliden Benehmens der ärmeren Bauern, welche denselben zahlreich anwohnen, und von dem erbaulichen Betragen des armen, aber frommen Klerus, welcher funktionirt; diejenigen, welche Zeuge waren des einen, harmonischen Gefühls der Bruderschaft, welches bei solchen Gelegenheiten und durch ihren Einfluß zu allen Zeiten die ganze Bevölkerung zusammenkettet; diejenigen, welche gehört haben, mit welch' wahrer Unterscheidung die Harmonien des Kirchengesangs von Alt und Jung ohne Dissonanz oder Aengstlichkeit aufgefaßt werden, werden anerkennen, daß sie sich, wie wir, in den Schwall der Gefühle, welche sie rings umwogten, hineingezogen fühlten, und daß sie glaubten, sie seien über die flaue Fläche der täglichen Rührungen erhaben, wenn sie sich mit Stimme und Herz mit dem Weingärtner und Bergbewohner vereinigt fanden. Und wenn uns, während wir von der Macht tugendhafter Sympathie eine Zeit lang überwältigt waren und die praktischen Wirkungen des großen katholischen Prinzips fühlten, welches verursacht, daß das Individuum in der harmonischen Vereinigung der Menge aufgeht, ein Reisender aus der Kaste Rae Wilson's von solchen religiösen Darstellungen als von „Possenspielen" spräche und uns „in seinem Herzen verachtete," wie Michol den David, als er die Freude seiner Seele in Zeichen äußersten Jubels vor dem Volke ausbrechen ließ, so würden wir uns begnügen, mit den Worten des Königs zu antworten: „Vor dem Herrn .... will ich spielen und mich geringer machen, als ich gethan habe, und will in meinen eigenen Augen klein sein", [1]) und dem Urtheile der Autorität beizutreten, welche beifügt, „deßhalb hatte Michol, die Tochter Sauls, kein Kind bis zum Tage ihres Todes."

Allein über den Charakter, den die Religion der italienischen Bauernschaft, namentlich in der Nachbarschaft von Rom, verleiht, müssen wir unseren Deutschen sprechen hören: —

„Dieses Gefühl für Schicklichkeit beschränkt die freimüthige Natürlichkeit auf

1) 2 Sam. VI, 24.

eine so anständige Weise, daß es den Umgang auch mit der sogenannt ungebildetsten Klasse des Volkes genießbar macht, ja ich versichere dich, daß das Benehmen in Wort und Handlung dir selten verrathen wird, mit wem du eben zu thun hast. Die Einfalt und Schlichtheit des Landvolkes hat einen so würdigen Anstrich, und ist so entfernt von aller Bauernhöflichkeit und Bauernunart; der ihnen dabei gemeinhin eigene natürliche Verstand, ist so treffend im Urtheil, und richtig in Grundsätzen, daß in Ansehung des gesellschaftlichen Verhältnisses kaum mehr als der Rock gewechselt zu werden brauchte, um aus einem Bauern einen Bürger oder Edelmann zu machen, wenn man von einem solchen nicht gerade positive wissenschaftliche Kenntnisse verlangt, welche ihnen freilich abgehen."

Ferner, wenn er von Wallfahrern spricht, welche aus den entferntesten Theilen Italiens nach Rom kommen: —

„Du mußt dir nicht die plumpe Haltung und Bewegung eines bunten groben Bauernvolkes denken. Nein wahrlich ein natürlicheres und zugleich grandiös nobleres Auftreten und Einherschreiten, einen graziösern und doch zugleich majestätischern Anstand in jeder Haltung und Lage des Körpers könnte der sinnigste Maler einem Bilde aus der Zeit der Patriarchen nicht geben. Kein Wunder, wenn die bessern der hiesigen Künstler diese Erscheinungen für ihre Studien benutzen. Was aber in Ansehung ihrer noch weit erquicklicher erscheint, ist, daß auch das Gemüth dieser Menschen dieser äußerlichen Anmuth nicht abstimmig ist, wie alle diejenigen bezeugen, welche sich dahier näher mit ihnen abgegeben, und noch mehr jene, welche sie in ihrem Vaterlande kennen gelernt haben. Wie sollte es aber auch möglich sein, daß der ergreifende Ausdruck einer so ernsten und doch so milden Frömmigkeit, der allenthalben das Gepräge der naivesten Ehrlichkeit und ungeschminktesten Demuth, des unbefangensten Glaubens, der herzlichsten Einfalt hatte, nicht in kindlicher Unschuld und Wahrheit gegründet wäre, da er fast keinen ohne geistliche Rührung ließ, der bei ihren Andachten ihrem Benehmen sinnige Aufmerksamkeit schenkte. Du hättest einmal so einen Zug dieses wunderlieben Volkes mit ansehen sollen, wenn es aus seinen Gebirgen nach langer und gewiß müheseliger Reise endlich in die ersehnte heilige Stadt einzog." — S. 21.

Wir wollen die Beschreibung des Verfassers nicht geben; wir wollen unsere Leser bloß auf das reizende Gemälde dieser Scene von Mr. Eastlake in der diesjährigen Ausstellung [1]) verweisen, mit der Bemerkung, daß es eine richtige, unübertriebene Darstellung der Wirklichkeit ist.

Wir haben uns in den ländlichen Distrikten Italiens vielleicht zu frei ergangen und Eindrücke zurückgerufen, welche nicht aus unserem Herzen gerissen werden können und welchen die engherzigen Ver-

1) [Wohl bekannt durch die Kupferstiche davon.]

stellungen von Reisenden bloß neues Leben und neue Schönheit verleihen können. Diese sind bloß die Säure, welche auf eine vergilbte Pergamentrolle gegossen wird, und die anstatt das, was noch übrig ist, zu vernichten, die Züge wieder herstellt, welche Zeit und Vernachlässigung offenbar zerstört hatten.

Wenn wir die ewige Stadt betreten, so erfaßt die Macht der Religion, im Verein mit dem Schönen und Liebenswürdigen, wie sie stets sein sollte, Geist und Herz und umgibt sie mit einem begeisternden Einfluß, welcher die Gegenwart des Geistes des Ortes kundgibt. Eine wundervolle Vereinigung einer herrlichen Naturscenerie mit grauen, gebrochenen Massen von Ruinen — den Sinnbildern des Dauernden und Vergänglichen der Werke Gottes und der Menschen — umgibt und ziert jene heiligen Tempel, welche an den Eigenschaften beider Theil zu nehmen scheinen, indem sie aus dem gebrechlichen Material der letzteren errichtet sind, und doch offenbar die unsterbliche und unvergängliche Neuheit an sich tragen, welche das Vorrecht der ersteren ist. Ein Anderer mag es vorziehen, durch das nördliche Thor einzutreten und nachdem er in nachdenkendem Schweigen über die feierliche Campagna gewandelt ist, sich sogleich auf dem Vorhofe der neuen Stadt[1]) in den Lärm der Equipagen zu stürzen; gleichwohl werden selbst hier die Zwillings-Kirchen, welche er zuerst begrüßen muß und der unvergleichliche Dom zu seiner Rechten das Gefühl, daß er bereits auf heiligem Boden ist, in ihm erzeugen. Unser Wunsch wäre, nachdem wir längs der appischen Strasse in der Stimmung von Sulpicius's schönem Briefe an Cicero sinnend hingeschlendert und die gänzliche Vernichtung irdischer Größe betrachtet hätten, die nothwendig erschien, um zur Hauptstadt des geistigen Christenthums einen passenden Pfad zu bahnen, — unser Wunsch wäre also, durch das südliche Thor einzutreten; denn hier springt die erwähnte Verbindung auf einmal in die Augen. Und wenn wir den Tag wählen könnten, um einen Freund von verwandtem Geiste einzuführen, so würde es der dritte Mai sein. Er ist das Fest des heiligen Kreuzes; und obgleich kein Festtag, so würde er ihm doch die Scene bieten, welche wir flüchtig zu entwerfen versuchen werden. In dem Moment, in welchem er durch das Thor eintritt, entfaltet sich die majestätische Front der lateranischen Basilika vor seinem Auge, mit Statuen gekrönt und mit stattlichen Pfeilern

1) Die Piazza del Popolo.

verziert. Bei einer gewöhnlichen Gelegenheit blickt er auf einen grünen Platz nieder, über den zufällig einige in Weiß gekleidete Religiosen mit Büchern in der Hand wandeln. Aber an diesem Tage ist der Anblick ein anderer. Wenn ihr auf den Stufen steht, welche zu ihrer Halle führen, seht ihr vor euch sich eine dreifache Allee ausbreiten, die von geborstenen malerischen Stadtmauern eingefaßt und durch eine schöne Kirche mit einem großen viereckigen Glockenthurm begrenzt ist, welcher sich mit den umgebenden Aquadukten und Thürmen aus den Kaiser-Zeiten natürlich zu gruppiren scheint. Dies ist der große Gegenstand, welcher euch anzieht; denn es ist die Kirche, welche die Mutter Constantins erbaute, um die heiligen Reliquien vom Kalvarienberge zu bewahren. Obgleich die bewohnte Stadt nicht einmal sichtbar ist, so strömt doch eine zahllose Fluth Volkes in seinem heitersten Anzuge aus jeder Durchfahrt auf den offenen Platz vor euch, und nachdem sie eine Zeit lang auf demselben gewirbelt hat, als wäre er ihr Behältniß, strömt sie in unaufhörlichem Strom durch die schattige Allee zu dem Orte ihrer Pilgerfahrt. Die Sonne spielt wolkenlos, jedoch nicht drückend auf die buntscheckige Masse mit der reichsten Mannigfaltigkeit heiteren Lichts und nüchternen Schattens, und hie und da schimmert sie mit einem blendenden Strahl auf die Kutsche des Prälaten oder des Fürsten. Die linke Seite wird geschlossen durch das merkwürdige und kostbare Triklinium Leo's III., das in goldenem Mosaik strahlt, dann durch eine Brücke von Aquadukten, die über Weinberge und ihre Hütten hinweggehen. Aber zu eurer Rechten, welch' ein Anblick! Euer Auge springt auf einmal über das Thor weg, durch welches ihr eingetreten seid, schwebt über die grenzenlose Ebene weg, welche folgt, und durch die gerade ununterbrochene Reihe von Gräbern und Bögen, welche dieselbe durchschneidet, geleitet ruht es mit ruhigem Entzücken auf den purpurnen Hügeln, welche denjenigen, die sie kennen, so theuer sind, wie der Hermon und Karmel den jüdischen Dichtern. Nicht hinlänglich erhaben, um mit dem benachbarten Catillus oder präneſtiniſchen Hügeln an Majestät zu streiten, gleichwohl aber stolz aus der Ebene emporsteigend, bieten sie einen so kühnen und doch abgerundeten Umriß, eine so richtige Proportion von Felsen, Wald und Kultur, die euch nicht erlaubt, über die Städte und Dörfer, Klöster und Einsiedeleien zu staunen, welche deren purpurne Seiten mit ihren hellen, glänzenden Gebäuden verbrämen. Jede dieser weißen Gruppen hat einen Namen in der Geschichte und

erinnert an die Thaten heidnischen Heroismus oder an die reinsten Weisen römischer Poesie.

Diese unvergleichliche Vereinigung von Gegenständen, welche einzeln den Ruhm jeder anderen Stadt ausmachen würden, wirkt nothwendig auf den Geist der Eingebornen und muß die Gefühle des Beobachters überwältigen. Die Ausschließung der stattlichsten und ehrwürdigsten Heiligthümer von dem Aufenthalt der Menschen verbreitet über sie eine sanftere Feierlichkeit, als die Haine der Alten profanen Tempeln mitgetheilt haben konnten. Es ist in dem Ernst, der sie umgibt, keine Kunst, keine Spur von falscher Menschenhand; wenn ihr, um zur lateranischen Kirche zu gelangen, das Forum überschritten habt, und an entstellten Triumphbögen vorbeigegangen seid und eure Schritte von den leeren Sitzen des flavianischen Amphitheaters widerhallen hörtet, ist euer Geist hinlänglich nüchtern und eure Gedanken gesammelt worden, um mit dem mahnenden Geiste, der in ihren majestätischen Flügeln wohnt, zu harmoniren. Denn wie das Tabernakel von dem Lager Israels, welches dasselbe umgab, getrennt wurde und das Heiligthum wieder allein inmitten desselben war, so kann man Rom ansehen, als sei es durch das Band der Einsamkeit, welche dasselbe umgibt, von den gewöhnlichen Wohnungen der Menschen abgeschnitten, und dann als bewahre es auch seine heiligen Plätze in seinem Innern abgesondert und losgetrennt.

Wir wollen indeß von diesem höheren Gesichtspunkt herabsteigen und uns an die Menge anschließen. So dicht sie erscheint, so findet ihr sie doch artig, freundlich und ruhig; keine Rohheit, keine Ungeschliffenheit, keine Aufregung; Alle scheinen bloß eine Partei zu sein, die durch ein gemeinschaftliches Gefühl zu dem nämlichen Genusse hingeführt wird. Hier erblicket ihr die Kinder in einem Kreise auf dem Grase sitzend, die wilden Blumen, welche rings um sie wachsen, pflückend, um das Haar der jüngsten und schönsten von der Gesellschaft damit zu schmücken. Dort könnt ihr eine Prozession verfolgen, welche nach der Musik eines feierlichen klagenden Gesangs ihren Weg langsam durch die sich trennende Menge windet. Und vielleicht werdet ihr fragen, was das für ein Würdenträger ist, der in einem einfachen Rock und einer Scharlach-Kappe ein einfaches schwarzes Kreuz an der Spitze der Bruderschaft trägt; und man wird euch gewiß sagen (denn mit solchen Dingen wird nicht groß gethan), es sei ein naher Verwandter des Kaisers Napoleon, der es nie unterläßt, jene Bruder-

schaft bei dieser Gelegenheit anzuführen. [1]) Und wenn ihr fragt, wer die Matrone sei, welche in Schwarz gekleidet an der Spitze der Schwesterschaft steht, die folgt, so werdet ihr möglicherweise einen Namen hören, welcher einst auf den Ebenen von Damaskus oder in der Bay von Lepanto die Sarazenen verzagen machte. [2]) Der Edelmann und der Bauer gehen neben einander, sowohl bei der Prozession, als unter den Zuschauern, ohne Verachtung von der einen und Unterwürfigkeit von der anderen Seite. Denn in Rom, bemerkt unser Deutscher, „ist ein Individuum der niedrigsten Klasse viel unbefangener und unverlegener, wenn es mit einem Kardinal oder dem Papste selbst spricht, als es anderswo im Gespräche mit dem Sekretär eines lange nicht so hochgestellten Mannes sein würde. Der Grund," setzt er hinzu, „ist hauptsächlich ihre Religion, welche bewirkt, daß Jeder in dem Andern bloß den Christen sieht." — S. 3.

Wir sind zu lange bei dieser Scene verweilt, sonst würden wir wünschen, unseren Leser mit uns in die Kirche zu führen, welche, obgleich durch unverständige Restaurationen verändert, doch von den massiven granitnen Säulen ihrer Flügel eine ehrwürdige Miene von Stattlichkeit erhält und in den schönen Gemälden Pinturicchios in ihren Apsiden einen unvergleichlichen Reiz und in dem Schatze, zu dessen Bewahrung sie erbaut wurde, eine Ehrfurcht gebietende Heiligkeit besitzt. Und wir würden ihn bitten, die feierliche und eindringliche Andacht im Innern mit der heiteren Freude außerhalb zusammenzustellen und zu sehen, ob nicht in der Brust der Menge ein religiöses Gefühl ist, welches dieselbe auf ernsthafte Gedanken bringen kann, ohne die Kundgebung natürlicher Neigungen zu trüben. Wir für unseren Theil sehen in dieser Vermischung der Religion mit den alltäglichen Pflichten des gewöhnlichen Lebens Vieles, was für andere Nationen beneidenswerth und bewundernswürdig ist; wir halten diese Vereinigung von Andacht und Erholung, den Gang zu einem Heiligthum, dessen Lage vor einem Lounge *) in einem sinnlosen Park so große Vorzüge hat, für einen Beweis, nicht bloß daß das Volk dort von religiösem Charakter mehr durchdrungen ist, als sabbatpredigende Schreier jener

---

1) [Der verstorbene fromme und liebreiche Kardinal Fesch.]

2) Die Colonna und Doria.

*) Lounge ist in England ein Ort, wo müssige Leute, Kindsmägde u. s. w. sich herumtreiben, und Sektenprediger ihre Zuhörer haranguiren. A. d. Uebers.

Orte, sondern auch daß es den Geist des Christenthums viel wahrhafter auffaßt, welches die Vorsehung dort, wie nirgend anders mit einer Macht gesegnet hat, durch solche Denkmale und solche Scenen auf die Neigungen einzuwirken.

Dies erinnert uns aber, daß Mr. Rae Wilson aufgeschlagen auf dem Tische liegt, und obgleich wir ungerne wieder auf ihn zurückkommen, so wollen wir doch noch einmal versuchen, ob wir keinen Stoff zu ernstlicher Wahrnehmung finden können — Stellen zur Empfehlung zu entdecken, verzweifelen wir fast ganz.

Wir haben gefunden, daß er im Pantheon sieht, was dort nicht vorhanden ist; wir werden entdecken, daß er ebenso mit der Kraft begabt ist, Töne zu hören, die nicht ausgestoßen wurden. Die heilige Woche ist ein Lieblingsstoff bei unseren Reisenden. Sie werden im Allgemeinen einen gewissen, wirklichen oder vorgeblichen, Enthusiasmus ausdrücken, wenn sie das glänzende Ceremoniell mit seinen unübertroffenen Begleitungen der Musik und der zeichnenden Künste, welches zu dieser heiligen Zeit in der päpstlichen Kapelle vor sich geht, beschreiben. Nicht so Mr. Rae Wilson; er hat den Ruhm, dasselbe langweilig gefunden zu haben und als „eitlen Pomp" anzusehen. Glücklicher Mann! über die Sphäre anderer niedriger Sterblichen so hoch erhaben zu sein, um zu finden, daß die erhabenen Weisen Palästrina's und Albulensis's „etwas Eintöniges" (S. 319), die Prozession des Papstes und seines Klerus „etwas Possierliches" (S. 320) und die Flabelle oder aus Federn bestehende Fächer, welche neben demselben getragen werden, „zu sonderbar sind, um stillschweigend übergangen zu werden!" (S. 322.) Allein was könnt ihr von einem erwarten, der ganz ernstlich die Entdeckung macht, daß in Raphael's „Verklärung Christi" der Berg Thabor einem Heuhaufen gleicht (S. 311); „daß die St. Paulskirche (in London) ganz frei ist von dem Flitter der Gemälde, des gefärbten Marmors und der Vergoldungen, welche in der St. Peterskirche so sehr in die Augen fallen" (S. 303); und was noch erstaunlicher ist, als Alles, daß der „einzige Beweis", auf den die Katholiken die Transsubstantiation gründen können, — das Wunder von Bolsena ist! (S. 318.)

Nun aber die Probe, wie Mr. Wilson hört. Indem er von den Funktionen in der päpstlichen Kapelle am Palmsonntag spricht, sagt er, —

„Sobald Seine Heiligkeit auf einer Art Thron bei dem Altare seinen Sitz

genommen hatte, ließ sich eine Bande Instrumentalmusik und ein Chor von Sängern hören." — S. 319. [1])

Wir glaubten, jedes Kind, das nur einen Monat in Rom gewesen ist, wisse, daß in der päpstlichen Kapelle kein Instrument, nicht einmal eine Orgel gestattet wird; und sicherlich müssen Mr. Wilson's Ohren ganz eigenthümlich beschaffen sein, um die klaren, unbegleiteten Töne menschlicher Stimmen für eine Instrumentalmusik zu halten. Noch einmal, entweder war er nicht in der Kapelle, oder er ist ein sauberer Beobachter. Solche Beispiele mögen geringfügig erscheinen; allein sie sind wichtig, um zu zeigen, was einem solchen Reisenden und Anderen seines Gelichters für ein Glauben zu schenken ist, selbst wenn sie vorgeben, zu erzählen, was sie selbst sahen und hörten. Was sollen wir dann von ihrer Autorität sagen, wenn sie uns bloß geben, was die Hauptmasse ihrer Erzählung bildet, nämlich Geschichten, Bemerkungen und Beschreibungen, die sie von Anderen aufgelesen haben? [2])

Wollten wir es versuchen, die Gefühle auszudrücken, welche Mr. Wilson's Bemerkungen über die heilige Woche in unserem Innern erregt haben, so könnten wir diesen Artikel nicht in vernünftigen Grenzen halten. Wir glauben, kein Reisender hat ihren heiligen Scenen Gerechtigkeit widerfahren lassen, noch halten wir es für möglich, daß selbst ein feiner und gebildeter Geist bei dem ersten oder zweiten Anwohnen ihre Größe würdigen oder die Tiefe ihres Pathos ergründen kann. Wir werden es gleichfalls unterlassen, das zu berühren, was die wahreste Charakteristik des lebendigen Christenthums bildet, nämlich die Anstalten der Nächstenliebe und Erziehung, an welchen Italien mehr als jedes andere Land Ueberfluß hat. Die Sachdarlegungen vor der

---

1) Als eine Probe von Mr. W.'s Genauigkeit werden wir bloß bemerken, daß der Paragraph, aus welchem dieser Auszug genommen ist, nicht weniger als drei Schnitzer enthält. 1) Es ist dort keine Musikbande; 2) die geweihten Palmen in der päpstlichen Kapelle sind nicht künstlich, sondern natürlich; 3) die Prozession findet nicht nach, sondern vor der Messe Statt. Dieß Alles in wenigen Linien, und es waren bloß gewöhnliche Augen, Ohren und Verstand nöthig, um sie zu vermeiden. War Mr. Rae Wilson, der so sehr auf die Feier des Sonntags hält, bei seinem eigenen Gottesdienste, anstatt bei der Funktion, welche er beschreibt, als wäre er zugegen gewesen? Wenn nicht, warum nicht? denn beide finden zur nämlichen Zeit Statt.

2) Wir kennen zufällig den Erfinder einiger von Mr. Wilson's pikanten Anekdoten.

irischen Erziehungs-Kommission bieten unseres Dafürhaltens Einzelheiten über einen Theil dieses Gegenstandes, welche darauf berechnet sind, Jeden, der mit diesem Lande bekannt zu sein meint, in Staunen zu setzen. Von den mildthätigen Anstalten werden wir eines Tages weitläufiger sprechen, und wir schmeicheln uns, daß anderswo kein glänzenderes Beispiel wirklicher, bescheidener Nächstenliebe gefunden werden kann, als das, welches wir zu geben versuchen werden. Keine Essen, keine jährlichen Berichte, keine veröffentlichten Listen von Geschenken, keine Lebenslenker und Gönner sind nothwendig; es ist eine Widmung der Seele so gut als des Einflusses, eine Hingabe der Person so gut als der Börse, was dort den Dienst der Nächstenliebe ausmacht. Wir können es nicht begreifen, wie Reisende auf Reisende folgen, und eine Reise mit der andern in der Presse um das Vorrecht der Veröffentlichung streitet, und doch alle dabei unfehlbar dieses neue und jungfräuliche Feld übersehen, welches für einen, der mit dem Lande bekannt ist, dessen entscheidende Charakteristik bildet. Nach der schönen Lobrede Burke's auf Howard hätten wir hoffen können, religiöse Touristen, wie Rae Wilson, hätten den Wunsch gehabt, in die Fußstapfen jenes großen Mannes zu treten und mehr Zeit darauf zu verwenden, das Christenthum fremder Länder durch die Untersuchung, wie die moralische Vorschrift, welche sein praktisches Wesen bildet, am besten beobachtet wird. Eine solche Untersuchung würde ihm viele Verletzungen der Vorschriften desselben erspart haben. Den Mann dagegen, welcher bei unserem erhabenen christlichen Gottesdienste, nichts beobachtet, als wie oft die Gewänder gewechselt, oder wie viele Kniebeugungen vorgenommen werden, und welcher den Charakter einer Nation nach ihrem Festhalten an einer gesetzlichen Vorschrift beurtheilt, den Mann wissen wir bloß mit Einem zu vergleichen, der auf dem römischen Forum stehend, von dem Genius des Orts überwältigt und sich im Geiste zu voll von „einem zum moralisiren so fruchtbaren Thema" findend seinen Gefühlen und seinen Betrachtungen durch die feierliche Versicherung Luft macht, — der Name Campo Vaccino passe ganz für dasselbe, weil „es für einen Viehmarkt passender aussehe, als für alles Andere, was die [seine] Einbildungskraft sich wohl vorstelle!" (S. 333.)

Wir haben uns darauf beschränkt, zu zeigen, wie die religiösen Gefühle mit dem sonstigen italienischen Charakter übereinstimmen, und wie thöricht es ist, denselben nach Grundsätzen, welche beide trennen

würden, zu beurtheilen. Es ist in der That Sektarianismus, welcher die religiöse Stimmung des englischen Volkes versauert und dasselbe zu der Meinung geführt hat, die Religion könne im Herzen ohne ein ernstes und formelles Aeußere nicht bestehen. Einheit des Glaubens und der Gebräuche dagegen hat einen vereinigenden, harmonisch machenden Einfluß, dessen natürliche Folgen gegenseitiges Vertrauen, Heiterkeit und Freude sind. Wenn jedes Glied der Familie sein eigenes Buch bei seiner besonderen Lampe liest, wird sich bei demselben wenig Neigung oder Vergnügen kundgeben, Alle werden uneinig, düster und ernst erscheinen; aber wenn Alle mit einander sich an der nämlichen Sonne wärmen und bei dem Lichte ihres Allen gemeinschaftlichen Strahles ihren betreffenden Beschäftigungen obliegen, werden sie sich in engerer Vereinigung an einander anschließen, es wird mehr Wärme in ihren Herzen, und auf ihren Gesichtern eine fröhlichere Glut sein, und das Nachdenken eines Jeden über das Glück des Andern wird die Fröhlichkeit des Lichtes vielfach vermehren.

Solchen, welche den Geist wahrer Milde der schonungslosen Härte englischen Tadels schroff gegenübergestellt zu sehen wünschen, empfehlen wir die Lektüre eines kleinen Werkes, welches, wie wir zu erfahren so glücklich sind, in letzter Zeit in's Englische übersetzt worden ist. Wir meinen Manzoni's Rechtfertigung der katholischen Moralität; [1]) und wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser hauptsächlich auf das Schlußkapitel: „Ueber die Einwürfe gegen die katholische Moralität, die aus dem Charakter der Italiener genommen werden." In demselben wird man einen eines Vaters der alten Kirche würdigen Rath finden, der diesem Volke gegeben wird, wie es sich unter der Geißel bigotter Tadler benehmen solle. Wir wollen kein besseres Merkmal des praktischen Christenthums der zwei Religionen, als die Vergleichung zwischen dem Ton, Styl, Verstand und Gefühl, wie sie sich in dem umfangreichen Oktavband Mr. Wilson's und in dem einfachen, bescheidenen und anspruchslosen Büchlein von Manzoni finden, in dem jede Seite die reinste und süßeste Nächstenliebe, Güte und Hingebung athmet.

1) Keating und Brown, 1836.

Italienische Gestikulation.

(Aus dem Dublin Review, Juli 1837.)

Italienische Gestikulation.

Art. I. — *La Mimica degli Antichi investigata nel Gestire Napolitano.* — Die Geberden der Alten, erforscht in der Gestikulation der Neapolitaner. Von dem Kanonikus Andrea de Jorio. Neapel: 1832.

Wenn die Italiener sprechen, so ist es nicht bloß die Zunge, welche vollauf zu thun hat: ihre Worte haben sicherlich eine mitwirkende Begleitung in den Geberden ihrer Körper. Wir haben nie zwei Herrn holzgerade bei einander stehen sehen, den einen mit den Händen auf seinem Rücken, und den anderen sich auf seinen Regenschirm stützend, während sie den Entschluß faßten, sich einer Bill im Parlamente zu widersetzen oder eine auf der Kanzlei anzubringen oder in der City gegen eine zu protestiren. Man sieht nie einen Redner, sei er geistlich oder weltlich, in der Mitte seiner Kanzel eingepreßt, oder zwischen die Bänke seines Gerichtshofes eingekeilt, oder sich hart an die Front seines Gerüstes haltend, als befürchte er, mit seinem ehrenwerthen Platze umgerannt zu werden, und seine leidenschaftslose Beredtsamkeit mit einer statuengleichen Ruhe der Glieder preisgebend, außer etwa, daß der rechte Arm sich losmacht, um mit der Regelmäßigkeit eines Pumpengriffs sich auf und nieder zu bewegen, oder von Zeit zu Zeit einen Schlag mit geballter Faust auf das unterliegende Brett zu thun. So ist es in Italien nicht. Man lasse zwei Freunde, um sich zu trösten, an der Thüre eines Kaffeehauses in der Kühle eines Sommerabends sich niedersetzen, oder man lasse sie mit einander durch die geräuschvolle Straße Toledo in Neapel wandeln; man lasse ihr Gespräch um die unbedeutendste Kleinigkeit, um die gegenwärtige Oper, das letzte Fest oder die nächste Heirath sich bewegen, und man wird sehen, daß jeder Sprecher, wenn er seine

Meinung in fließenden musikalischen Tönen von sich gibt, seine Finger, seine Hände und seinen ganzen Körper mit einer Mannigfaltigkeit der Geberden bewegt, die zu der Emphase seiner Worte in vollkommenem Einklang stehen. Siehe, der Eine von ihnen spricht im Augenblicke nicht wirklich, obgleich der Andere aufgehört hat; aber er hat seine rechte Hand erhoben, die Spitzen des Zeigefingers und Daumens verbunden und die andern Finger ausgestreckt haltend, und hat seine Linke graziös auf den Arm seines Gesellschafters gelegt. Verlaß dich darauf, seine Antwort beginnt mit einem inhaltsschweren Satze, mit einer großartigen Wahrheit, aus der er wunderbare Konsequenzen ziehen wird. Sein Mund wird sich langsam öffnen, ehe er einen Laut von sich gibt, und wenn endlich „Herr Orakel" spricht, so wird die rechte Hand durch Erheben und Fallen bei jedem Substantivum oder Verbum des Satzes den Takt angeben; und bei seinem Schlusse werden die zwei verbundenen Finger auseinander fliegen, und die ganze ausgestreckte Hand sich mit Anmuth und Würde gegen außen biegen, wenn die Vordersätze positiv sind. Sind sie negativ, so wird der Zeigefinger allein ausgestreckt und erhoben bleiben und zwischen den Gesichtern der Sprechenden langsam vor- und rückwärts bewegt werden. Wenn der feierliche Satz ausgesprochen und durch eine würdevolle Kopfbewegung bekräftigt ist, so kommt die Reihe an den Anderen. Aber das Diktum war wahrscheinlich zu vag und allgemein, um eine specifische Antwort zu erhalten, und indem er deßhalb seine Meinung zurückhält, bis er den Ausgang besser gefunden hat, schüttelt er Kopf und Hände, wobei er sicherlich das einsylbige, aber vieldeutige Wort „Eh!" ausspricht, welches wie ein chinesisches Wort seine Bedeutung von seinem wechselnden Accent empfängt. Der, welcher eben gesprochen hat, fühlt, daß er nicht einmal die Außenwerke der Ueberzeugung seines Freundes genommen hat, und bereitet sich zu einem stärkeren Angriff. Er nimmt nun die Geberde ernstlicher Vorstellung an; die inneren Flächen seiner Hände sind zusammengelegt, die Daumen eingepreßt und die Finger eng aneinander geschlossen (denn wären erstere erhoben und die kleinen Finger abgesondert, und namentlich würden sie auf- und niederbewegt, so würde die Geberde nicht pray (bitten), sondern bray (schreien) bezeichnen, welches die Hieroglyphe für einen Donkey ist); und in dieser Stellung geben sie den Takt, sich auf- und nieder bewegend, während der Kopf auf die rechte Schulter niedergesenkt ist. Wir können hier selbst die Worte hören;

sie beginnen gewiß mit „abbia pazienza“, [1]) einer vorwurfsvollen Beschwerde; nachher beginnt eine energischere leicht geänderte Wiederholung dessen, was er zuvor geltend gemacht hatte; und wenn der Satz schließt, so werden die Hände getrennt und fliegen auseinander. Wenn der Punkt noch nicht getroffen ist, so wird das Räsonnement durch eine persönlichere Aufforderung bestärkt. Alle Finger der rechten Hand werden mit dem Daumen verbunden, und ihre vereinten Spitzen auf die Stirne gedrückt, welche sich gegen den unüberzeugten und ungläubigen Zuhörer vorwärts beugt, während der Beweisführung eine neue Form gegeben wird. Diese Geberde ist eine direkte Berufung auf den natürlichen Verstand der anderen Partei; sie will gleichsam sagen, daß er, wenn er Gehirn habe, das Räsonnement verstehen müsse. Fernere Hartnäckigkeit würde zum Streit führen, und die Zustimmung erfolgt durch ein langsames Achselzucken, mit einer Neigung des Hauptes und der getrennten Erhebung der Hände, deren innere Flächen gegen unten gekehrt sind. „E vero“, „ha ragione“, oder „non si può negare“, [2]) sind ohne Zweifel die begleitenden Worte.

All' dies ist eine ruhige freundliche Scene, und es gibt wirklich einen oder zwei weitere Grade der Intensität, der Klage und Energie der Geberde, welche gebraucht werden können, die wir indeß übergehen, aus Furcht, lästig zu werden. Wenn dagegen das Thema des Gesprächs aufregender ist, und die Gefühle der Sprechenden mehr interessirt sind, so folgt Geberde auf Geberde mit wundervoller Schnelligkeit und mit kühnerer Aktion; Kopf und Rumpf schütteln und krümmen sich sympathetisch mit der Bewegung der Glieder, und lange, ehe ein Gefühl des Aergers ausgedrückt worden ist, meint ein Fremder, sie seien in der höchsten Leidenschaft, und hält ihre Bewegungen für die sinn- und bedeutungslosen Konvulsionen zweier Tollhäusler. Die ganze Zeit über wird kein Finger bewegt, keine Achsel gezuckt, keine Lippe zusammengepreßt oder verzogen, außer regelrecht, d. h. außer sie habe eine bestimmte unveränderliche Bedeutung.

Das vor uns liegende Buch übernimmt es, diese verschiedenen Gestikulationen besonders mit Bezug auf die Neapolitaner zu klassifiziren und zu beschreiben. Allein unsere Beobachtung hat uns über-

---

1) „Haben Sie Geduld.“

2) „Ist wahr — Sie haben Recht — ich kann es nicht läugnen.“

zeugt, daß sie mit wenig Ausnahmen als die konventionelle Sprache ganz Italiens angesehen werden können. Wir haben sie überall nur wenig verändert gefunden und zum Ersatz für solche, welche Neapel eigenthümlich sein mögen, haben wir einige aufgezeichnet, die von dem gelehrten und liebenswürdigen Verfasser ausgelassen wurden, aber in anderen Gegenden allgemein sind. Der Kanoniker de Jorio ist den meisten unserer Landsleute, welche Neapel besucht haben, sowohl durch seine freundliche Leutseligkeit, welche ihn seine Kenntniß unserer Sprache zu entwickeln in Stand setzt, als auch durch seine gelehrten Werke über die Antiquitäten dieser Stadt und ihrer Umgebungen wohl bekannt. Gegenwärtiges Werk ist in der Form eines Wörterbuchs verfaßt und gibt in alphabetischer Ordnung die verschiedenen Geberden, durch welche jede Leidenschaft, jedes Gefühl und jede Idee regelmäßig ausgedrückt wird. Einfach in diesem Licht betrachtet, ist es ein unterhaltendes Werk für Jeden, der mit italienischen Sitten genügend bekannt ist. Aber sein Titel deutet schon an, daß es einen höheren Zweck hat, und in diesen modernen Zeichen die Aktion der Alten zu finden versucht. In der That ist fast jede Geberde, die von den klassischen Autoren beschrieben wird, noch in Gebrauch und zwar mit der nämlichen Bedeutung. Allein der gelehrte Verfasser hat in dieser Gleichförmigkeit zwischen alten und modernen Italienern die Erklärung stummer Denkmale gesucht, bei welchen man auf die bezüglichen Stellungen und Gefühle der Figuren bloß aus der Aktion, die sie anwenden, schließen kann. Nachdem er im Allgemeinen den Satz aufgestellt hat, daß die nämlichen Geberden stets die nämliche Idee ausgedrückt haben, untersucht er, bei welchen Gefühlen die dargestellte Aktion gegenwärtig angewendet wird, und bildet so seine Meinung über das Denkmal.

Diese Bemerkungen geben natürlich eine interessante Frage an die Hand, — welcher Ursache haben wir diese Aehnlichkeit zwischen den Alten und Neuen zuzuschreiben? Wurden diese ausdrucksamen oder fast sprechenden Geberden ursprünglich erfunden und dann bis auf unsere Zeit fortgepflanzt, oder sind sie das Resultat einer natürlichen Verbindung zwischen sich und den Ideen, welche sie ausdrücken? Sind sie mit anderen Worten konventionell oder instinktiv? Darauf erwiedern wir, daß sie offenbar beide Merkmale haben. Einige gehören ohne Zweifel zur letzteren Klasse, — z. B. das vor die Stirne Schlagen bei Widerwärtigkeiten, oder das an die Brust Klopfen zur Betheuerung der Aufrichtigkeit oder Zuneigung. Andere sind offenbar künstlich,

wie der Ausdruck „morgen“ durch einen Halbzirkel, der mit dem Zeigefinger von unten nach oben in der Luft beschrieben wird. Dieses Zeichen stellt dar, daß ein Tagesumlauf der Sonne vollendet sein werde, ehe das Ereigniß, auf welches angespielt wird, stattfinde. Selbst hier indessen haben wir einen klaren Grund für das Symbol; und es ist nicht schwer, in jedem anderen Beispiele einen zu entdecken. Um sich hievon zu überzeugen, müssen wir bemerken, daß diese Geberden ursprünglich mit Worten gebraucht werden, und die gewöhnliche Begleitung gewisser Phrasen bilden. Für diese werden die Geberden die Stellvertreter, und dann drücken sie durch Ideenassociation den Sinn derselben aus, selbst wenn sie allein gebraucht werden. Ferner sind diese Phrasen oft metaphorisch und die Geberde gibt deren buchstäbliche Bedeutung; und so wird sie, wenn bildlich angewandt, eine wirkliche Metonymie. Wenige Beispiele werden diese Bemerkung erläutern.

Hunger wird dadurch ausgedrückt, daß man mit der Fläche der Hände die Rippen schlägt. Dies bezeichnet, daß die Seiten zusammengehen oder aus Mangel an etwas zwischen ihnen schwach sind. Allein der Hunger ist ein Kind der Armuth, und deßhalb wird die Mutter durch das nämliche Zeichen angedeutet. Der Zusammenhang zwischen dem Organe des Riechens und Scharfsinns ist in letzterem Wort zu entdecken, welches buchstäblich das Vermögen bezeichnet, Gegenstände vermittelst des Geruchs zu verfolgen, wie es die Jagdhunde machen. Die Alten drückten den Mangel an Scharfsinn oder die Aufbürdung eines Mährchens durch Beziehung auf die Nase aus; — „suspendere naso,“ — an der Nase aufhängen, ist in ihren Schriften ein wohlbekannter Ausdruck. Auf der anderen Seite bezeichnet er einen „emunctae naris homo“, einen feinriechenden scharfen Kritiker. Dieser Zusammenhang der Ideen, sei er wirklich und eingebildet, wird bei uns und in Deutschland ebenso ausgedrückt, wie in Italien. Der an die Seite der Nase gelegte Daumen mit ausgestreckter Hand zeigt, wie Cruikshanks wohl weiß, an, daß die bezügliche Partei weniger besser ist, als eine Gans. Bei uns indessen hat die Aktion keine entsprechende Phrase, aus welcher ihre Bedeutung entnommen worden sein kann. Diese findet sich in Italien, wo selbst gute Schriftsteller die Idee „er wurde getäuscht oder hintergangen“ durch „è restato con un' palmo di naso,“ — „er wurde mit einer Handslänge vor der Nase gelassen“ ausdrücken. Es ist offenbar diese Idee, die durch die

Geberde ausgedrückt wird, welche dieselbe buchstäblich beschreibt und ihr dann in ihre metaphorische Aufnahme folgt. Der Canonico de Jorio nimmt an, der Ausdruck sei aus der Art und Weise entstanden, auf welche das Gesicht mit gaffendem Munde und starrenden Augen (die erläuterenden Merkmale, welche bei dieser Geberde nie weggelassen werden) vorwärts gestreckt wird, wenn man eine Täuschung entdeckt. (S. 72.) Jede Karikatur eines Sonntagsjägers wird von dem dummen Ausdruck, den das Gesicht hat, wenn sein mittlerer Theil zu sehr vorgeschoben ist, eine natürlichere Erläuterung geben.

Das nämliche nützliche Organ gibt indessen zu einer anderen ähnlichen Figur Veranlassung. Verdacht wird ausgedrückt, oder man wird vor einer Person gewarnt, dadurch daß der Zeigefinger der rechten Hand an die Seite der Nase gelegt wird. Wenn du nach den Grundsätzen einer Person fragst, und man antwortet durch diese Aktion, wie wir uns erinnern, daß es uns vorgekommen ist, so weißt du, daß er „angesteckt, nicht sauber" ist; und das entsprechende italienische Wort „puzza" drückt die Bedeutung aus. Wir wurden einmal in Italien mit einer Person, die allgemein als langweilig und streitsüchtig bekannt war, in eine Art Wortstreit verwickelt. Wir wurden bei ihrem sonst achtungswerthen Charakter dieses Zuges nicht gewahr; allein ein Freund, der uns in Streit gerathen sah, ging vor uns, jedoch hinter der anderen streitenden Partei auf und ab, wobei er dieses Zeichen machte, als hätte er keinen besonderen Gegenstand im Auge. Wir verstanden den Wink, zogen unsere Streitkräfte zurück und schlugen so schnell als möglich den Rückzug ein.

Wir haben gesehen, wie die passive Theilnahme an einem Betruge beschrieben wird; die aktive Stimme hat auch ihren Ausdruck, der einem idiomatischen Laute entspricht. Um zu verstehen zu geben, daß ein Individuum euch betrügt, wird ein Freund einfach seine Finger zwischen seine Halsbinde und seinen Nacken stecken und letzteren mit dem Rücken der Hand leicht reiben. In dem neapolitanischen Dialekt lautet der Ausdruck „l'a menata dinto allo cravattino," oder „'ncanna;" — „er hat es in seine Kravatte bekommen" oder „unter seine Gurgel." Der Ausdruck entspricht dem englischen to cram (stopfen) und to swallow (verschlucken); und die Geberde stellt ganz praktisch die Erweiterung der Speiseröhre dar, die nothwendig ist, um den Betrug in den Schlund des Patienten hinabkommen zu lassen. Deßhalb besteht ein anderes Symbol der nämlichen Idee darin, daß man den

Mund öffnet und sich stellt, als werfe man aus den vereinigten Fingern der rechten Hand etwas in denselben.

Fast jede Geberde kann so auf eine sprüchwörtliche oder idiomatische Phrase zurückgeführt werden, wie einige andere Beispiele im Laufe dieses Aufsatzes zeigen werden. Es ist in der That hie und da nothwendig, eine lange Kette von Ideen zu durchwandern, um ein Zeichen zu begreifen. Wir wollen annehmen, ein am Fenster stehender Junge werde von einem auf der Straße eingeladen, herauszukommen und spazieren zu gehen, und zwar durch Winken — nicht wie bei uns mit aufwärts gerichteten Fingern, was bloß Begrüßung andeuten würde, sondern mit abwärts gehaltenen und wiederholt gegen die Handfläche bewegten. Er antwortet, indem er seine Hand, alle Finger auseinanderstehend, vor sein Gesicht hält. Was bedeutet dies? Er stellt sich dadurch dar, als sehe er durch das vergitterte Fenster eines Gefängnisses, und auf diese Art theilt er seinem Freunde mit, daß häusliche Gewalt ihn zu Hause zurückhalte. In der Umgebung von Neapel wird euer Wagen sicherlich von einer Schar Kinder verfolgt, die, wohl wissend, daß ihr wahrscheinlich ihr Gewälsch nicht verstehet, sich mehr auf die graphische Geberden-Sprache verlassen, um euer Mitleid zu erregen. Zu diesem Zwecke bringen sie ihren Zeigefinger und Daumen in die Form eines Hufeisens und halten ihre Spitzen zuerst vertikal über und unter den Mund, und dann horizontal an seine Winkel, welche Bewegungen sie mit großer Schnelligkeit wechseln lassen. Unglücklicherweise zerstört der lustige wehe vertreibende Ausdruck des Gesichtes, welcher die Aktion begleitet, gewöhnlich ihr beabsichtigtes Pathos und hindert sogar einen scharfen Beobachter, in ihre Poesie einzudringen. Sie bezeichnet, daß der Mund kreuz und quer verschlossen oder versiegelt sei, mit anderen Worten, daß der Leidende seit lange nichts zu essen gehabt habe.

Wir erinnern uns, ein merkwürdiges Beispiel von Gewandtheit in der Anwendung eines Symbols auf eine verwickelte Idee bei einem zerlumpten kleinen Knaben zu Genua beobachtet zu haben, dessen Beharrlichkeit in seinen Bitten von einem Engländer mit einer crazia, einer elenden überkupferten Münze, die halb so dick und halb so groß ist, als eine Oblate, belohnt wurde. Ein englischer Bettler würde vielleicht seinem Unwillen dadurch Luft gemacht haben, daß er sie auf den Boden geschmissen hätte; nicht so der kleine Italiener. Er legte die Münze bedächtig auf seine flache Hand, brachte sie in die Höhe

des Mundes und blies sie mit einem schelmischen Blick auf den Geber durch einen scharfen Athemstoß auf den Boden. Gegen eine Person oder eine Sache blasen, ist ein starker Ausdruck der Verachtung;[1]) so daß der weniger feinen Art, mit Unwillen etwas zurückzuweisen, eine weitere Emphase verliehen wurde. Aber zu gleicher Zeit versinnlichte die Aktion ihr eigenes Motiv; der Schlingel legte höchst wissenschaftlich den Grund seiner Unzufriedenheit dar — nämlich die Leichtigkeit des Geschenkes. Wir glauben, sie hatte noch eine bessere Wirkung; sie lockte aus der Tasche des belustigten Herrn eine größere Münze.

Um die Ausdehnung, zu welcher diese Methode, Ideen auszudrücken, gebracht werden kann, zu erläutern, können wir uns eine Frage aufwerfen und sehen, auf wie vielerlei Art sie beantwortet werden kann. Gesetzt z. B. wir wünschen nach dem Befinden einer Person zu fragen, die im nächsten Zimmer krank liegt. Der auf die Lippen gedrückte Finger des Wärters zeigt die Nothwendigkeit, Stille zu beobachten, an. Gut, ein Zurückwerfen des Kopfes mit forschenden und auf die Thüre des Zimmers gerichteten Augen wirft zur Genüge die Frage auf: „Wie geht es?" Der Diener streckt seine Hand aus, die Handfläche gegen unten und die Finger ein wenig getrennt, und bewegt sie von einer Seite zur andern. Dies bedeutet „cosi cosi" — „so, so." Wenn er sie mehr bewegt, so daß sie sich am Gelenke dreht und dadurch eine Kurve in der Luft beschreibt, so wird dies bezeichnen „alti e bassi", „auf und nieder", nämlich daß der Zustand des Kranken sich von Zeit zu Zeit bedeutend ändere. Ein Schütteln des Hauptes mit einem Schmatzen der Lippen oder mit einem gewissen unbeschreiblichen aus der Kehle kommenden Stöhnen würde anzeigen, daß es sehr schlimm steht; beide Hände erhoben und so wie das Haupt hin und herbewegt, würde bedeuten, daß keine Hoffnung vorhanden sei. Wenn die Bewegung Beider gegen aufwärts ginge, so würde dies eine große Besserung anzeigen. In diesen Geberden indessen würden der Ausdruck des Gesichtes und namentlich der Augen eine bedeutende Rolle spielen. Gesetzt, der Wärter lege seine Wange in die rechte Hand und stütze den Ellenbogen dieser Hand auf die linke, so erzählt er euch damit, daß der Kranke schläft. Wenn er seinen kleinen Finger mit der Spitze gegen oben erhebt und sagt „so

1) De Jorio, p. 129.

befindet er sich", so versteht ihr, daß er zu einem Gerippe herabgekommen ist. Wenn er endlich eure Frage damit beantwortet, daß er mit seiner Hand die Luft in der Form eines Kreuzes durchschneidet, so wißt ihr sogleich, daß weiteres Fragen unnütz ist; denn sein Gegenstand ist nicht mehr. Und dieses Zeichen drückt metaphorisch das Ende eines Planes, das Mißlingen einer Unternehmung, den Verlust eines Prozesses oder jede andere Begrenzung irdischer Geschäfte aus.

Fraget nun z. B. nach dem Charakter eines Mannes, mit dem ihr zu thun habt, und nehmt an, der Befragte ziehe es vor, durch Zeichen zu antworten: — Wenn er seine Finger auf seine Stirne legt, so sagt er euch, es sei ein Mann von Verstand; wenn er seinen Daumen an seine Schläfe preßt und die offene Hand von der Seite seines Gesichtes vorwärts ausgestreckt läßt, so zeigt er seine Verwandtschaft mit dem langohrigen Geschlechte an. Wenn er mit seinem Zeigefinger den äußeren Augenwinkel abwärts zieht, so gibt er zu verstehen, daß er ein schlauer Schelm sei, vor dem man sich hüten müsse, buchstäblich, daß er schiele und daß ihr nie sicher wissen könnet, nach welcher Seite er blicke. Um anzudeuten, daß er ein ehrenhafter und gerader Mann sei, wird er seine Hand gerade ausstrecken und dabei die Spitzen seines Daumens und Zeigefingers verbinden, als halte er damit zwei Wagschalen genau das Gleichgewicht. Wenn er dagegen die kleinen Finger beider Hände zusammenstößt und diese vorwärts bewegt, indem er die anderen Finger von einer Seite zur andern dreht und schüttelt, so will er euch belehren, daß er wie eine Krabbe, die seine Hände nachäffen, sich in seinen Wegen krümmt. Der auf das erste Gelenk des Zeigefingers gepreßte Daumen, gleichsam um ihn abzuschneiden, bedeutet, daß er „bloß so weit" ein Mann von beschränkten Begriffen und wenig Geist ist. Die Ausdrucksweisen für gut und schlecht sind schwerer zu charakterisiren, da sie mehr auf dem Gesichte beruhen. Das verneinende Schütteln des Fingers mit einem Abneigung ausdrückenden Gesichte wird Letzteres bedeuten; die Hand in die Höhe und den Kopf rückwärts gehalten mit einem gedehnten Ach! Ersteres. Wenn ihr fragt, was aus Einem geworden sei, den ihr seit langer Zeit nicht gesehen habt, so kann euch, sollte die Wahrheit unangenehm sein, ohne ein Wort geantwortet werden. Die vorwärts gehaltene und ausgestreckte Hand mit dem kleinen Finger gegen die Erde und so auf und nieder bewegt, gleichsam als durchschnitte sie die Luft vertikal, bezeichnet, daß er verreist ist, und die Häufigkeit

und Ueberlegung der Wiederholung bezeichnet verhältnißmäßig größere Entfernung. Wenn aber die Hand, anstatt vor der Brust zu sein, zu der linken Seite herum gebracht wird und so die Bewegung seitwärts in der Richtung hinter dem Sprechenden macht, so bedeutet dies, daß er verstohlnerweise sich entfernt hat und durchgegangen ist. Wenn sie vor dem Körper lebhaft und schief gegen die linke Seite herabsinkt, gleichsam als wollte sie etwas durchschneiden, so ist der Sinn, daß er eine Strafe erhalten hat; wenn die Fäuste zusammengedrückt und die zwei Gelenke über einander gekreuzt werden, so verstehet ihr, daß er im Gefängniß ist.

Wir wollen bloß noch einen weiteren Fall nehmen, welcher die größte Anhäufung aller die Konversation betreffenden Gegenstände in sich schließt, — das Geld. Ob ein Mann reich sei oder nicht, werdet ihr durch einen forschenden Blick und Wink gegen ihn fragen, während ihr zu gleicher Zeit an eure Tasche klopfet oder die Spitzen des Zeigefingers und Daumens an einander reibet, als zähltet ihr Geld. Euer schweigender Freund antwortet euch durch die eigenthümlichen Winke, Blicke und Händebewegungen „nein" oder „so so" oder „außerordentlich", welch' Letzteres durch eine heftige Bewegung von Hand und Kopf und eine Art von Pfeifen oder einen zwischen diesem und Zischen liegenden Ton ausgedrückt wird. Gut, wir nehmen letztere Antwort an; ihr fraget nun durch Worte oder durch Blicke, wie er es geworden sei. Euer Belehrer reibt mit seinem Daumen seine Stirne von einer Seite zur andern, um anzudeuten, daß es durch den Schweiß seiner Stirne, seinen Fleiß und seine Thätigkeit geschah. Allein vielleicht erhebt er seine Hand nicht so hoch und nimmt seine Wange zwischen seinen Daumen und die geschlossenen Finger, die Hand schüttelnd. Dies sagt euch, daß er sein Glück durch Bestechung und Unterschlagung gemacht habe. [1]) Wir können noch tiefer herabgehen und lassen ihn mit geballter Hand seinen Daumen, der wie ein Haken gekrümmt ist, unter sein Kinn setzen; dabei sollt ihr euch denken, daß er aus der Noth Anderer für seinen Nutzen Vortheil gezogen habe,

1) [Dies spielt auf den italienischen Ausdruck für diese Art der Bereicherung an. Wenn eine Person im Amte oder in Gunst etwas empfängt, was man douceurs nennt, so sagt man von ihr „mangia" (oder gemeiner „magna"), buchstäblich „sie ißt"; und solche Erpressungen werden „mangerie" genannt. Der strengste Ausdruck, solche Mißbräuche zu bezeichnen, ist „mangia l'osso del collo" — „er ißt das Nackenbein Jemands."]

indem er einen Haken in ihre Kinnbacken gestoßen habe. Oder die zwei zusammengelegten Fäuste werden stark gegen die Brust gepreßt, was bedeutet, er sei geizig gewesen und analog zu der Aktion (close-fisted) „enggefaustet", karg. Endlich die Finger werden einwärts gezogen und geschlossen, beginnend mit dem Zeigefinger und so bis zum letzten, wobei sie eine Art Kurve bilden, und die Bedeutung ist, durch Diebstahl und Raub. Sollte die Antwort für die pekuniäre Stellung der Person ungünstig ausgefallen sein, und ihr fragt nach dem Grunde, als wäre es bekannt, daß er einmal reich gewesen sei, so kann die Antwort nicht weniger mannigfaltig sein. Z. B. euer Belehrer legt alle Finger einer oder beider Hände zusammen, je nachdem er weniger oder mehr emphatisch zu sein wünscht, bringt ihre Spitze an seinen Mund, und bläst sie dann mit geschwellten Backen lange und bedächtig an, entfernt und öffnet sie dann, gleichsam als würden sie durch den Athem aus einander geblasen und zerstreut. Dies deutet natürlich an, daß das Vermögen, nach welchem ihr fragtet, durch eine allgemeine Unaufmerksamkeit, man weiß kaum wie, zerstreut worden ist. Sollte er seine Faust schließen und seinen Kopf zurückwerfend wiederholt mit seinem ausgestreckten Daumen gegen seinen Mund stoßen, so will er Trinken als die schlimme Ursache angeben. Sollte die nämliche Geberde mit den vereinten Spitzen aller Finger und des Daumens gemacht werden, so wird eine solidere Ausschweifung, die des Essens, angedeutet. Wenn er endlich seine linke Hand vor seiner linken Brust schließt, als halte er etwas Festes zwischen seinem Daumen und Zeigefinger, und mit den nämlichen Fingern der ebenso geschlossenen rechten Hand dieses Ding mit Schwierigkeit herauszuziehen sich den Anschein gibt, so ist die Bedeutung, das Spiel sei seine verderbliche Gewohnheit gewesen; denn die Aktion zeigt einen Kniff an, den Spieler anwenden, um eine Karte aus ihrer Hand zu ziehen.

Diese Beispiele genügen, zu beweisen, wie ausgedehnt, genau und nützlich dieses System von Zeichen sein muß. Man wird leicht einsehen, daß jede Leidenschaft und ihre Folgen, — Liebe und Haß, Freud und Leid, Drohung und Billigung, Hoffnung und Verzweiflung, — ihre graphischen Symbole haben, so gut wie alle gewöhnlichen Beziehungen der Dinge, Zeit, Raum und Umstände. Es gibt ferner tausend mimische Zeichen, welche rein nachahmend sind, welche die Gelegenheit an die Hand gibt und Analogie auslegen hilft; denn

die metaphorischen Geberden können sich nicht ändern. In Neapel zumal gibt es eine Klasse von ihnen, die wir ausgelassen haben, weil sie uns auf einen interessanten und unterhaltenden, aber gewiß auch irrelevanten Gegenstand geführt haben würde; nämlich auf den Glauben an „Jettatura" oder das böse Auge, von welchem diese Geberden die Gegenwirkungen sind. [1]) Es ist klar, daß ein Volk, welches buchstäblich an den Fingerspitzen eine Sprache besitzt, sich bei allen Gelegenheiten mit wunderbarer Lebhaftigkeit ausdrücken und einige Hülfsquellen besitzen muß, um seine Ideen unter vielen Umständen mitzutheilen, unter welchen Sprache unmöglich ist, und Engländer schweigen oder vermittelst des Alphabets der Tauben und Stummen die Worte an ihren Fingern herbuchstabiren müssen. Ein seltenes Beispiel von diesem Nutzen der Geberden kam vor einigen Jahren vor. Als der alte Ferdinand, der Liebling der Neapolitaner, nach der thörichten Revolution von 1822 in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, zeigte er sich der versammelten Menge reuiger und erfreuter Lazzaroni auf einem Balkone. Neapolitaner sprechen nie, sie schreien immer, und mit Zeitungsphrasen sich Gehör zu verschaffen, daran war bei dieser Gelegenheit nicht zu denken. Der König indessen war durch und durch Neapolitaner und verstand die Sprache der Finger, wenn auch nicht die der Blumen; und so hielt er in ihr seine Anrede; denn sprechen können wir es nicht nennen. Er tadelte sie wegen ihrer früheren Unarten, er drohte ihnen mit größerer Strenge, wenn sie sich wieder schlecht aufführten, und, nachdem er sie zu einem guten Betragen ermahnt hatte, befahl er ihnen, sich zu zerstreuen und ruhig nach Hause zu gehen. Jede Geberde wurde ohne ein Wort mitten unter den betäubendsten Tönen verstanden. Wie nützlich nun würde eine solche Kunst manchmal auf den Wahlgerüsten sein. Wir meinen, wir könnten eine handgreifliche Anrede an eine ungestüme Wahlversammlung leicht verfassen, in welcher wir trotz alles Geschreies der rivalisirenden Partei die gewöhnlichen Gemeinplätze und Ergüsse von Patriotismus und Eifer ausdrücken und zur Genüge an unseren Fingern beweisen könnten, daß unser Mitbewerber alles Vertrauens unwürdig sei, und worin wir ferner mit einiger Hülfe von Seite der Nase und Wange einen unzweifelhaften Anspruch auf Bevorzugung geltend machen könnten. Eine kleine List mit der Hand würde so den

1) Siehe De Jorio, S. 89, 120, 155—159.

engbrüstigsten Kandidaten mit der größten demagogischen Stentorstimme auf gleiche Höhe stellen.

In Italien indessen braucht dieses dramatische System nicht gelehrt zu werden, es wird von selbst mit der Sprache gelernt. Wir haben kleine Mädchen von sieben bis acht Jahren die Voreiligkeit einer jüngeren Kamerädin mit einer Würde der Stellung und Richtigkeit der Aktion zurechtweisen sehen, welche einer Elektra oder einer Lady Macbeth anstehen würde. Ja, wir waren noch mehr überrascht, als wir einen blinden Mann, der, wie uns das Aussehen seiner Augen überzeugte, sich nie des Gesichts erfreut hatte, die nämlichen Geberden, welche wir beschrieben haben, so richtig machen sahen, als hätte er sie durch Anschauung, und nicht durch Nachahmung gelernt. Oft wird die Geberde nicht vollständig gemacht, sondern durch Annäherung an die Stellung, welche sie erfordert, bloß angedeutet. Sie wird so vor Solchen, welche sie nicht bemerken sollen, besser verborgen und bildet zu dem hieroglyphischen Ausdruck etwas Dämonisches, wodurch das Symbol vielmehr angedeutet, als wirklich dargestellt wird. Die Rolle indessen, welche bei dieser geräuschlosen Geschwätzigkeit das Auge spielt, ist die wichtigste und doch die unbeschreiblichste. In Sizilien ist es wirklich so mächtig, daß es alle anderen Mittel der Mittheilung übertrifft; denn es können ohne ein anderes Hülfsmittel lange und verwickelte Unterhaltungen geführt werden. Man glaubt, daß die sicilianische Vesper über die ganze Insel hin, ohne den Austausch einer Sylbe, verabredet und Tag und Stunde für die Hinschlachtung aller Franzosen ohne Unterschied durch Austausch von Blicken und vielleicht wenigen Zeichen festgesetzt wurde. Somit können wir sagen, daß, wenn die italienische Mittheilung durch Geberden eine Art von Telegraph ist, die der Sicilianer mehr einem System von Blicken gleicht, das ebenso vollständig, wenngleich schwieriger zu beschreiben ist.

Bei der Erörterung dieses Gegenstandes haben wir uns mehr auf unsere eigene Beobachtung, als auf des Kanonikers Buch gestützt, welches indessen uns stets zur Seite lag, um unseren Erinnerungen, wo es nöthig war, zu Hülfe zu kommen. Es gibt noch einen anderen Theil seiner Aufgabe, auf welchen wir mit Freuden näher eingehen würden, wenn es der Raum erlaubte, nämlich die Anwendung moderner Geberden zur Erläuterung alter Kunstwerke. Allein wir sehen nicht, wie wir dies wohl thun könnten, ohne seine Platten zu kopiren, welche zum vollen Verständniß dieses Theils seines Gegen-

standes fast unumgänglich nothwendig sind. Es genüge, anzuführen, daß seine Forschungen den Beweis liefern, daß das System der Aktion im alten und neuen Italien dasselbe ist. Die verschiedenen Stellungen der Hand, welche von Quintilian, Apulejus und anderen klassischen Autoren beschrieben werden, sind noch in Uebung; die Figuren, welche in den berühmten vatikanischen Terenz gemalt sind, stellen die nämliche Aktion dar, welche gegenwärtig zu den Worten, welche sie begleitet, gebraucht wurde; und die Scenen auf griechischen Vasen oder Reliefs erzählen ihre eigene Geschichte dem Auge, das in der geheimnißvollen Geberdensprache bewandert ist.

Dies ist unseres Dafürhaltens genug, um einiges wirkliche Interesse für das zu erwecken, was wir in diesem Artikel als Gegenstand bloßer Neugierde behandelt haben, denn es muß für den Antiquar ebenso wichtig sein, diese symbolische Sprache zu entziffern, als die spröde Legende, über welcher er Stunden zubringt, bis er eine plausible Konjektur gebildet zu haben wähnt. Es gibt indeß noch einen anderen Gesichtspunkt von mehr allgemeinerem Interesse, unter welchem dieser Gegenstand betrachtet werden kann; wir meinen seinen Nutzen in Bezug auf das Verständniß und die Würdigung der späteren italienischen Kunst. Ueber diesen Punkt hat de Jorio natürlich nichts gesagt, weil er mehr die Fremden, als seine Landsleute angeht, welche sie ohnedies verstehen. Wir könnten von dieser Anwendung der italienischen Geberden auf Kunstwerke leicht Beispiele anführen; wir wollen uns indeß mit einem begnügen, das wir von einem wirklichen Meisterwerk, dem sprechendsten Gemälde, das wahrscheinlich je gemalt wurde, nehmen. So allgemein Leonardo da Vinzi's „Letztes Abendmahl" bewundert wird, so wird man doch eine seiner Hauptschönheiten übersehen, wenn man die Aktion der Figuren als die Ausdrucksweise ihrer Worte und Empfindungen nicht versteht. Man nehme z. B. die Figur des Judas. Das Evangelium gibt uns zwei Merkmale von ihm, — daß er ein Dieb war und einen Beutel führte. [1]) Letzteres Merkmal wurde von jedem Maler leicht aufgefaßt und als das Sinnbild des ersteren angesehen. Gleichwohl führt der heil. Text beide getrennt auf. Das Genie Leonardo kam allein darauf, beide im Gemälde auseinander zu halten. In seiner rechten Hand hält der Verräther einen Beutel; seine Linke dagegen ist ausgestreckt und leicht

1) Joh. XII, 6.

gebogen, gerade in der Stellung, die wir als den Diebstahl bezeichnend beschrieben haben, und so ahmt sie wirklich die Handlung des Stehlens nach, wobei das Ding, welches er stiehlt, zu ihm hergezogen und in seine Hand eingeschlossen wird. Der Maler ließ zudem durch eine geschickte Erfindung keinen Zweifel über die Wichtigkeit der Aktion. Denn während alles übrige Brod auf der Tafel von geringer Qualität ist, legte er gerade in den Bereich von Juda's Hand einen weißen Laib als den Gegenstand, nach dem er verlangt. Durch dieses einfache Mittel bestimmt er nicht bloß die Aktion, sondern gibt uns die verächtlichste und abscheulichste Idee von dem geizigen Schuft, der so die Verwirrung, welche die offene Erklärung seines Meisters, es sei ein Verräther unter der Gesellschaft, hervorrief, dazu benützte, um ein elendes Stückchen weißeren Brodes zu rapsen. Und wirklich scheint ihn seine Haltung so darzustellen, als schaue er ringsherum, um zu sehen, ob Alle so eingenommen seien, daß seine Hand, die sich in entgegengesetzter Richtung von seinem Auge bewegt, den Diebstahl vollführen könne.

Wenn wir uns von dieser vollkommen in Fleisch und Blut übergegangenen Gemeinheit zu der Hauptfigur, dem reinsten und süßesten Ausdruck menschlicher Vollkommenheit, der sich denken läßt, wenden, so haben wir genau die Haltung und Aktion, welche bei liebender Betheuerung erfordert wird; die Hände mit der Fläche nach oben abwärts sinkend, und das Haupt vorwärts geneigt und auf eine Seite gesenkt. Keine andere Aktion war im Stande, die Worte: „Einer von euch wird mich verrathen" so gut auszudrücken. Es war ein Meistergedanke des Künstlers, diesen Moment für den Gegenstand seines Gemäldes des letzten Abendmahls zu wählen. Gewöhnlich wird dafür die Einsetzung der heiligsten Eucharistie gewählt, welche den menschlichen Leidenschaften keinen Spielraum läßt, und den Ausdruck aller Gesichter in einer gemeinschaftlichen Empfindung der Liebe und Anbetung vereinigen muß. Der hier gewählte Moment dagegen, unmittelbar nachdem unser Heiland die eben angeführten Worte ausgesprochen hatte, ließ jede Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und eine größere Aktion zu. Zu seiner Rechten haben wir den heil. Johannes in der ausgeprägtesten Haltung des liebenden Schmerzes, d. h. mit in einander verschlungenen Fingern. [1]) Die vorwiegende

1) De Jorio, S. 203. „Palmulis in alternas digitorum vicissitudines connexis, ubertim flebam", sagt Apulejus, S. 43. Der heil. Gregor gibt die näm-

Empfindung des heil. Petrus dagegen ist glühender Eifer; sich auf den Rücken des Judas stemmend, auf seines Bruders Fuß tretend, drängt er den Johannes mit den heftigsten Geberden, sich genau zu vergewissern, wer der Verräther sei. Ein Italiener würde dies sogleich verstehen, wenn er den Zeigefinger auf die Brust des Johannes gedrückt sähe. Zu gleicher Zeit drückt sein erhobener rechter Arm mit einem Messer in der Hand [1]) einen entschiedenen Entschluß, das Leben seines Meisters im Nothfall mit Gewalt zu vertheidigen, ganz gut aus. Ein anderer Apostel indessen, der für Jakobus gehalten wird, faßt ihn bei der Schulter, um ihn zurückzuziehen, während von den zwei anderen Figuren auf dieser Seite Andreas seine Hand in einer Stellung erhebt, die Staunen, vermischt mit Schrecken, ausdrückt, und Philippus stehend, sich vorwärts beugt, um den Grund der Bewegung zu erfahren, den ihn seine Entfernung nicht hatte hören lassen. Auf der anderen Seite unseres Heilandes herrscht ein gleicher Ausdruck: ein Apostel ist im Begriff, alles Ernstes zu fragen, wer der Elende sei; und Judas neben ihm bezeugt nicht weniger ernstlich seine eigene Unschuld. Sein Haupt neigt sich auf eine Seite, indem er seine Hände auf's Herz preßt und zu gleicher Zeit seine Gewänder zu öffnen scheint, um dasselbe vor seinen Meister bloßzulegen. Die letzte Figur auf dieser Seite drückt offenbar aus, daß sie das Ding für unmöglich hält, die Lage der Hände und das Haupt sind so, wie sie in Italien einen solchen Zweifel ausdrücken würden; und die Person, welche steht und mit ihren beiden Händen auf unseren Heiland weist, während sich ihr Haupt gegen ihren ungläubigen Nachbar wendet, gibt hiedurch eine ebenso deutliche Antwort, indem sie ihren Erlöser zur ausdrücklichen Erklärung auffordert. Eine andere zwischen ihnen versichert ihn ruhiger von der Thatsache.

Wir sind bei diesem erhabenen Kunstwerk verweilt und haben es aus tausend anderen Werken ausgewählt, sowohl wegen seines wahrhaft beredten Charakters, als auch, weil es durch die vielen Kupfer-

---

liche Stellung der heil. Scholastika, als ihr Bruder ihr das Gesuch abschlug, bei ihr zu bleiben: — „Insertas digitis manus super mensam posuit," — gerade die Stellung des hl. Johannes in dem Gemälde.

1) Siehe De Jorio, S. 200. Es wurde manchmal angenommen, das Messer sei eine spätere Zugabe, als das Gemälde wiederhergestellt wurde; allein es findet sich auf Stichen, die älter sind, als die ältesten Retouchirungen.

stiche und selbst Medaillen, welche von ihm erschienen, besser bekannt ist, als die meisten Gemälde. Es ist klar, daß ein Künstler, welcher eine italienische Scene zu malen oder der Fülle des Ausdrucks der alten Meister gleich zu kommen wünscht, mit dieser Zeichensprache, wie sie in ihrem Lande in Uebung ist, völlig bekannt sein sollte. Statt der trockenen und fast leblosen Unterredungen bei uns bildet dort jeder Kreis von Sprechenden eine Gruppe mit mannigfaltigen Stellungen, Ausdrucksweisen und Geberden, die dargestellt werden wollen. Es ist das „pays de cocagne" der Künstler, in welchem, wenn auch die Straßen nicht mit Gold gepflastert sind, lebendige Gemälde an ihnen hinlaufen, die auszurufen scheinen: „Komm und entwirf mich." Das Studium der Bauersleute dieses Landes wiegt tausend abstrakte Abhandlungen über Aktion und Ausdruck auf.

Wir glauben indessen, ein solches Studium werde im Allgemeinen im Privat- und öffentlichen Leben wohlthätig sein. Zunächst würde es uns in beiden Beziehungen von den Zierlichkeiten unserer gegenwärtigen Unterredungsweise befreien. Es würde das Geschlecht der Knopfhalter ausrotten. [1]) Ein Italiener hat keine Hand übrig für dieses „argumentum ad fibulam"; er braucht alle Finger für sich selbst, ohne einen zu sparen, um euch zu entern, wie es die Römer in ihrem ersten Seetreffen den Karthagern machten. Es würde dadurch allem „Schnurdrehen" ein Ende gemacht, durch dessen Abgang berühmte Anwälte, wie man sagt, die wichtigsten Rechtssachen verloren haben; und was Addison irgendwo bei Wahlreden als „cheapening beaver" beschreibt, wodurch den gaffenden Zuschauern alle Gestalten eines Hutes, sein halbmondförmiger Rand und die völlige Abrundung seiner Spitze hingedreht und vorgezeigt wird. Allein im Ernste glauben wir, daß unsere Kanzelredner durch ein Studium italienischer Geberden ihre Aktion sehr verbessern würden; nicht die Aktion, wofür man das abwechslungsweise oder nach gegebenen Gesetzen geschehende Gleichhalten der Füsse, oder das Ausstrecken der rechten Hand bei einem Satzgliede und das der linken bei dem anderen, hält, sondern die Ak-

---

1) Wir erinnern uns, von einem berühmten Professor der Experimental-Philosophie gehört zu haben, der seine Anrede an eine philosophische Gesellschaft aussetzte, indem er sich an den Diener mit den Worten wandte: „Johann, hole mir meinen Lesestock." Sobald er mit diesem Stocke bewaffnet war, erlitt seine Vorlesung keine Stockung mehr.

tion, worunter man die Sprache versteht, die an die Augen gerichtet ist, welche durch dieselben ebenso bestimmte Ideen mittheilt, wie die Worte durch die Ohren, und die folglich den Zuschauer so sehr fesselt, wie den Zuhörer und in ihm das Verlangen erregt, den Redner zu sehen. Die rednerische Aktion Italiens ist wesentlich die nämliche, wie im Gespräche, bloß daß sie mit größerer Ueberlegung, Würde und Grazie angewendet wird. Deßhalb ist sie nicht das Resultat des Studiums, sondern eine Sache der Aufmerksamkeit. Sie ist vollständig dramatisch und stellt oft die durch die Worte beschriebene Handlung vor. Wenn z. B. auf ein Buch verwiesen wird, so wird die linke Hand ausgestreckt, während der Zeigefinger der Rechten die Lienien darauf zu ziehen scheint, oder die ganze Hand schlägt darauf, um auszudrücken, daß man mit der Berufung darauf Mißtrauen verbinde. Es wird scheinen, als horche der Sprecher auf ein himmlisches Konzert, wenn er davon spricht, oder er blicke mit Schrecken in den Ort der Peinen, wenn er ein Gemälde der Qualen desselben entwirft. Für einen Fremden scheint in all' diesem oft Uebertreibung zu sein; auch wir gestehen, daß wir darstellende Aktionen manchmal in's Uebermaß übertrieben gesehen haben. Allein der gute Geschmack der Eingebornen findet an solchen Darstellungen keinen Gefallen, außer in rohen Gegenden, und im Ganzen würden wir sagen, die Aktion der italienischen Kanzeln ist auf der einen Seite ebenso sehr von Gemeinheit und Karrikatur, als auf der anderen von Zahmheit und Geschmacklosigkeit entfernt. Die Finger, welche einem englischen Redner, dessen Aktion hauptsächlich in den Armen liegt, von geringem Nutzen sind, sind in beständigem Gebrauch, namentlich bei Aufzählung oder Eintheilung von Gegenständen. Dies ist die Art von Geberden, welche den Nordländern am anstößigsten vorkommt; und gleichwohl ist es die, welche von dem zuvor erwähnten unsterblichen Künstler seinem vortrefflichen Christus gegeben wird, der sich jetzt in der Nationalgallerie befindet, und ferner diejenige, welche durch die Beschreibungen ihrer Schriftsteller am genauesten auf die klassischen Zeiten zurückgeführt werden kann.

Je mehr wir das alte und neue Italien vergleichen, desto mehr entdecken wir die genauen Analogien zwischen Beiden und die Aehnlichkeiten des Charakters, der Gewohnheiten und Empfindungen zwischen ihren Bewohnern. Wir waren hie und da erstaunt und ent-

zückt, dies in den gewöhnlichen Sitten des Volkes, in Aktionen und Phrasen, die im Allgemeinen von Reisenden übersehen werden, zu entdecken. Wir erinnern uns z. B., daß wir in Verlegenheit waren, die Gewohnheit von Besuchen zu erklären, welche, wenn sie eure Zimmerthür halboffen finden und nicht gewiß wissen, ob ihr im Zimmer seid, sie mit dem Gruße: „Deo gratias“ — „Gott sei Dank“ öffnen. Als ein römischer Zoll-Beamter, der in die Wohnung eines englischen Herrn kam, bei jeder Thür der Reihe nach dies ausrief, so meinte der Engländer, er kündige seinen eigenen Namen an, und der Beamte pflegte seine Freunde mit der Erzählung zu belustigen, wie derselbe ihn während des ganzen Gespräches höflich als „Signor Deogratias“ angeredet habe. Wir pflegten es für einen ungereimten Gruß zu halten, der mehr in der Form einer Antwort, als eine erste Anrede vorgebracht werde. Allein wir wurden bald damit ausgesöhnt, als wir im heil. Augustinus fanden, daß sich die alten Christen stets mit den nämlichen Worten begrüßten, und deßwegen von den Circumcelliones lächerlich gemacht wurden, welche die Formel „Deo laudes“ — „Gott sei Preis“ dafür brauchten. Der heil. Vater geht auf eine lange Vertheidigung des katholischen Grußes ein. [1]) So wurde eine vertraute unbedeutende Gewohnheit wenigstens seit dem vierten Jahrhundert und wahrscheinlich noch aus einer ältern Zeit in dem socialen Verkehr eifersüchtig bewahrt.

Allein wir müssen unserer unbeabsichtigten Geschwätzigkeit ein Ende machen; denn wir haben das Traumbild oder „simulacrum“ unseres Lesers schon seit einiger Zeit gesehen, wie er seine geschlossenen Fäuste gegen seine Brust preßt, seinen Körper zurücklehnt, als wollte er ein durchgegangenes Pferd anhalten, um uns zu zeigen, daß wir einhalten oder ohne ihn weiter fahren müssen. Oder wir dürfen mit Grund befürchten, es werde Einer, der diesen Dingen schon lange seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, seinen Daumen an sein Kinn legen und seine ausgestreckte Hand davor bewegen, wobei er vielleicht mit ihrem kleinen Finger den Daumen der andern gleichsam schwebenden Hand verbindet, um uns zu sagen, daß Alles, was wir gesagt haben, eine alte Geschichte sei; oder (was wir noch für wahrscheinlicher halten), es mögen Viele ihre Arme unbekümmert

---

1) Enarrat. in Psalm. CXXXII. tom. VIII. p. 630, ed. Louv.

niederhängen lassen und einen Seufzer ausstoßen, welcher bloß in einem Hauch den halbgeschlossenen Lippen entwischt, was wir Alles, ohne zu irren, dahin auslegen würden, wir hätten ihnen die unübersetzliche Art des Gattungsbegriffes: „Langweilig" aufgebürdet, — „una solennissima seccatura."

Früheste italienische Akademien.

(Aus dem Dublin Review, Juli, 1837.)

Früheste italienische Akademien.

Art. VII. — *Mémoire sur la Détermination de l'Echelle du Thermomètre de l'Académie del Cimento.* Par M. G. Libri. *Annales de Chimie et de Physique.* Par MM. Gay-Lussac et Arago. Vol. XLV.

Es ist zur Gewohnheit geworden, die katholische Religion als eine Feindin der Fortschritte der physikalischen Wissenschaften anzusehen. Welche Beweggründe zu einer solchen Feindseligkeit ihr unterlegt werden können, weiß der Himmel. Sie konnte sicherlich nicht fürchten, es könnten aus dem Studium der Astronomie Einwürfe gegen die Transsubstantiation gezogen, oder die Chemie oder Geologie könnten ihren Glauben an's Fegfeuer zerstören. Es ist in der That offenbar, daß wo immer in diesem Punkt eine plausible Beschuldigung gegen sie gemacht wurde, diese nicht mit einer vorausgesetzten Beziehung auf katholische Dogmen, sondern bloß auf die allgemeineren Beweise des Christenthums zusammenhing. In den peinlichen Galilei berührenden Verhandlungen waren die theilnehmenden Parteien nicht darum bekümmert, Schlüssen zuvorzukommen, die aus seinen Principien gegen irgend einen hauptsächlich von Katholiken geglaubten Punkt der Lehre gezogen werden könnten, sondern Einwürfe gegen die Eingebung und Wahrheit der Bibel zum Schweigen zu bringen. Sie verfochten nicht die Sache Roms oder des heiligen Stuhles, sondern die des Christenthums im Allgemeinen; und so irrthümlich ihre Ansichten waren, so würde es doch höchst ungerecht sein, sie der Meinung zu beschuldigen, eben die zwischen uns und den Protestanten bestrittenen Lehren sollten gegen die Ergebnisse philosophischer Beobachtung geschützt werden.

Und doch geschieht es gerade mit nachdrücklicher Berufung auf den Fall mit Galilei, welcher wie es fast immer von Protestanten und oft von Katholiken gethan worden, verdreht und lügenhaft erzählt und noch schlimmer, wie es von Anderen beliebt ist, ausgelegt und vertheidigt wird, daß diese Art der Beschuldigung noch gegen Rom aufrecht erhalten bleibt. Es ist nicht unsere Absicht, bei gegenwärtiger Gelegenheit auf derartige Verdienste einzugehen, weil dies eine genauere Untersuchung erfordern würde, als der unmittelbare Gegenstand dieses Aufsatzes erlauben dürfte. Wir wollen bloß bemerken, daß es, diesen einzelnen und besondern Fall, in welchem eine eigenthümliche Ansicht, nicht eine Wissenschaft gerügt wurde, bei Seite gesetzt, unmöglich sein würde, irgend einen Grund anzuführen, auf den hin Rom eine Abneigung gegen die Pflege der Naturstudien, noch weniger gegen die Annahme ihrer Resultate aufgebürdet werden könnte. Gerade zur Zeit Galilei's erhielten Castelli, sein Lieblings-Zögling, und Torricelli, der Erfinder des vollkommenen Vacuum's jeden Schutz; und Letzterer konnte nur mit Mühe bewogen werden, Rom für Florenz zu verlassen, um nach Galilei's Tode daselbst zu bleiben. Unser Gegenstand wird uns Gelegenheit geben, direkter von der Behandlung zu handeln, welche Borelli und Andere aus der nämlichen Schule in der heiligen Stadt erfuhren. Der ältere Cassini, welcher zu Bologna auf Cavalieri folgte, der den Weg zur Infinitesimal-Rechnung bahnte, wurde von dem Papst höchst ehrenvoll behandelt und verwendet. Ersterem wurde gestattet, in der Kirche von St. Petronio in Bologna seinen herrlichen Meridian zu ziehen, Letzterem in Sta. Maria degli Angioli zu Rom. Der gelehrte Jesuit Boscovich lag seinen Studien ob nicht bloß unbelästigt, sondern geehrt und namentlich bei der Untersuchung und Ausbesserung der Kuppel der St. Peterskirche verwendet, als sie in Folge unkluger Aenderungen an ihren Grundpfeilern nachzugeben drohte. Seine Theorie der Naturphilosophie (1758) hat die Grundlage vieler ausgezeichneter Werke über die Newton'sche Theorie gebildet. Seine Zeitgenossen indessen, die gelehrten Väter Jacquier und Leseur, vom Orden des heil. Franz von Paul in Rom, haben das Verdienst, den besten Kommentar über die Werke des berühmten englischen Philosophen geliefert zu haben. (1739—42.) Jacquier war erst acht und zwanzig Jahre alt, als der erste Theil erschien; er bekleidete damals die Stelle eines Professors der heil. Schrift an dem Kollegium der Propaganda. Dies

beweist, mit wie wenig Eifersucht man die philosophischen oder astronomischen Systeme betrachtete, welche ein Erklärer der heil. Schrift aufstellte. Jacquier erhielt fortwährend Beweise besonderer Gewogenheit von den erleuchtetsten Päpsten, von Benedikt XIV. und dessen Nachfolgern bis auf Pius VI., unter welchem er starb.

Es hat seit seiner Zeit in Rom nie an gelehrten und scharfsinnigen Philosophen gefehlt, welche ihre Forschungen in jedem Zweige des Wissens frei verfolgt haben. Sir Humphrey Davy hatte, wie wohl bekannt ist, einige theure Freunde und Genossen seiner chemischen Arbeiten zu Rom, wo viele seiner Experimente über die Verbrennung des Diamants vorgenommen wurden. Die Operation, Blut aus den Adern einer lebenden Person in die einer andern überzugießen, wurde, so viel wir wissen, zuerst in der nämlichen Stadt versucht. Der gegenwärtige Papst hat sehr große Summen ausgelegt, um an der römischen Universität neue Museen der Naturgeschichte zu errichten und auszustatten. Jeder Zweig der Wissenschaft wird in den öffentlichen Schulen dieser Stadt nach den neuesten und ausgedehntesten Planen gelehrt. Das einzige Schulbuch, in welches Cauchy's neueste Forschungen über den Calcul der Reste aufgenommen worden ist, ist vielleicht das neulich von Vater Caraffa für die öffentlichen Schulen der Jesuiten am römischen Kollegium veröffentlichte. [1]) Allein hierüber bei einer anderen Gelegenheit mehr, jetzt zu dem Gegenstand, der uns unmittelbarer angeht.

Bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften erfaßte ganz Italien eine Wuth, die unschuldig, wenn gleich übertrieben, nützlich vielleicht, obgleich oft abgeschmackt war. Sie war zu Gunsten der Akademien, welche in jeder Stadt entstanden und einen Ruhm darin suchten, sich die lächerlichsten Namen zu geben. Der Zweck dieser freiwilligen Vereine verstieg sich selten höher, als zum Verfassen, Recitiren und gelegenheitlichen Veröffentlichen von Sonnetten, Schäfergedichten, lyrischen und anderen unzähligen Arten von gereimten Ergüssen, an welchen

1) [Der verstorbene Jesuit, F. de Vico, ist allen wissenschaftlichen Astronomen wohl bekannt. Er empfing von den gelehrten Akademien jedes Landes in Europa für seine schätzbaren Untersuchungen die höchsten Auszeichnungen. Er wurde bei der letzten Revolution aus Rom vertrieben, kam nach London, ging von da nach Amerika und starb bei seiner Rückkehr, noch jung, in London. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß Galvani Professor an der päpstlichen Universität zu Bologna war.]

Italiener Ueberfluß haben; im Allgemeinen Dinge von der Art, die weder „Götter, noch Menschen, noch die Säulen" billigen. Einige, wie die Crusca zu Florenz haben in der That ihre Wortklaubereien zu einem besseren Zweck verwendet; allein selbst bei dieser war die Abgeschmacktheit ihres Namens, welcher buchstäblich Kleien-Akademie bedeutet, und die Rohheit ihres Symbols, ein Mühlbeutel, darauf berechnet, sie lächerlich zu machen. Zwei Akademien indessen, oder wie sie sich jetzt nennen sollten, Gesellschaften, bildeten sich im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts zu einem nützlicheren und edleren Zwecke — zur Pflege der Wissenschaften durch die Vereinigung von nach verschiedenen Richtungen thätigen Talenten.

Dies waren die Akademie der Lincei (Lyncæi) zu Rom und die des Cimento zu Florenz. Die Geschichte der einen hat eine bedeutende Aehnlichkeit mit der andern. Der Plan und die Leitung einer jeden ging von einer Person aus, deren Genie und Einfluß sie in Stand setzten, Männer von seltenen Talenten um sich zu sammeln und zusammenzuhalten; und nach kurzer Dauer nehmen beide ein Ende durch die Entfernung ihrer betreffenden Stifter. Während ihres kurzen Bestehens gaben Beide Beweise von unermüdlichem Eifer, gesunden Ansichten, ermuthigenden Erfolgen in der Pflege der Naturwissenschaften. Der Name des „Cimento" (Experiment) erklärt zur Genüge das Prinzip, auf welches sie ihre Studien bauten; die andere gab durch die Wahl ihres Titels zu, daß sie mit der Pedanterie ihrer Zeit mehr behaftet war; indem sie ihn indessen von dem mit dem schärfsten Gesicht begabten Thiere, dem Luchs, nahmen, wünschten sie anzudeuten, daß die beständige Beobachtung von Erscheinungen die Grundlage aller Naturphilosophie sei.

Die Abhandlung, auf welche dieser Artikel den Leser verweist, handelt von den Thermometern, welche die florentinische Akademie erfunden und angewendet hatte. Wir schenken ihr unsere Aufmerksamkeit ganz deßwegen, weil sie die Beschuldigung, auf die wir im Anfange angespielt haben, und die sich auf die Geschichte dieser Akademie gründet, enthält, daß nämlich Rom gegen die Pflege dieser Studien eine grausame, ja verderbliche Feindseligkeit an den Tag gelegt habe. Um den Angriff des Verfassers zu verstehen, mag es nothwendig sein, vorauszuschicken, daß die Academia del Cimento von Leopold, dem Bruder Ferdinands II., des fünften Großherzog von Toscana, gegründet und unterstützt wurde. Er eröffnete sie am 19. Juni 1657 feierlich. Die

Mitglieder, zum größten Theil, wie er selbst und sein fürstlicher Bruder, kamen in seinem Hause zusammen. Sie erfanden und konstruirten viele schätzbare Instrumente und stellten zahlreiche interessante Untersuchungen an, die in zu jener Zeit gedruckten Blättern mitgetheilt und nachher von Targioni in seiner Geschichte der Akademie wieder abgedruckt wurden. [1]) Nachdem sie sich neun Jahre ihrer Existenz erfreut hatte, nahm Prinz Leopold den Kardinalshut und die Akademie löste sich auf.

Der vor uns liegende Schriftsteller behauptet, die Ursachen und die Geschichte dieser Auflösung angeben zu wollen. Er erzählt uns, „politische Motive hätten den Prinzen Leopold von Medici, den Protektor der Akademie del Cimento, bewogen, sich um den Kardinalshut zu bewerben; dieses Gesuch sei bloß unter der Bedingung bewilligt worden, daß er die Akademie, deren Vorstand er war, dem unversöhnlichen Hasse, den der römische Hof gegen das Andenken und die Schüler Galilei's hegte, zum Opfer bringe. Demzufolge wurde die Akademie des Cimento aufgelöst, und man sah Borelli in den Straßen Roms betteln; und Oliva mit seinen von der Folter halb gebrochenen Gebeinen rettete sich durch Selbstmord von den neuen Qualen, die ihm die Inquisition bereitete. Viele Originalschriften Galilei's und seiner Schüler wurden den Flammen überliefert." An einer anderen Stelle fährt er fort: „Die Proskription, welcher die Schriften der großen Männer von Florenz anheimfielen, schonte auch ihrer Instrumente nicht. Solche, welche der Zerstörung entgingen, waren hauptsächlich Schauapparate, von denen wenig Gebrauch gemacht wurde. Die kleinen Thermometer dagegen, welche aus Weingeist verfertigt und in fünfzig Grade eingetheilt waren, von welchen die Akademiker sagten, jeder stimme mit dem andern überein, wurden nirgends gefunden." (S. 354.)

Wir wissen kaum, wie wir diese Menge von Irrthümern und Verläumdungen, die in diesen Linien angehäuft sind, charakterisiren sollen. Ihr Verfasser ist ein Italiener, der erklärt, er habe seine Aufmerksamkeit ganz besonders der Geschichte der Wissenschaften in Italien gewidmet. [2]) Er führt für seine Behauptungen keine Autorität

---

1) „Atti e Memorie inedite dell' Academia del Cimento," 4 Bände.

2) [Es geschieht mit aufrichtigem Bedauern, daß wir über einen so talentvollen und gelehrten Mann so schreiben; allein in allen seinen Werken zeigt sich die nämliche feindselige und gehässige Gesinnung gegen die Kirche. Wir wollen

an; er macht sie mit der kühnen Zuversicht eines Mannes, der entweder wohlbekannte Thatsachen bloß wiederholt, oder auf vollen Glauben Anspruch machen kann, als einer, der von Gegenständen handelt, die in der besonderen Sphäre seines Wissens liegen. Und doch ist von Anfang bis zum Ende kein wahres Wort in seinen Behauptungen. Wir sind bemüht, dies vollständig zu beweisen, damit nicht einige unserer allzu eifrigen Gegner sich blindlings verleiten lassen, diese thörichten Unwahrheiten anzunehmen und zu wiederholen, wie es so viele Andere gemacht haben.

Für's Erste nun den Scheingrund aller dieser Verfolgungen — „der unversöhnliche Haß der Kirche von Rom gegen das Andenken und die Schüler Galilei's." Es wird bemerkt, die Akademie habe sich höchst gewissenhaft vermieden, die Meinungen festzuhalten, welche Galilei mit der Inquisition verwickelt hatten, und habe sich hauptsächlich auf Experimental-Philosophie beschränkt. Zur Zeit, als dieser Haß Roms nach jener Darstellung selbst gegen leblose Apparate sich kundgegeben haben soll, war in dieser Stadt Vater Kircher, ein Jesuit, eifrig beschäftigt, Instrumente zu konstruiren; und selbst Galilei's unschätzbare Erfindung, der Teleskop, empfing in dieser Stadt nicht bloß zuerst diesen Namen, sondern wurde daselbst von Guiseppe Campani, Umbrian von S. Felice und Eustachio Divini von S. Severino, am besten verfertigt, und die Linsen und Teleskope dieser Männer wurden nach Florenz und selbst nach Paris gesendet. Hätte man mithin einen so weiten Weg, so weit als die Ufer des Arno entfernt waren, machen sollen, um durch Zerstören wissenschaftlicher Instrumente sich an dem Andenken Galilei's zu rächen, während doch das Nämliche leicht in der Nähe hätte geschehen können.

Allein diese Beschuldigung der Feindseligkeit gegen die Pflege der Wissenschaft fällt zum Unglück für unseren Verfasser zweien Päpsten zur Last, deren Charakter sie am besten widerlegen kann. Der erste ist Alexander **VII.**, unter dessen Regierung die Akademie gegründet wurde und blühte. Er war, wie Giordani schreibt, ein Mann „von milden Sitten und ein eleganter lateinischer und italienischer Gelehr-

---

ihn nicht nachahmen, indem wir uns an seine Verläumder anschließen; wir sprechen ihn im Gegentheil, nachdem wir die Beweise geprüft haben, von ganzem Herzen von den schweren Beschuldigungen los, die in Frankreich gegen ihn erhoben wurden.]

ter;" oder, wie ihn Botta beschreibt, „klug und ein Freund der Wissenschaften." Bd. II. S. 136.) Targioni indeß hat uns vollständiger in seinen Charakter eingeführt, was uns bei gegenwärtiger Gelegenheit interessirt. Er nennt ihn „einen Gelehrten, einen Mann von gutem Geschmack, einen außerordentlichen Liebhaber der Mechanik und Experimental-Philosophie." Er erzählt uns und beweist durch authentische Urkunden, daß Prinz Leopold ihm gelegenheitlich Geschenke mit Apparaten gemacht habe. (Bd. I. S. 66, 264, 465; II. Thl. 1. S. 337.) Ferner, wen sollte Leopold wählen, um die Aufsätze der Akademie zu revidiren, als Monsignor Michelangelo Ricci, einen römischen Prälaten, der dem persönlichen Dienste dieses Papstes und seinen Nachfolger ergeben und ein regelmäßiger Korrespondent der Akademie war; und Megalotti, der in Rom geboren und erzogen ward und daselbst lebte? Und ehe das Werk ganz gedruckt war, wurden die Bogen durch den gelehrten Octavius Falconieri, ein Mitglied der Akademie, an den Kardinal Sforza Pallavicino, einen der vertrautesten Freunde des Papstes gesendet, welcher schrieb, er habe sie mit großem Vergnügen gelesen. (Targioni, I. 416. 455.)

Diese vertraute Verbindung und Korrespondenz sieht sicherlich mit mehr Wahrscheinlichkeit einem guten Einverständniß zwischen Rom und der Akademie, als unversöhnlicher Feindseligkeit von Seiten des einen gegen die andere gleich. Der Papst, welcher dem Prinzen Leopold den Purpur verlieh, war Clemens IX., ein Toskaner, so wie sein Vorgänger Alexander; und die Beschuldigung muß noch bedeutungsloser erscheinen, wenn sie gegen ihn gemacht wird. Vor und nach seiner Erhebung war er ein inniger Freund der Medici, und es ist demzufolge nicht wahrscheinlich, daß er einen solchen Haß, wie angeführt wurde, gegen die Akademie gehegt habe, welche sie so sehr liebten. Aber wo soll er denn seine tödtliche Antipathie gegen das Andenken Galilei's eingesogen haben? Seine philosophischen Studien hatte er zu Pisa unter der Leitung des berühmten Benedetto Castelli gemacht, welcher der theuerste Freund und Schüler war, den Galilei je hatte, und der auf jener Universität sein Nachfolger geworden. Der Papst war überdies der Protektor Cassini's und Monsignors, nachher Kardinals Ricci, den wir bereits genannt haben. Es mag indeß scheinen, dieses Räsonnement gebe nicht mehr, als ein plausibles Argument, an die Hand; doch auch positive Widerlegungen werden sich leicht finden lassen.

Monsignor Angelo Fabroni versichert uns in seinem Leben

Clemens's IX., er habe ursprünglich die Geschichte geglaubt, daß der Papst sich die Auflösung dieser Akademie habe vorsprechen lassen, als er Leopold den Kardinalshut verliehen habe. Allein die Lektüre der Original-Korrespondenz über diesen Gegenstand, zwischen dem heiligen Stuhl und dem toskanischen Minister Montanti, überzeugte ihn vollständig, daß sie falsch sei. Denn es war darin nicht eine entfernte Anspielung auf eine derartige Stipulation. In der That, weit entfernt, daß Leopold aus politischen oder anderen Gründen um den Purpur nachsuchte und in Folge davon sich Bedingungen unterwerfen mußte, war Clemens der erste, welcher dem Herzog schrieb, er habe für einen seiner Brüder einen Kardinalshut aufbewahrt. Und nachdem er erfahren hatte, daß Leopold und Matthias zugleich nach der Würde trachteten, so bot er sie Beiden an, da ihre Tugenden und Kenntnisse Beide gleich würdig machten. Deßhalb nimmt Targioni, der immer geneigt ist, aus jeder Richtung Feindseligkeit gegen die Akademie zu vermuthen und der in seinem ersten Bande den Verdacht ausgedrückt hatte, die Erhebung Leopolds habe zu ihrer Auflösung beigetragen, in dem folgenden Theil seine Meinung zurück und drückt seine Ueberzeugung vom Gegentheil aus.

Wie kam es nun, darf man fragen, daß dieses nützliche Institut so bald einging? Wir antworten, aus natürlichen und augenfälligen Gründen. Es wurde nie förmlich geschlossen oder aufgelöst, sondern gerieth in Verfall. Für's Erste verließen seine hauptsächlichsten und thätigsten Mitglieder, Borelli, Oliva und Rinaldini freiwillig um dieselbe Zeit Florenz. Dies bezeichnet Leopold zwei Monate nach seiner Erhebung als die Ursache des Verfalls, obgleich er von ihr als noch bestehend spricht. (Lettere inedite d'Uomini illustri, I. 462.) Rinaldini war Ingenieur im Dienst der Päpste Urban VIII. und Innozenz X., und Lehrer der Prinzen Barberini aus der Familie des erstgenannten Papstes geworden. Er nahm nachher einen Lehrstuhl zu Pisa ein, und wurde dann Lehrer des Thron-Erben. Im Jahre 1667 bat er um die Erlaubniß, Gesundheits halber Toskana verlassen zu dürfen, und zog sich nach Padua zurück, von wo aus er sich nach seiner Geburtsstadt Ankona begab, wo er starb. Targioni nun sagt uns, sein Abgang „habe dem Prinzen Leopold" sehr mißfallen, weil er die Fortschritte der Akademie durchkreuzt habe." So weit entfernt von einer Idee, sie aufzulösen, waren sie damals noch, obgleich die Unterhandlungen wegen des Kardinalshuts geschlossen sein mußten.

In den folgenden zwei Jahren machte der Kardinal selbst Reisen nach Rom, und dies führte noch weiter zur Auflösung der Gesellschaft. Wirklich beklagte er sich, ehe er den Hut angenommen hatte, und Megalotti bestätigt dies in seiner Vorrede zu den Verhandlungen der Akademie, daß seine vielen Geschäfte ihn für einige Zeit verhindert haben, sich, so wie er es wünsche, für diese seine Lieblingsbestrebungen zu interessiren. (Targ. I. 424.)

Die vertrautesten Freunde des toskanischen Prinzen wußten wirklich so wenig davon, daß die Akademie aufgelöst werden sollte, daß Megalotti aus Antwerpen an ihn schrieb, und ihm für die Stelle eines der drei, welche sie verlassen hatten, ein neues Mitglied, einen gelehrten Konvertiten vorschlug. „Wahrlich," sagt er, „bei der Zerstreuung der Akademie durch den Abgang Borelli's, Oliva's und Rinaldini's könnte nichts wünschenswerther sein; und könnten die anderen zwei Stellen ebenso gut ausgefüllt werden, so würden wir für unseren Verlust uns wohl trösten können." Er bemerkt dann, Borelli sei, obgleich er glänzende Talente besitze, „ein eigensinniger und fast unerträglicher Mann." (Lettere inedite, I. 295.) Endlich, noch im Jahre 1669, spricht Borelli von der Akademie als noch bestehend, also nahezu drei Jahre nach Leopolds Erhebung. (Historia et Meteorologia Incendii Etnei Pref.) Obgleich man demnach sagen kann, die Akademie sei in Wirklichkeit drei Jahre vorher eingegangen, so ist doch offenbar, daß man nicht behaupten kann, sie sei vom Papste oder von sonst Jemand unterdrückt worden.

Deßhalb schreibt Botta, kein Freund des päpstlichen Stuhles, ihre Auflösung der Zwietracht zwischen ihren Mitgliedern und der Erhebung Leopolds zu. Er bemerkt indessen ausdrücklich, sie sei unter Alexander von dem römischen Hofe nicht belästigt worden. Die Unterdrückung ist demnach durchaus Fabel, so wie das dafür angeführte Motiv. Weit entfernt, daß in Rom ein Haß gegen das Andenken Galilei's bestand, könnten wir vielmehr sagen, man habe ihm Verehrung gezollt. In der ersten Ausgabe von Borelli's großem posthumen Werke De motu animalium, die wir vor uns haben und die im Jahre 1680 zu Rom mit allen den üblichen Approbationen der kirchlichen Stellen gedruckt wurde, finden wir, daß der gelehrte Herausgeber, Vater Charles a Jesu, General des Ordens der Scuole pie, von Einem seiner Gesellschaft rühmt, er sei „Galilei clarissimi

viri auditor" gewesen, ein Ausdruck, der überhaupt keine mit Haß oder Feindseligkeit verwandten Gefühle zuläßt.

So viel, was den Tausch eines Kardinalshuts gegen die Unterdrückung einer wissenschaftlichen Gesellschaft betrifft. Zunächst kommt die gehässigere Beschuldigung von dem Betteln Borelli's und den gebrochenen Gliedern Oliva's. Es erfordert keinen großen Scharfsinn, die Frage zu stellen, was in aller Welt konnte diese zwei Männer nach Rom geführt haben, wenn sie dort ein solches Schicksal erwartete? Angenommen, ihre Akademie sei durch einen Akt päpstlicher Bigotterie unterdrückt worden, können wir uns denken, sie haben sich, wenn sie bei gesundem Verstande waren, persönlich in den Bereich des Hasses begeben, der sich gegen sie als Schüler Galilei's so unversöhnlich gezeigt hatte? Denn es wird nicht behauptet, sie seien, wie ihr Lehrer, nach Rom vorgeladen, oder es sei ihnen sogar befohlen worden, Florenz zu verlassen. Die Wahrheit ist, daß das Ganze eine Dichtung ist, so wie die Folter des berühmten Mannes. Ein kurzer Abriß ihrer Geschichte wird die Sache vollständig erläutern.

Borelli lehrte, nachdem er in Rom unter Vater Castelli Mathematik studirt hatte, in Messina die Wissenschaften, von wo er von dem Großherzog im Jahre 1656 nach Toskana eingeladen wurde. Zwei Jahre später reiste er nach Rom, um das Arabische zu studiren, weil er die im Griechischen verlorenen Bücher des Appollonius über die Kegelschnitte aus dieser Sprache zu übersetzen wünschte. Zu diesem Zweck nahm er bei Abraham Echellensis, einem gelehrten Syrier und Verfasser einiger schätzbarer Werke, Unterricht. Im März 1667, als Alexander VII. noch auf dem päpstlichen Stuhle saß, und folglich ehe man nur im Geringsten an die Erhebung Leopolds zum Kardinal und noch weniger an Bedingungen, die bei dieser Gelegenheit zu machen wären, dachte, bat Borelli um die Erlaubniß, Toskana verlassen und nach Messina zurückkehren zu dürfen. (Lett. ined. I. 133 Targ. I. 215.) Redi sagt uns in seinen Briefen, der Prinz habe diesen Abgang äußerst böse aufgenommen, und Fabroni hat einen Brief des Herzogs an seinen Bruder mitgetheilt, worin er sich über das Benehmen Borelli's beklagt und äußert, die Unbeständigkeit seiner Neigungen und sein unruhiger Kopf, und nicht seine Gesundheit, seien die Motive seiner Abreise. (Bd. I. S. 135.) Marini erwähnt eine grobe Beschimpfung, die Borelli und Oliva von einigen betrunkenen Garden bei dem Palaste erhalten haben, was zu ihrem Wunsche, Florenz zu verlassen,

beigetragen hätte. (Nelli, Saggio Letterario, p. 116.) Zu Messina lebte Borelli in einigem Glanze, bis er es im Jahre 1674 für gut fand, an der daselbst stattfindenden Insurrektion thätigen Antheil zu nehmen. Er entging der Gerechtigkeit durch die Flucht und gelangte in großer Armuth in Rom an. Der Schutz und die Freigebigkeit der Königin Christina von Schweden setzten ihn in Stand, seine Studien fortzusetzen, bis die Verhältnisse derselben selbst in Verwirrung geriethen, und zu gleicher Zeit raubte ihm ein nichtsnutziger Diener Alles, was er besaß. In all' diesem zeigt sich keine Spur päpstlicher Verfolgung, auch würde es für den scharfsinnigsten Verfolger von Ursache und Wirkung nicht leicht sein, zwischen seinen Leiden und einem Hasse gegen die Schüler Galilei's zu Rom einen Zusammenhang herzustellen. Selbst in dieser Periode indessen ward Borelli nicht in die Nothwendigkeit versetzt, um Almosen zu bitten. Er nahm die Einladung der Väter der Scuole pie an, in ihrem Hause zu leben und Mathematik zu lehren. Hier führte er bis zu seinem Tode, welcher in der letzten Stunde des Jahres 1679 erfolgte, ein Leben erbaulicher Andacht, Jedermann durch seine Heiterkeit und Anmuth entzückend. Sein Werk **De Motu Animalium** erschien im nächsten Jahr durch die Großmuth der Königin Christina.

Dies ist die einfache Erzählung der Geschichte Borelli's; die Oliva's bietet ein trüberes Gemälde menschlicher Gebrechlichkeit und menschlichen Elends. In seiner Jugend war er theologischer Sekretär des Kardinals Barberini, aus dessen Hause er verjagt wurde; zunächst Anführer von Freibeutern in Kalabrien, lehrte er, aus dem Gefängniß entlassen, zu Pisa Medizin. 1667 verließ er Toskana mit einem gegen die Moral gleichgültigen Rufe, wie Targioni bemerkt (I. 227), und kam nach Rom, wo er, anstatt von der Inquisition ergriffen und auf die Folter gespannt zu werden, in der Eigenschaft eines Arztes bei Don Tommaso Rospigliosо, dem Neffen Clemens's IX., engagirt wurde. (Grandi, Risposta Apolog. p. 176.) Tiraboschi erzählt uns, er habe bei mehreren Päpsten leicht Zutritt gehabt (Storia Letter. Ed. Rom. VIII, 210); und nach Targioni hatte er in dem Palaste eine Anstellung. Während der ganzen Zeit finden wir keine Spuren von Gereiztheit gegen ihn, weil er ein Mitglied des Cimento oder ein Schüler Galilei's war. Nach dem Tode Innozenz's XI. entdeckte man, daß er in eine Gesellschaft von höchst immoralischen Charakter verwickelt war, und er wurde eingesperrt. Während er zum zweiten Male

in's Verhör geführt wurde, entwischte er seinen Wächtern, stürzte sich häuptlings aus einem offenen Fenster und starb nach drei Stunden. Romolini spricht strenge von dem schlimmen Leben und Tode Oliva's und führt zu diesem Zwecke und für die Erzählung, welche wir gegeben haben, Marini an. (Ragionamento sulla Satira, in Mencini's Satire, p. 84.) Was die Folter betrifft, so scheint sie eine bloße Erfindung des liberalen Italieners zu sein, dessen Aufsatz wir prüfen.

Es bleiben noch zwei Beschuldigungen übrig und diese wollen wir kürzer behandeln. Zuerst nun, welche Wahrheit ist an der Geschichte, die Manuskripte Galilei's seien zerstört worden? Es wurde wirklich schon vor langer Zeit behauptet, bei dem Tode des Vaters Renieri, welcher Galilei's Papiere besaß, sei dessen Studierzimmer untersucht und seine sämmtlichen Papiere, so wie die des Philosophen weggenommen worden; und der Verfasser gibt es *als einen Bericht*, es sei dies von dem *Inquisitor* gethan worden. (Lett. ined. I, 74.) Allein dann muß alles dies, wenn es je geschah, im Jahre 1648 geschehen sein, also nahe zehn Jahre vor der Gründung der Akademie, und kann folglich mit päpstlichen Stipulationen, in Betreff ihrer Unterdrückung, nichts zu thun haben. Der Bericht muß überdieß ungenau sein, da Renieri's eigene Papiere Targioni zu seiner Geschichte dienten und folglich nicht zerstört worden sein können; und gewiß ist, daß er nicht alle Schriften Galilei's besaß. Von einigen derselben sagt man, sie seien von seinem Neffen in einem Anfall skrupulöser Unruhe wegen der Orthodoxie seines Onkels verbrannt worden. Allein der Verfasser des Versuches sagt uns, andere Schriften des florentinischen Philosophen seien „zu den niedrigsten Zwecken verwendet worden." Wir nehmen an, er meint folgenden Umstand:— Viele von Galilei's Manuskripten wurden Viviani übergeben, der eine prachtvolle Ausgabe der Werke desselben unternommen hatte und in dem Plane von Kardinal Leopold sehr unterstützt wurde. (Grandi, p. 66.) Bei dessen Tode kamen sie in Besitz des Abbate Panzanini, und nach dem Ableben des Letzteren, im Jahre 1737, wurden sie so sehr vernachlässigt, daß ein Diener sie von Zeit zu Zeit durchstöberte und viele von ihnen wegtrug

„In vicum vendentem thus et odores,
Et piper, et quidquid chartis amicitur ineptis."

Ein gewisser Cioci, der durch seine wohlschmeckenden Waaren bekannt war, wurde unter Andern mit einem Stücke beehrt und benützte

die Blätter zum Einwickeln seiner Würste, welche eines großen Ruhms sich erfreuten; dies führte zur Entdeckung, und das Uebrige wurde erhalten. (Targioni, I, 124.) Dies war unglücklicherweise das Schicksal von nur zu viel werthvollen Schriften. In den letzten zwei Jahren wurde, wie wir gehört haben, die barberinische Bibliothek zu Rom genau auf dieselbe Art wichtiger Dokumente beraubt, welche durch dieselben Mittel wieder entdeckt wurden. Wir selbst haben Aehnliches erlitten, so wie einige unserer Freunde, deren Feuer Monate hindurch mit alter Urkunden geschürt wurde, die sorgfältig aufbewahrt waren, von denen indeß der Scharfsinn der Bedienten meinte, sie seien zu ihrem besonderen Verbrauche für den Prozeße der häuslichen Erwärmung hingelegt. Vorurtheile müssen den Geist unseres Verfassers in hohem Grade eingenommen haben, da sie ihn diese gottlose Dieberei, die von einem Bedienten oder einem Käsekrämer siebenzig Jahre nach der Auflösung der Akademie ausging, mit dieser Auflösung in Verbindung bringen und sie überdies Päpsten, die lange zuvor zu ihren Vätern versammelt waren, zur Schuld legen lassen. Die der Akademie angehörigen Papiere sind noch wohlbehalten im Besitze der Familie Segni, welcher sie von dem Senator Alexander Segni, dem ersten Sekretär der Akademie, hinterlassen worden sind.

Was zweitens die Zerstörung der philosophischen Apparate betrifft, so erlauben wir uns die Bemerkung, daß sie eben so unwahr ist, wie die übrige Erzählung. Es würde in der That wenig zu verwundern gewesen sein, wenn nach der Auflösung der Gesellschaft selbst alle Instrumente, welche sie gebrauchte, zerstreut und allmählig verloren und zerstört worden wären. Allein dies war nicht der Fall. Die Sammlung verblieb, wo sie Kardinal Leopold stets bewahrt hatte, bis Florenz dem Kaiser unterworfen wurde. Sie wurde dann in dem Hause des kaiserlichen Maschinisten Vayringe aufbewahrt; nach dessen Tod wurde ein Theil auf Befehl Franz I. nach Wien gesendet, der größere Theil wurde in zwei Zimmern neben der Bibliothek des Pitti-Palastes bewahrt, wo sie Targioni sah. Einige wurden zu dieser Zeit auch in dem s. g. mathematischen Zimmer der herzoglichen Gallerie aufbewahrt. Was indessen die Beschuldigung noch unerträglicher macht, ist, daß im Jahre 1829 der Cavalier Antinori, Direktor des Museums, eine Kiste entdeckte, in welcher mehrere Instrumente und darunter eine Anzahl von Thermometern mit einer Scala von 50° sich befanden, welche den Gegenstand des Aufsatzes des Anklägers

bilden. (Antologia di Firenze, Oct. 1830, S. 141.) Es ist demnach an den zerbrochenen Instrumenten nicht mehr Wahrheit, als an den zerbrochenen Gebeinen Oliva's; die ganze Erzählung ist eine schändliche Verkehrung von Thatsachen, um Rom als die Verfolgerin wissenschaftlicher Studien der Verdammung auszusetzen. [1])

Wir haben hinlängliche Proben von den in unserem eigenen Lande zu demselben Zwecke erschienenen Fälschungen gehabt, um nicht unsere demüthigen Bemühungen angewendet zu haben, um abzuwenden, daß diese dem Handelsvorrath unserer polemischen Reisenden beigefügt werde. Sie würde zu der Geschichte Galilei's einen hübschen Anhang bilden. Wir zweifeln nicht, daß sie in Exeter Hall, wo jeder Abscheulichkeit, die den Abscheu vor dem Papste nähren kann, mit

---

1) [Ein Beispiel wirklicher Zerstörung der werthvollsten Apparate kam unglücklicher Weise kürzlich in Rom vor. Während des letzten revolutionären Zustandes der Stadt wurde das römische Kollegium, welches die öffentlichen Schulen enthält und unter Leitung der Jesuiten steht, eines der prächtigsten Gebäude der Stadt, mit offenbarem Vorbedacht in Brand gesteckt, so daß kein Zweifel herrscht, daß dies das Werk eines Brandstifters war. Der brennbarste Theil wurde gewählt, wo statt der gewölbten Decken Holzwerk im Gebäude angewendet war. Wäre nicht durch außerordentliche Anstrengungen (denn durch ein außerhalb der Mauern angelegtes Feuer, welches alle Spritzen, namentlich die bei dem römischen Kollegium aufgestellten, weggeführt hatte, war vorher eine Ablenkung bewirkt worden) das Feuer schnell gelöscht worden, so wäre der Verlust unersetzlich gewesen. Die prachtvolle Bibliothek mit einer höchst werthvollen Sammlung chinesischer Manuskripte würde zu Grunde gegangen sein. Sie erlitt indessen auch so ernstliche Verluste durch die Unordnung, in welcher die Bücher gegen den Wunsch des Vaters Secchi ausgeräumt wurden, dessen wunderbare Kaltblütigkeit und Umsicht, dienstfertige Feinde auszuschließen, wahrscheinlich das Gebäude rettete. Die prächtige Halle, in welcher die Preise vertheilt wurden, mit ihren äußerst werthvollen und für viele von uns wahrhaft theuren Fresken, wurde durch das Einstürzen ihrer Decke zerstört. Ueber derselben befand sich eine Reihe von Zimmern, welche eine große Sammlung von Apparaten enthielten, die durch die reichen historischen Reihenfolgen, welche sie umfaßte, vielleicht einzig war; denn sie begann mit den rohesten und frühesten Mustern und ging herab bis zu den spätesten Verfeinerungen wissenschaftlicher Erfindung. Diese Sammlung ging fast ganz zu Grunde. Außerdem erlitten die Zimmer des heil. Aloysius schweren Schaden. Ohne Zweifel ist jeder Grad von Barbarismus und Zerstörung wissenschaftlicher Apparate, wenn sie von einer liberalen Faktion aus Haß gegen die Jesuiten geschieht, zu rechtfertigen; und die gelehrten Republikaner lassen keine Anklage der That vernehmen.]

Freuden Glauben geschenkt wird, großen Beifall finden würde. Wir glauben wahrlich, wenn die Geschichte mit weiteren Zugaben, an denen die Zeit Geschmack findet, ausgestattet würde, wie z. B. der gegenwärtige Papst habe den Krieg gegen die Wissenschaft erneuert, und eine Armee Jesuiten in sein Gebiet ausgesendet, mit dem Befehle, jedes Teleskop zu vernageln und jede voltaische Batterie zu zerstören, so würde das Ganze, Schwanz und Alles, von den gaffenden Mäulern der Zuhörer in dieser köstlichen Versammlung verschlungen werden.

Wir erwähnten im Eingange unseres Artikels, die römische Akademie der Lincei sei dem nämlichen Zwecke, wie die des Cimento gewidmet gewesen; sie war in der That ihr Muster und verdient nicht weniger Ruhm. Doch ist sie im Vergleich zu dieser übersehen worden. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit indessen wird sie nicht bloß durch die Aehnlichkeit, die wir zwischen ihr und ihrer berühmteren Nachfolgern herausgehoben haben, sondern noch mehr dadurch mit Kraft in unser Gedächtniß zurückgerufen, weil sie beweist, daß der heilige Stuhl gegen derartige Anstalten keine Eifersucht empfunden hat. Denn wenn wir sehen, wie eine aus wenigen Philosophen bestehende Akademie sich unter dem Schutze eines Fürsten zur eifrigen Betreibung der nämlichen Studien, wie die florentinische, zusammengethan hat, wie sie, was bei der anderen nie der Fall war, Galilei selbst unter ihre Mitglieder zählte und doch von Seiten des Papstes und seiner Familie nicht bloß unbelästigt blieb, sondern sogar beschützt wurde, so können wir es kaum für möglich halten, Rom habe gegen die Wissenschaft, welche sich in solchem Grade entwickeln konnte, je Haß empfunden.

Allein für uns knüpft sich ein tieferes Interesse an die kurzen Annalen dieser römischen Akademie. Sie sind verwoben mit dem liebenswürdigen, tugendhaften und heroischen Charakter ihres jugendlichen Stifters, so daß sie das ganze anregende Interesse eines Romans haben. Sie entwickeln mehr, als irgend etwas, was wir je gelesen haben, die Reinheit der Absichten, die Keuschheit des Geistes, den Adel der Seele, welche die Hingabe an das Studium der Natur, wenn es durch Religion geheiligt ist, verleihen kann. Sie entfalten all' den sanften Muth der Märtyrer in der niedrigen, allein theueren Sphäre häuslicher Verfolgung. Wir wiederholen es, die Geschichte dieser Akademie, deren Held Prinz Federico Cesi ist, würde für einen Roman reichliches Material bieten, voll von Zufällen und Geist und reich an den mannigfaltigsten Charakteren.

Federico Cesi, Sohn des Herzogs von Acquasparta, wurde 1585 geboren. Im Jahre 1603 legte er, 18 Jahre alt, den Grund zu der Akademie und stand bereits mit einigen der ersten Philosophen der Zeit in Korrespondenz. Sein erster Theilnehmer an seinem Plane war Francesco Stelluti, der einen eben so glühenden Eifer für die Wissenschaft, eben so reine Sitten und eine ebenso glühende Frömmigkeit besaß. Als sie von Johann Eckius oder Reckius, einem Holländer, hörten, der in der kleinen Stadt Scandriglia in Sabina praktischer Arzt und in jedem Zweige der Philosophie sehr bewandert war, so luden sie ihn ein, sich in Rom niederzulassen und an die Familie Cesi sich anzuschließen. Als sie Mangel an Ordnung und System in ihren Studien fanden, entwarfen sie den Plan einer Akademie und nahmen, um sie vollständig zu machen, Anastasio de Filiis, einen jungen Edelmann von Terni, der ein besonderes Geschick für Mechanik hatte und als ein Verwandter der Familie in ihrem Hause lebte, in ihre Zahl auf. Am 17. August 1603 wurde die Akademie von ihrem jungen Fürsten, wie er fortan genannt wurde, eingeweiht. Ihre Versammlungen sollten ganz privatim sein, und ihre Untersuchungen jeden Zweig der Natur- und Moral-Philosophie umfassen. Am 22. Oktober hatten sie die Herstellung eines großen Planiglobs vollendet, auf welchem die alten und neuen astronomischen Systeme verzeichnet waren. Sie kamen wöchentlich dreimal zusammen und hatten bei jeder Zusammenkunft fünf Vorlesungen, und die behandelten Gegenstände zeigen, wie thätig jedes Mitglied in seinen Bestrebungen gewesen sein muß. Verfolgung trübte indeß bald ihre Ruhe. Die moralische Aufführung der Akademiker war untadelig, und ihre Statuten schrieben als erste Pflicht Tugend vor. Unter den zahlreichen Anhängern des Herzogs waren viele, welche von Eifersucht oder noch schlimmeren Beweggründen aufgestachelt, sein Ohr vergifteten und ihn mit Argwohn gegen seinen Sohn erfüllten. Er machte jede Anstrengung, ihn von seinen Genossen zu trennen und von seinen Studien abzubringen, allein vergeblich. Bei seiner Mutter, einer Frau von aufrichtiger Frömmigkeit, die ihm gewogen war und ihn liebte, versuchten sie durch Einflüsterungen gegen seinen moralischen Charakter durchzudringen; und dies gelang ihnen endlich in soweit, daß sie seinetwegen unruhig wurde. Am Christfest, als die Existenz der Akademie schon unsicher erschien, versammelte der Prinz dieselbe und hing nach einer rührenden Rede jedem Mitglied eine goldene Kette um. Sie gaben

ihre Zustimmung zu einem neuen Gesetzbuch, worin unter Anderem enthalten war, jede Versammlung solle durch Gebet eröffnet werden. Der heilige Johannes der Evangelist wurde zum Patron der Akademie erwählt, und sie zogen sofort in seine Kirche, wo sie ihn um Vermittlung in ihren Bedrängnissen baten.

Allein der Herzog war ein Mann von stolzem, herrschsüchtigem Charakter, schwarz in seinen Anschlägen und unerbittlich in seinem Zorn. Er trieb seine Feindschaft so weit, daß sein Sohn aus seinem Hause fliehen mußte und mit einer bewaffneten Schaar von ihm verfolgt wurde. Stelluti wurde gezwungen, nach Fabriano, und de Filiis nach Terni sich zurückzubegeben, umgeben von Kundschaftern und bedroht von den Banditen des strengen alten Herrn. Obgleich so zerstreut, fuhren sie doch fort, zu korrespondiren und selbst mit Gefahr ihres Lebens auf dem Lande zusammen zu kommen. Auch Eckius mußte sich verbergen; auf Befehl des Herzogs wurden seine Gemächer erbrochen, seine Meubel zerstört und die Sammlungen und Instrumente vernichtet. Allein der verschlagene Tyrann umgab ihn mit einem dunkleren Netz. Er heuchelte Freundlichkeit und Achtung gegen ihn, und als er ihm die Namen seiner Todfeinde entlockt hatte, veranlaßte er diese, vor den kirchlichen Gewalten die gemeinsten Anklagen gegen ihn vorzubringen. Sein Leben wurde am grünen Donnerstag von einem Meuchelmörder bedroht; und nachdem er mehrere Tage unter Schildwachen an jeder Thür in den Zimmern des jungen Cesi verborgen gelegen und fast Hungers gestorben war, wurde er gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und wurde von einer Bande gedungener Mörder nach Holland eskortirt. Auf seiner Reise schrieb er seine Beobachtungen über Naturgeschichte mit vortrefflichen Zeichnungen auf dem Rande, die er nach Rom schickte. Sie wurden nebst dem Tagebuche und anderen Papieren der Akademie bis zur französischen Invasion in der albanischen Bibliothek aufbewahrt. Seine Wächter ließen ihn zu Turin ohne Geld; allein er ging nach Holland, und von da nach England und Schottland, worüber er gleichfalls seine Beobachtungen niederschrieb. Cesi zog sich nach Neapel zurück, wo er seine Studien fortsetzte. Eckius kehrte 1606 nach Rom zurück, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er an den berühmten Kepler schrieb; allein neue Verfolgungen nöthigten ihn, wieder zu fliehen, bis er 1614 zum letzten Male in die ewige Stadt zurückkehrte.

Die Annalen der Gesellschaft schweigen bis 1609, welches Jahr

in der Geschichte der Wissenschaft durch die Erfindung des Teleskops berühmt ist. Die Neuigkeit von der zufälligen Entdeckung zu Middleburg, welche Galilei die Idee von diesem unschätzbaren Instrumente eingab, erreichte im Laufe jenes Jahrs Italien; und wir haben von Della Porta zu Neapel einen vom 28. August datirten Brief an Cesi, in welchem er eine Zeichnung eines Teleskops gibt und sich wegen der Grundsätze, auf denen dasselbe beruht, auf sein 1589 erschienenes Werk über Optik beruft. Wenn wir erwägen, daß Galilei das seinige erst 1611 in Rom vorzeigte, so wird es wahrscheinlich erscheinen, daß Della Porta durch seinen eigenen Scharfsinn darauf geführt wurde, die Natur der neuen Erfindung zu ahnen. Eines indeß hält der Geschichtschreiber dieser Akademie für ziemlich gewiß; daß die Namen „Teleskop" und „Mikroskop" zuerst von Federico Cesi erfunden wurden. Als Galilei nach Rom kam, wurde er Mitglied der Akademie, auf deren Kosten einige seiner Werke gedruckt wurden. Im Jahre 1612 hatte ihr Ruf in der That eine große Ausdehnung erlangt; sie hatte die Herausgabe mehrerer Werke unternommen, worunter die Beobachtungen des Hernandez über die Naturgeschichte Neu-Spaniens mit Anmerkungen von der Akademie, und hatte einen Plan für Zweiggesellschaften mit einem Kollegium zu Neapel entworfen. Das Werk des Hernandez erschien indessen erst 1651 (zwei Foliobände); und es ist demselben ein von 1627 datirter Brief zum Lobe der Akademie von Papst Urban VIII. vorgedruckt, welches der nämliche Papst ist, unter welchem Galilei verurtheilt wurde. Dem nämlichen Papste widmete Cesi seine mikroskopischen Beobachtungen der Biene, und sein Neffe, Kardinal Barberini, ließ sich unter die Mitglieder der Akademie aufnehmen.

Inzwischen hatten neue häusliche Wirren Cesi allmählig von seiner früheren ungetheilten Aufmerksamkeit auf die Interessen dieser Gesellschaft abgezogen. Er hatte geheirathet, und neben den Sorgen seines eigenen Hauswesens mußte er die Verwaltung der Besitzthümer seines Vaters übernehmen; denn der alte Edelmann, der ebenso verschwenderisch, als tyrannisch war, war in bedeutende Geldverlegenheiten gerathen und übertrug mit Vorbehalt einer jährlichen Leibrente seine Güter seinem Sohne, welcher sich verbindlich machte, alle Gläubiger zu befriedigen. Cesi mußte seinen Wohnsitz auf dem Gute Acquasparta, über hundert Meilen von Rom, aufschlagen, und zu gleicher Zeit verdarb die Wunderlichkeit und Tyrannei seines Vaters seine

Stimmung und untergrub seine Gesundheit. Der Herzog starb am 24. Juni 1630, und am 2. August folgte ihm sein Sohn im Alter von 45 Jahren in's Grab. Er scheint der Abgott Aller gewesen zu sein, die ihn kannten. Sein Porträt stellt ein mildes, nachdenkendes und edles Antlitz dar; und Alles bezeugt, daß er in Augenblicken der Gefahr und der Noth den größten Muth und die größte Würde entwickeln konnte, dabei aber in dem Streite mit der launenhaften Tyrannei seines Vaters, nie, weder in Wort, noch in That, die Pflichten eines gehorsamen Sohnes überschritt. Er war in jedem Zweig der Literatur wohl bewandert, scheint im Arabischen Fortschritte gemacht zu haben, und als Kardinal Bellarmin ihn über einige Punkte der Naturgeschichte befragte, gab er eine Antwort, welche, obgleich sie auf dem Lande geschrieben war, so viele gelehrte Erörterungen über die Lehre der Väter, deren Stellen über den Gegenstand citirt sind, enthält, daß der große Theolog ihn wegen einer so unnöthigen Preisgebung von Gelehrsamkeit liebreich schalt. Dieser Briefwechsel wird von Scheiner in seiner Rosa Ursina gegeben. Cesi war einer der ersten, der genaue Beobachtungen über fossiles Holz anstellte und das System der Fortpflanzung der Farnkräuter entdeckte. Brown hat vollendet, was die Lincei thun wollten, nämlich den Namen desselben durch die Uebertragung auf eine Pflanze in der Wissenschaft im Andenken zu behalten. Seine Klasse Cæsia in der australischen Botanik ist nach ihm genannt.

Nach Cesi's Tod siechte die Akademie noch zwanzig Jahre hin, bis sie erlosch. Sein Tod war so plötzlich, daß er kein Testament machte; und so wurde sein Museum mit seinen interessanten Sammlungen und Instrumenten Eigenthum seiner Familie. Biancchi, der eine Geschichte der Akademie schrieb, versuchte es, sie wiederherzustellen, es gelang ihm indeß nicht. [1]) Anfangs dieses Jahrhunderts wurde sie erneuert. Papst Leo XII. wies derselben im Kapitol Gemächer an und

1) Für unseren Bericht über die Lincei sind wir dem Werke des Fürsten Odescalchi darüber (in 4. Rom, 1806) verpflichtet.

In Betreff einer richtigen Darstellung des Zustandes der Natur-Philosophie im Mittelalter und einer Darlegung vieler irrthümlicher Meinungen neuerer Schriftsteller in Bezug auf die angenommene Feindseligkeit der Kirche gegen wissenschaftliche Bestrebungen, siehe Kap. VII, VIII und IX in Mr. Digby's trefflichem Werke Ages of Faith (die Zeiten des Glaubens) im VIII. Buch, das kürzlich erschienen ist.

baute daselbst ein Observatorium für dieselbe, welches jetzt unter der Leitung ihres Präsidenten Scarpellini steht. Ihre Apparate sind sehr vollständig, und wir haben einen tüchtigen Aufsatz vor uns liegen, den kürzlich der gelehrte Vater Pianciani in derselben vortrug, und der neue Experimente und Resultate über den Elektromagnetismus enthält. Der gegenwärtige Papst [1]) stattet dieser Anstalt einen jährlichen Besuch ab.

Wir hätten dieser Skizze die Geschichte anderer wissenschaftlicher Akademien beifügen können, wie die der von Bologna, welche auf das Cimento folgte und unter Morgagni ihren größten Ruhm erreichte; denn sie erfuhr von den Päpsten nichts als Unterstützung und Schutz; allein was wir geschrieben haben, genügt zu unserem Zwecke, welcher war, die Behauptungen Libri's zu widerlegen und zu zeigen, auf wie seichten Gründen von Wahrscheinlichkeit sie beruhen.

---

1) [Gregor XVI.]

Natürlicher Menschenverstand gegen Wissenschaft.

(Aus dem Dublin Review, December 1849.)

Natürlicher Menschenverstand gegen Wissenschaft.

Art. VII. — 1. *Report on Quarantine.* Presented to both Houses of Parliament. London: 1849. — Bericht über die Quarantäne, den beiden Parlamentshäusern vorgelegt.

2. *Report of the General Board of Health, on the Measures adopted for the Execution of the Nuisances' Removal, and Diseases' Prevention Act, and the Public Health Act, up to July,* 1849. London: 1849. — Bericht des allgemeinen Gesundheitskollegiums über die Maßregeln, welche bis zum Juli 1849 getroffen wurden, um die Beschlüsse über Entfernung von Gesundheit gefährdenden Dingen, über Verhütung von Krankheiten und über öffentliche Gesundheit auszuführen.

Als Swift in seiner Reise nach Laputa eine Nation von Philosophen beschrieb, war die Uebertreibung so offenbar, daß man sagen kann, die eigentliche Pointe sei verloren gewesen. Hätte er die Gabe der Voraussicht besessen und mit der ihm eigenen unvergleichlichen Einfachheit beschrieben, was hundert Jahre später stattfinden würde, so würde die Fremdartigkeit, die Unglaublichkeit dessen, was er geschrieben hätte, allerdings eben so groß gewesen sein, aber seine Erzählung würde jetzt mehr als eine Vision, denn als ein Traum gelesen werden. Hätte er seinen Lesern mitgetheilt, die Weisen dieses Landes verkehren in der Entfernung von fünfhundert Meilen vermittelst eines Drahtes, mit vollkommener Aufhebung aller Schranken zwischen Zeit und Raum, sie eilen in einer Stunde fünfzig Meilen (er hätte eben so gut hundert sagen können) dahin, von einem mechanischen

Pferde gezogen, das durch die nämliche Kraft wie das Sancho Pansa's in Bewegung gesetzt wird und dem nämlichen kleinen Zufall, in die Luft zu springen, ausgesetzt ist; die Städte werden nicht durch Oel oder eine sonstige fette Substanz beleuchtet, sondern durch Flammen ohne Docht, Lampe oder Kerze, die unter der Erde hervorkommen; Künstler benützen als Material zum Zeichnen Sonnenstrahlen, ohne nöthig zu haben, selbe irgendwie zu binden, endlich Edelleute vom höchsten Range und Baronets von hohem Stande verwenden viel Zeit darauf, den schrecklichen Stoff, der eckelerregend in die Kanäle fließt, aufzufinden, zu analysiren, zu scheiden und zu benützen: so würde er unseres Dafürhaltens über die Möglichkeit des Daseins einer solchen Nation mehr Lächeln der Ungläubigkeit hervorgerufen haben, als bei einer von seinen eigenen Erdichtungen.

Das letzte halbe Jahrhundert zeichnete sich mehr, als jede andere entsprechende Periode in der Geschichte der Welt, durch große und praktische Anwendungen der Wissenschaft aus. Man kann in der That sagen, jede Wissenschaft habe innerhalb dieses Zeitraums eine Revolution durchgemacht; und die neuen Grundsätze und Kräfte, welche entdeckt wurden, werden von Tag zu Tag mehr die regelnd oder anregend wirkenden Mittel des materiellen Daseins. In der Zoologie der lebenden und fossilen Thiere sind es die Forschungen eines Cuvier, Lacepède und Geoffroy de Saint-Hilaire; in der Chemie, der organischen und unorganischen, die genauen Beobachtungen eines Liebig, Davy und Faraday; in der Physiologie die scharfsinnigen Experimente eines Bell und Magendie; in der Geologie die erhabenen Untersuchungen eines Humboldt; in der Ethnographie die kaum darunter stehenden Enthüllungen des Bruders des Letzteren und beider Schlegel; und in der Mechanik die Resultate der Verwendung zahlloser Arbeiter, was, wie man wohl sagen kann, der Schöpfung einer neuen Wissenschaft gleich kommt; — diese und viele andere damit zusammenhängende Bestrebungen sind es, welche, wie man mit Recht annehmen darf, in jedem Gebiete wissenschaftlicher Kenntnisse eine vollständige Umgestaltung bewirkt haben und die erste Hälfte unseres Jahrhunderts an die Spitze einer neuen Aera stellen, welche (ob zum Nachtheil oder zum Frommen künftiger Generationen, wird die Zeit lehren) wohl nichts mehr der Ungewißheit bloßer Geschicklichkeit oder den Zufällen der Versuche überlassen wird. Alles muß fortan mit dem Stempel der Wissenschaft bezeichnet oder in ihre Form gebracht

werden, Alles muß durch Berechnung vorher festgesetzt und durch einen Prozeß geschaffen werden.

Bei allen diesen wiegt das mechanische Element, d. h. die niederste aller wissenschaftlichen Kräfte, vor, selbst bis zur Verachtung aller anderen. Dieses Element ist die konstituirende, herrschende Macht des Jahrhunderts, es ist sein Tyrann, sein rastloser, anspornender, schonungsloser Lenker. Dasselbe verkörpert sich in unserer Einbildungskraft (eine Fähigkeit, deren Existenz wahrscheinlich bald eben so gut weggelächelt werden wird, wie auf der weisen Insel Laputa) in der Form einer ungeheuern Maschine, welche ihre Hebel über jede Stufe der Gesellschaft und ihre Stoffe in jedes Gebiet eines Jeden aussendet und ein unaufhörliches knarrendes und schwirrendes Wirbeln unterhält, mit einem unablässigen Zucken und Fibern in jedem Kopf und Geist, indem sie durch das monotone Erheben ihrer riesigen Arme jedes Ding in jede beliebige entgegengesetzte und widerstreitende Bewegung versetzt: hier pumpend, dort trocknend; hier lüftend, dort verrammelnd; hier enorme eiserne Röhren, in denen zehn Titanen Platz hätten, in die Luft erhebend, dort durch eine Nadel ein Oehr bohrend, durch welches ein mikroskopisches Insekt nicht durchkriechen könnte; hier zu einer kompakten Ankerschaufel eine Eisenmasse schlagend, welche sämmtliche Cyklopen nicht hätten lupfen können, und deren bloße Gluth ihr Auge ausgebrannt hätte, dort niedlich den Kopf auf eine Nadel nietend; hier mit Gewalt die Enden eines „endlosen" Drahtseils zusammendrehend, dort den Faden, der kaum dicker ist, als ein Spinngewebe und den feinsten Battist weben muß, durch wirkliche Flammen ziehend, ohne ihn zu verbrennen; hier den flüssigen Koth der Straßen mit seinen Kieseln und Backsteinen gefräßig in einen geräumigen Schlund aufleckend, dort mit patentirtem Mechanismus die Flasche Schildkrötenpunsch entpfropfend, um der Bürgerpflicht der Unverdaulichkeit die Krone aufzusetzen; hier mit dem langsamen, tiefen und eintönigen Wirbeln „der Trommel" nichts als Wind ausathmend (der gleichwohl ganz aus ihr erzeugt wird), dort das stolze Schiff antreibend, thurmhohen Wogen die Stirne zu bieten und dem Sturm in die Zähne zu sehen; und dann ebenso dienstbar dem Verstand und der Intelligenz, hier jeden Morgen den Cylinder herumdrehend, der wie ein alter Pfeiler rings herum aber paradoxer Weise mit anderen „Kolumnen" beschrieben ist, und der Tausenden zerstreuter Schafe die unvertilgbaren Abdrücke der Times mittheilt, dort zur Bequem-

lichkeit eines sinnreichen Mechanikers in seiner bescheidenen Wohnung zu Manchester ein Druckwerk in Bewegung setzend, welches seine Lampe erleuchtet, sein Frühstück kocht, ihn selbst weckt und seine ganze Nachbarschaft stört.

Der wissenschaftliche Genius oder Dämon (ein Buchstabe macht hier einen großen Unterschied) verfolgt euch in euer häusliches Leben mit unermüdlicher Hartnäckigkeit. Euer Schneider kündigt sich als „anatomisch" an; euer Hemdenmacher als „nach wissenschaftlichen Grundsätzen" arbeitend; Handtücher führen in Ladenfenstern die Aufschrift als „elektrische" (wir wundern uns bloß, warum nicht auch Aalpasteten), Pflaster durch eine sonderbare Vorkehrung als „mechanische." Und im Hause kann euer Laufbursche nicht mehr an's Messerreinigen denken, bis ihr „Kent's Messerreinigungsmaschine" anschafft, und eure Köchin erklärt, sie könne ohne einen „Koch-Apparat" eure Mahlzeit nicht mehr herstellen. Jede denkbare Anwendung des Hebels, der Feder und hydraulischen Presse ist gemacht worden, zu dem ganz einfachen Zwecke, das Porto eines Briefes zu bestimmen; und Mancher, der es durch Beschneidung des Randes und Sparen des Siegellaks, damit sein Machwerk unter der Pennystempelmarke bleibe, zu scharf genommen hat, hat seinen Korrespondenten um vier Pennies gebracht, einfach weil die Postbeamten von der altmodischen, unwissenschaftlichen Art, die Dinge mit Wagen und Gewichten statt mit Maschinen zu wägen, nicht lassen. Ja wir haben gesehen, daß, um einen so wünschenswerthen Gegenstand, wie Dampfpoststempel zu erlangen, die wundervollsten kleinen Erfindungen gemacht und wahrscheinlich, wenn nicht verkauft, „eingetragen" wurden; wenn ihr den „Kopf eurer Königin" abgeschnitten habt, legt ihr ihn in eine mit einem hydrostatischen Apparate, der vorher mit Wasser zu versehen ist, in Verbindung stehende Büchse; dann wird durch die Anwendung eines Hebels, der mit der Operation in Verbindung steht, der vorbesagte Apparat auf den Gummi des Stempels gedruckt, und man läßt ihn so auf denselben einwirken, bis er den erforderlichen Grad von Befeuchtung mittheilt; und wenn dies vollendet ist, wird die Büchse geöffnet, und die kleine Pennybanknote wird zum Gebrauche herausgenommen, nachdem sie denselben Prozeß durchgemacht hat, der in der Bank ein Stück Papier in tausend Pfund verwandelt. Wir nun, die wir der Mechanik nicht beflissen sind, wenden eine sehr unwissenschaftliche Art an, den Stempel auf das Papier zu drücken; und der Gegensatz zwi-

schen beiden Methoden erinnert uns mit Gewalt an die wohlbekannte Geschichte von dem Franzosen, welcher Pulver zur Vertilgung von Insekten verkaufte, welche unter unserer Schillingsbevölkerung die „industriösen" genannt werden. Dies geschah dadurch, daß man den Delinquenten fing, seinen Mund öffnete und das untrügliche Gift einstreute. „Mais si je l'écrase?" fragte ein unwissenschaftlicher Käufer. „Ma foi", antwortete der Verkäufer, „ça lui serait également désagréable."

Wenn eine Nation oder ein Zeitalter auf einem Klepper sitzt, so ist es in der nämlichen Gefahr, wie eine einzelne Person, ihn zu Tode zu reiten oder selbst den Hals zu brechen. Dies ist bereits vorgekommen. Das Wiederaufleben der klassischen Literatur im fünfzehnten Jahrhundert führte das Zeitalter durch Heidenthum zur Ketzerei. Die wissenschaftliche und mechanische Manie der Gegenwart kann sie zum Materialismus treiben, oder wenn man einen Ausdruck erfinden darf, zum Korporismus. Wir haben jetzt nicht im Sinne, diesen höheren moralischen Gesichtspunkt von der Sache anzuwenden. Wir glauben indessen, ein verständiger Beobachter wird sehen, daß alle Energie des erfinderischen Genius, die in unserer Zeit so wunderbar erweckt ist, darauf zielt, die leibliche Lage des Menschen zu verbessern, und das, was man sein Glück nennt, d. h. seine Bequemlichkeiten, seine Genüsse, seine vollständige Zufriedenheit hier unten durch Verbesserung seiner thierischen Existenz und die Vervielfältigung seiner Empfindungen körperlichen Vergnügens zu vergrößern. Es ist Jedermann klar, daß der Zustand des Erkenntnißvermögens und abstrakte Wahrheit gänzlich unbeachtet und sogar verächtlich mißachtet werden. Wir können in Wahrheit sagen, daß Geistesphilosophie in England fast ganz unbekannt wird und in Vergessenheit kommt.

Wer denkt daran, „das Volk" über Seele, Gemüth, Ideen, Beziehungen zu einer andern Welt zu belehren? Wer denkt daran, dasselbe über die Schöpfung, über eine erste Ursache, über Gott endlich zu unterhalten? Der Mechanismus des Körpers, die Art und Weise seine Gesundheit zu erhalten, die Abwendung von Excessen, welche derselben schaden, all' dies bildet gegenwärtig das Studium der Menschen; und wenn „Anstalten für Mechaniker" oder „Gesellschaften von jungen Leuten" über diese Gegenstände, über Nüchternheit und andere Gesundheitstugenden wohl eingerichtet worden sind, so meint man, es sei ihnen gesunde Moralität gelehrt worden. Man lese die

jährlichen Reden, welche wohlwollende Edelleute, gelehrte Parlamentsmitglieder und populäre Bischöfe in großen Fabrikstädten für solche Anstalten verfertigen, und sehe, ob sie einen höheren Gegenstand bezwecken, als zu beweisen, wissenschaftliche Bestrebungen werden ihre Zuhörer zu guten Menschen machen, ohne daß ein Gegengift gegen die verschlechternde Tendenz alles dessen verlangt würde, was abgesehen von dem, was ihre Leidenschaften thun, die Menschen an die Erde bindet. Der Bischof von — — schien in einer solchen Rede an die Mittelklassen wirklich zu sagen, die mechanischen Erfindungen der gegenwärtigen Zeit nehmen die Stelle der Wunder der ersten Kirche ein, also die Maschine zur Bekehrung der Nationen zum Christenthum; der Missionär, welcher mit der Dampfmaschine zu einem wilden Stamme auszieht, befestige durch dieselbe seine intellektuelle Superiorität über die Glieder des Stammes und folglich sein Recht, gehört zu werden, gleich als wäre Religion bloß Civilisation und Wunder bloß persönliche Berechtigungen auf menschliche Achtung. Und wenn Moral- und Geistesphilosophie aufgehört haben, unter die Wissenschaften gezählt zu werden, oder selbst nur dem Namen nach bekannt zu sein, sind sicherlich die Pflege der Einbildungskraft und der Geschmack an der Poesie ebenso nahe daran, verachtet und entmuthigt zu werden. Wir befinden uns in der That in wirklicher Gefahr, zu sehen, daß die nächste Generation in den Ideen vieler Leute der Gegenwart aufgezogen werde, daß nämlich der Mensch eine Maschine, die Seele Electricität und die Neigungen Magnetismus seien; daß das Leben eine Landstraße, die Welt ein Aktienmarkt und der Tod ein Terminus sei.

Der Grund von allem diesem liegt, wie wir fürchten, zu tief und ist zu ernstlicher Natur, um in einem Artikel behandelt zu werden, namentlich in einem so begrenzten, wie wir zu liefern im Stande sind; und deßhalb wollen wir uns bloß auf die Gefahr beschränken, die auf allen Seiten vorhanden ist, daß wir durch die Mißachtung der Eingebungen des natürlichen Menschenverstandes bei unseren wissenschaftlichen und sicherlich großartigen Unternehmungen noch mehr den Bewohnern jenes weisen Philosophenlandes gleichen, welches uns beständig wieder in Sinn kommt. Hierin haben unseres Dafürhaltens unsere Vorfahren bis zu einer sehr entfernten Periode zurück viel vor uns voraus: sie konnten die Dinge nicht so gewandt machen, wie wir, aber sie machten sie vollkommener; ihre Methoden mögen

weniger nett und den Grundsätzen der Wissenschaft weniger angemessen gewesen sein, allein sie waren wirksam und dauerhaft. Wir mißachten ihre Lehren und machen, wie wir wähnen, bei ihnen große Verbesserungen; allein wir erreichen sicherlich nicht, was sie erreichten; ja wir vermuthen nie, daß bei ihnen eine Weisheit herrschte, welche ihren Mangel an Kenntnissen aufwiegen konnte.

Wir wollen eine praktische Erläuterung geben. Wir befinden uns gegenwärtig in den Präliminarien einer großen das Sanitätswesen betreffenden Bewegung, und zwar einer so riesenhaften, daß wir an ihre Vollendung nicht glauben. Es ist seit Jahren bekannt, daß die Quartiere, in welchen sich in London und vielleicht in andern großen Städten die Armen zusammenscharen, die engsten, schmutzigsten, verfallensten, ungesundesten, am meisten von Fiebern heimgesuchten Regionen der Erde sind. Es hat kein Ende genommen mit besuchenden Gesellschaften, Traktätchenvertheilern, Bibellesern, heimischen Missionären, neben dem Lokalklerus, welche sämmtlich Zeugen dieses Zustandes der Dinge gewesen sind. Die katholische Geistlichkeit ist in der That mit diesem Zustande des Elends inniger vertraut; allein wer denkt daran; sie über öffentliche Angelegenheiten um Rath zu fragen oder sie dazu zu verwenden, Belehrung an die Hand zu geben oder Maßregeln vorzuschlagen? Allein jetzt, da die Cholera uns einen zweiten Besuch abgestattet und unser Haus nicht gescheuert und geschmückt gefunden, und sich deßhalb ganz ruhig niedergelassen und ihren Wohnsitz darin aufgeschlagen hat, so sind wir alle in Waffen und in Unruhe aus Furcht vor einem dritten Besuch und haben laut nach einer Aenderung geschrieen, gleich als wäre dieser Zustand der Dinge plötzlich eingetreten und als wären alle die Keller, Höfe, Gäßchen, Stuben, Beiner- und Lumpenhäuser, und alle anderen eckelhaften Theilnehmer am Unrath durch die in Wirklichkeit umgesetzte Theorie von der Schwammerzeugung plötzlich entstanden, und als wäre nicht schon lange alle ihre Scheußlichkeit und Pest groß und stark geworden und hätte sich angehäuft und angesammelt ohne die geringste Notiz oder Sorge von Seite des Publikums. Der Arme hat seit Jahren die Strafe geduldet, und Niemand hat sich darum gekümmert; allein das verderbliche Uebel hat sich weiter verbreitet und den Reichen erfaßt, und der Mißstand ist untersucht worden. Ein Zusammenwirken von Ursachen ist entdeckt worden, eine schreckliche Anhäufung von Symptomen, und man sah sich nach Heilmitteln um.

Man hat jetzt entdeckt, als wäre dies das erste Mal in der Welt, daß ein großer Viehmarkt mitten in der Stadt höchst ungesund ist; daß Schlachthäuser Pesthäuser sind; daß das Vieh, welches in Kellern und engen Höfen gehalten wird, Gift statt Milch, und Aas statt Fleisch gibt; daß Knochen zermalmen, Talg schmelzen, Violinsaiten fabriziren, Häute gerben u. s. w. für Jedermann, außer für diejenigen, welche ihnen obliegen, die verderblichsten Gewerbe sind; daß Kirchhöfe, die in Niederungen eingedämmt sind, das Aufqualmen des Todes, der in ihnen eingeschlossen ist, nicht lange zurückhalten können; daß die stolze Themse eine ungeheure Gosse ist, und nichts Besseres; das London zum Eckel schlecht getrocknet, noch schlechter gelüftet und elend mit Wasser versehen wird. Alles dies sind entweder einfache Wahrheiten oder klare Thatsachen, welche seit Jahrhunderten anerkannt wurden oder seit Jahren bekannt sind; allein sie setzen das Publikum in Verwunderung, besonders weil sie an's Tageslicht kommen, ehe sie in einen Nebel wissenschaftlicher Präliminarien und Deduktionen, welche den Anschein einer großen Entdeckung des Jahrhunderts geben, eingehüllt wurden. Da gibt es statistische Details, über Bevölkerung und Sterbefälle, die ganze Zeitungskolumnen füllen, um die Thatsache festzustellen, daß in einer volkreichen Nachbarschaft schlecht und nahe auf einander gebaute Baracken mehr Menschen sterben, als in offenen Quartiren; da gibt es Ausmessungen der Meilenzahl bestehender Kloaken und Berechnungen der Gallonen und Tonnen von Stoffen, welche durch dieselben fließen; da gibt es alle Arten von Mysterien unter der Erde und unter dem Wasser, welche dem Publikum in schrecklichen Ausdrücken enthüllt werden, wie „schädliche Gase, Zersetzung, Ansteckungsstoff, Ausfluß, feines Gift, animalische Substanzen" u. s. w. und dies ist vermischt mit Untersuchungen, ob das Prinzip der Cholera ein Schwamm oder eine Fliege sei, ob sie endemisch oder epidemisch sei; bis wir Alle mit Entzücken zu dem Gedanken kommen, wie wissenschaftlich das Zeitalter ist, welch' eine Masse von Untersuchungen und Kenntnissen aufgewendet wird, um eine wichtige Frage zu lösen, während wir zu gleicher Zeit zu unserem Schrecken finden, daß wir Pestluft athmen, Gift trinken, Verderben essen und unseren Verkehr durch eine scheußliche Kloake leiten und uns an einem Breitling gütlich thun, der aus einem Abtritt gezogen wurde. Und doch hat jede Stadt auf dem Kontinent, in welcher eine anständige Polizei herrscht, schon seit Jahrhunderten ungesunde

Gewerbe, namentlich die erwähnten, auf eine gewisse Entfernung hinaus verbannt; schon seit lange sind dort vor den Thoren Anstalten eingerichtet, deren Beamte jede Waare, die zum Verkauf eingeführt wird, zu besichtigen haben; und den Mängeln, welche wir so sehr beklagen, wurde in Ländern, von denen wir als von halbbarbarischen sprechen, vollständig abgeholfen.

Wir wollen mehr in's Einzelne gehen; ein wissenschaftlicher Reisender wird vielleicht über die plumpen Wasserleitungen, welche Konstantinopel mit Wasser versehen, die Nase rümpfen; oder ein gelehrter Professor wird die Wasserleitungen Roms als gräuliche Denkmale der Unwissenheit über die Gesetze der Hydrostatik beschreiben. „Ein Kind weiß jetzt," würde er sagen, „daß das Wasser seine eigene Höhe findet (hier führt er den Beweis durch einen umgekehrten Heber) „und hätten die Eroberer der alten Welt nur die Kenntniß des Lesers von einem der Katechismen Pinnock's besessen, so würden sie gewußt haben, daß sie den Wasserstrom durch Röhren von den Hügeln Roms hätten leiten können, und daß es sich dann wieder zu seiner ursprünglichen Höhe erhoben und leicht über die ganze Stadt vertheilt haben würde. Auf diese Weise würden ungeheure Summen erspart worden sein. Aehnliche Beweise von Unwissenheit wird man bei den Aquaedukten des modernen Roms, Caserta's, Cordova's u. s. w. finden. Wie viel haben wir demnach in dieser Wissenschaft, welche jetzt so allgemein verbreitet ist, vor den größten Nationen früherer Zeiten voraus, u. s. w." Wir für unseren Theil nun würden es vorziehen, lieber allgemein verbreitetes Wasser, als die Wissenschaft zu haben. Denn es kommt noch dazu, daß, mögen die im Alterthum bekannten Methoden wissenschaftlich sein, oder nicht, wenigstens ihre Anwendung von gesundem Verstande geleitet wurde. Jene Städte waren überall mit dem einzigen Ding, welches im Verhältniß zu seiner Menge ein Luxus wird, reichlich versehen. Sie hatten oder haben genug Wasser zum Trinken, Waschen, zu Bädern, zur Wässerung, zur Wasserkraft, zur Erfrischung der Luft und der Straßen und für öde Gegenden; der Arme und Reiche hatte es gleichmäßig zu Hause und außer demselben, nicht durch Pumpen mit Vorlegschlössern, noch durch die tägliche Ausmessung des Wasserauffehers, sondern in fortwährenden Flusse aus Brunnen und Fontänen, perlend, sprudelnd und springend in marmornen Basins. Die riesige Wasserleitung, welche eine halbe Provinz durchzog, bis sie ihre Bestimmung erreichte, war, wenn auch

kein wissenschaftlicher, doch ein wirksamer und wohlthätiger Bau. Wir sagen, „wenn wir Wasser zwanzig Meilen weit herleiten müßten, so würden wir es viel besser machen," und inzwischen haben wir es herzuleiten und thun es nicht. Was ist besser, der richtige Verstand, welcher die Wichtigkeit eines reichlichen Vorraths guten Wassers einsieht und die besten Mittel anwendet, wodurch er weiß, daß er denselben erhalten und herbeischaffen kann, oder die Wissenschaft, welche über die Methode spottet, sich rühmt, daß sie eine tausendmal bessere kenne und doch es gänzlich vernachlässigt, sie anzuwenden? Wenn nun beide getrennt werden müssen, so gestehen wir, daß wir die Erstere vorziehen. Allein warum sollten sie getrennt werden? Warum sollte nicht der gesunde Menschenverstand der alten Zeit die Wissenschaft der modernen erleuchten und leiten? Wir würden nicht mehr von dem schrecklichen Trank der Armen in London hören, oder von Wasser, das durch Kirchhöfe sickert und in unreinen Behältnissen aufbewahrt wird, das weder zur Reinigung, noch zur Erfrischung taugt und für sich genügte, diejenigen, welche zu ihm verdammt sind, in die Bierkneipe oder die Schnapsschenke zu treiben. Hier allein, wo sich die Wissenschaft ihrer Hülfsmittel rühmt, ist die Versorgung der Hauptstadt mit dem ersten Erfordernisse für die Gesundheit, wenigstens nach der frischen Luft, Privatspekulationen überlassen und folglich außer den Bereich des Armen versetzt. Und selbst hiebei hat man jetzt entdeckt, daß selbst das Wasser, welches Gesellschaften durch ihre wissenschaftliche Maschinerie herbeischaffen, ungenügend durchseiht, mit Thierchen reichlich versehen ist und zu Hause vor dem Trinken gesotten oder noch einmal durchseiht werden muß. So viel über die Prahlerei der Wissenschaft, was sie thun könnte und nicht thut; was dagegen der gesunde Menschenverstand ohne sie zu thun im Stande war.

Erst jetzt wird die wissenschaftliche Entdeckung gemacht, daß in London und anderen großen Städten ein guter Zufluß von Wasser vorhanden sein sollte, und daß dies für den Armen nicht von Nutzen sein kann, so lange es jährlich per Haus einige Guineen kostet. Allein diese Nothwendigkeit sollte sich unseres bescheidenen, weil unwissenschaftlichen, Dafürhaltens schon lange auf andere Weise kund gegeben haben. Es gibt kein Thema, mit dem in letzter Zeit das Publikum vertrauter geworden ist, als die Drainage. Auf dem Land ist sie für Herrn vom Stande eine fast eben so fashionable Beschäftigung, wie Wild hegen und schießen. Und in der Stadt ist sie das besorgte

Streben edler und erlauchter Kommissionsmitglieder, die von einem Stabe von Ingenieuren und wissenschaftlichen Männern unterstützt werden. Sie ist in der That eine Wissenschaft geworden, und wir lesen, daß alle Arten von Experimenten darin versucht werden. Gleichwohl ist trotz aller unserer Fortschritte in der Kunst und unserer vielen Hülfsquellen anerkannt, daß es nichts häßlicheres gibt, als die Kothschleußen Londons, daß durch die Gitter, welche in letzter Zeit, in Folge eines wissenschaftlichen Gesetzes in dieselben gebrochen wurden, ein äußerst schädlicher und giftiger Gestank daraus aufsteigt, und daß, es ist traurig zu berichten, in diesem Jahre in einem Tage fünf Personen als Opfer der verpesteten Ausdünstung eines dieser wissenschaftlichen Behältnisse starben. Man wird hier wieder fast versucht zu wähnen, wir hätten eine ganze neue Entdeckung gemacht, es habe noch Niemand von der Wichtigkeit dieses Mittels für die Gesundheit geträumt, oder es habe Niemand gewußt, wie es anzuwenden sei, bis die moderne Wissenschaft seine Regeln gelehrt habe. Und doch war Rom von den Ansiedlern aus benachbarten Stämmen kaum gegründet, kaum hatte es angefangen die Formen einer Regierung anzunehmen, als man wußte, daß die Drainage der Stadt von vorzüglicher Wichtigkeit sei, und die Cloaca maxima (deren Namen schon beweist, daß sie bloß der Hauptkanal war, in welchen größere und kleinere Kloaken einmündeten) wurde unter königlicher Leitung gebaut und wurde ein Denkmal römischer Größe. Wir sind nun versucht, uns vorzustellen, der alte König, welcher sie baute, werde als Schatten vor einer Kommission eines der beiden Häuser über die Kloaken und die Drainage befragt, und wir hören im Geiste die sonderbaren unphilosophischen Antworten, welche der rohe Etrusker machen wird. Sie könnten so lauten: —

* * *

„1259. Von Mr. Bore. Aus welchen Materialien wurde eine Kloake erbaut? Ganz aus Stein.

„1260. Ohne Zweifel durch römischen Mörtel verbunden? Nein, durch keinen Mörtel. Ich nahm große Steine, halb so groß als ich. Ich schaffte sie fünfzehn Meilen von den albanischen Hügeln herbei und baute ein solides sich selbst tragendes Gewölbe, welches ihr noch jetzt in Rom sehen könnt.

„1261. Welche Ingenieure und wissenschaftlichen Männer leiteten das Werk? Niemand, als ich selbst. Wir wußten zu jener Zeit nicht viel von so gelehrten Dingen; wir waren lauter Volk mit ein wenig gesundem Menschenverstand und betrieben die Sache selbst. Ich hatte eine große Anzahl guter,

starker und williger Gefährten, die unter mir arbeiteten; so machten wir uns an's Werk und es ging leicht von Statten.

„1262. Durch was für Instrumente legtet ihr eure Wasserwege an und bestimmtet euern Fall? Ich verstehe euch nicht recht; aber wenn es der Fall ist, so kann ich bloß sagen, durch mein Auge und eine sorgfältige Besichtigung der natürlichen Lage des Bodens. Ihr werdet euch natürlich erinnern, daß wir in unserer Einfalt unsere Kloaken anlegten, ehe wir bauten, da wir nicht Wissenschaft genug besaßen, zu warten, bis aller Boden mit Gebäuden bedeckt war, und dann über ihnen Wasserwege anzulegen und unter ihnen Kloaken.

„1263. Welches System des Wasserfalls befolgtet ihr? Ich verstehe euch nicht.

„1264. Was war euer Plan, nach dem es fließen sollte? Ich begreife euch nicht.

„1265. Was für Ansteckung verhindernde Mittel wandtet ihr an, als eure Kloake gereinigt und ausgebessert werden mußte? Keine.

„1266. Gingen bei solchen Gelegenheiten keine Menschenleben verloren? Nein; und aus einem guten Grunde, es war nie eine Reinigung und Ausbesserung nöthig. Ich baute die Kloake von Anfang an weit und hoch und fest. Man brauchte nicht auf allen Vieren durch dieselbe zu kriechen. Mecänas fuhr in derselben hinunter, denkt euch auf einem Boote, und fand sie reinlich, ohne üblen Geruch, und nach sechshundert Jahren in ganz gutem Zustande.

„1267. Wie konnte ein Boot in dem Unrath und Koth einer Kloake schwimmen? Der Zweck einer Kloake ist nicht, diese Dinge aufzubewahren, sondern sie fortzuführen. Die meinige war zu diesem Zwecke gebaut.

„1268. Von Mr. Sense. Wie wurde dies bewirkt? Durch eine reichliche Zufuhr frischen Wassers zu der Stadt, welches Tag und Nacht durch Wasserwerke und öffentliche Behältnisse und so in die Kanäle floß, und dadurch einen beständigen, mächtigen, lebendigen Strom unterhielt, welcher alle Unreinlichkeiten, die in denselben eindrangen, verdünnte und sie zugleich fortführte, ohne sie stagniren, die Kloake verstopfen und gähren zu lassen.

„1269. Glaubt ihr demnach, keine Drainage könne ohne einen fortwährenden Fluß frischen Wassers in einer Stadt vollständig sein? Ebenso wenig, als in der thierischen Oekonomie das unreine Blut vorwärts getrieben werden wird, ohne daß frisches Blut in die Gefäße ausgegossen wird. Zu meinen, man reinige eine Kloake dadurch, daß man angehäufte Unreinlichkeiten durch dieselbe treibe, mag wissenschaftlicher sein, allein wir zogen die einfachere und natürlichere Methode vor, welche uns unser gesunder Menschenverstand eingab.

„1270. Bloß noch eine Frage. Ihr machtet die Tiber zum Hauptbehältniß, in welches sich alle eure Kloaken ergossen. Verunreinigte und verpestete dies den Strom nicht? Nein; weil wir erstens keine Ebbe in derselben hatten, sondern sie in eiligem Laufe dem Meere zuströmte, und weil ich zweitens Sorge trug, meine Kloake in das Velabrum unterhalb des bewohnten Theils der Küsten zu leiten."

Wir sind deßhalb der Meinung, daß wir den Gaul von hinten

aufzäumten, indem wir einen Plan zum Hinaustreiben entwarfen, ohne für eine hinaustreibende Kraft zu sorgen. Wir müssen etwas Gesundes hereinbringen, wenn wir das Schädliche verdrängen wollen. Flüssige Gegenstände wirken verschieden von festen. Letztere müssen rein weggeschafft werden, damit andere ihren Platz einnehmen können. Erstere werden sich selbst versetzen, wenn dem, was vor ihnen ist, Ausgang gestattet wird. Dies ist der Grundsatz, welcher sowohl beim Wasser, als bei der Luft zu befolgen ist. Leite einen Strom frischer Luft herein, und unter geeigneten Anordnungen wird er reinigen, nicht durch Verdünnung, sondern durch Verdrängung. Das Nämliche sollte geschehen bei der Drainage, und hier würde es ein doppelter Gewinn sein.

Es gibt einen Autor, welcher bei jeder Gelegenheit, gesunden Menschenverstand auf seine wissenschaftlichen Untersuchungen einwirken und dann wieder die Wissenschaft die Eingebungen des natürlichen Verstandes verdrängen läßt. Wir meinen Dr. Arnott. Seine Theorien über die Luftreinigung, auf welche wir eben angespielt haben, sind einfach, jedem verständigen Menschen verständlich, während sie die Merkmale einer jeden wissenschaftlichen Prüfung an sich tragen. Seine Methoden, seinen vorgesetzten Gegenstand zu erreichen, nehmen an dem nämlichen Vortheil Antheil: das Sinnreiche derselben besteht gerade in ihrer Einfachheit. Ein Brief, welchen er kürzlich veröffentlicht hat, und der kaum eine Kolumme in der Times einnimmt, enthält Alles, was über die Luftreinigung wissenswerth ist; und ein anderer kurzer Aufsatz von ihm in einer der vor uns liegenden Schriften [1]) wendet die Grundsätze über diesen Gegenstand auf Schiffe an. Wenn man die großen Ausgaben, oder vielmehr die Verschwendung des öffentlichen Geldes, das auf Dr. Reid's Versuche, die Parlamentshäuser mit frischer Luft und mit Wärme zu versehen, verwendet wurde, betrachtet; wenn man von den Summen hört, die bei dem Versuchen der verschiedenen Methoden in Kasernen, Spitälern, Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden aufgegangen sind, so ist man in der That versucht auszurufen, die moderne Wissenschaft sei, wenn sie mit klaren und gewöhnlichen Dingen in Berührung kommt, nicht viel mehr, als Empirie, um keinen bezeichnenderen Ausdruck — Aufschneiderei — zu gebrauchen. Thatsache ist, daß solche Experimente

1) Bericht über die Quarantäne, S. 144.

und neue Methoden auf keinem Prinzip beruhen, sei es, was es für eins wolle, und im Allgemeinen Bequemlichkeiten und Vortheile, die unverträglich sind, zu vereinigen suchen. Die Wissenschaft sagt uns mit der größten Wahrheit, das animalische Leben werde auf Kosten dessen, was für dasselbe selbst nothwendig sei, erhalten. Wenn wir bloß essen würden, und nichts thäten, um Nahrung zu erzeugen, oder wenn die Natur nicht diese Pflicht selbst in die Hand nähme, so würden wir natürlich Hunger sterben. Und ebenso raubt jeder Athem der Luft einen Theil des Bestandtheils, welcher zu der das Leben erhaltenden Respiration nothwendig ist, und belädt sie mit einer Quantität verderblichen Stoffes. Es ist demnach klar, daß, wenn dieser Prozeß auf die nämliche Masse der Atmosphäre immer wiederholt wird, diese nach und nach zum Leben untauglich und endlich ein vollkommenes Gift wird. Ein Anderer athmet davon und sie tödtet ihn. Wenn deßhalb eine Anzahl Menschen versammelt ist, wie bei einem Meeting der protestantischen Gesellschaft in Exeter Hall, wobei Alle in wüthendem Grade ausathmen, und zwar je härter der Papismus mitgenommen und je lauter sie gegen Maynooth schreien, so denken diese guten Herrn wenig daran, auf wie vielerlei Art sie die sie umgebende Luft verderben und einander vergiften. Unter anderen Arten ist dies eine, daß eine Anzahl Personen aus ein und demselben Theil der Atmosphäre den Sauerstoff auspumpt, und natürlich je mehr Pumpen, desto rascher die Erschöpfung. Sie gehen deßhalb mit argem Kopfweh und verringertem Appetit nach Hause, unfähig, zu unterscheiden, ob diese Uebelstände von Mr. Stentor's Reden, ihrem eigenen Heer-Geschrei oder der Enge des Raumes herkommen. Dieser letzte und fast instinktmäßige Ausdruck trifft zugleich das Heilmittel. Der Raum muß irgendwo geöffnet werden, und hier beginnt die Theorie oder Praxis der Luftreinigung. Ihr öffnet ein Fenster, allein der Kahlkopf eines älteren Mannes darneben sagt ihm und er sagt es der Versammlung, daß kalte Luft thatsächlich in so großer und anhaltender Menge wirklich auf seinen Kopf regnet, daß sie der verdorbenen Luft jeden Ausgang völlig versperren muß. Es ist wie ein Menschenhaufe, der in ein Gebäude stürzt und es den Anderen unmöglich macht, herauszukommen. Beide zwängen sich in einander, und so verdünnt die gute Luft höchstens die schlechte; aber in Wirklichkeit gehorcht sie einem gewissen Gesetze der Strömungen, und plagt Dutzende von Leuten, welche verlangen, daß das Fenster geschlossen werde, oder

sie werden unfehlbar frieren. Und so hat man die Wahl zwischen Erstickung und Rheumatismus. Ein Engländer hat einen instinktmäßigen Abscheu vor Zügen, d. h. Luftzügen; und er dringt auf folgenden Grundlagen darauf, eine Luftreinigung zu haben. Erstens, die verdorbene Luft muß aus dem Zimmer geschafft werden. Zweitens, man darf nicht fühlen oder wissen, daß frische Luft hereinkommt. Drittens, das Zimmer darf durch den Einfluß der äußeren Luft nicht kalt werden. All' dies zu bewirken, war der Gegenstand der kostspieligen Experimente, auf die wir angespielt haben; und die Mühe hat sich als vergebens herausgestellt; Dr. Arnott hat wirksame Methoden in den Bereich eines Jeden gebracht. Die ausgeathmete Luft erhebt sich nothwendig zu dem Giebel des Zimmers und kann bloß hier seinen Ausgang finden. Durch seinen Ventilator hat sie einen Ausgang in den Kamin, wo die verderbliche Atmosphäre, da der natürliche Zug gegen außen, nicht wie beim Fenster gegen innen, geht, einen Ausgang findet. Wenn dies der Fall ist, so ist die Quantität Luft, welche ihren Weg durch Thüren und Fenster findet, hinreichend, um einen Strom herzustellen, dessen Lauf nicht mehr ganz gegen den Kamin zu geht, sondern wo die Luft im Zimmer nachgibt, weil sie einen Ausgang hat. Und da die verdünnte Luft die obere Schichte bildet, so wird sie durch den elastischen Druck von unten sehr leicht vorwärts gedrängt und hinausgetrieben.

Allein Dr. Arnott's einfache Erfindung bleibt hier nicht stehen. Wo viele Athmende versammelt sind, wie in einer Kirche, einer Schule oder einer Werkstätte, wird das Eindringen frischer Luft zu der Konsumtion in keinem Verhältniß stehen, und ein künstlicher Antrieb ist nothwendig. Dies bewirkte er durch eine Pumpe; die leichtere und einfachere von zweien ist die Schwingpumpe, eine einfache Maschine, welche vom Futteralmacher um 30 Schillinge gemacht werden kann. Ein Knabe kann sie in Bewegung setzen und die verdorbene Luft auspumpen, für welche natürlich eine gleiche Quantität frischer Luft nothwendig ersetzt wird. Ferner, wo es wünschenswerth ist, eine gleiche Temperatur zu haben, wie im Brompton Consumption Hospital und in Kasernen, wo Feuer unzulässig ist, treibt die von Dampf in Bewegung gesetzte Pumpe genau die bestimmte Quantität frischer Luft, welche von den Bewohnern des Platzes gefordert wird, hinein, aber zugleich gleichmäßig erwärmt, indem sie zuerst zwischen hohlen kupfernen Platten oder Blättchen, die mit heißem Wasser angefüllt sind, durchgeht.

Und so sind Luftreinigung und Wärme durch die einfachsten Mittel und ohne großen Aufwand mit einander vereinigt.

Dieses Problem der Bequemlichkeit ist sehr schwer zu lösen. Wir wünschen zu bewirken, daß die Gesetze der Natur sich unseren Bequemlichkeiten fügen. Wir bestehen darauf, daß jedes Ding vollkommen gemacht werde; jedes Fenster muß luftdicht, jede Thüre hermetisch verschlossen und vielleicht doppelt sein, eine Reihe von Vorposten in der Gestalt von Thüren am Ende jedes Ganges schützen unsere Gemächer vor dem Eindringen eines Hauchs der äußeren Luft, selbst wenn die auf die Straße führende Thür offen ist; jeder Winkel und jeder Spalt wird durchsucht, und jede Ritze wird verkittet und überkleistert, wenn wir durch dieselben einen Zug empfinden, und dann beklagen wir uns, unser Kamin rauche und unser Zimmer sei so dicht verschlossen. Selbst die Wohnung des Königthums ist von diesem Fluche rauchender Kamine nicht ausgenommen, weil jedes Ding zu gut gemacht wurde; und man fand es für nöthig, um diesem Uebel abzuhelfen, Züge zuzulassen. Mit all' unserer Wissenschaft, oder vielmehr mit zu viel Wissenschaft haben wir noch kein Mittel gegen diese einheimischste aller Plagen gelernt. Jahr für Jahr werdet ihr in der polytechnischen Schule eines oder vielleicht mehrere Modelle von Kaminklappen sehen, welche das Rauchen unfehlbar verhindern. Es ist etwas darauf geschrieben, eine ohne Zweifel höchst wissenschaftliche und auf gesunde Prinzipien gestützte Theorie enthaltend und beweisend, warum jeder andere Entwurf fehlgeschlagen sei und dieser glücken müsse. Dann kommt das Experiment mit einer von Rauch erfüllten Puppenschachtel, welche durch den Kamin wunderbar gereinigt wird. Und doch bleibt unglücklicher Weise das wirkliche Uebel unvermindert, und die schöne Theorie schlägt in der Praxis vollständig fehl. Dies ist nun unseres Dafürhaltens wieder die Folge des nämlichen Fehlers, daß wir es nämlich dahin zu bringen wünschen, daß die allgemeine Ordnung der Natur unserer häuslichen nachgeben. Sie hat in großem Maßstabe Gesetze gegeben und die bis jetzt geheimnißvollen und fast verborgenen Gesetze der Strömungen gemacht, um die größten und erhabensten Erscheinungen ihres Reiches zu leiten — der Sturm, der Orkan, der Wirbelwind, der Samum, der Passatwind, der Landwind und der poetische Zephyr sind eben so viele Resultate und Exponenten ihrer Gesetze, eben so viele Data, nach welchen ihre Theorie zu konstruiren ist. Allein wir erwarten, sie sollen alle dem höheren Ge-

setze der Bequemlichkeit gehorchen; wir bestehen darauf, unsere Rauchfänge und Kamine nach gewissen Moden und Regeln der Architektur oder in Uebereinstimmung mit gewissen Ideen der Geschicklichkeit anzulegen, und dann bestehen wir darauf, Mutter Natur solle auf unsere Ansichten eingehen und sich nicht anmaßen, ihre Anordnungen im Gegensatze zu den unsrigen zu erlassen. Einer beklagt sich über den garstigen Ostwind, weil er immer seinen Kamin rauchen mache; ein Anderer kann nicht verstehen, warum der Nordwind in sein Ankleidezimmer immer einen Zug gegen unten mit seinen schwärzenden Folgen ausübt.

Wir wollen nun erwägen, wie wir es anfangen, zuerst die Winde herauszufordern um dann den Kampf mit ihnen zu versuchen. Eines der ersten Dinge, um die ein moderner Baumeister sich kümmern muß, ist, wie er seine Kamine anlegt. Blicke auf den Giebel einer unvollendeten Reihe londoner Häuser; du siehst sie vollständig mit weißen Linien von der Spitze bis zum Boden angestrichen, wobei diese Linien jede Art von Kurven und Krümmungen bilden und zwei stets parallel laufen. Dies sind die Kanäle aller Kamine des nächsten Hauses, die Wege sind vorgezeichnet, durch welche sich die Ströme Rauchs ergießen sollen, bis sie sich in ihr ursprüngliches Element, den darüberliegenden Nebel-Ocean, entladen. Hier liegt die Wissenschaft des Baumeisters. Sie besteht nicht darin, darauf zu sehen, wie die natürlichen Gesetze der in Bewegung sich befindenden Luft wirken werden, und wie unter allen und jedem gegebenen Umstande die Kamine Zug haben werden, dies ist nicht seine Sache. Alles, worauf er zu denken hat, ist, wie er mit Recht oder Unrecht sämmtliche Rauchfänge in eine Wand und die Mündung eines jeden in die gleiche Linie der Kaminkappen, die zwischen zwei Dächern vorn und hinten hinlaufen müssen, bringen kann. Oder wenn das Haus ein viereckiges, getrenntes Gebäude ist, so besteht wahrscheinlich der Eigenthümer darauf, daß bloß in der Mitte eine Reihe Schornsteine sein soll; und die Rauchfänge werden oft um drei Seiten eines Zimmers herumgeführt, um sie in den rechten Kanal zu leiten. Frage den Baumeister, ob es nicht rauchen wird? Das ist nicht seine Sache, er hat bloß auf die Nettigkeit des Gebäudes zu sehen; der entstellende Prozeß, welcher folgt, gehört nicht in seinen ersten Vertrag. Es wird Stoff für eine künftige Bill sein. Es ergötzt uns hie und da, die Art der Vegetation oder des Wachsthums zu sehen, welcher diese Anhängsel der Häuser unfehlbar

unterworfen sind. Eine der ersten Kundgebungen, welche eines dieser neuen terrassenförmigen Häuser von sich gibt, besteht darin, daß man auf der Spitze von zwei oder drei der ursprünglichen Kamine eine weitere Kaminkappe sieht. Wenn einmal dieser erste Sprosse zur Erscheinung gekommen ist, so findet ein schnelles Wachsthum Statt. Bald sieht man eine lange Röhre sich hervorstrecken; diese streckt dann horizontale Arme an ihrem Ende aus, die ohne Kopf eine Art von rußigen Vogelscheuchen sind, die sich im Winde drehen. Dann machen diese Arme Ellenbogen und senden Schößlinge aus. Zunächst kommt vielleicht ein Kopf mit einer Art Visir, der sich bei jedem Windstoß sehr heftig und zornig herumschwingt, wie ein wunderlicher fahrender Ritter in seiner Rüstung (eine Figur, die eine sehr elegante Kaminröhre sein würde); und dann ist vielleicht das Ganze, immer weiter in die Höhe steigend, mit Hut und Feder, oder mit einem Pfeil oder einer Fahne gekrönt, gleichsam um dem Werke der modernen Bauwissenschaft ein Ende zu setzen. Jeder, der durch die Straßen Londons geht, oder vielmehr auf einer Eisenbahn über sie wegfährt, wird über die sinnreiche Mannigfaltigkeit dieser Erfindungen erstaunt sein. Jede denkbare Neigung, Verflechtung, Krümmung, Knoten und Fugen, jedes begreifliche Kopfstück, jede mögliche Stellung für den Ausgang des Rauches, jede unnatürliche Hinneigung zu und Abweichung von der perpendikulären Stellung wird man in dieser abgeschmackten Art, ein systematisch fortgepflanztes Uebel zu heilen, finden; bis selbst der alte Telegraph und seine prahlerischen Bewegungen mit ihren seltsamen Stellungen nicht mehr rivalisiren könnten. Als nun der Architekt den Riß des Hauses entwarf, und der Bauführer es errichtete, und der Eigenthümer es einnahm, waren alle vollkommen überzeugt, daß es dahin kommen mußte; sie wußten, daß diese häßlichen Auswüchse nothwendig entspringen werden und müssen. Allein sie waren nothwendige Konsequenzen eines Systems, der als untrüglich eingeführten Methode gleicher Kamine; Läden und Waarenhäuser erwarteten die kommende und sichere Krisis; sie waren angefüllt mit diesen phantastischen Gestalten, die alle bereit lagen, um auf den Hausgiebel erhöht zu werden. Es ist nicht ein Zufall beim Hausbauen, daß sie sich hieher versteigen; es ist eine vorausgesehene und berechnete Thatsache. Es ist ein Theil der architektonischen Wissenschaft, den wirklichen Zweck eines Kamins, den Rauch auszuführen,

gänzlich zu übersehen, wenn sie nur den Entwurf eines hübschen symmetrischen Gebäudes ausführen.

Im Ausland nun sind die Leute nicht so wissenschaftlich geworden, und folglich sind sie auch nicht so sehr mit rauchenden Kaminen geplagt. Auch die alten Architekten des Mittelalters und des Renaissance-Styls wichen nicht sehr von der Methode ab, einen großen Zusammenfluß von Rauch zu erzeugen. Wenn zufällig zwei oder drei Rauchfänge nahe bei einander waren, so gruppirten sie ihre langen und eleganten Kamine zusammen. Wenn dies nicht der Fall war, so ließen sie dieselben gerade aufwärts gehen und jeden ganz unabhängig für sich rauchen. Sie hatten nicht nöthig, sich in ihren alten Tagen wegen Mangels an Zug, um den Rauch in ihre weiten Kamine aufsteigen zu lassen, zu ängstigen. Die große Halle, in welcher das Feuer brannte und die sich oft gerade zu in's Freie öffnete, und die massiven eichenen Planken und eisernen Bänder ihrer Thür, die in die steinernen Thürpfosten befestigt waren, gestatteten keinen absolut verschlossenen Raum. Die Fensterbeschläge zumal erlaubten der frischen Luft einen ziemlich freien Eingang. Aber wenn das aufgeschichtete Holz Funken sprühte und knisterte, und die Flamme zum Kamin aufloderte, erleuchtete sie die strahlenden Gesichter der Männer, die vergnügt waren in ihren guten ledernen Kollern, vielleicht mit über den Kopf gehenden Kapuzen, das beste Schutzmittel gegen Zug, und der Damen, die dicht in züchtige halbwollene selbstgesponnene feste Zeuge gehüllt waren. Sie hatten über diese häuslichen Anordnungen die Ansicht des gesunden Menschenverstandes; sie maßten sich nicht an, die Theorie der atmosphärischen Strömungen zu kennen, und deßhalb unterwarfen sie sich denselben. Sie schlugen den geraden Weg ein; sie entsandten ihren Rauch auf dem kürzesten Wege und ihr gutes Glück wollte, daß es der rechte war; sie hatten ein größeres Feuer und weniger Rauch, weil sie nicht allzusehr besorgt waren, die Luft auszuschließen, und sie schützten sich gegen den schädlichen Einfluß derselben durch eine dichte Kleidung. Sie lebten als ein fröhliches Geschlecht, sie erreichten ein schönes Alter ohne viel Influenza und viel Physik; und wir glauben, ihre Unbequemlichkeiten waren nicht größer, als die unsrigen, obgleich sie so wenig von Wissenschaft wußten.

Was wir so eben gesagt haben, bringt einen anderen Zweig der modernen Wissenschaft vor uns, welcher, wie wir fürchten, leicht mehr unsere persönlichen, als unsere häuslichen Interessen berühren mag.

Wir hoffen, der Tag möge noch weit entfernt sein, wo der Mensch einer durchaus wissenschaftlichen Behandlung unterworfen sein wird. Und doch sehen wir Symptome von der Annäherung eines solchen Planes. Es gab eine Zeit, in der man annahm, der Mensch, das Thier, bestehe aus gewissen sichtbaren, theils festen, theils flüssigen Substanzen, welche gewisse bestimmte Formen annahmen und deutliche Funktionen verrichteten. Unsere alten Physiologen begnügten sich, seinen Körper als aus Knochen, Knorpeln, Haut, Muskeln u. s. w. zusammengesetzt und als Blut, Galle, Lymphen und andere Flüssigkeiten und Säfte enthaltend zu betrachten. Er lebte unter dieser Theorie außerordentlich gut und starb zu seiner Zeit, nach den ihr angemessenen Regeln, mit Arzeneien versorgt und von Aerzten behandelt. Allein nach und nach wurde er genauer studirt, und die Wissenschaft begann ihn zu analysiren, statt zu anatomisiren; statt zu erforschen, was in ihm herausgehauen werden könnte, wurde untersucht, was aus ihm herausgesotten werden könnte. Man machte die Entdeckung, dieser sein verwickelter Körper bestehe bloß aus drei organischen Substanzen, Gallerte, Faserstoff und Eiweiß. Und als wäre er nicht schon hinlänglich herabgebracht worden, so bewies man, er sei bloß eine Sammlung von chemischen Stoffen, und man zeigte, daß diese drei Bestandtheile nichts weiter als drei Gase sind, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, die mit einem winzig festen Stoff, dem Kohlenstoff, verbunden sind. So wahr ist es, daß, wenn diese unsere sterbliche Gestalt aufgelöst ist, und alle gasigen Theile in die dünne Luft sich verflüchtigt haben, buchstäblich bloß Asche zurückbleibt — Staub und Asche! Diese Entdeckungen sind äußerst interessant und sehr wichtig; allein wir gestehen, daß wir befürchten, sie möchten zu sehr die Grundlage der „Behandlung" in krankem und gesundem Zustande werden. So wahr immer die Theorie ist und Niemand daran zweifeln kann, so würden wir doch fast ebenso sehr, als vor einer Rückkehr zur alten Theorie von den Feuchtigkeiten, davor zurückschrecken, die arme Menschheit auf der Grundlage der Bestandtheile, aus denen sie zusammengesetzt ist, behandelt, und ihre Arzneien oder Speisen nach dem Grundsatz, unter seinen einfachen Bestandtheilen ein geeignetes Gleichgewicht herzustellen, angeordnet zu sehen. Der natürliche Menschenverstand würde einer solchen Wissenschaft entgegen sein. Bei dem ersten Ausbruch der Cholera entschieden sich einige Theoretiker dahin, die Unordnung sei aus einem Mangel an einem der Bestandtheile des

Blutes entstanden, und man schlug nun den geraden Weg ein, diesen Bestandtheil dem Blutumlauf mitzutheilen. Nun nimmt die Natur nie reine Substanzen auf, sondern sie zieht es vor, sie nach ihrer eigenen Art und Weise zu bearbeiten. Es ist im Blute Eisen; aber Niemand nimmt an, die Anwendung kalten Stahls an die Poren des Gesichtes jedes Morgens oder die gelegenheitliche Handhabung des Schüreisens unter Tags übe den geringsten Einfluß auf die Anwendung dieses Metalls durch das System aus. Sowohl in den Goldregionen des Westens, als in den Sandwüsten Afrika's werden unsere Venen ihre Färbung finden, obgleich der Bergmann auf dem ganzen Kontinent keine einzige Ader jenes Metalls finden wird. Und unser kleiner „Kosmos" geht darauf aus, in den Gliedern des Gichtischen aus Portwein und starkgewürzten Fleischspeisen ohne die Hülfe von londoner Milch seine Kreideformation zu bilden; denn wie wir glauben, stimmen die Geologen darin überein, daß das „Bassin von London" eine beträchtliche Kreideniederlage enthält. Die Natur hat somit ihren eigenen weitläufigen Weg, zu erhalten, was sie braucht, und hat es nicht gerne, wenn ihr Gewalt angethan wird. Wir müssen ihr das Mehl nicht zugerichtet und gesiebt geben; sie wird lieber das Korn wollen und dieses in ihrer eigenen Mühle mahlen und nach ihren eigenen Prozessen in das umarbeiten, was sie braucht. Während demnach in physiologischen und medicinischen Bestrebungen eine Tendenz herrscht, mit ihren Kräften zu vertraut umzugehen und zu versuchen, ihre Operationen zu hemmen, so können wir bloß fürchten, dies werde zu kühnen Systemen und gefährlichen Resultaten führen. Der gesunde Menschenverstand würde anrathen, der große Zweck aller ärztlichen Behandlung und aller medicinischen Forschungen solle der sein, durch die eine die Kräfte der Natur anzuregen, und durch die anderen zu entdecken, wie dies geschehen könne. Ihre eigenen Anstrengungen, ihren normalen Zustand zu behalten oder wieder zu bekommen, zu unterstützen und zu regeln ist der richtige, verständige und edelste Zweck der wahren Wissenschaft.

In vielen Punkten können wir uns aufrichtig über den Triumph des gesunden Menschenverstandes über falsche Wissenschaft gratuliren, und auf keinem Gebiete mehr, als in diesen Bestrebungen. Warum sehen wir jetzt so wenig verkrüppelte und krumme Glieder, so wenig mißgestaltete Körper im Vergleich mit dem, was sonst der Fall war. Ohne Zweifel, weil wir alle wissenschaftlichen Arten, die Kinder ein-

zuwickeln, zusammenzuschnüren und zu binden, verlassen haben; wir haben gelernt, sie bis zu einem gewissen Alter als „edle Wilde" mit freien Gliedern und häufigen Anwendungen kalter Luft und kalten Wassers aufwachsen zu lassen; mit anderen Worten, es wurde dem Mutterwitz, der instinktmäßiger Menschenverstand ist, gestattet, die Stelle gelehrter Theorien einzunehmen. Unsere Voreltern pflegten eine periodische Aderlässe für ganz unumgänglich nothwendig für die Gesundheit zu halten; es wurde höchst wissenschaftlich bewiesen, daß sie für dieselbe wesentlich sei. Der gesunde Menschenverstand hat das Uebergewicht erhalten; und die Lanzette ist Tausenden kaum bekannt, außer als der Titel einer Zeitung oder eine Ankündigung neuer Rasirmesser. Der nämliche gesunde Verstand hat uns in anderen Dingen geleitet, namentlich in der Kleidung, wenn auch bis jetzt nicht in der Ausdehnung, wie es sein sollte. Die Bewegung hat indessen ihren richtigen Weg eingeschlagen, nämlich gegen das Freie und Leichte. Die Arterien werden von Jahr zu Jahr weniger gepreßt, die Gelenke weniger umwickelt, der Körper weniger eingeengt, die Poren weniger verschlossen, der Hals weniger gewürgt und der Kopf weniger eingebunden. Selbst der Hut und die Perrücken werden mit lüftenden Apparaten versehen; so daß die zwei unnatürlichsten aller äußeren Kleidungsstücke verhältnißmäßig unschädlich werden. Wir wollen indessen unsere unverarbeiteten Bemerkungen zu Ende bringen.

Das Jahr, welches eben seinem Schlusse nahe ist, ist ein merkwürdiges für uns und das Jahrhundert, welches uns bloß noch eines — das Jubeljahr — läßt, um seine erste Hälfte mit besseren Vorbedeutungen für die zweite Hälfte zu schließen, als wir gegenwärtig um uns sehen. Es scheint, als sei das gegenwärtige Jahr gesandt worden, um unseren Stolz zu demüthigen, unsere Fertigkeiten zu verhöhnen und unsere Wissenschaft zu verwirren. Es hat den Hochgeborenen und den Feinerzogenen mit Gedanken, mit Tönen und Gesichten bekannt gemacht, vor denen sie zuvor mit Abscheu zurückgeschreckt sein würden. Während seines Laufs wurden die Sterblichkeitslisten jeden Morgen mit zitternder Hand ergriffen; die Zahl der am vorigen Tage Gestorbenen wurde gezählt und mit der Zahl der vorhergehenden Tage zusammengehalten; der Katalog ekelhafter Krankheiten wurde durchsucht und analysirt. Man bekümmerte sich etwas darum, wie viel Arme starben, und sehnte sich darnach, in dieser Fluth der Sterblichkeit die Ebbe eintreten zu sehen; denn die Bran-

dung schlug selbst an das Thor der Reichen und donnerte gegen die Dämme, welche Reichthum zwischen sich und den Uebeln der Armuth aufgerichtet hatte. Die Erde schien vor uns zu gähren und ihre unheiligen Mysterien zu enthüllen. Wir wurden an der Hand durch ihre dunklen Gänge geführt und gelehrt, jedes verderbliche Ding, das durch sie langsam zu dem vergifteten Bette des Flusses hinab kriecht und schwimmt, zu bemerken und zu bezeichnen. Man hat uns gesprochen von der dampfenden Pest, die von der Oberfläche dieser unterirdischen Ströme ausdünstet, und man hat uns Vorlesungen gehalten über die gefährlichen Stoffe, aus denen sie besteht, bis wir glaubten, wir leben über einer Mine, die bereits geladen sei und bloß ein Signal erwarte, um zu explodiren und alle lebenden Dinge unvermeidlich zu vernichten und zu zerstreuen. Wir haben die Gräber von dem Leben der Verderbniß schwellen und sich winden gesehen, als lägen sie in den Geburtswehen einer neuen Seuche; wir haben gesehen, wie der schwarze Boden von der Seite des Kirchhofs in die Wohnungen der Armen abfließt, wie seine flüssigen Theile in ihre Brunnen tröpfeln, wie sich sein feiner Dunst durch ihre Fenster stiehlt, und wie sich Grab um Grab öffnet und der erst Gestorbene in die Umarmung einer reifen und üppigen Verwesung fällt, die durch den offenen Ausgang zur Erde aufdampft. Und durch all' dies ekelhafte Erdreich, durch diesen Unrath und Auswurf der tödtlichen Dinge der Erde laufen glitzernde Adern flüssigen Metalls, als entrännen sie der Beute des Todes. Und als was zeigen sie sich? Nicht als Gold von denjenigen, welche mit einer Hand den Sand der paktolischen Ströme Kaliforniens waschen und mit der andern Hand den gezückten Stahl halten, welche aber ein kühnerer Jäger nach Gold mit der Büchse überrascht, so daß das Metall selbst in ihren Poren sich eingewühlt. Nicht als Silber von dem Plünderer der Tempel und Heiligthümer, den menschliche oder göttliche Rache im Süden erreicht hat, und der wie Achan von seinem schlecht gewonnenen Reichthum umringt zu Grunde ging und verzehrt wurde. Nein: es ist das giftige Metall von den Körpern der Kinder, welche ihre Mütter erschlagen haben, der Gatten, welche ihre Weiber kalt gemordet haben; welches selbst das Grab in seiner Verwesung zurückbehalten hat, indem es Alles zerstört bis auf den Zerstörer, indem es das Opfer verzehrt, aber das Zeugniß für die schnöde That fest hält. Solches hat das weise, philosophische England in diesem Jahre in reichlichem Ueberfluß

den staunenden Nationen enthüllt. Und was ist aus einem solchen Boden erwachsen und erblüht? Der Galgen, beladener mit Früchten lasterhafter, irreligiöser Zeiten, als je zuvor; mit ergiebiger Zunahme der Schlechtigkeit, mit verzweifelteren gröberen Verbrechen, als je eine Nation gesehen hat. Und um seinen Fuß tanzte unsere Bevölkerung, wie bei einer Orgie, und machte sich lustig über seine Lehren. Wir haben demnach sicherlich Vieles zu thun, Vieles zu verbessern, was wissenschaftliche Belehrung nicht bewirken wird. Wir haben dem Volke moralische Belehrung, moralische Erziehung zu geben, was wir zu vergessen in Gefahr waren, während wir es mit weltlicheren und philosophischen Gedanken zufrieden stellten.

Möge die übrige Hälfte des Jahrhunderts in diesem ersten Streben so glücklich sein, wie es die vergangene in dem zweiten war; und möge so in der großen Sache des gesunden Menschenverstandes und der Wissenschaft ein richtiges Gleichgewicht hergestellt und eine genügende Entscheidung gefällt werden.

Inhaltsverzeichniß des dritten Bandes.

	Seite
Spanien	3
Papst Bonifaz VIII.	137
Die heilige Elisabeth von Ungarn	191
Kurzer Bericht über das im Jahre 1166 zu Konstantinopel abgehaltene Konzil	215
Ueber die Schriften des heil. Ephrem	231
Bericht über eine neulich entdeckte christliche Inschrift	241
Bemerkungen zu Lady Morgan's Angaben über den Stuhl des hl. Petrus	257
Das römische Forum	283
Christliche Kunst	303
Spanische und englische Nationalkunst	337
Oberflächliches Reisen	377
Italienische Wegweiser und Reisende	395
Die Religion in Italien	433
Italienische Gestikulation	455
Früheste italienische Akademien	477
Natürlicher Menschenverstand gegen Wissenschaft	499

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutinger, Dr. M., **Geschichte** der **Philosophie.** Ir Bd. Geschichte der griechischen Philosophie. 1te u. 2te Abtheilung. Die griechische Philosophie von ihren Anfängen bis zu ihrem Abschluss. (2 Bde.) gr. 8. geh. 7 fl. od. 4 Thlr. 11¼ sgr.

Gueranger, P., **Geschichte** der **Liturgie.** Aus dem Französ. übersetzt von Dr. J. Fluck. 1r Thl. Die Geschichte der Liturgie von Christus bis zum Ende des 16. Jahrhunderts enth. gr. 8. geh. 3 fl. od. 1 5/6 Thlr.

„Zur Rechtfertigung — sagt der Herausgeber in der Vorrede — wird wohl der einzige Umstand schon hinreichen, daß es bis zu diesem Augenblicke in der deutschen theologischen Literatur an einer vollständigen Geschichte des katholischen Kultus fehle. Ich schmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß ich mit der Uebersetzung des von kompetenten Richtern sehr hochgeschätzten Gueranger'schen Werkes eine nicht unbedeutende Lücke jener Literatur wenigstens einigermaßen ausfüllen werde. Hier folgt einstweilen der erste Theil jener Geschichte. Der zweite, welcher die Geschichte der Liturgie bis auf unsere Zeit fortsetzt, wird bald nachfolgen."

Hildegard, der heiligen, **Leben** und **Schriften.** Zum ersten Male verdeutscht und herausgegeben von L. Clarus. 2 Bde. gr. 8. geh. 3 fl. 30 kr. od. 2¼ Thlr.

Vorstehendes Werk enthält: das Leben der heil. Hildegard. Ihr Briefwechsel. Das Leben des heil. Disibodus und des heil. Rupert, Herzogs von Bingen.

Rampon d. G. J., **Untersuchungen** über die **katholische Lehre** des **Conciliums** von **Trient,** als Mittel zur Wiedervereinigung aller christlichen Bekenntnisse. Aus dem Französ. 2 Bde. gr. 8. geh. 3 fl. 30 kr. od. 2¼ Thlr.

Die dem Werke beigegebene Approbation des hochw. Bischofes von Lausanne sagt: „Ich habe das Werk sorgfältig durchgegangen und die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht nur unter den Katholiken, sondern auch unter den Protestanten, welche aufrichtigen Herzens die Wahrheit suchen, sehr viel Gutes stiften kann. Ich wünsche daher, daß es unter den meinem Hirtenamte anvertrauten Seelen verbreitet werde, auf daß sie alle es lesen und zum Gegenstande ihres Nachdenkens machen können."

Remusat, C. v., **St. Anselmus** von **Canterbury.** Ein Gemälde des Mönchslebens und des Kampfes der geistlichen Macht mit der weltlichen im 11. Jahrhundert. Aus dem Französ. von Dr. C. Wurzbach. gr. 8. geh. 2 fl. 24 kr. od. 1¼ Thlr.

Der Verfasser wählte keinen neuen aber den besten Stoff um eine neue Arbeit zu liefern, die überall das Merkmal seines tüchtigen Forschergeistes an sich trägt. Auf gründlich geprüfte Quellen des Mittelalters sich stützend, die Literatur seines Gegenstandes nicht den Titeln nach, sondern in ihrem ganzen Gehalte kennend wußte er mit der Beredsamkeit der neuern Geschichtschreibung den Zauber der einfachen schlichten Chronik zu verbinden und lieferte eine schätzenswerthe Arbeit, daß sie auch dem deutschen Publikum vorgeführt zu werden verdiente.

Schegg, P., Geschichte der letzten **Propheten.** Ein Beitrag zur Geschichte der biblischen Offenbarung. 2 Abtheilungen. gr. 8. geh. 2 fl. 42 kr. od. 1 5/6 Thlr.